


HARVARD COLLEGE
LIBRARY



Weltgeschichte

in

Umrissen und Ausführungen.

Erster Band.

Weltgeschichte

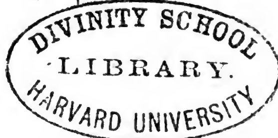
in

Umrissen und Ausführungen

von

Dr. Johann Wilhelm Loebell,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn.

Erster Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1846.

Vorrede.

Einer Weltgeschichte in erzählender Form, von einem Umfange, der zwischen compendiarischer Kürze und erschöpfender Ausführlichkeit die Mitte hält, bedarf Niemand weniger als der Gelehrte von Fach. Wo es diesem an eigener Quellenforschung gebricht, nimmt er die besten Bearbeitungen einzelner historischer Gebiete und die Monographien zur Hand. Dadurch erhält jede Weltgeschichte der bezeichneten Art einen mehr oder weniger populären Charakter, welcher nach den Bedürfnissen der zahlreichen außerhalb der Fachgelehrsamkeit stehenden Leserclassen einer so mannigfachen Gestaltung und Ausbildung fähig ist, daß im Angesicht der sich stets erweiternden, verwandelnden, erneuernden Wissenschaft unzählige Versuche diesen Bedürfnissen bald so, bald anders zu genügen, möglich und nothwendig sind. Durch die in Deutschland mit einer

früher kaum geahneten Raschheit wachsenden Theilnahme für alle öffentliche Angelegenheiten, durch die Ueberzeugung, daß das Staats- und das Culturleben im genauesten Zusammenhange und der entschiedensten Wechselwirkung stehen, hat der Trieb, sich über die Entwickelung der Vergangenheit zu belehren, ein festeres Ziel und eine bestimmtere Richtung als in früheren Tagen erhalten, und es kommt wahrlich nicht wenig auf die Art der Nahrung an, welche ihm geboten wird. Darum ist es ein falscher Hochmuth, wenn von den Höhen der Wissenschaft vornehm und stolz auf die Versuche, jene Bedürfnisse zu befriedigen, herabgesehen wird. Vielmehr würde es sehr ersprießlich seyn, wenn die Kenner jüngeren Historikern von Talent Muth und Lust einflößten, sich an Lösungen der gewiß nicht leichten Aufgabe zu wagen. Es wäre dies das beste Mittel, von ihrer Bearbeitung Hände abzuwehren, die sich nur zu oft damit befassen, Leute, die ohne Beruf und Vorbildung, ohne Gelehrsamkeit und Philologie, ohne einen Begriff von Kritik und kritischen Forschungen, keiner Quellen und Hülfsmittel bedürfen, als einiger universalhistorischen Werke Anderer, um ein neues zu bilden.

Die populäre Weltgeschichte soll sich vom Hand- und Lehrbuche durch die größere Ausführlichkeit unterscheiden und durch Ton und Stil. Sie soll sich fern halten von allem rhetorischen Schmuck und Wortschwall,

aber nie vergessen, daß die Geschichte nicht bloß eine Wissenschaft ist, sondern auch den schönen Redekünsten angehört, während dem Lehrbuche eine gewisse Trockenheit gestattet ist. Nichts hat sie weniger zu erstreben, als die Vollständigkeit des Fachwerks, und die gleichmäßige Behandlung alles überlieferten Stoffes, das Gattererſche Ideal einer Universalhistorie, weil nichts der Erreichung ihres Zwecks mehr in den Weg treten würde. Daß durch die Wegwerfung unzähliger Stoffmassen Raum geschafft wird für eine ausgeführte Darstellung des Wissenswürdigsten, ist nur der äußere Grund für die entgegengesetzte Methode; der innere liegt in derselben Nothwendigkeit, aus welcher im perspectivischen Gemälde die Abstufung der Licht- und Farbenstärke entspringt. Wie weit von einer solchen Behandlungsweise Gebrauch zu machen ist, muß sich aus der Beschaffenheit der Gegenstände ergeben, sie muß sich durch sich selbst rechtfertigen; doch habe ich mich schon auf dem Titel gegen den Leser darüber erklären zu müssen geglaubt. Hiernach wird man auch aus einer Berechnung nach dem Stoffe, den dieser erste Band umfaßt, keinen Schluß auf die Zahl der nachfolgenden machen wollen.

Den früher von mir gelieferten mehrfachen Bearbeitungen eines beliebten weltgeschichtlichen Werkes bin ich mir bewußt so vielen treuen Fleiß gewidmet zu haben, wie es nicht häufig bei ursprünglich fremden

Arbeiten geschieht; immer aber war ich dabei von dem, wenn auch noch so sehr erweiterten Plane eines Andern abhängig. Des hier vorliegenden Versuches Absicht ist, um einige nicht unbedeutende Stufen höher zu treten. Ich denke mir ein Publicum von Lesern, welche nicht in den Vorhallen der Geschichte stehen bleiben, sondern die Ergebnisse der heutigen Wissenschaft kennen lernen wollen, sie mögen überdies gelehrte Vorkenntnisse besitzen oder nicht. Denn auch ohne diese kann man dahin gelangen, wenn man nur sich nicht bloß etwas erzählen lassen will, sondern auch denken. Wie die Begebenheiten, die Zustände, alle Erscheinungen in der Geschichte eines Volkes einander bedingen, wie sie mit dem Kreise seiner Anschauungen und Gedanken zusammenhängen, wie sie eine fortgehende, auf- und absteigende Entwickelungsreihe ausmachen, welche Bedeutung die Eigenthümlichkeit des Volkes und seiner Cultur in ihren Beziehungen zur Geistesbildung anderer Völker, zur Weltcultur haben — das Alles, in so fern es ermittelt ist, kann von der Schulsprache entkleidet gesagt werden, und muß gesagt werden, wenn man jenen Zweck nicht verfehlen will.

Wer über das gewöhnliche Maß einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Aeußern der Thatsachen hinaus in die Geschichte eingeführt werden soll, den muß man gleich anfangs zu der Ueberzeugung leiten, daß Vieles in unseren geschichtlichen Kenntnissen nicht

auf sicherer Ueberlieferung, sondern auf Schlüssen des prüfenden und zerlegenden Verstandes beruht, daß also die Abweichung, der Widerspruch der Ansichten in der Natur der Sache liegt, und zwischen ihnen keineswe-ges immer mit Sicherheit entschieden werden kann. Der denkende Geschichtsfreund wird alsdann den Kampf der Meinungen nicht als ein bloß dem Gelehrten eig-nendes Gebiet betrachten, sondern die Gründe, mit denen bei wichtigen Fragen gestritten wird, in ihrer Allgemeinheit, nach Ausscheidung der gelehrten Einzel-heiten und Nachweisungen, kennen lernen wollen. Die-sem Bedürfnisse habe ich zu entsprechen gesucht, indem ich den nicht leichten Versuch gemacht, die Kritik zu popularisiren. Manche, und zuweilen grade Die, welche am heftigsten verlangen, daß die Scheidewand zwischen Gelehrten und Ungelehrten niedergerissen werde, machen es sich freilich bequemer: sie tragen die ihnen behagenden Meinungen, als ob es außer denselben gar keine anderen gäbe, im Tone des pythischen Gottes vor, während sie doch Diejenigen, die sie mündig machen wollen, durch kein anderes Mittel geistig so erheben könnten, als wenn sie sie anleiteten, mit eigenen Augen zu sehen und selbstthätig zu urtheilen.

Ueberhaupt trägt ein guter Theil der Historiker selbst die Schuld, wenn das Wesen der geschichtlichen Kritik verkannt wird. Einige lassen sich durch die bün-digste Beweisführung nicht bewegen, ihre starre Alt-

gläubigkeit aufzugeben, Andere verkünden die gewagtesten und luftigsten Hypothesen als ausgemachte Wahrheiten, noch Andere schwimmen zwischen beiden Extremen in einem Meere von Zweifeln, stellen neben dem von alten Zeiten her Ueberlieferten, einer Vulgata des geschichtlichen Textes so zu sagen, eine Reihe abweichender Behauptungen hin, und erklären Alles für gleich möglich. Dann wäre freilich die ganze historische Kritik nichts als ein müßiges Spiel des Scharfsinns und Witzes. Der Geschichtschreiber sollte sich immer so gut wie der Philolog der schönen Stufenleiter erinnern, die Wolf in der Vorrede zur Marcelliana aufstellt, indem er vom Kritiker verlangt, daß er wohl zu unterscheiden wisse, was in den Ergebnissen seiner Kunst wahr und sicher, was höchst wahrscheinlich, was annehmbare Vermuthung, was endlich nur zu errathen sei.

Durch diese Vorführung verschiedener Ansichten, die man sonst dem Schulstreit überlassen zu dürfen glaubt, wird der Leser auf zwei andere Punkte von Bedeutung hingeleitet. Der eine betrifft die Geschichte der Meinungen an und für sich. Diese ist ohne Rücksicht auf die aus ihnen zu ermittelnde Wahrheit zuweilen nicht minder wichtig als die Thatsache selbst; wenn die Meinungen nämlich einen großen Einfluß geübt haben, oder wenn auf eine herrschende Vorstellung sich unzählige durch die ganze Litteratur gehende

Anspielungen beziehen, deren Schlüssel dem Leser nicht verloren gehen darf. Darum hat oft auch eine als entschieden irrig erkannte Ansicht Anspruch auf Erwähnung, oder selbst in den Vordergrund gestellt zu werden, wenn das anerkannt classische Ansehen des Urhebers sie mit dem Gegenstande gleichsam hat zusammenwachsen lassen. Daher ich z. B. in der ägyptischen Geschichte geglaubt habe, besser zu thun, wenn ich den Pyramidenkönigen die Stellung ließ, die ihnen Herodot angewiesen hat, und die Berichtigung hinzufügte, als wenn ich umgekehrt die Herodotische Erzählung auf die Ermittelung der Aegyptologen auftrug. — Der zweite Punkt bezieht sich auf die Abhängigkeit unsers Urtheils über einen großen Theil der geschichtlichen Objecte von der Auffassung der Berichterstatter, der abgespiegelten Gegenstände von der mannigfachen Beschaffenheit der Spiegel, die sie zurückwerfen und unserm Auge zuführen, eine Abhängigkeit, der wir uns immer bewußt bleiben müssen.

Nirgends zeigt sich dieses subjective Element, der Gedanke, welcher die Thatsache unbewußt durchdringt und umwandelt, so mächtig und schöpferisch eingreifend als in der mythenbildenden Thätigkeit. Ohne daß man sich das Verhältniß der mythischen Darstellung zu der der Thatsache congruenten klar macht, kann man zu gar keinem Einblicke in die Zustände und Anschauungen der ältesten Vorwelt gelangen.

Darum habe ich dieses Gebiet auf keinen zu engen Raum beschränken wollen, vielmehr getrachtet, den Leser auf den Punkt zu führen, wo er jenes Verhältniß überschauen und zu der Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Mythenerklärung gelangen kann. Freilich muß man über die Deutungen, welche die Grenzen des Euhemerismus verlassen, noch zuweilen die Klage hören, daß sie feste Gestalten verflüchtigen und die Geschichte zerstören. Aber wahrlich, nicht die so Angeschuldigten sind die Unhistorischen, sondern die Kläger, Diejenigen, die lieber Luftspiegelungen für Wirklichkeit halten, als sich um die Erkenntniß der Gegenstände, die ihnen zu Grunde liegen, bemühen wollen. Ich glaube daher auch keiner Inconsequenz beschuldigt werden zu können, wenn ich bei der Geschichte von Personen verweilt habe, denen ich außerhalb der Gedankenwelt kein Daseyn zuschreiben kann. Wenn Herakles und Achill, Romulus und Numa auch nie gelebt haben, so haben sie nichts desto weniger den vollen Anspruch auf eine geschichtliche Existenz, und zwar auf eine doppelte, denn sie bedeuten historische Erscheinungen, und die dichterische Sage hat ihnen in der Erinnerung der Menschen eine unzerstörbare Dauer gegeben.

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Von einem Werke wie das vorliegende wird nicht gefordert, daß es durch fortlaufende Belege die Gewähr für seinen Inhalt gebe. Nichts desto weniger habe ich Citate hinzugefügt mit Rücksicht besonders auf Studirende und jüngere Lehrer der Geschichte, die das Werk gebrauchen möchten, theils um sie, wenn sie von anderen Darstellungen kommen und hier abweichende finden, auf den Ursprung und die Beurkundungen derselben hinzuweisen; theils um sie zu weiteren Nachforschungen zu ermuntern, und ihnen Winke darüber zu geben. Wo es nicht auf eine einzelne Quellenstelle, sondern auf eine Combination aus mehreren ankömmt, habe ich auf die neueren Werke, welche die Stellen und die aus ihnen gezogene Beweisführung enthalten, verwiesen, zuweilen auch nur zur Ersparung des Raumes dasselbe gethan. Längere litterarische und kritische Nachweisungen, hier und da auch zur Vertheidigung einer von den bisherigen verschiedenen Ansicht bestimmt, habe ich am Ende des Bandes zusammengestellt. In ihnen findet wol auch der Kenner, der sonst an solchen Büchern vorübergeht, etwas Brauchbares. Einige derselben hätten wol eben so gut unter dem Texte ihren Platz finden können. Es ist aber schwer, hier eine bestimmte Grenze zu beobachten.

Der Schluß, daß ein Buch von mir nicht gekannt oder gebraucht sei, weil es nicht angeführt ist, wird sich bei der Beschaffenheit und dem Zwecke der

gegebenen Citate von selbst verbieten; daß mir jedoch Nützliches entgangen ist, kann ich kaum bezweifeln. Die Masse der Monographien und Aufsätze in Zeitschriften wächst so an, daß es Dem, der sich nach seinem Berufe nicht auf Einen Haupttheil der Geschichte beschränken kann, nicht mehr möglich ist, von allen nähere Kenntniß zu nehmen. Zwei Bücher sind zu meinem großen Bedauern erst in meine Hände gekommen, als ich den größten Theil der Handschrift abgeschlossen und in die Druckerei gesandt hatte: Bunsens Werk über Aegypten, und der zweite Band von Ewalds israelitischer Geschichte. Ich habe mich begnügen müssen, aus dem erstern eine Uebersicht der darin gegebenen Zeitrechnung in den Erläuterungen nachzutragen. In dem letztern Buche eine und die andere von mir gemachte Bemerkung bestätigt und weiter ausgeführt zu finden, gewährte mir viele Befriedigung. So erhält das S. 230 über die Richterzeit Gesagte seinen Commentar durch Ewalds Schilderung S. 350 fg. Es ist überhaupt sehr zu wünschen, daß dieses Werk nicht bloß von Theologen beachtet und studirt werde.

Bonn, im August 1846.

J. W. Loebell.

Inhalt.

Geschichte des Alterthums.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Der Trieb des Menschen, die Vorzeit kennen zu lernen, wurzelt tief in seiner Natur. Dem ewigen Wechsel der erscheinenden Formen liegt ein dauernder Kern zum Grunde; aber die Geister berühren sich, bedingen sich und wirken auf einander ein vermittelst der Formen, die der Zeit angehören, und diese Formen stehen unter dem Gesetz der Entwickelung. Ueberall umgeben uns ringende und strebende Kräfte, unser Leben wird von ihnen auf das mannigfachste berührt, unser Blick unaufhörlich auf dieses großartigste Schauspiel hingelenkt und von ihm angezogen; wie er aber nur einigermaßen durch die Oberfläche dringen, Gründe und Zusammenhang begreifen will, wird er auf die Entwickelung dieser das Leben bestimmenden Kräfte hingewiesen, auf die Zustände und Formen, durch welche sie gegangen sind, ehe sie zu den gegenwärtigen gelangten. Noch ehe das Nachdenken den Sinn auf diesen in der Vergangenheit fließenden Strom der Erkenntniß geleitet hat, hat der Instinct ihn gefunden. Wenn uns im Leben ein ausgezeichneter, hervorragender Mensch begegnet, fühlen wir die Begierde, sein früheres Leben, die Schicksale, die ihn erzogen, die Bildung, die er empfangen und sich gegeben hat, kennen

zu lernen, um seine ganze Erscheinung erst recht zu begreifen. Was aber von einzelnen Menschen, das gilt von ganzen Völkern in einem um so viel höhern Maße, als ihre Bedeutung größer und wichtiger ist. Wenn wir ihre Entwickelung kennen lernen, dringen wir in ihr inneres Leben und dessen Geheimnisse ein. Da es nun eben Kunde der Entwickelungen ist, was wir unter Geschichte verstehen, so bildet die Völkerentwickelung nach allen ihren Seiten und Beziehungen den Inhalt der Völkergeschichte, Weltgeschichte genannt, wenn die einzelnen Völker als im Zusammenhang stehende und auf einander einwirkende Glieder eines größern Ganzen betrachtet werden. Und nicht nur die Mittel zur Kenntniß aller früheren Entwickelungen und ihrer Gesetze, worin die Schlüssel zu den gegenwärtigen Zuständen liegen, reicht uns die Weltgeschichte dar; sie führt uns zugleich Bilder vergangener Zeiten vor, die an und für sich im hohen Grade befriedigen, weil wir in ihnen Erscheinungen erblicken, die das Gemüth mit Theilnahme, den Geist mit Bewunderung erfüllen, von einer Art, wie sie die Gegenwart, die andere Zwecke verfolgt und der andere Aufgaben gestellt sind, nicht mehr darzubieten vermag.

Dunkel der Anfänge.

Wollen wir nun, jenem Triebe folgend, bis zu den Anfängen des Menschengeschlechts und seines Wohnplatzes, der Erde, zurückdringen, so finden wir uns von Dunkel und Räthseln umgeben. Natur und Geschichte lieben es, die Erzeugung und erste Entfaltung der Dinge zu verhüllen; nirgends ist es schwieriger, sie zu belauschen, als hier. Aber zu allen Zeiten haben diese dunkeln Regionen den menschlichen Geist besonders angezogen; die Ueberlieferungen vieler Völker beginnen mit Schöpfungssagen, unter deren fabelhafter Hülle sich Bruchstücke einer Kunde von älteren Zuständen der Erde erhalten haben können, die aber im Ganzen von den Spielen einer oft mächtigen und kühnen Phantasie erfüllt sind, welche uns nicht in das Innere der Dinge führen, sondern in die Anschauungsweise der Er-

zähler, oder vielmehr ganzer Zeitalter, deren Organe diese Erzähler und Dichter waren. Bewundernswürdig einfach, kernhaft und gediegen, den Schmuck nicht suchend, sondern verschmähend, ist dagegen die Erzählung von der Weltschöpfung, welche die Bibel eröffnet, und Jedem aus dem ersten Religionsunterrichte wohl bekannt ist. In wie fern hier nun die gewünschte sichere Auskunft über die Anfänge der Erde ertheilt wird — diese Frage ist, nach den verschiedenen Ueberzeugungen von der entscheidenden Autorität der heiligen Urkunde überhaupt, sehr verschieden beantwortet worden. Aber es ist nicht bloß der Gegensatz der strenggläubigen und der nichtgläubigen Ansicht, auf den es hier ankommt. Denn daß es in der Absicht der in der Bibel enthaltenen Offenbarung liege, auf solche Fragen der menschlichen Wißbegierde Antwort zu ertheilen, läßt sich bei der stärksten Ueberzeugung von dem ihr in religiösen Dingen gebührenden Ansehen stark bezweifeln; und die mosaische Schöpfungsgeschichte ist so kurz und gedrängt, sie bedarf, um anschauliche Vorstellungen zu gewähren, so vieler Erweiterungen, Vermuthungen und Hypothesen, daß es scheint, ihr Ansehen werde durch die Versuche, sie durch die Ergebnisse der Naturwissenschaft zu bestätigen, mehr geschwächt als gehoben. Denn entweder bedarf sie der Stütze einer solchen Uebereinstimmung überhaupt nicht, oder sie wird mit ihr stehen und fallen, und die Resultate der Naturforschung können durch neue Erfahrungen und Entdeckungen große Veränderungen erleiden, ja in ihr Gegentheil umschlagen; wie denn in Bezug auf eine der hieher gehörigen Hauptfragen die Wissenschaft kürzlich einen solchen theilweisen Umschlag erfahren hat, wie sich gleich zeigen wird.

Die mosaische Schöpfungsgeschichte.

Wenn wir nun fragen, welche Aufschlüsse über die Urwelt uns die Ergebnisse der Beobachtungen und Forschungen der Naturkundigen gewähren, so lautet die Antwort dahin, daß auch durch sie nur auf einzelne Punkte jener dunkeln Region Lichtstrahlen, zuweilen nur sehr

Aufschlüsse der Naturkunde.

ungewisse Streiflichter fallen. Indeß ist auch diese spärliche Erhellung sehr beachtenswerth. Am wenigsten Licht erhalten wir dadurch über die Urzeit des Menschengeschlechts selbst, mehr über die Thierwelt, am meisten über die Erde. In der Verschiedenartigkeit des Gesteins, in seinen Lagerungen und Schichten sehen wir die deutlichsten und entschiedensten Spuren großer Revolutionen, welche die Erde einst erlitten hat, oder vielmehr die Erdrinde, denn das Innere der Erde kennen wir nicht; die Tiefe, bis zu welcher die Menschen gedrungen sind, durchmißt nur eine verhältnißmäßig sehr dünne Schale unsers Planeten.

Mitten unter den Mineralmassen finden sich zahlreiche Abdrücke, Versteinerungen und andere Reste organischer Körper, zum Theil merkwürdig wegen der Schlüsse, zu welchen ihre Fundorte berechtigen, zum Theil als Fragmente einer untergegangenen urweltlichen organischen Schöpfung. Wie wir die Kenntniß vom Leben der classischen Völker des Alterthums, die auf unmittelbarer Anschauung ihrer Kunstwerke, Geräthe, Häuser beruht, zum größten Theil dem Schoße der Erde verdanken, welche sie vor der Vernichtung, die sie auf der Oberfläche erfahren haben würden, bewahrte; so sind auch die Zeugen einer untergegangenen organischen Welt aus der Erde gegraben worden.

Geologische Forschungen und Meinungen. Neptunisten u. Vulcanisten.

Die Geologie, die Wissenschaft, welche die Entstehung und Entwickelung der Erdrinde zu erforschen strebt, verdankt ihre Begründung und Ausbildung der Beobachtung von Thatsachen, welche auch in spätern Zeiten Revolutionen der Erdoberfläche hervorbrachten. Denn der Schluß, daß dieselben Erscheinungen bei der ursprünglichen Bildung thätig gewesen, bietet sich von selbst dar. Diese Erscheinungen, welche man fortwährend an der Veränderung der Erdoberfläche thätig erblickt, lassen sich auf zwei zurückführen, auf die Wirkungen theils großer Wassermassen, theils der feuerspeienden Berge. Je nachdem die Geologen von der erstern oder letztern dieser Wirkungen die Bildung der Erdrinde vorzugsweise ableiteten, hat man

sie Neptunisten oder Vulcanisten genannt. Jene lassen die Gebirge aus dem Niederschlage des Wassers entstehen; nach diesen sind sie aus dem Meeresboden emporgestiegen. Da die Wissenschaft der Geologie oder Geognosie, welchen letztern Namen man ihr in Deutschland in Bezug auf die ihr zum Grunde liegenden Beobachtungen und Thatsachen zu geben pflegt, in ihren Grundansichten erst neuerlich ziemlich umgestaltet worden ist; so werden wir, um für unsern Zweck ihre Hauptresultate in gedrängtester Kürze auszusprechen, wohl thun, uns dem Gange ihrer Entwickelung anzuschließen [1]).

Das Vorkommen von Seemuscheln und Abdrücken von Fischen und andern Meergeschöpfen auf dem festen Lande, ja auf Bergen, zuweilen in solcher Menge, daß der ganze Boden daraus besteht, beweis't, daß sie dort vom Meere abgesetzt sein müssen, und führte schon die Alten auf den Gedanken, daß das Meer einst weit über seine jetzigen Grenzen hinaus gereicht, ja die Oberfläche der Erde ganz bedeckt, und dort mannigfaltige Veränderungen hervorgebracht habe. Es knüpfte sich hieran die Ansicht, daß die ganze Erdbildung vom Wasser herrühre; sie scheint sich besonders in Aegypten, dem Lande, wo die Wirkungen großer Ueberschwemmungen fortwährend zu beobachten sind, entwickelt zu haben. Davon hat man auch die neptunische Vorstellungsweise abgeleitet, welche wir in der Genesis finden, da Moses seine Bildung in Aegypten empfangen hatte. Die Griechen hingegen, deren Wohnplätze den Erdbeben und vulcanischen Ausbrüchen ausgesetzt waren, neigten sich auch mehr vulcanischen Vorstellungen zu, und meinten, ganze Länder könnten eben so gut aus dem Meere erhoben seyn, wie einzelne Inseln, bei welchen diese Entstehungsweise durch die Thätigkeit vulcanischer Kräfte kei-

---

1) Ich folge dabei vornehmlich Fr. Hoffmanns geist- und lichtvoller Geschichte der Geognosie, in dessen hinterlassenen Werken Bd. II. und verweise darauf die weitere Belehrung Suchenden.

nem Zweifel unterworfen ist. Die Natur der in den nächsten Gesichtskreis der Menschen fallenden Erscheinungen hat oft, und nicht blos in der Kindheit der Beobachtungen, großen Einfluß auf wissenschaftliche Ansichten geübt.

Unter den Neueren finden wir ausgezeichnete Geister eine Zeit lang mit Gedanken beschäftigt, statt der Bildung der Erdrinde die Entstehung des ganzen Erdballs als Weltkörpers zu erklären. Descartes und Leibnitz glaubten, daß die Erde früher eine Sonne, der Engländer Whiston, ein jüngerer Zeitgenosse des Letztern, daß sie ein Komet gewesen sei. Als sie, lehrt Whiston, schon seit längerer Zeit zum Planeten geworden war, zog der Komet, welcher 1680 wieder erschien, bei ihr vorüber, berührte sie mit seinem Schweife, und erregte durch das angezogene Wasser die Sündfluth. Nach der Theorie, die Buffon ersann, ist die Erde aus der Sonne entstanden. Von dieser soll einst ein Komet einen Theil abgestoßen, und aus diesem sollen sich die Planeten gebildet haben, ursprünglich flüssige Kugeln, die allmälich erkalteten, und immer mehr erkalten werden. Diese großartige und sinnreiche Hypothese erklärt allerdings manche Erscheinungen sehr scharfsinnig; da sie sich aber auf eine bloße Möglichkeit gründet, so ist sie ohne bleibenden wissenschaftlichen Werth, und es fällt auf Buffon zurück, was er selbst gegen seine Vorgänger sagt, daß der Naturhistoriker beschreiben, aber nicht ersinnen soll.

Werners neptunisches System.

Später verließ man dieses Spiel mit gewagten Hypothesen, und ging zu genauen und sorgfältigen Beobachtungen der Natur, die man nur zu lange vernachlässigt hatte, über. Auf diesem Wege wurde der berühmte Abraham Gottlieb Werner gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Schöpfer der wissenschaftlichen Geognosie. Alle spätere Forscher sind aus seiner Schule hervorgegangen und auf der von ihm eröffneten Bahn fortgeschritten, obschon das bestimmte geognostische System, welches er vortrug, durch weitere Erfahrungen große Einschränkungen, ja Widersprüche erfahren hat, und von den Meisten als

einseitig erkannt worden ist. Der Hauptgrundsatz einer überall anzutreffenden gesetzmäßigen Lagerungsfolge derselben Gebirgsglieder, von welchem er ausging, hat sich zwar in der Art, wie er es meinte, nicht für die ganze Erdoberfläche bewährt, ist aber doch höchst fruchtbar und folgenreich geworden und der Anknüpfungspunkt für alle spätere Forschungen, deren Resultate aus dem Studium der Zusammensetzung der Erdrinde in Beziehung auf die Lagerungsfolgen hervorgegangen sind.

Der verschiedenen Beschaffenheit der großen Lagerungen gemäß unterschied Werner gewisse Hauptabtheilungen, Formationen genannt, als eben so viele Epochen der Erdrindenbildung. Zuerst stehen die Bildungen aus einer Zeit da, in welcher es noch keine organische Geschöpfe gab, und in welcher noch keine Trümmergesteine gebildet wurden Den Satz, daß es Gebirge gebe, welche vor den organischen Wesen entstanden seyn müssen, weil sie keine Spuren von Pflanzen und Thieren enthalten, hatte schon im siebzehnten Jahrhundert ein trefflicher Beobachter, Steno, ein in Italien lebender Däne, aufgestellt, er war aber damals — wie die Geschichte der Wissenschaften dies nicht selten zeigt — unbeachtet vorübergegangen, und hatte keine weitere Entwickelung gefunden. Werner, der ihn aufnahm, nannte diese frühesten Bildungen Urgebirge; die aus einer späteren Zeit, wo organische Schöpfungen entstanden und untergingen, und wo sich aus der Zerstörung des früher vorhandenen Gesteins zahlreiche Trümmergesteine bildeten, Flötzgebirge; zwischen beide setzte er das Uebergangsgebirge. — Auf das Flötzgebirge folgt dann eine Formation, welche die Geognosten das tertiäre Gebirge nennen, und auf dieses das aufgeschwemmte Land, welches sie in ein älteres, Diluvium, und ein jüngeres, Alluvium, theilen.

Werners Erdbildungslehre ist eine rein neptunische. Der ganze Erdkörper ist nach ihm aus dem Wasser hervorgegangen. Um das Entstehen der Continente, welche einst Meeresgrund waren, und den mehrfach wiederholten Un-

tergang früherer organischer Schöpfungen zu erklären, nimmt er ein wiederholtes Anschwellen und Zurückziehen des Meeres an. Im Wasser war das Gestein ursprünglich aufgelös't, durch ruhigen Niederschlag aus demselben sind die Gebirge entstanden. Den Veränderungen durch Vulcane wies Werner ein höchst beschränktes Feld an. Seine Lehre fand anfangs außerordentlichen Beifall; doch konnte man sich bald die großen Schwierigkeiten, die sie darbietet, nicht verhehlen. Welche ungeheure Wassermasse müßte erforderlich gewesen sein, um alles Gestein im Zustande der Auflösung zu erhalten! Was sollte nachher aus ihr geworden sein? Wie konnte das Wasser überhaupt Auflösungen von Mineralien enthalten, die es jetzt nicht mehr auflös't?

Die Erdbildungslehre der heutigen Wissenschaft.

Indeß konnte ein System, welches durch seine Methode und die tiefen Blicke, die es in die Natur gethan, der Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben hatte, nur erschüttert werden durch Forschungen, zu welchen es selbst den Weg gewiesen. Was in der Geschichte der Wissenschaften sich schon öfters ereignet hat, geschah auch hier. Aus der Schule Werners gingen die Männer hervor, welche die Einseitigkeit seines Systems zuerst mit glänzendem Erfolge bestritten. Es sind zwei der größten Naturforscher unserer Tage, welche durch Beobachtungen auf weiten Reisen und scharfsinnige daraus gezogene Schlüsse der Feuerbildung wieder einen großen und mächtigen Wirkungskreis angewiesen haben, Leopold von Buch und Alexander von Humboldt, indem der erstere zeigte, daß alle Inseln des großen Oceans durch Erhebung entstanden sind, der zweite in der gewaltigen Kette der Cordilleren den unterirdischen Zusammenhang ihrer zahlreichen Vulcane, in ihrer ganzen Bildung die Beschaffenheit einer aus einer Spalte hervorgestiegenen, mannigfaltig zerrissenen und verschobenen Mauer, sonach ihre Entstehung durch vulcanische Revolutionen, nachwies. Die Beobachtungen Anderer führten auf gleiche Ergebnisse. Und seitdem

bekennen sich die allermeisten Geognosten zu einer Ansicht von der Entstehung und Bildung unserer Erdrinde, welche sie der vereinten Thätigkeit des Wassers und der Vulcane zuschreibt. Die gegenwärtige Naturwissenschaft lehrt die Ausbrüche der feuerspeienden Berge, das Emporsteigen neuer Inseln und Höhen, die Lichterzeugung an den Polen, das Hervordringen warmer Quellen, das Ausströmen von Kohlensäure und Schwefeldämpfen aus dem Boden, und ähnliche Erscheinungen als Producte einer und derselben Lebensthätigkeit unsers Planeten betrachten. Es ist das Innere der Erde, welches, vermöge seiner nach der Tiefe immer mehr zunehmenden, von der Sonnenwirkung ganz unabhängigen, mächtigen Wärme, stets gegen die Rinde und Oberfläche reagirt [1]. In den vulcanischen Erscheinungen leben Kräfte, welche neue Gebirgsarten bilden und ältere umwandeln, in mehrfacher Weise, deren Verschiedenheit die Geognosie an der Verschiedenheit des gebildeten oder verwandelten Gesteins deutlich erkennt. Aber die heutigen Wirkungen der Feuerbildungskraft sind nur als schwache Reste derjenigen zu betrachten, welche sie einst, bei der intensiveren Thätigkeit des Erdenlebens und dem chaotischen Zustande der Urwelt hervorgerufen haben muß. Wenn jetzt auf Flächenräumen, so groß als Europa, kaum vier vulcanische Oeffnungen übrig geblieben sind, so waren in der Urzeit in der vielgespaltenen, dünneren, auf- und abwärts wogenden Erdrinde fast überall Verbindungswege zwischen dem durch die gewaltigen Feuerkräfte geschmolzenen Innern der Erde und dem Luftkreise vorhanden [2]. Damals müssen sich die Continente über die den ganzen Ball noch überfluthende Wassermasse gehoben haben; innerhalb ihrer Erstreckung blieben offene mächtige Spalten, aus welchen die großen Gebirgsketten emporstie-

1) Alex. v. Humboldt, Kosmos Bd. I. S. 208.

2) Daselbst S. 258 fg.

gen. Auch daß diese Erhebungen und Bergbildungen in verschiedenen Epochen der Erdrindengestaltung Statt gehabt haben müssen, kann man darthun. Es läßt sich nämlich aus der Richtung der die Gebirge bildenden Gesteinschichten, ob sie horizontal liegen, oder aufgerichtet stehen, auf das größere oder geringere relative Alter der Bergketten schließen, wie besonders ein französischer Naturforscher, Elie de Beaumont sehr scharfsinnig gezeigt hat.

Neben dieser gewaltigen Wirkung der Feuerkräfte bleibt auch dem Wasser ein großer Antheil an der Bildung der Erdoberfläche. Das Alles bedeckende Meer hat zuerst auf seinem Grunde die Gesteinschichten abgelagert und gebildet, durch welche die vulcanischen Gestaltungen hindurchbrachen; das Wasser hat fortwährend an den Gesteinen gearbeitet und Lücken geschaffen, welche als Höhlen und unterirdische Gänge noch zum Theil offen dastehen; es hat mehr oder minder bedeutende Veränderungen an der in den großen Hauptumrissen schon gebildeten Erdoberfläche hervorgebracht, auf chemischem wie auf mechanischem Wege, besonders Verwandlungen von einzelnen Theilen des Festlandes am Meeresufer in Inseln, oder auch in Meeresgrund, und umgekehrt von Wasserstrecken in Land an den Mündungen großer Ströme durch die Absetzung von Erdtheilchen, die sie in ihrem Laufe losrissen und mit sich führten; Veränderungen, welche sich fortwährend zutragen. Dabei ist es glaublich, daß in einer Periode unsers Erdballs, welche der Bildung der großen Continente nahe lag, auch die Ueberschwemmungen colossaler und in ihren Folgen großartiger waren als in späterer Zeit.

Andenken einer großen Fluth.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß das Andenken an eine große Wasserrevolution, welche tiefe und dauernde Spuren auf dem Erdball hinterließ, erhalten ist in der biblischen Erzählung von der Sündfluth und in den Sagen anderer Völker, die mit der mosaischen Ueberlieferung höchst merkwürdig übereinstimmen. Wie in dieser Noah, so werden in der indischen Sage König Satjavrata, in

der babylonischen König Xisuthrus, in der griechischen Deukalion, von der Gottheit allein zur Rettung bestimmt, während das übrige Menschengeschlecht seiner Verderbtheit wegen in großen Wasserfluthen untergeht; und wie dem Noah wird ihnen befohlen, sich mit ihren Angehörigen und mancherlei Thieren in Schiffe oder große Kasten zu begeben, und so der allgemeinen Zerstörung zu entgehen. Aus einer solchen Uebereinstimmung dürfen wir schließen, daß alle diese Erzählungen aus einer Quelle geflossen und zurückzuführen sind auf die Erinnerung an eine und dieselbe Begebenheit, an eine Ueberschwemmung, die einen großen Theil Südwestasiens betroffen haben mag. Die Herleitung einer solchen Naturerscheinung aus der strafenden Entrüstung der Gottheit über die Sünden der Menschen, also die enge Verknüpfung der physischen mit der moralischen Weltordnung, zeugt für den religiösen Sinn und das religiöse Bedürfniß der Zeit, in welcher die Erzählung entstand.

Urweltliche organische Schöpfung.

Daß die Revolutionen, welche der Erdoberfläche im Ganzen und Großen ihre gegenwärtige Gestalt gaben, auch die organische Schöpfung trafen, und theilweise zerstörten, geht aus jenen Resten und Abdrücken hervor, die innerhalb der Gebirgslagerungen vorkommen. Hier hat nun die neuere Naturwissenschaft eine höchst merkwürdige Entdeckung gemacht. Fossile Knochen, welche als heutigen Thierarten angehörend erkannt werden, kommen nämlich nur im tertiären Gebirge und dem aufgeschwemmten Lande vor, nicht in den ältern, den Flötzgebirgen, welche vielmehr die Reste untergegangener Thierarten zeigen. Die Kenntniß dieser Geschöpfe verdanken wir besonders dem berühmten französischen Zoologen Cuvier, der sie aus größtentheils unvollkommenen Gerippen, aus einzelnen, ohne Ordnung durcheinander liegenden, meist zerbrochenen und zertrümmerten Knochen zu schöpfen wußte. Ausgehend von dem Grundsatze der bewundernswürdigen Gesetz- und Zweckmäßigkeit der Natur, wonach die Lebensweise der Thiere

mit ihrem Bau, in diesem die einzelnen Theile untereinander und mit dem ganzen Bau, vollkommen übereinstimmen und sich gegenseitig bedingen, fand Cuvier eine Methode, vermöge welcher man „aus jedem wohlerhaltenen Endstück eines Knochens eben so sicher alle übrige Beziehungen bestimmen kann, als wenn man das Thier selbst besäße“ [1]).

Es gehören diese Knochenreste zum Theil verschwundenen Thieren von einem seltsamen Bau und riesenmäßiger Größe an, welche, wie Steffens sagt, „auf einen titanenmäßigen Uebermuth der Thierbildung deuten“: wie dem Elephanten der Urwelt oder Mammont (richtiger als das gewöhnlich gebrauchte Mammut), verschiedenen Arten vom Nashorn und Flußpferde, die sich sämmtlich von den heutigen Arten unterscheiden, dem ganz eigenthümlichen Megatherium oder Riesenfaulthier, welches nach seiner Bildung zwischen den Gürtelthieren und den Faulthieren steht, nach seiner Größe dem größten Rhinoceros gleichkommt. Knochen von Raubthieren, von Bären, weit größern, als die jetzigen, von Hyänen, Löwen und Tigern, alle eigenthümlicher Art, sind in Höhlen gefunden worden. Eine besonders monströse Gestalt zeigen mehrere riesenhafte Amphibienarten. Von einem geflügelten Geschöpfe dieser Art, dem Pterodactylus, sagt Cuvier: man könne nach den vorliegenden Andeutungen das Thier, wie es lebend ausgesehen haben muß, zeichnen, wer aber mit dem Detail der anatomischen Untersuchung nicht vertraut sei, würde die seltsame Gestalt eher für das Product einer kranken Phantasie als gewöhnlicher Naturkräfte halten. Ueberhaupt hat Cuvier mehr als neunzig früher unbekannte urweltliche Thierarten gefunden, größtentheils Säugethiere, ihre wesentliche Verschiedenheit von den analogen

---

1) Cuvier, Die Umwälzungen der Erdrinde, deutsch von Nöggerath, Bd. I. S. 95.

der heutigen Welt nachgewiesen, und den Beweis geführt, daß diese nicht etwa von jenen abstammen, nicht für Abarten derselben gelten können, welche durch Klima und andere Verhältnisse zur heutigen Gestalt verändert seien [1]. Die heutigen Thiere sind also an die Stelle der urweltlichen getreten; möglich ist es allerdings, daß sie einst neben ihnen gelebt, aber nicht wahrscheinlich, weil das Seltsame und Ungeheure in den untergegangenen Thieren ein Charakter ist, der einer besondern Periode der Erdbildung anzugehören, und durch die von der Natur in ihren späteren, uns gegenwärtig umgebenden Formationen befolgten Richtung verdrängt scheint. Sollten urweltliche Thiere, wenn auch nur in sehr wenigen Einzelwesen, bis in spätere Perioden hinein vorhanden gewesen seyn; so wäre es wol möglich, daß Geschöpfe, die in mährchenhaften Sagen vorkommen und uns als bloße Producte der Einbildungskraft erscheinen, wie z. B. der Vogel Greif, in ihnen ihr Urbild gehabt haben.

Auch die Menschen scheinen erst nach der Periode der monströsen Bildungen die Erde bevölkert zu haben. Ein großer Beweis dafür ist, daß die Menschenknochen erst im letzten aufgeschwemmten Lande vorkommen. Und da die urweltlichen Thiere sich nur in frühern Gebirgsbildungen finden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese Thierarten durch große zerstörende Katastrophen, welche sich vor der Bildung jener jüngsten Formationen der Erdrinde ereigneten, zerstört wurden und verschwanden. Durch eben diese Katastrophen scheint das Klima auf unserer Erde wesentlich verändert worden zu seyn, wodurch es erklärlich wird, daß man in sehr kalten Ländern Reste von Thieren findet, die jetzt nur unter einem tropischen Himmelsstriche leben können.

---

1) Daselbst S. 100 fg.

Der Mensch in der Verschiedenheit der Racen.

So überzeugt uns die Geologie, daß die Erdrinde Revolutionen erlebt hat, ehe sie ihre jetzige Gestalt erhielt, die vergleichende Anatomie, daß auch die organische Welt durch Epochen gegangen ist, welche von der unsern aus betrachtet die äußerste Fremdartigkeit zeigen. Also auch in der Natur ist Fortschritt und Entwickelung nicht nur in den Individuen, sondern auch in der Gesammtheit ihres Lebens. Der Mensch, wahrscheinlich die letzte ihrer Erzeugungen, ist Krone und Gipfel derselben; in ihm vermählte sich die Kraft der schaffenden Natur auf wunderbare Weise mit der des Geistes. Wol strebt der Geist sich frei zu machen von der Natur, aber ganz kann er sich ihrer Gewalt, den Kreisen, mit denen sie seine irdische Erscheinung umgiebt, nie entziehen; es giebt keinen Moment in der Entwickelung des Individuums, auf das sie nicht mehr oder weniger sichtbar ihren Einfluß übte. Weit mehr zurück tritt dieser Einfluß in den Völkern, als Gesammtheiten gedacht, zwar nicht in ihrem ursprünglichen Zustande, aber in ihrer Entwickelung. Diese ist von überwiegend geistiger Art; ja die meisten Probleme, die sich uns über die Urzeit des Geschlechts darbieten, gehören dem geistigen Bereiche an. Eine sich an die Urzeit knüpfende Hauptfrage jedoch ist es, welche sich vornehmlich auf die natürliche Beschaffenheit der menschlichen Gattung bezieht, und daher auch billig an die Spitze jeder historischen Betrachtung derselben gestellt wird, die Frage nämlich über die Menschenracen.

Die Eintheilung der Menschen in Racen beruht auf stark hervortretenden, nicht wandelbaren, sondern in der Fortpflanzung von Geschlecht zu Geschlecht sich gleichbleibenden Verschiedenheiten, auf welche, so weit unsere Beobachtungen wenigstens reichen, Klima, Nahrungsmittel und andere vorübergehende Einflüsse keine wesentliche Einwirkung üben. Da es hier, wie überall in der Natur, keine scharfe Grenzlinien giebt, vielmehr mannigfache Uebergänge und Schattirungen; so sind die Forscher in der

Bestimmung und Sonderung der Racen nichts weniger als übereinstimmend. Die am gewöhnlichsten angenommene Eintheilung ist die von Blumenbach, der sich um diesen Gegenstand große Verdienste erworben hat, herrührende in folgende fünf Racen.

1) Die kaukasische, von weißer Farbe mit rothen Wangen, langem, weichem, nußbraunem, einerseits ins Blonde, andererseits ins Dunkelbraune und Schwarze übergehendem Haar und der musterhaftesten Schädel- und Gesichtsform. Der Kopf ist sanft gerundet, das Gesicht oval, die Stirn gewölbt, die Nase leicht gebogen, der Mund klein. Zu dieser Race gehören ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt: die Europäer mit Ausnahme der Lappen, die Westasiaten und die Nordafricaner. Durch die Colonien der neuern Europäer hat sie sich auch über America verbreitet.

2) Die mongolische, meist weizengelb, mit wenigem, straffem, schwarzem Haar, fast viereckigem Kopf, breitem, flachem Gesicht, kleiner stumpfer Nase und seitwärts hervortretenden Backenknochen. Es ist die zahlreichste Race auf Erden. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malayen, die Lappen in Europa und die Eskimos in Nordamerica.

3) Die äthiopische, von mehr oder weniger schwarzer Hautfarbe, mit schwarzem, krausem Haar, schmalem, etwas zusammengedrücktem Kopf, vorwärts stehenden Wangenknochen, dicker und breiter Nase und wulstigen Lippen, enthält alle Africaner, die im Norden des Erdtheils wohnenden Kaukasier ausgenommen.

4) Die americanische, wozu alle Urbewohner America's außer den Eskimos gehören, ist lohfarb oder zimmtbraun, mit schlichtem, straffem, schwarzem Haar, breitem, aber nicht plattem, sondern mit stark ausgeprägten Zügen versehenem Gesicht und untersetztem, ungeschlachtem Rumpfe.

5) Die malayische, von brauner Farbe mit dichtem, schwarzlockigem Haarwuchs, dicker, breiter Nase, großem

Munde, wohin, außer den eigentlichen Malayen in Hinterindien, die Bewohner der ostasiatischen Inseln und Australiens gehören.

Statt dieser fünf Racen nimmt der Engländer Prichard[1]) sieben an, indem er aus den Negern und den Malayen Blumenbachs vier Hauptstämme bildet; Andere haben, um die angeborenen Verschiedenheiten recht zu trennen, noch weiter gehen zu müssen geglaubt; ein Franzose, Bory St. Vincent, hat funfzehn Hauptracen aufgestellt, ein Anderer, Desmoulins, sechzehn. Aber wenn man sich auf die geringeren Abweichungen einlassen will, müßte man noch weit schärfer sondern und spalten, da sich schon unter den Europäern die meisten Nationen wieder durch ein eigenthümliches, nicht zu verkennendes Gepräge unterscheiden, und dann würde der ganze Racenbegriff verloren gehen. Mit richtigem Tacte hat Blumenbach vielmehr den Weg zu einer noch größern Vereinfachung seines Systems gezeigt, indem er die kaukasische Race als die mittlere betrachtet, als ihre Extreme einerseits die mongolische, andererseits die äthiopische; so daß zur mongolischen die americanische, zur äthiopischen die malayische den Uebergang macht. Hiernach hat denn auch Cuvier nur drei Racen angenommen, die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische, und die schwarze oder äthiopische, und ihnen die beiden Uebergangsracen Blumenbachs untergeordnet. Wenn man indeß die Americaner auch noch als eine Hauptrace stehen lassen will; in jedem Falle muß man aus der Zahl derselben die Malayen, in dem Sinne wie Blumenbach sie faßte, streichen. Denn die Völker Australiens und der hinterindischen Inseln, welche er unter diesem Namen zusammenstellte, sind nach genauen Beobachtungen neuerer Reisenden, vorzüglich Lessons, sehr verschiedener Art[2]).

1) Naturgeschichte des Menschengeschlechts, deutsch von R. Wagner Bd. I. S. 295.

2) M. s. R. Wagner, Naturgeschichte des Menschen, Th. II. S. 199 fg.

Man findet dort solche, die sich den Kaukasiern, Andere, die sich den Mongolen, noch Andere, die sich den Negern nähern, also den Typus jeder der drei Hauptracen auf eigenthümliche Art gestaltet.

Unter allen Verschiedenheiten der Menschengestalt ist keine auffallender als die des Negers, und deutsche Reisende, die in America Gelegenheit hatten, sehr verschiedene Stämme neben einander zu sehen, haben die Bemerkung gemacht, daß der Neger in vielen Beziehungen von allen übrigen Racen mehr abweicht, als diese unter einander selbst, und daß die physiognomischen Eigenthümlichkeiten der letztern durch so vielerlei Abstufungen in einander überspielen, daß man unwillkürlich verleitet werde, für sie alle im Gegensatze zur äthiopischen Race einen gemeinschaftlichen Grundtypus anzunehmen [1]).

Es entsteht nun die wichtige und interessante Frage: stammen alle Racen von einem Paare ab, oder von verschiedenen? Im erstern Falle würde die erbliche Verschiedenheit eine spätere Entwickelung unsers Geschlechtes, eine entschiedene Veränderung seines frühern Zustandes seyn, wir würden darin eine wichtige Thatsache für die physische Geschichte der menschlichen Gattung, wie es sonst keine ähnliche giebt, besitzen; im letztern würde die natürliche Verschiedenheit der Menschen auf ihren ersten Ursprung, auf ihre Schöpfung zurückzuführen seyn. Beide Annahmen haben Vertheidiger gefunden.

Gründe für d. Abkunft der Menschen von verschiedenen Stammpaaren.

Die Alten unterschieden die in die einzelnen Länder der Erde als Einwanderer gekommenen Völker von den von allem Anfang dort vorhandenen Menschen, welche sie Erdgeborne, Autochthonen, nannten. Ihnen schließen sich diejenigen Neueren an, welche viele Geschlechter der Menschen als an verschiedenen Orten der Erde, ja wol auch zu sehr verschiedenen Zeiten, unabhängig von einander entstanden

1) v. Spix und v. Martius, Reise in Brasilien Th. I. S. 185.

annehmen. Sie berufen sich auf die große Uebereinstimmung zwischen der Natur des Landes und der Eingebornen. Die Natur, sagen sie, hat unter jedem Himmelsstriche Pflanzen und Thiere hervorgebracht, seiner Art und Beschaffenheit analog, und so auch den Menschen. So wie der Reichthum und die wunderbare Ueppigkeit der Gewächse, die bunte Pracht der Insecten und Vögel, das heiße Blut und die gewaltige Stärke der Raubthiere von der Gluth der tropischen Sonne erzeugt sind, so der schwarze und der braune Mensch. Wie sollte er allein als ein Fremdling in diese Natur, von der er nur die Spitze zu seyn scheint, gekommen seyn? Ein so genaues Verhältniß zwischen dem Lande und seinen Bewohnern läßt sich am leichtesten und kürzesten durch eine örtliche Entstehung der letztern erklären. Wie will man sich, fragen sie ferner, jene mit der Natur der Menschen auf das innigste verwachsenen erblichen Verschiedenheiten erklären, wenn man sie nicht als ursprüngliche betrachtet? wie die gänzliche Verschiedenheit der Sprachfamilien, wenn es schon einmal eine gemeinschaftliche gegeben hatte? Wohin die Kühnheit der neueren Seefahrer auch gedrungen ist, sie haben die fernsten Küsten und Inseln fast ohne Ausnahme mit Menschen besetzt gefunden. Und diese weiten Meere zu überschreiten, soll der Mensch im rohesten Zustande schon Mittel gekannt haben? Was sollte Diejenigen, die nicht die Natur selbst an die eisige Zone gewiesen hatte, von einem glücklichern Himmelsstriche in unfruchtbare Wüsten gelockt haben? Und können die geschichtlichen Culturvölker zu einer und derselben Gattung gehören mit den an Seele und Körper gleich verwahrlosten Wilden, die fein gebildeten Europäer mit den Buschmännern im südlichen Africa, die nackt, mit stinkendem Fett beschmiert, entweder in den unterirdischen Löchern, die ihnen statt der Wohnungen dienen, hingekauert sitzen, oder durch die Wälder irren, wilde Wurzeln sammeln, Eidechsen, Schlangen und die ekelhaftesten Insecten verschlingen, um ihr thierisches Dasein zu fristen?

Was hierauf andererseits erwiedert wird, oder erwiedert werden kann, ist Folgendes. Der Unterschied zwischen eingewanderten Stämmen und den von ihnen bereits vorgefundenen ist allerdings zuweilen sehr groß, und reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf; aber die Ursprünglichkeit der früheren Bewohner eines Landes kann darum dennoch als eine nur relative betrachtet werden; auch sie können Eingewanderte gewesen seyn zu einer Zeit, von der jedes Andenken erloschen ist. Um die Schwierigkeit zu lösen, wie diese frühesten Wanderer in den Zeiten einer völlig unentwickelten Civilisation bis in die entferntesten Theile der Erde dringen konnten, können wir uns nicht allein auf die Wilden berufen, welche sich auf den gebrechlichsten Fahrzeugen auf die Wellen wagen, und auf die Leichtigkeit von Asien nach America über die Beringsstraße zu kommen. Das Menschengeschlecht hat gewiß schon vor der letzten Naturrevolution, welche den Continenten und Meeren ihre jetzigen Grenzen gab, auf Erden gelebt. Wie viel leichter können damals die Verbindungswege gewesen seyn! So haben sich die Menschen über die Erde verbreitet, sind hier und dort heimisch geworden, haben sich körperlich und geistig verschieden gestaltet, bis nach vielen Jahrhunderten eine Reihe späterer Wanderungen erfolgte, die wir, weil Sagen und Ueberlieferungen nicht über sie hinausreichen, irrig für die ältesten halten. — Man beruft sich auf die große physische Verschiedenheit unter den Racen. Aber wie thierähnlich die Gestalt und das Daseyn der elendesten unter den wilden Stämmen auch scheinen mögen; immer unterscheiden sie sich, innerlich durch die wenigstens in Anlagen und Keimen vorhandene Vernunft, äußerlich durch die Gabe der Sprache, entschieden von den Thieren, und gehören so zu der *einen* menschlichen Art (species). Die Racen für verschiedene Arten zu halten, verbieten schon die vielen, oft allmählichen und unmerklichen Uebergänge, die von einer zur andern leiten. Sie sind also nur Unterabtheilungen, Spielarten, wiewol dauernder Art, wie sie sich auch bei Thieren

Gegengründe.

und Pflanzen finden. Die Natur hat jeder Gattung einen Urtypus gegeben mit hinlänglichem Spielraum für die Entstehung neuer Varietäten. Bei der menschlichen Gattung ist dieser Urtypus nicht nur in ihrer gemeinschaftlichen physischen Natur vorhanden, sondern auch in gewissen bestimmten Eigenthümlichkeiten der thierischen Oekonomie, die sie von allen Thiergattungen unterscheiden und die allen Racen gemein sind [1]), während Thiere von Geschlechtern, die einander sehr ähnlich, aber doch als Gattungen verschieden sind, sich hier sehr bestimmt unterscheiden. Es gehören dahin: die mittlere Lebensdauer, die specifische Temperatur des Körpers, die Häufigkeit des Pulses, die das Fortpflanzungsgeschäft betreffenden Functionen, als das Alter der Mannbarkeit und der Monatsfluß des weiblichen Geschlechts. Bei allen diesen Erscheinungen ist der Grad der Verschiedenheit unter den Racen nicht größer als der unter Individuen desselben Volkes, und mit den physischen und geistigen Verschiedenheiten verhält es sich nicht anders, nur daß in beiden Fällen bei den Racen Das an die Erblichkeit geknüpft ist, was mit den Einzelnen wieder ausstirbt. Die Natur, die mit so großer Energie für die Erhaltung der Gattungen durch die Fortpflanzung sorgt, zeigt offenbar das Bestreben, die verschiedenen Thiergattungen auseinander zu halten; sie befördert keineswegs ihre Vermischung, die zuletzt zu einem Zusammenfließen und Verschwinden aller scharf bezeichneten Eigenthümlichkeiten führen würde. Die Bastarderzeugung unter verschiedenen Gattungen von Säugethieren und Vögeln geschieht zum allergrößten Theile unter dem Einflusse des Menschen, und diese Bastarde sind in der Regel unfruchtbar; Ausnahmen kommen vor, aber mit Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß die Fortpflanzungs-

---

1) M. s. hierüber besonders Prichard a. a. O. S. 146 fg. Ueberhaupt findet man in diesem Werke die reichste Materialiensammlung und die ausführlichsten Untersuchungen über die physische Verschiedenheit der Menschenstämme.

kraft der Thierblendlinge eine sehr schwache und mangelhafte ist. Die Blendlinge der Menschenracen hingegen zeichnen sich durch eine entschiedene Tendenz, sich zu vermehren und auszubreiten aus; ein starker Beweis für die Einheit der Menschengattung. Aber wie ist aus dieser Einheit die Vielheit, die Abartung der von Einem Stamm herrührenden Racen entstanden? Diese Frage läßt sich allerdings nicht mit Entschiedenheit beantworten; aber wir können dagegen fragen: ist diese Erscheinung unbegreiflicher, als Gleichheit der Menschenstämme in den wesentlichsten Punkten bei ursprünglicher Verschiedenheit der Abstammung? „Die Fürsorge der Natur, sagt Kant[1]), ihr Geschöpf durch versteckte innere Vorkehrungen auf allerlei künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte, und der Verschiedenheit des Klimas oder des Bodens angemessen sey, ist bewundernswürdig, und bringt bei der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächse dem Scheine nach neue Arten hervor, welche nichts Anderes als Abartungen und Racen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläufen auf verschiedene Weise entwickelt haben.... Der Mensch war für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren und dafür gemacht zu seyn schiene." Diese Entwickelung fand nun Statt, als der Mensch sich von dem Lande seines Ursprungs, dem gemäßigten Mittelasien, über die Erde verbreitete. In die eisige Zone versetzt, artete er zu der kleinen Körpergestalt des Grönländers aus, unter der heißen Sonne des tropischen Africa wurde er zum Neger. Wenn dieses jetzt selbst nach einer langen

1) Vermischte Schriften Bd. II. S. 617.

Reihe von Generationen nicht mehr, wenigstens nicht in dem Grade geschieht, der Mensch vielmehr, in andere Himmelsstriche versetzt, die Körperform der dort seit undenklichen Zeiten lebenden Geschlechter nicht annimmt: so hat dieses seinen Grund darin, daß die Energie der bildenden Natur nicht mehr so groß ist, wie in den früheren Perioden unseres Planeten, wo Stoffe und Gestalten gefügiger, gleichsam weicher, äußeren Einflüssen unterworfener waren, und daher leichter neue Formen annahmen. Damals wurde auch der Mensch in die Natur des Erdstrichs und Landes so hineingebildet, daß er wie die übrige ihn umgebende Schöpfung aus dem Boden entsprossen scheint. Die kaukasische Race, welche man als die Stammrace, oder als die ihr am ähnlichsten gebliebene betrachten kann, ist dieser Naturmacht am wenigsten unterworfen worden, weil sie am meisten in der gemäßigten Zone, wo die Extreme nicht wirken, geblieben ist. Diejenigen, die sich in diese Extreme begeben haben und von ihrer Gewalt unterjocht worden sind, haben dadurch allerdings an Seele und Leib eine Erniedrigung und eine Hemmung ihrer Freiheit und geistigen Selbstbestimmung erfahren. Warum sollten aber die Folgen dieser Unterjochung, die sich bei Individuen so oft finden, nicht auch in der Geschichte ganzer Stämme eingetreten seyn? Wenn jeder Himmelsstrich seine eigenen Menschen erzeugt hat, so bleibt zu erklären, warum auf dem alten Continent eine ungleich größere Verschiedenheit unter ihnen vorhanden ist, als auf dem neuen, wo sie der klimatischen Natur der Länder weit weniger eingebildet erscheinen, und vom Feuerlande bis zur Beringsstraße eine Aehnlichkeit der Gesichtszüge haben, die Alex. v. Humboldt eine allgemeine und überraschende nennt. Nimmt man dagegen einen ursprünglich allgemeinen Typus an, und bei dem einen Stamm eine größere, bei dem andern eine geringere Anlage, sich nach äußeren Einflüssen umzubilden, so hat die Erklärung dieser Erscheinung keine Schwierigkeit.

Man sieht, daß diese Beweisführung zwei Behauptungen verflicht, die Abkunft aller Menschen von Einem Stammpaare, und ihre Einheit als Art. Gegen die letztere aber erklären sich keineswegs Alle, welche die erstere läugnen, vielmehr geben jetzt Viele, wol die Meisten unter ihnen zu, daß die Racen nur verschiedene Formen einer und derselben Menschenspecies sind. Wenn man aber hierüber eines Sinnes ist, hat man sich in der That über den, wenn auch nicht für eine theologisch-religiöse, doch für die geschichtliche Betrachtung wichtigsten Theil des Problems geeinigt. Denn der Geschichte kann bei dieser Untersuchung weit weniger daran liegen, zwischen Hypothesen zu entscheiden, welche den von der Natur über die Ursprünge gebreiteten Schleier lüften wollen, als falsche, aus der Meinung, daß die Racen getrennte Arten sind, gezogene Folgerungen abzuwehren. Ist die Einheit des Menschengeschlechts als Art einmal festgestellt, so fällt das Problem von der Einheit seiner Abstammung zusammen mit der allgemeinen Frage, ob jede Art höherer organischer Wesen nur einmal geschaffen war, und sich vom Punkte seiner Entstehung aus nach allen Gegenden, wo es gefunden wird, verbreitet hat, oder ob es gleich vom Anfang an verschiedenen Punkten in einer Mehrheit von Individuen erschienen ist, eine Untersuchung, welche ganz der Naturwissenschaft anheimfällt. Allerdings ist die Racenverschiedenheit durch die letztere Annahme leichter zu begreifen; daß sie aber auch bei der ersteren nicht unerklärlich ist, behaupten ihre Vertheidiger mit Recht. In jedem Falle gehört, wie wir schon bemerkten, das Interesse an diesem Theile der Streitfrage der physischen Geschichte der Menschheit an. [1])

Die Einheit des Menschengeschlechts als Art.

Für die Geschichte ihrer geistigen Entwickelung bleibt, ganz abgesehen von den Ursprüngen, in der fortdauernden Racenverschiedenheit die große Thatsache stehen, daß der kaukasische Hauptstamm den übrigen nicht nur an Schön-

Einfluß der Racenverschiedenheit auf die geistige Bildung.

1) S. Bemerkungen und Erläuterungen I.

heit und Ebenmaß der Körperform, sondern auch an Verstand, Einsicht und jeder geistigen Begabung und Fähigkeit vorangeht, beides, das körperliche wie das geistige Element, daher als eng verbunden erscheint, wie auch in einzelnen Menschen das, was wir Leib, und das, was wir Seele nennen, auf wunderbare Weise verschmolzen ist, die lebendige Regsamkeit des Geistes und der Stumpfsinn sich in den Zügen unverkennbar abspiegeln und ausprägen. Je tiefer die Wesen auf der großen Stufenleiter der Natur stehen, je einförmiger, ununterscheidbarer zeigen sie sich; je höher, je größer ist der Formenreichthum, die Mannigfaltigkeit der individuellen Gestalten. Auch dieser Vorzug ist der kaukasischen Race in weit größerem Maße als den übrigen zu Theil geworden; der physiognomische Formenreichthum des Europäers ist unermeßlich, und spiegelt wiederum die analoge geistige Begabung ab.

In der kaukasischen Race sind alle Völker enthalten, die sich einer höhern, alle Hauptrichtungen des Lebens durchdringenden und befruchtenden Bildung rühmen können; die einzige Ausnahme machen die Chinesen, deren Bildung aber auch als eine so ganz abgeschlossene, seltsame dasteht, daß sie einer fremden Welt anzugehören scheint. Was wir sonst von Culturerscheinungen unter Racenvölkern (es sey erlaubt, diesen Namen für die nichtkaukasischen zu gebrauchen) wissen, beschränkt sich auf einige unvollkommene und fragmentarische Erscheinungen. Wenn aber einzelne Individuen solcher Völker die europäische Cultur kennen lernen, und sich in den Kreisen derselben zu bewegen wissen, wenn sie sich sogar durch Scharfsinn und Fähigkeiten auszuzeichnen scheinen, wenn in unsern Tagen sogar ein ganzer Negerstaat sich die Ergebnisse der europäischen Civilisation zum Behuf seiner Einrichtungen angeeignet hat; so kann dies gegen jenen Satz nichts beweisen, wie oft man es auch für einen solchen Beweis ausgegeben hat und fortwährend dafür ausgiebt. Denn wahre Cultur ist mehr als Gelehrigkeit und Geschick der Anwendung. Der höheren

Cultur sind nur diejenigen Völker theilhaftig, die auf ihrem Gebiete mit eigenen Kräften Eroberungen gemacht, die zu ihrem Fortschreiten und ihrer Entwickelung selbstthätig mitgewirkt, dem geistigen Leben neue Formen gegeben, oder von andern Völkern angenommene eigenthümlich ausgebildet haben, und eben dadurch eine selbständige Ausstrahlung des großen geistigen Mittelpunktes der menschlichen Bildung darstellen. Wenn zu dieser Entwickelung freilich nicht alle kaukasischen Völker gelangt sind, so sind die der andern Racen vollends weit davon entfernt geblieben. Dies ist eine historische Thatsache, eben so unläugbar, wie die Anwendung, die man von ihr gemacht hat, um die Bestimmung der weniger begabten Menschen zur Sklaverei daraus abzuleiten, als eine durch und durch grundlose und unwürdige bezeichnet werden muß. Wer die gleiche Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit aller Racen auf ihrem dermaligen Standpunkte in einem philanthropischen Interesse vertheidigt, thut der Wahrheit ohne Noth Abbruch. Der Grad der politischen Mündigkeit der Menschen hängt mit ihrer Bildung zusammen; ihr unveräußerlicher Anspruch an persönliche Freiheit bedarf derselben nicht, er ist begründet in dem Menschenthum, zu welchem Gott der Herr sie eben so gut wie die geistig befähigteren Stämme berufen hat. Hier ist ein Punkt, wo der Satz von der Einheit des Menschengeschlechts als Art praktische Bedeutung gewinnt. Und wenn man geneigt ist, auch die Einheit der Abstammung zuzugeben, und von der Biegsamkeit zur Ab- und Entartung auf Bildsamkeit zur Veredlung schließt, darf man auch der Hoffnung Raum geben, daß den Racenvölkern eine Zukunft bevorsteht, in der die Schranken, die sie von selbständiger Geistesentwickelung noch zurückhalten, gefallen seyn werden. In diesem Falle wird das von den Europäern immer mehr an sie gebrachte Christenthum, welches, geistig gefaßt, den innern Menschen umwandelt, den Eintritt einer solchen Epoche am meisten beschleunigen.

Indem wir so von dem Gebiete der Natur auf das

des Geistes hinübertreten, begegnet uns gleich auf der Grenze ein neues Problem, das von der Hineinbildung des intellectuellen Lebens in das Naturleben des menschlichen Geschlechts, oder, was dasselbe sagen will, von dem Ursprunge und dem ersten Hervortreten der geistigen Begabung des Menschen und der sich daran knüpfenden Cultur. Diese Frage, welche früher die Forscher lebhaft beschäftigte und gleichfalls zu entgegengesetzten Ansichten führte, ist von der gegenwärtigen Behandlung der Philosophie der Geschichte sehr in den Hintergrund geschoben worden. Sie scheint jedoch einer nähern Betrachtung sehr werth. Namentlich ist es unerlaßlich, Rechenschaft zu geben von den guten oder schlechten Gründen einer Ansicht, die, wenn auch von der herrschenden Philosophie nicht getheilt, doch noch immer großen Einfluß übt, da sie in tausend vielgelesenen Büchern verbreitet ist, durch Kinder- und Erziehungsschriften sich in den Jugendunterricht gedrängt hat, daher fortwährend von Unzähligen als eine gar nicht zu bezweifelnde Vorstellungsweise festgehalten wird.

Die Frage von dem ursprünglichen Zustande der Menschheit und der Entstehung der Cultur. Erste Ansicht: die Cultur aus der Thierheit.

Es ist dies die schon im Alterthume verbreitet gewesene Ueberzeugung, daß dem Zustande der Humanität und Cultur Wildheit, ja thierische Rohheit vorangegangen sei. Nach dieser Vorstellung irrten anfangs die Menschen, den Thieren gleich, in Feldern und Wäldern umher, suchten ihre Nahrung und befriedigten ihre Bedürfnisse wie die Thiere. Die Ehe war ihnen unbekannt, so wie die Begriffe von Religion, Recht und Pflicht; jede geistige Thätigkeit schlummerte. In den Sagen, welche solche Schilderungen enthalten, treten dann wohlthätige Götter oder Göttersöhne auf, ziehen die Menschen aus diesem Zustande, versammeln sie zu einem geselligen Leben, unterrichten sie im Ackerbau und anderen nothwendigen Künsten, flößen ihnen Scheu vor den Göttern ein und leiten sie zu ihrer Verehrung an, wecken überhaupt den in ihnen schlummernden Götterfunken und erziehen sie zur Humanität. Diese Mythen bezeichnen das erste Stadium jener Vorstellungsweise; es lag ihnen

die Ueberzeugung zu Grunde, daß das große Werk nicht ohne Kräfte, die aus einer höhern Welt stammen, vollführt werden konnte, und wenn in späteren Sagen besonders inspirirte Menschen an die Stelle der Götter treten, so ist der Grundgedanke derselbe. In noch späteren Zeiten aber, auf dem Standpunkte der allein herrschenden Verstandesreflexion, erleidet die Ansicht eine große Umwandlung, und bekommt allmählich die Gestalt, in der sie in der neuern Zeit auftritt. Die ursprüngliche Thierheit ist beibehalten, aber die Abhängigkeit der Entwickelung und Bildung von einer höhern Macht beseitigt. Vielmehr ist es der Mensch selbst, der sich durch eigene Kraft, außerordentlich langsam fortschreitend aus dem Stande der Thierheit, ja einem vermöge des geringern Instincts noch hülfloseren als dieser, emporarbeitet. Anfangs sprachlos, erfindet er nach und nach die Sprache, indem das Bedürfniß, sich verständlich zu machen, ihn dahin führt, für bestimmte Vorstellungen bestimmte Laute festzusetzen, wobei er von der Nachahmung der Thierstimmen und anderer Naturlaute ausgeht. Ueberhaupt sind sinnliche Bedürfnisse und Genußliebe, Noth und Furcht seine Führer, sie wecken seine Fähigkeiten und leiten ihn zu Erfindungen, locken ihn aber auch auf Irrwege. Er lebt anfangs von Früchten, welche die Natur ihm von selbst darbietet, und von den Thieren, welchen er als Jäger und Fischer nachstellt. Dann lernt er die Thiere zähmen und Heerden bilden; den Weideplätzen nachziehend wird er zum nomadischen Hirten. Endlich, wenn der Nutzen und die Behandlungsart des Getreides entdeckt sind, baut er den Acker, und führt nun ein seßhaftes Leben, dessen Bedürfnisse nach und nach die Civilisation erzeugen. Der Begriff des Eigenthums, den der Naturstand nicht kennt, ruft ein anderes Bedürfniß, sich gegen Raub und Gewaltthat zu schützen, hervor. Da der Einsame nicht stark genug ist, sein Eigenthum zu behaupten, so tritt auch hier die Noth ein, und macht den Menschen gesellig. Es entstehen Schutzvereine, die auf ein gegenseitiges Verhältniß von Rechten

und Pflichten gegründet sind, also einen zwischen den Mitgliedern derselben geschlossenen Vertrag, welchen man den Urvertrag genannt hat, voraussetzen. Mit diesem gesellschaftlichen Urvertrage entsteht der Staat, auf dessen Gestaltung und Entwickelung indeß auch andere Verhältnisse einwirken. Einzelne mit besonderer Kraft und Klugheit Begabte erwerben sich um ihre Mitmenschen große Verdienste, und wissen sie zur Begründung erst eines großen Einflusses, dann eigentlicher Herrschaft zu benutzen, oder sie reißen diese Herrschaft mit Gewalt an sich. Als ein Besitz betrachtet, geht sie nach ihrem Tode auf ihre Söhne über, und so wird das erbliche Fürstenthum in die Welt eingeführt. Die Furcht hatte also an der Gründung der Staaten keinen geringen Antheil, und sie gab dem Menschen auch den ersten Götterdienst, denn die Vorstellungen von einer höhern, überirdischen Macht entwickelten sich aus den schrecklichen und verderblichen Naturerscheinungen, Sturm, Gewitter, Erdbeben, deren Erregung man mächtigern Wesen zuschrieb, weil man sie sich nicht anders zu erklären wußte. Um daher diese schadenstiftenden Dämonen zu versöhnen, wurden sie angebetet und ihnen Opfer gebracht; nachher kam auch die Vorstellung von wohlthätigen Gottheiten hinzu, und ganze Systeme von Vielgötterei wurden erdacht, aus denen sich der Glaube an Einen Gott erst spät bei sehr gereiften Verstandeskräften entwickelte, während die Schlauheit der angeblichen Kenner und Ausleger des Götterwillens den Aberglauben zu ihrem eignen Vortheil benutzte, und dem Menschen in der Priesterherrschaft eine zweite Art von Fesseln anlegte. — Zu solcher Gestalt und Consequenz hatte sich diese Meinung im achtzehnten Jahrhundert entwickelt.

Zweite Ansicht: die Cultur ein Besitz durch höhere Mittheilung.

Im völlig entgegengesetzten Sinne haben Andere behauptet, daß die Wildheit nicht Vorstufe der Cultur gewesen sey, sondern vielmehr ein Verfall derselben, und überall aus einer untergegangenen entstanden. Der Zustand der Cultur sey als der erste des Menschengeschlechts zu betrach-

ten, welches nicht nur die Sprache, sondern auch die erste Grundlage der Staaten, der Religion, der Wissenschaften und Künste durch eine höhere Mittheilung unmittelbar empfangen habe.

Die anfängliche Wildheit auf keine Erfahrung gegründet.

Dieser Meinung ist vorgeworfen worden, daß sie weder Ueberlieferung noch Erfahrung für sich habe, und auf einer Voraussetzung beruhe, die unbegreiflich sey und nichts erkläre. Kann sich denn aber jene erstere Ansicht auf Erfahrungen stützen? Das ist freilich vielfältig behauptet worden. Die Zuversicht, mit der sie auftrat, und der große Beifall, den sie fand und findet, rühren gerade von dem Glauben her, daß sie keine Hypothese sey, sondern eine durch mehrfache Erfahrungen bekräftigte Thatsache. Man habe ja, sagen ihre Vertheidiger, wilde Völker genug gefunden und ausführlich beschrieben, deren Beschaffenheit mit dem früheren, durch historische Berichte bekannten Zustande von Völkern, die später zu den cultivirtesten gehörten und noch gehören, übereinstimmt, in jenen Wilden sonach ein Bild des Anfangs der gesammten Menschheit. Die Vergleichung, auf die man sich hier beruft, war in den Zeiten, wo die Vermehrung und Verbreitung der Seefahrten und der Aufenthalt der Missionäre unter den africanischen und americanischen Wilden zur genauen Beobachtung ihrer Sitten reiche Gelegenheit darboten, ein Lieblingsthema mancher Schriftsteller. Aber was man verglich und übereinstimmend fand, waren einzelne Züge und Aeußerlichkeiten, ohne Rücksicht auf das Ganze der Lebensweise, auf den sich in den Sitten und Institutionen aussprechenden Geist, in welchem allein das Maß für Bildung und Rohheit zu finden ist. Erst dann würde der Zustand der heutigen Wilden beweisen, daß er der ursprüngliche des ganzen Menschengeschlechts gewesen, wenn je vor den Augen der Europäer ein wildes Volk den Weg zu wahrer Bildung gefunden und auf demselben einige Schritte zurückgelegt hätte, nämlich selbstthätig und von Innen heraus; die Aneignung einiger äußeren Früchte der Civilisation kann, wie wir schon

oben bei den Racen bemerkten, hier nicht in Betracht kommen. Man hat wol gesehen, daß Nomaden, die mit Ackerbauern in Berührung kamen, selbst zu dieser Lebensart übergingen, auch andere Anregungen haben sich wirksam erwiesen; daß aber ein Volk den großen Schritt von der Uncultur zur Cultur selbst und in eigenthümlicher Entwickelung gethan, ist noch nirgends beobachtet worden, und so lange davon keine genügende Erfahrung gemacht ist, bleibt der Schluß von dem Zustande der heutigen Wilden auf die Urwelt ein eben so willkürlicher als trügerischer.[1]) Weit eher als selbstthätige Fortschritte, lassen sich Rückschritte nachweisen. In America deutet Manches auf frühere bessere Zustände, von denen Stämme, die jetzt in arger Wildheit leben, herabgesunken sind. Kein jetzt lebender uramericanischer Stamm würde im Stande seyn, etwas hervorzubringen, was sich mit den Resten der altmexicanischen Bauwerke irgend vergleichen ließe. Die Fähigkeiten dazu und der Sinn dafür fehlt diesen Stämmen, die ihr Leben in stumpfsinniger, düsterer Theilnahmlosigkeit hinbringen, auf gleiche Weise. Ja, es scheint die Civilisation oder auch nur ihre Nähe auf viele Wilde verderblich und zerstörend zu wirken. Nationen, die in ihren Wäldern muthig und stark waren, schwinden, der Weise ihrer Väter entzogen, im bebauten Lande traurig dahin, ohne daß Trunk, epidemische Krankheiten oder Krieg Verwüstungen unter ihnen angerichtet haben.[2]) Und selbst wenn sich Uebergänge zur Bildung, wie die vorausgesetzten, nachweisen ließen, immer

---

1) Der Jesuit Lafitau, welcher in seinem 1724 erschienenen Werke Moeurs des Sauvages Amériquains comparées aux moeurs des premiers temps diese angebliche Uebereinstimmung besonders verfochten hat, kann es doch selbst nicht anders als befremdend finden, daß die Americaner trotz ihres sonstigen Geschicks durch so viele Jahrhunderte keine von den Künsten erfunden haben, welche die Civilisation ausmachen. M. s. T. I. p. 107.

2) M. vgl. Pöppig in der allgem. Encyklopädie von Ersch und Gruber Sect. II. Th. XVII. Art. Indier.

würde das erste Glied in der Kette, von dem jene Ansicht ausgeht, fehlen. Denn man hat noch kein wildes Volk gefunden, welches so roh wäre, wie jene Ansicht den Urmenschen schildert, es sei denn, daß man mit Roußeau in dem Orang-Utang den noch nicht zur Sprache durchgedrungenen Menschen erkennen will. So leben z. B. auch die verwahrlosesten Wilden nicht ohne den Gebrauch des Feuers; dem Lande der elenden Pescherähs an der Südspitze von America, die zu den rohesten aller Menschen gehören, hat man den Namen von den vielen Feuern gegeben, um welche sie stets sitzen. Es ist zwar behauptet worden, daß es Völker gäbe, die den Gebrauch des Feuers nicht kennen, aber ohne Grund. Link, der dieses nachweis't[1]), fügt treffend hinzu, daß nichts desto weniger noch jetzt manche Völker gefunden werden, die das Feuer schwerlich erfinden könnten, und zieht daraus den richtigen Schluß, daß die Wilden von einer, wenn auch nicht hohen, doch höhern Bildung herabgesunken sind. Derselbe Forscher nennt[2]) die Entstehung und Verbreitung der Kenntnisse der Thierbändigung, des Ackerbaues und der Metallbereitung fast eben so wunderbar, als die Entstehung der verschiedenen Gestalten von Pflanzen und Thieren und ihre Verbreitung. Alle Sagen der Völker über diese Erfindungen sind einer so mythischen Natur, daß sich kein geschichtlicher Inhalt herausfinden läßt; auch haben diese Kenntnisse und Fertigkeiten in der geschichtlichen Zeit verhältnißmäßig keine große Fortschritte gemacht.

Der Ursprung des Staats außerhalb aller geschichtlichen Erinnerung.

Hieraus geht unwidersprechlich hervor, daß diese materiellen Träger aller Cultur innerhalb des Verlaufs der eigentlichen, d. i. der in die Erfahrung der Völker fallenden Geschichte nicht entstanden sind, folglich die von ihnen abhängige Cultur selbst eben so wenig. Und dasselbe läßt

1) Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde. 2te Ausg. Th. 1 S. 338 fg.

2) Das. S. 450.

sich von dem Träger der Cultur nach der geistigen Seite hin, nämlich dem Staate, nachweisen. Denn der von aller Berührung mit andern Individuen seiner Art getrennte Mensch ist noch nie anders als im Zustande völlig thierischer Verwilderung gesehen worden; wo wir ihn auch nur auf den untersten Graden von Bildung und Humanität erblicken, da lebt er in geselligen Verhältnissen, d. i. im Staate, wenn auch in sehr anfänglichen und unvollkommnen Formen desselben; daher auch die Entstehung des Staates außerhalb der Erfahrung fällt; und die Geschichte hat noch kein Volk auf dem Punkte überrascht, wo es aus einem völlig nichtpolitischen Zustande in den Staat übergegangen wäre. Vergeblich hat man sich nach Beispielen umgesehen, welche diesen Satz umstoßen sollen. Man hat sich deswegen unter Andern auf den Herodot berufen, welcher von den Medern erzählt[1]), daß sie nach ihrer Befreiung von den Aßyriern eine Zeit lang in Dörfern zerstreut und vereinzelt wohnten, unter zunehmender arger Gesetzlosigkeit, bis sie zusammenkamen, um über die Mittel, wie ein besserer Zustand herbeigeführt werden möge, zu berathschlagen, und beschlossen, einen König zu wählen. Dabei hat man aber übersehen, daß der gesetzlose Zustand bei den Medern nichts weniger als ein ursprünglicher war, vielmehr erst ein durch den Abfall von der aßyrischen Herrschaft entstandener, die Königswahl nur die Rückkehr in einen von Alters her wohl bekannten. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit ähnlichen Erzählungen, sie beziehen sich immer auf Wiederherstellungen oder Umformungen, nicht auf die erste Stiftung politischer Vereine. Und was die Völker betrifft, die noch gegenwärtig auf einer so niedrigen Stufe geselliger Verbindungen leben, daß sie des Staates ganz zu entbehren scheinen, so gilt auch hier, daß ein Umschlag von innen heraus vergeblich von ihnen erwartet wird.

Eben so wenig sind in unserer heiligen Ueberlieferung

---

1) I, 97.

oder in den Mythen anderer Völker Spuren einer geschichtlichen Erinnerung an anfängliche Thierheit versteckt. Die Bibel kennt nur den Uebergang von paradiesischer Unschuld zur Schuld, innerhalb deren sich neue Verhältnisse entwickeln; und was die Mythen von einer Entwilderung der Menschen durch höhere Wesen oder hochbegabte Sterbliche enthalten, ist entweder blos aus der oben beschriebenen Vorstellungsweise hervorgegangen, oder bezieht sich auf einen höhern Culturgrad, von einem gebildetern Stamm gebracht an einen rohern, aber darum keinesweges an der ersten Grenze der Menschheit befindlichen.

Sonach bleibt die Meinung vom ursprünglich thierischen Zustande der Menschen nicht minder eine bloße Hypothese, als die ihr entgegenstehende, ja sie beruht auf einer noch unhaltbareren Voraussetzung, weil sie das Unerklärliche erklären will. Denn dem Verstande bleibt unbegreiflich, wie das Geistige in irgend einem bestimmten Zeitpunkte zur Erscheinung kommen kann, wenn es nicht in schon vorhandenen Ideen wurzelt, unbegreiflich, wie sich vermittelst eines Sprungs in das völlig Ungleichartige an den thierischen Instinct das menschliche Bewußtseyn ansetzen kann, an das traumähnliche Daseyn der Thiere Vernunft, an die Nachahmung ihres Geschreis das Abbild der Vernunft, die Sprache? Also wird das erste Hervortreten des Geistes für den Verstand immer den Charakter des Wunderbaren behalten, und dies Wunder wird nicht faßlicher, wenn man es nicht mit der Entstehung des Geschlechts gleichzeitig, sondern in irgend eine spätere Periode seiner Entwickelung setzt. Wenn man sich rühmt, bei dieser Annahme übereinzustimmen mit der Analogie der Natur, welche überall das Höhere aus dem Geringern hervorgehen läßt, so beruht dies auf einer Täuschung. Die Natur entwickelt allerdings aus unscheinbaren Keimen, aber aus gleichartigen. Das zur Reflexion gestaltete Bewußtseyn kann organische Kräfte sich dienstbar machen,

aber nicht erzeugen; nie würde es die Sprache, in der ein organischer Geist lebt, vermöge eines willkürlichen Acts, einer Berechnung hervorgebracht haben. „Die Sprache, sagt Wilhelm v. Humboldt[1]), entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe."

Der Staat nicht aus einem Urvertrage hervorgegangen.

Auch der Staat, obgleich in seiner Entwickelung weit mehr ein Werk der menschlichen Selbstthätigkeit, ist doch in seinem Ursprung gleichfalls kein Product der Berechnung und Willkür. Er soll aus einem Vertrage hervorgegangen seyn. Aber wie sollte dies haben geschehen können, da schon der Gedanke an einen auf gegenseitige Rechte und Pflichten gegründeten Vertrag Geistesbildung voraussetzt, der geistig begabte Mensch aber, wie wir gesehen haben, von uns nur als ein schon in geselliger Verbindung lebender gefaßt werden kann? Daher sagt Aristoteles[2]), daß der Staat seiner Natur nach früher da ist, als die einzelnen Menschen; denn der geistige Mensch ist ein Glied des Staats, und das Ganze nothwendig früher zu denken, als sein Theil. — Also werden die Menschen, in so fern wir sie nur als geistige Wesen fassen, auch als zum Staate vereinigt zu denken seyn ohne ihr bewußtes Zuthun. In diesem Sinne nennt Dahlmann[3]) den Staat „eine ursprüngliche, übermächtige, übermenschliche Ordnung." Auf die ersten in die Erfahrung fallenden Formen des Staatslebens kommen wir im nächsten Abschnitt, wo wir von den

1) Ueber die Kawi-Sprache Bd. I. Einleit. S. XXI.

2) Politik I, 2.

3) Politik Bd. I. S. 3, 4.

allgemeinen Zuständen des ältesten Asiens zu sprechen haben.

Dritte Ansicht: die Cultur eine unwillkürliche Ausstrahlung des Geistes.

Und wie mit dem Staate verhält es sich mit allen Erscheinungen und Offenbarungen des menschlichen Geistes, als Geistes der Gattung, und mit den Grundlagen aller Bildung. Die Cultur ist nicht als ein von Anfang an fertig da gewesener Zustand zu fassen, noch weniger als ein erst nach mühselig gesprengter Schale der Thierheit aus Wahl und Ueberlegung hervorgegangener; sie ist im Ganzen, was der oben angeführte treffliche Schriftsteller von einem ihrer Theile, der Sprache sagt, eine unwillkürliche Ausstrahlung des Menschengeistes — eine Kraft, die ohne Verstandesberechnung, ohne Rücksicht auf ein zu befriedigendes praktisches Lebensbedürfniß, auf organische Weise aus ihren Keimen sproßte, wuchs und sich entwickelte. Allerdings haben die Noth und die Bedürfnisse des Lebens zu Erfindungen getrieben, die der Cultur zu gute kamen, allerdings haben in ihren weitern Gang Berechnung, Gedanken und Erzeugnisse der Individuen bald fördernd, bald hemmend eingegriffen, wie die ganze spätere Entwickelung der Menschheit, von der Zeit an, wo die Reflexion zu einer großen Herrschaft gelangt, sich in dieser Schwebe zwischen den aus der Tiefe des im Innern der Geschichte lebenden Geistes unmittelbar kommenden Strömungen, und den Wirkungen der im Bewußtseyn der Einzelnen ausgebildeten Gedanken bewegt. Die geschichtlichen Kräfte jedoch nur von Bedürfniß und Berechnung in Bewegung setzen lassen, ist eine arge Täuschung. Und nicht nur in jenem Bezug auf die Ursprünge; das wäre von der praktischen Seite angesehen von geringem Belang. Aber in dem ganzen der Erfahrung anheim fallenden Verlaufe der Geschichte sieht eine solche Voraussetzung noch immer die Einwirkungen des Schlammes, aus dem die Menschheit sich emporgearbeitet haben soll, und stumpft den Blick ab für die edlen und hohen Antriebe, welche zu großen Thaten begeistern, oft auch die Menge fortreißen.

Wie nun aber trotz dieser geistig sprossenden Kraft der Cultur Wildheit und Barbarei entstanden sind: ob sie in der That überall, wie es in America der Fall zu seyn scheint, aus einem Rückschritt zu erklären seien; ob verderbliche Einflüsse die Culturkraft und die Naturanlage, sie zu entwickeln, schon in den frühesten Zeiten bei vielen Völkern so geknickt und gebrochen haben, daß sie auf den niedrigsten Stufen der Menschheit festgehalten werden, in der Art etwa, wie in der Urzeit das Klima auf die Abartung der Rassen gewirkt — diese Fragen zu beantworten, fehlt es uns an jeder Art von Quellen. Wir befanden uns bei dieser ganzen Untersuchung außerhalb des Bereichs der Erinnerung und Erfahrung, folglich der eigentlichen Geschichte. Was diese auf ihrem Gebiete, auf dem Gebiete der Erfahrung, hervorzuheben und festzustellen hat, ist die wichtige, der Wildheitshypothese allerdings unbequeme, und daher in ihrer Allgemeinheit von ihr entweder absichtlich ignorirte, oder fälschlich geläugnete Thatsache, daß alle Völker, welche in der Entwickelung der Cultur eine große und eigenthümliche Rolle zu spielen berufen waren, bei ihrem ersten Auftreten, d. h. da, wo die gewisse, weder mythische noch hypothetische, Geschichte sie antrifft, auch schon im Besitze eines gewissen Grades von Bildung, welcher die im Wachsthum begriffenen Keime weiterer Fortschritte in sich trug, angetroffen werden, im entschiedensten Gegensatze zu den wilden Stämmen, welche sich von den Stufen, auf der sie zuerst erblickt wurden, noch nicht erhoben haben. Ja, das Bewußtseyn dieser Verschiedenheit ist uralt, so alt, als die Kunde von menschlichen Vorstellungen überhaupt hinaufreicht. Indem Homer den Odyßeus von den Cyklopen erzählen läßt, werden sie geschildert als ungesetzliche Frevler, welche

Der Gegensatz von Cultur und Wildheit für die Geschichte eine ursprüngliche Thatsache,

und in einem uralten Bewußtseyn enthalten.

Nirgends bauen mit Händen zu Pflanzungen, oder zu Feldfrucht;

— — — — — — — — — — — — — —

Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes;
Sondern all' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,

Rings in gewölbeten Grotten; und jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und niemand achtet des Andern. [1])

Deutlicher und schärfer kann der Zustand von Wilden, die ohne Staat und Ackerbau lebten, ein Zustand, welchem sich der homerische Grieche in der innersten Seele fremd fühlte, dem gebildeten, in dem er lebte, nicht gegenübergestellt werden. Die Cyklopen sind allerdings mythische Wesen, aber die Wahrheit und Anschaulichkeit der Schilderung giebt den vollen Beweis, daß ihr das dem Dichter auf irgend eine Weise zugekommene Bild eines wirklichen Volkes zum Grunde liegt.

Aber in den unmittelbaren Erzeugnissen der schaffenden Weltkraft giebt es im Reiche des Geistes, wie in dem der Natur, nirgends ganz scharf und bestimmt sondernde Grenzlinien. Wie in der Natur die entgegengesetzten Extreme durch allmähliche Uebergänge vermittelt werden, so giebt es auch Nationen, die man eben so wenig zu den Wilden, wie zu den eigentlichen Culturvölkern zählen kann. Es sind diejenigen, von welchen sich schwer sagen läßt, ob sie sich aus Mangel an innerer Kraft und Fähigkeit, oder durch die Ungunst der Umstände von der einmal erreichten Bildungsstufe nicht weiter emporarbeiten. Es finden hier mehrfache Verschiedenheiten und Schatttirungen Statt. So giebt es Nomadenvölker, denen als solchen die im Ackerbau liegenden Bedingungen der Bildung allerdings fehlen, und die doch an geistiger Begabung und ihrem Gebrauch weit höher stehen als manche ackerbauende; eine Erscheinung, die den Beweis liefert, daß die geistige Cultur von der Lebensweise keinesweges so abhängig ist, wie es gewöhnlich angesehen wird.

Daher rührt es denn auch, daß der Begriff der Bildung, in so fern sie der Wildheit entgegengesetzt wird, ein sehr weiter ist, und namentlich zwei Arten umfaßt, die sich zwar mannigfach berühren, aber ihren Wurzeln nach sehr Verhältniß der Cultur zur Civilisation.

1) Odyssee IX, 107 fg.

verschieden sind. Um sich gleich mit einem Worte verständlich zu machen, ist es zweckmäßig den Namen Cultur für die Art festzuhalten, die wir bisher damit bezeichneten, die andere Gattung Civilisation zu nennen, obschon man sonst wol beide Ausdrücke als gleichbedeutend zu gebrauchen pflegt. Cultur ist uns also jene selbstthätig sprossende Kraft des Geistes in deren Erzeugnissen das höhere Wesen der Menschheit ausgeprägt erscheint. Sie ist um ihrer selbst willen da, das Große in ihr muß begriffen und anerkannt werden, ohne Beziehung auf die Erreichung irgend eines außer ihr liegenden Zweckes, und wäre er an sich ein noch so vortrefflicher. Nun kann aber die Energie, mit welcher sich das Edle der Menschheit in dem Daseyn eines Volkes ausspricht, eine bedeutende seyn, ohne daß es in dem Wissen, den Künsten und Fertigkeiten, welche die Früchte der Cultur zu seyn pflegen, schon bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Anwendung dieser Früchte auf die Gestaltung des äußern Lebens ist Civilisation; und es leuchtet ein, daß beide Arten nicht immer in einem entsprechenden Grade nebeneinander vorhanden seyn werden. Die Griechen zur Zeit Solons standen in der Ausbildung vieler äußern Einrichtungen und Fertigkeiten noch ziemlich zurück, die Kunst hatte noch keineswegs ihre Höhe erstiegen, die Wissenschaft war nur in den ersten Keimen vorhanden; nichts desto weniger waren sie ein durchaus cultivirtes Volk: in unsern Tagen könnte ein Volk alle Früchte der durch Andere höchst ausgebildeten Technik sich angeeignet haben, seine Heere könnten in den fortgeschrittensten Kriegskünsten geübt seyn, seine Fabriken und Manufacturen durch Anwendung sinnreicher Erfindungen blühen; ja es könnte Akademien haben, deren Mitglieder scharfsinnige mathematische Abhandlungen schrieben, physikalische Entdeckungen machten, und die Früchte botanischer, mineralogischer und antiquarischer Reisen der Welt mittheilten: in diesen Thätigkeiten allein, wenn sie nicht mit einem innern sie tragenden Volksgeiste in Verbindung ständen, würde es

doch nur Civilisation, nicht Cultur besitzen. Denn jene besteht in Einzelheiten, dieser liegt eine gewisse gleichmäßige Spannung der geistigen Kräfte, eine Uebereinstimmung des geistigen und sittlichen Strebens zum Grunde, die das ganze innere Volksleben harmonisch durchdringt.

Die Cultur als Inhalt der Weltgeschichte.

Wilde Völker können keine Geschichte haben, weil ihren Begebenheiten der lebendige Geist fehlt, der ihnen allein Interesse giebt; blos civilisirte haben sie in einem beschränkten Sinn, im vollen und höhern nur die wahren Culturvölker, die man daher mit Recht geschichtliche Völker nennt. Die Cultur also, in so fern sie sich in den Zuständen und Begebenheiten der Völker ausspricht, bildet den wahren Inhalt der Weltgeschichte, die aber darum nicht zu dem wird, was man im engern Sinne Culturgeschichte genannt hat. Unter dieser versteht man nämlich nur die Geschichte der bestimmten Erzeugnisse der Bildung in ihrer Getrenntheit sowol von dem sie erzeugenden Volksgeiste, als von den mit diesem wieder in innigster Verbindung stehenden Thaten und Schicksalen der Völker, wodurch das, was in der Wirklichkeit ein lebendiges Ganze ist, zerstückelt und von einander gerissen wird. Eben dadurch unterscheidet sich auch eine Weltgeschichte vom Standpunkte der Cultur von den Geschichten einzelner Zweige der Cultur, der Religion, der Wissenschaften und Künste. Diese stellen den einzelnen Culturzweig als den Mittelpunkt, die Modificationen, die er durch das Besondere des Völkerlebens erfährt, als von demselben ausgehende Strahlen dar; in der Weltgeschichte erscheinen diese beiden Glieder im umgekehrten Verhältniß. Um das Volksdaseyn als ein Ganzes zu fassen und zu schildern, bringt sie das Staatsleben in den Mittelpunkt ihres Gemäldes, und flicht in die Darstellung seiner Schicksale die Umrisse der Entwickelung jener einzelnen Culturzweige ein. Dazu ist sie wohl berechtigt, weil der Staat ja Träger und Bedingung aller Cultur ist. Nur durch eine stets rege lebendige Mittheilung, durch das Ineinandergreifen mannigfaltiger Kräfte und

sehr verschiedener Richtungen ist ein wahres Fortschreiten der Bildung möglich.

Bedingungen und Wurzeln der Bildung einzelner Völker.

Die Besonderheiten der Bildung der einzelnen Völker sind Producte mehrerer Factoren. Zuerst der Abstammung; jede große Völkerfamilie hat von ihrem Ursprung her einen eigenthümlichen natürlichen Charakter, jeder einzelne Zweig derselben in der Regel wieder einen besondern, ihn von den übrigen Zweigen unterscheidenden. Dazu tritt die natürliche Beschaffenheit des Wohnplatzes, auf welchem das Volk wächst und groß wird. Die ganze Formation des Landes, seine gebirgige oder ebene, hohe oder tiefe Lage, seine Berührung mit dem Meere oder seine Entfernung davon, seine Bewässerung und sein Klima, kurz alle Bedingungen, durch welche es unter den Ländern eine Eigenthümlichkeit behauptet, ein Landindividuum wird, so wie ferner die aus seiner Lage hervorgehende Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit andern in Verbindung zu treten (seine Weltstellung) sind von dem größten Einflusse auf die Bewohner, auf ihre Beschäftigungen, Neigungen, Sinnesart, Sitten und Verfassung. Je weniger einseitig ein Land ausgebildet ist, je weniger die Extreme von Hochland und Tiefebne, zu reicher oder zu dürftiger Bewässerung, zu heißem oder zu kaltem Clima in ihm hervortreten, je mehr diese Gegensätze vermittelt sind, und je vielfachere und leichtere Berührungen seine Weltstellung gewährt, je mehr fördert es die Cultur und die Civilisation seiner Bewohner. Die Erdkunde, welche so angesehen und erforscht zur Geschichte in eine weit höhere Beziehung trift, als die einer bloßen Kunde vom Schauplatze der Begebenheiten, hat diese Richtung erst in unseren Tagen durch den Schöpfer einer neuen Behandlungs- und Betrachtungsweise derselben, durch Karl Ritter, erhalten. Nur darf man auf den Einfluß der Landesnatur nicht ein zu großes Gewicht legen, nicht glauben, daß, wenn auf den Schauplatz, der uns jetzt irgend eine bestimmte Entwickelung zeigt, ein Volk verschiedenen Ursprungs früh verpflanzt worden wäre, es die-

selben Erscheinungen darbieten würde. Vielmehr wird sich jenes erste Element der Abstammung immer als ein höchst bedeutendes erweisen. Und wenn Stamm- und Landeseigenschaft die beiden natürlichen Factoren sind; so kommt ein dritter anderer Art hinzu, die geistige Macht nämlich, welche in der Gestalt, die sie den ersten Entwickelungsstadien einmal gegeben hat, fortwächst, und das ganze Geschick der Nation wesentlich mitbestimmt. Und jedes Volk wird durch seine Schicksale erzogen, durch sie gefördert oder gehemmt.

Die Weltgeschichte als Völkergeschichte.

Es könnte scheinen, als ob der Inhalt der Weltgeschichte nicht die Cultur der einzelnen Völker, sondern die der Menschheit seyn müsse. Aber der geistige Mensch, unbehaftet mit dem besondern Charakter des Volks, zu dem er gehört, und die Menschheit, in so fern sie ohne diese Besonderheiten gedacht wird, sind nur in der Abstraction vorhanden. Es ist daher in jeder Erscheinung geistiger Cultur zwar eine dem allgemein Menschlichen zugewandte Richtung, aber zugleich eine dem Volke, bei dem sie sich findet, besonders angehörige vorhanden, und diese letztere eigenthümliche Seite ist es, die ihr die Form giebt, durch welche sie also erst zur Erscheinung gelangt. Zur Ursprünglichkeit einer Volkscultur gehört also ihre Eigenthümlichkeit, vermöge deren allein sie eine aus dem Innersten des Volksdaseyns hervorvorgewachsene seyn kann, und das wahre Leben der Cultur besteht in der Mannigfaltigkeit ihrer Formen; je einförmiger die Bildung, je schwächer und ärmer ist ihre Lebenskraft, je näher drohen Erstarrung und Tod. Eine Weltgeschichte, die nicht etwa bloße Abstractionen enthalten soll, kann daher keine allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts seyn; sie muß von den Darstellungen des Lebens der einzelnen Völker ausgehen und sie zum Grunde legen, ohne darum zu einem äußerlichen Aneinanderreihen der Geschichten einzelner Völker zu werden, von denen sie sich vielmehr wesentlich unterscheiden wird. Denn diesen ist es hauptsächlich um das gesonderte Volksdaseyn zu thun, die Beziehungen des Volks zu an-

dern gelten ihnen für Berührungen mit fremden Elementen. Die Weltgeschichte hingegen rückt diese Beziehungen in den Mittelpunkt, die Lebenserscheinungen der einzelnen Völker faßt sie in ihrer Besonderheit auf, aber nur in so fern sie ein allgemeineres Interesse gewähren. Dieses Interesse hängt besonders von dem Grade der Einwirkung ab, den das Volk, vornehmlich durch sein geistiges Hervorragen, auf den Zustand und die Entwickelung anderer Völker übt. Die Weltgeschichte hat demnach aus der Völkergeschichte besonders die Zeiträume hervorzuheben, in welchen solche Einwirkungen Statt fanden, oder sich für die Zukunft vorbereiteten, und die Perioden zu schildern, wo die Nation an einem bedeutenden Zusammenwirken verschiedener Völker Theil nahm. Das Uebrige wird sie nur des Zusammenhangs wegen in mehr oder weniger allgemeinen Umrissen aufnehmen und andeuten.

Indeß kann für das, was hier als allgemein wichtige Berührung und Beziehung anzuerkennen ist, kein bestimmtes Merkmal angegeben werden. Es läßt sich ein Standpunkt nehmen, auf welchem jede individuelle Culturerscheinung, folglich auch die Geschichte des Volks, welchem sie angehört, als ein Bestandtheil der Weltgeschichte betrachtet wird, wegen des Zusammenhangs unter allen Culturformen, den wir mehr oder weniger bestimmt nachzuweisen vermögen, oder in der Folge nachweisen zu können hoffen. Die Wissenschaft entdeckt immer mehrere dieser Verbindungen, und namentlich sind in der neuesten Zeit durch das Studium orientalischer Sprachen ungeahnete Beziehungen an das Licht getreten. Dieser Ansicht zufolge haben das griechische und das deutsche Volk kein größeres Recht auf einen Platz in der Weltgeschichte, als das indische. Ein anderer Standpunkt faßt dagegen den Zusammenhang der Cultur in Beziehung auf den Mittelpunkt auf, welchen sie seit Jahrtausenden unter den verschiedenen Völkern Europa's eingenommen hat. Er entsagt also zwar jener Vielseitigkeit, deren Verdienst und wissenschaftliche Bedeutung

er zu verkennen weit entfernt ist, indem er sich aber dem Interesse für die europäische Cultur, welche die wichtigsten und lehrreichsten Epochen der Vergangenheit umfaßt, und an welche die Zukunft der ganzen Menschheit auf das deutlichste geknüpft ist, um so entschiedener hingiebt, wird er dadurch keinesweges zu einem besondern, sondern bleibt ein allgemeiner. Ohne den Orient ganz zu vernachlässigen, zieht er seine engern und nähern Kreise um Bildungsstufen und Vorstellungsweisen, die unter einander verschieden, doch in dem bestimmtesten, deutlich hervortretenden Zusammenhang stehen, Kreise, in deren geistigen Mitte der Schriftsteller und seine Leser leben. Von den homerischen Zeiten bis auf unsere Tage spiegeln sich die Zustände der Griechen und Römer, der romanischen und germanischen Nationen in einer Reihe von Erzeugnissen ab, die uns wegen ihrer Verwandtschaft mit unsern Gesinnungen und Gefühlen und unserer Anschauungsweise als unmittelbar verständlich entgegentreten; während der Orient uns immer ein fremdes Element bleibt. Dieser letztere Standpunkt ist es, auf welchen die gegenwärtige Bearbeitung der Weltgeschichte sich zu stellen beabsichtigt. Doch wird sie dem ältesten Orient eine Betrachtung widmen, wie sie für ihn in Anspruch genommen werden kann, als für das ehrwürdige Haupt und den Ausgangspunkt aller Bildung der Folgezeit, und als für einen Zeitlauf, in welchem die Culturgestaltung der ganzen Gattung durch Formen und Epochen gegangen ist, die nachher nicht wieder vorgekommen sind, folglich als völlig abgeschlossen erscheinen.

Die gewöhnliche Eintheilung der Weltgeschichte in die drei großen Hauptperioden der alten, mittlern und neuern, ist von dem Entwickelungsgange der einflußreichsten geschichtlichen Völker hergenommen. In der alten Geschichte, die mit dem Untergange des westlichen Römerreiches und dem Anfange der deutschen Herrschaft in Südwesteuropa, im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, schließt, herrscht die Bildung der Griechen und Römer, die Welt- Eintheilung der Weltgeschichte.

und Lebensansicht, die wir die antike oder classische nennen; die moderne Geschichte (wenn wir mit diesem Ausdruck den ganzen seit dem Ende der antiken Welt eingetretenen Zeitverlauf bezeichnen dürfen) ist durch die unter dem Einflusse des Christenthums stehende deutsche und romanische Bildung erfüllt. Die Grenzlinie innerhalb derselben, welche die neuere Zeit von der mittlern scheidet, ist nicht von irgend einer äußern Umwälzung oder großen Herrschaftsveränderung hergenommen, sondern von einer Reihe von Ereignissen, die gegen das Ende des funfzehnten und im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts eine neue Epoche der Geistesentwickelung herbeiführten. Der Idee der Weltgeschichte gemäß sind diese Grenzlinien also nach Bildungsepochen gezogen, aber nur nach europäischen, denn auf Asien passen sie nicht. Wollte man von einem universalen Standpunkt aus eintheilen, so müßte man nach der Hauptverschiedenheit der Cultur zwei große Hauptmassen annehmen, die orientalische und die occidentalische, die erstere durch die Stiftung der mohamedanischen Religion in zwei große Perioden theilen, für die letztere dann jene Dreitheilung eintreten lassen. Aber die herrschende Methode zieht es mit Recht vor, sich für die ganze Weltgeschichte an die letztere zu halten, und das Asiatische, von den Zeiten der Blüthe des Perserreiches an, dem Europäischen unterzuordnen; theils weil sie, mehr unbewußt als bewußt, jener Ansicht von der überwiegenden Wichtigkeit der europäischen Bildung folgt, theils weil die völlige Trennung des in der Zeit Nebeneinanderstehenden große Uebelstände herbeiführen würde.

Ungewißheit der ältesten Geschichte.

Für die alte Geschichte können wir nur die Grenzlinie angeben, die sie beendet; daß eine ihren Anfang irgend bestimmende nicht gezogen werden kann, liegt in der Sache. Das Tageslicht der Geschichte gleicht dem physischen. Es erhebt sich aus Nacht und Dunkel erst zu schwacher Dämmerung, bis es allmählich immer heller wird, und endlich die Dinge in voller Beleuchtung und Klarheit erscheinen

läßt. Die Gewißheit geschichtlicher Kunde kann nicht eher beginnen, als bis die Begebenheiten von Mitlebenden niedergeschrieben, und so der Nachwelt überliefert werden. Vor der Erfindung der Schreibekunst, oder vielmehr vor dem allgemeinen Gebrauche derselben zu ganzen Schriften, war das Andenken der Begebenheiten der Aufbewahrung im Gedächtniß anvertraut. Aber obschon in dem jugendlichen Alter der Menschheit diese Geisteskraft viel stärker und treuer war, erfuhr die mündliche Tradition doch das Schicksal jeder nicht in Schrift befestigter Rede, sie veränderte sich, indem sie von Mund zu Mund ging, halb unwillkürlich, halb willkürlich, immer mehr; die Erinnerung erblaßte; die Begebenheiten gewannen allmählich eine ganz andere Gestalt; entstandene Lücken wurden von lebhaften Erzählern nach eigener Erfindung ausgefüllt. In der Regel ist daher die Erzählung um so zuverlässiger, je näher die Begebenheiten dem Zeitpunkte der beginnenden prosaischen Geschichtschreibung liegen.

Mythisch-poetische Auffassung und Darstellung der Geschichte.

Es giebt aber noch einen andern Grund, warum die Geschichte vor dieser Epoche einen ganz verschiedenen Charakter trägt. Die gleichzeitige Geschichtschreibung beginnt nicht zufällig, sondern ihre Form entspricht einer veränderten Richtung in der Auffassungs- und Denkweise der Zeit. Das Bedürfniß, in der Geschichte eine treue, der Wahrheit vollkommen gemäße Darstellung der Ereignisse zu besitzen, welches durch die Abfassung historischer Werke befriedigt wird, ist vorher wenig oder gar nicht vorhanden gewesen. Wol lebte in den Jugendzeiten aller nur einigermaßen cultivirten Völker das Verlangen nach einer Kunde von den frühern Menschengeschlechtern, die sie als beglücktere und begabtere betrachteten, von den Thaten ihrer Vorfahren, die sie als Helden verehrten, um sich an ihr zu erfreuen und zu erheben; aber die Wahrheit, die sie hier erwarteten, war nicht die der vollkommenen Uebereinstimmung des Gegenstandes und der Darstellung. Eine Geschichte nach unserer Art, welche die Wirklichkeit mit allen

ihren Verwickelungen und kleinen Zufälligkeiten, mit dem ganzen Gewirr ihrer unaufhörlich zerreißenden und sich wieder verknüpfenden Fäden wiedergiebt, wäre nicht nach dem Geschmacke eines solchen Zeitalters gewesen, und hätte jenes Bedürfniß nicht befriedigt. Ihm genügte es, wenn es gewisse ganz allgemeine Grundzüge der Geschichte und der Charactere seiner Helden, wie sie sich in der Ueberlieferung festgestellt hatten, wiederfand; die Wahrheit, die es in der Ausführung suchte, war die poetische, die Uebereinstimmung des Sinnes, der Gemüthsart, der Leidenschaften, welche den handelnden Personen beigelegt werden, mit ihren Aeußerungen und Thaten und mit der Beschaffenheit des menschlichen Herzens überhaupt. Die Art der ältesten Geschichte war demnach poetisch, sie erklang in Heldenliedern, in epischen Gesängen. Zugleich aber war sie mythisch. Poetisch nämlich kann auch die reine Wirklichkeit behandelt werden; durch die Beziehung der äußerlich erscheinenden Begebenheit auf ein gedachtes Innere, durch Form und Darstellung wird eine Erzählung poetisch, die Handlung mag wahr oder erdichtet sein. Fabelhaft nennen wir das rein Erfundene, mythisch aber diejenige Abweichung der historischen Ueberlieferung von der objectiven Wahrheit, die nicht aus der Willkür einer völlig frei dichtenden Phantasie hervorgeht, sondern aus der Auffassungsweise der Zeit, die vermöge einer gewissen innern Nothwendigkeit die Thatsache in eine aus dem Gedanken stammende veränderte Darstellungsweise umschmelzt, um sie anschaulich zu machen, ihre zerstreuten Strahlen, um ihnen die rechte Wirkung zu geben, in einen Brennpunkt sammelt. Der Richtung und Fähigkeit einer solchen Zeit gemäß verwandelt der Mythus das Verwickelte in das Einfache, das Ausgebreitete und Zerstreute in das Gedrängte, die allgemeinen Begriffe in Persönlichkeiten. Sie setzt daher oft statt langwieriger Unterhandlungen ein einziges Gespräch, statt des allmählichen Zusammenwirkens Vieler die rasche That eines einzigen Mannes, statt eines ganzen

Stammes nur den Stammvater, statt des Heeres nur den Helden, der es führt, statt der durch viele Generationen hindurchgehenden gesetzgebenden Thätigkeit eines ganzen Volkes oder einer Stadt einen einzigen Gesetzgeber. Es leuchtet ein, daß sich auch die Göttererscheinungen in der Geschichte auf diesen Begriff des Mythus zurückführen lassen; es ist der Gedanke, daß höhere Mächte in die Begebenheiten eingreifen, welcher sie als persönliche Gestalten auftreten läßt. Das Verfahren des Mythus läßt den Kern der Wahrheit, von dem er ausgeht, zuweilen zu einem sehr unscheinbaren werden, ja es reducirt sich das wahre Element zuweilen auf eine Vorstellungsweise, die in der Zeit herrschend ist; wie wenn die erste Cultur als Gabe eines plötzlich hervortretenden großen Gründers und Stifters erscheint. Was übrigens vermöge jener concentrirenden Thätigkeit des Mythus an Lebendigkeit und Fülle verloren gegangen ist, strebt er zu ersetzen, indem er das einfache Factum, welches er an die Stelle einer verwickelten Reihe gesetzt hat, auch wieder ausmalt, aber nicht willkürlich, vielmehr immer der Bedeutung und dem Charakter des historischen Kernes gemäß, und in dem Geiste einer Zeit, deren Bedürfniß und Richtung nicht auf Zergliedern und Reflectiren, sondern auf das Anschauen geht. In der mythischen Geschichte ist also Beides vorhanden: Zusammenziehen und Erweitern des Wahren. Das letztere ist besonders das Geschäft der Dichter, deren schaffende Einbildungskraft den Mythus schmückt und ausbildet, aber immer an ihn anknüpft. Uebrigens ist der mythische Charakter, den die Begebenheiten in der Darstellung annehmen, sehr verschieden, nicht nur nach den Zeiten und deren Bildungsverhältnissen, sondern auch nach der Besonderheit der Völker. Die reiche Phantasie einiger läßt die Wahrheit unter der Fülle des umgebenden Schmucks schwer oder gar nicht mehr erkennen; der einfache Sinn anderer läßt sie ungleich deutlicher durchschimmern.

Geschicht-schreibung in prosaischer Form.

Die mythisch-poetische Geschichte geht bei größerer Reife der Völker, wenn die poetische Auffassung der Dinge überhaupt der reflectirenden Platz gemacht hat, in die prosaische über, welche die Wahrheit treu wiederzugeben strebt, ohne jedoch in ihrer Darstellungsart einem künstlerischen Elemente ganz zu entsagen [1]), so daß die Geschichte immer in einer gewissen Mitte zwischen Wissenschaft und Kunst stehen bleibt. Vorher aber, und zum Theil schon neben der mythisch-poetischen hergehend, findet sich eine andere Vorstufe der eigentlichen Geschichte, Aufzeichnungen merkwürdiger Begebenheiten, als von Regierungswechseln, Kriegsanfängen, entscheidenden Siegen, Niederlagen, Friedensschlüssen, Seuchen und anderen großen Naturschrecken, gewöhnlich durch die Priester und in den Tempeln aufbewahrt, oft wol schon mit den ersten Anfängen der Schreibekunst begonnen. Erweitert erscheinen diese tabellenartigen Notizen als Chronik, d. h. als trockene Jahrbücher, denen es nur um Aufbewahrung des Stoffes zu thun ist, ohne daß sie ihn mit Geist und Kunst durchdringen und beleben, wonach die ächte Geschichte strebt. Doch ersetzt zuweilen eine gewisse natürliche Unbefangenheit und Naivetät der Auffassung das, was in der historischen Kunst aus bewußter Absicht entspringt. Die wissenschaftlich-künstlerische Geschichte ist in Europa erzeugt und gepflegt, Asien ist bei der poetischen und der chronikenartigen stehen geblieben.

Verhältniß der historischen Quellen.

Die Darstellung früherer Zeitabschnitte ist zunächst aus den Werken der Zeitgenossen zu schöpfen, die wegen ihrer Unmittelbarkeit vor spätern, aus ihnen erst abgeleiteten Büchern entschieden den Vorzug verdienen. Konnte das Bild der Begebenheit schon in dem Spiegel der Seele des ersten Berichterstatters nicht ungebrochen bleiben; so ist dies in den folgenden noch in weit größerm Maße der

1) Weiteres hierüber in meiner Abhandlung: Ueber die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie, in v. Raumers historischem Taschenbuch, Neue Folge Jahrg. II.

Fall. Wo die ursprünglichen Berichte, wie es in dem größern Theile der alten Geschichte der Fall ist, verloren gegangen sind, müssen wir freilich die spätern Schriftsteller als Quellen betrachten, aber den Unterschied zwischen diesen **relativen** und jenen **absoluten** Quellen nie aus den Augen verlieren. Ergänzt werden die Erzählungen der eigentlichen Geschichtschreiber durch Nachrichten und Winke, welche wir theils als gelegentliche Erwähnungen in Litteraturwerken anderer Art, in den Schriften der Geographen, Redner, Philosophen, Dichter u. s. w., theils in Urkunden, Inschriften und auf den Münzen finden. Alle bestimmten Nachrichten von Ereignissen, Gesetzen, Beschlüssen, Einrichtungen, sie mögen sich nun in schriftstellerischen Werken, oder auf Steinen und Metall finden, sind aus der bewußten Absicht, die Kunde davon auf die Nachwelt zu bringen, entsprungen. Aber die Vergangenheit spricht auch auf andere Weise zu uns, indem sich das geistige Daseyn der Völker unwillkürlich in ihrer Litteratur, in den Werken ihrer bildenden Kunst und in ihren Bauten abspiegelt und ausprägt, ja auch in Geräthen, die von dem Grade ihrer technischen Fertigkeit und von ihren häuslichen Zuständen Zeugniß ablegen. Aus der Zusammenstellung und Würdigung dieser sämmtlichen Denkmäler Ergebnisse zu ziehen und die Wahrheit zu ermitteln, ist das Geschäft der historischen Forschung und Kritik, welche mit der philosophischen Betrachtung der Geschichte, d. i. der Betrachtung des sich in ihr abspiegelnden Weltgeistes, ihren wissenschaftlichen Theil ausmacht.

In den Anfängen der Völkergeschichte hat es die historische Kritik mit der Untersuchung über den Kern wahrer Begebenheiten, der in der Hülle der mythischen Ueberlieferungen steckt, zu thun. In früheren Zeiten machte man, aus Mangel an richtigen Begriffen von der Natur des Mythus, den Mißgriff, entschieden mythische Erzählungen für wahre Begebenheiten zu nehmen, und aufgelös'te Gedichte in die Geschichte einzuführen, indem man glaubte, Schwierigkeit der Auflösung mythischer Erzählungen

wenn man in den Sagen und epischen Gedichten nur das Uebernatürliche und Wunderbare ausscheide, komme man schon auf die volle Wahrheit. Es habe sich, meinte man z. B., vor Troja Alles so begeben, wie es Homer besingt; nur habe der Poet statt natürlicher und menschlicher Ursachen Einmischung der Götter gedichtet. Aber durch ein solches bewußtes Auftragen des Uebernatürlichen auf die historische Thatsache sind wol in späten, gelehrten Zeiten epische Gedichte entstanden, nicht in der poetischen Jugendzeit der Völker. In diesen werden die nähern Umstände natürlicher und menschlicher Art eben so frei aus dem Kerne der Ueberlieferung entfaltet, wie die wunderbaren. In unsern Tagen verlockt die Neigung zu dem entgegengesetzten Aeußersten, wodurch Thatsachen zu Mythen, historische Personen zu Gedankenwesen verflüchtigt werden. Die bestimmte Zurückführung der mythisch überlieferten Geschichte auf wahre Begebenheiten ist eine der schwierigsten und gewagtesten Unternehmungen, und wenn man jene beiden Extreme vermeiden will, muß man sich oft mit der allgemeinen Ueberzeugung begnügen, daß man sich auf mythischem, also ungewissem Boden befinde. Will man weiter gehen und genauer bestimmen, so treten große Schwierigkeiten ein: nicht nur die Frage über die Grenze des Wahren und Erfundenen, sondern auch die nicht minder zweifelhafte und bestrittene über die Deutung der Mythen: ob und wann in ihnen Begebenheiten und Personen, oder Religionslehren, Philosopheme, personificirte göttliche Kräfte in der Natur und der geistigen Welt zu suchen sind; endlich kann man von demselben System über ihre Deutung ausgehend zu sehr verschiedenen Ergebnissen gelangen. Daher kommt man auf diesem Felde zuweilen allerdings bis an die Grenze der Gewißheit, oft nicht über mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen hinaus, oft bleibt man völlig im Dunkeln. Aber eben weil durch die kaum zu erschöpfende Möglichkeit, die vorhandenen Nachrichten so oder anders zu verknüpfen, dem Scharfsinn ein weites

Feld eröffnet ist, ist der Reiz groß, sich an diesen Stoffen immer wieder von neuem zu versuchen, und erzeugt von Zeit zu Zeit immer wieder neue Vorstellungen und Systeme.

Zu den Ungewißheiten des frühern Theils der alten Geschichte gehört besonders auch die Zeitrechnung. Daß die mythische Geschichte keine hat, liegt in ihrer Natur; höchstens kann man aus den Angaben der Geschlechtsfolgen nach einem mittlern Durchschnitt (gewöhnlich rechnet man auf ein Jahrhundert drei Menschenalter) zu einer ungefähren Berechnung kommen; aber die daraus gezogenen Schlüsse können sehr täuschend seyn, denn der frei verknüpfende Mythus kann Helden zu Verwandten gemacht haben, die es in der That nie waren, oder die wahren Verwandtschaftsgrade in andere verwandelt haben. Daher denn auch die Berechnungen, welche Gelehrte des spätern Alterthums auf dieser Grundlage angestellt haben, sich der Wahrheit nur unbestimmt annähern, einander auch in der Regel widersprechen; zuweilen zeigt die Angabe in runden Zahlen, daß die Ueberlieferung auch von dieser Seite Genauigkeit nicht beabsichtigte; zuweilen wurden astronomische Cykeln, von Priestern sternkundiger Völker berechnet, irrig für historische Zeiträume angesehen, und ganz falsche Zahlbestimmungen daran geknüpft. Kommt man denn endlich in die Zeit, wo annalistische Anzeichnungen eine sichere Grundlage geben, so sind auch diese wieder oft nur fragmentarisch oder fehlerhaft auf uns gekommen. Auch die Verschiedenheit der Form des Jahres, seines Anfangs und seiner Eintheilung bei verschiedenen Völkern muß beachtet werden. Die Lösung aller dieser Schwierigkeiten hat den Fleiß der Gelehrten ungemein beschäftigt, aber die von ihnen aufgestellten Hypothesen zur Feststellung einer Zeitrechnung, der die Grundlagen fehlen, und zur Vereinigung abweichender Angaben haben das herrschende Dunkel oft nicht erhellt, sondern vermehrt. Zeitrechnung.

Die Weltgeschichte, welche von einem allgemeinen Standpunkte aus die Begebenheiten verschiedener Völker

darzustellen hat, bedarf dazu einer allgemeinen Aere, d. i. bestimmten Reihenfolge der von irgend einer Epoche gezählten Jahre, und für die moderne Geschichte hat sich die Geburt Christi als der angemessenste Ausgangspunkt dargeboten. Darauf, daß die Berechnung dieses Epochenjahrs fehlerhaft ist, und Christus höchst wahrscheinlich sechs Jahre früher geboren ist, als seine Geburt angesetzt wird[1]), kommt es hier gar nicht an; genug, daß wir in diesem angenommenen Jahre eine unwandelbar feste Epoche besitzen. In der alten Geschichte haben wir es so gut nicht. Die früheren Gelehrten haben für das Alterthum die Aere von der Erschaffung der Welt, oder genauer der ersten Menschen angenommen. Zu dieser Aere ist man gelangt, indem man der biblischen Chronologie folgend von Epoche zu Epoche zurückrechnete bis zu den Patriarchen, und dann deren Lebensjahre bis zu Adam hinauf an einander reihte. Aber anderer gewichtiger Zweifel, die sich gegen ein solches chronologisches System erheben, zu geschweigen, ist die Abweichung der verschiedenen Bibeltexte in den Zahlen so groß, und spätere Lücken und Widersprüche fordern so hypothetische Annahmen, daß nichts verschiedener ist, als die Ergebnisse dieser Berechnungen, und daher nichts ungewisser als diese Aere. Es sind an zweihundert solcher verschiedenen Rechnungsresultate vorhanden, von denen das größte 6984, das kleinste 3483 Jahre von Erschaffung der Welt bis auf Christus annimmt[2]). Man sieht leicht, wie sehr diese Zählungsweisen verwirren müssen; das Gedächtniß hat sich mit eben so vielen abweichenden Bestimmungen zu belästigen, als man Werke eigenthümlicher Forscher zu Rathe zieht. Diese Aere ist daher aufgegeben, und auch für die alte Geschichte die Geburt Christi zu Grunde gelegt worden, wodurch man allerdings einen festen Punkt und Ein-

---

1) Ideler, Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie Bd. II. S. 410.

2) Daselbst S. 445.

heit der Berechnungsart gewonnen, aber auch die große Unbequemlichkeit einer zurückzählenden Aere erhalten hat. In Ermangelung einer zweckmäßigern werden wir uns indeß auch an sie halten müssen, ihr aber in der griechischen Geschichte die Olympiadenrechnung hinzufügen, und in der römischen die Aere von der Gründung der Stadt. Beide gewähren den Vortheil vorwärtszählender Reihen und die Zahlenanschauung, welche den Gelehrten dieser Völker selbst geläufig war.

Zweites Capitel.

Die ältesten Lebens- und Staatsformen Asiens im Allgemeinen. — China.

Die Cultur, die wir nach ihrem Inhalt und ihrer fortschreitenden Entwickelung als die höchste erkennen, zu der sich das Menschengeschlecht bisher emporgeschwungen, hat ihren Sitz seit Jahrtausenden in Europa. Aber der erste Wohnplatz einer fortgeschrittenen Bildung war Asien, der Welttheil, welcher, wenn Kraft und Begabung des Geistes mit dem Reichthum der Naturgaben gleichen Schritt hielten, auch in der Bildung den Vorzug vor Europa nie verloren haben würde.

Das asiatische Hochland.

Mitten durch Asien zieht sich, mit vielen Abwechslungen von Erhebungen und Senkungen, ein unermeßliches Hochland vom schwarzen Meere bis zur koreanischen Küstensee, an Flächenraum fast die Hälfte des Erdtheils bedeckend[1]). Es besteht aus zwei Theilen, einem größern östlichen und einem kleinern westlichen Hochlande. Das erstere wurde

1) Ritter, Erdkunde Th. II. S. 39 fg. Wer neben der überaus reichen und mannigfachen Belehrung, welche dieses große Hauptwerk darbietet, scharfe Umrisse der topischen Geographie in gedrängter Kürze neben einander gestellt sucht, ist besonders zu verweisen auf Meinicke's Lehrbuch der Geographie 1839.

den Griechen und Römern erst sehr spät bekannt, sie nannten es das außerhalb (im Osten) des Berges Imaus liegende Skythien. Dieses östliche Hochland ist mehr durch seine gleichartige Natur zu einem Ganzen verbunden, als durch den fortlaufenden Zusammenhang seiner Gebirgsländer, welche vielmehr häufig getrennt sind. Umgeben ist es nach allen Seiten von hohen Bergketten, entweder so, daß das mittlere Plateauland sich erst in die Tiefe senkt, und aus dieser das höhere Gebirge wie ein Wall emporsteigt, oder daß das Randgebirge sich unmittelbar an das Plateau anlehnt. Das erstere ist im Norden der Fall, wo der Altai eine solche vom innern Lande getrennte Umwallung desselben bildet; das letztere im Süden, wo das gewaltigste und höchste Gebirge der ganzen Erde, der Himalaya, mit seinem nördlichen Fuße auf einem hohen Tafellande steht. Diese riesenhaften Bergländer erschienen den alten Morgenländern als der Mittelpunkt des Erdkreises; die Kunde und Vorstellung von ihnen spielt ganz in das Mythische hinein. Bei den Indern heißt dieses Gebirge, welches als die Wurzel aller andern auf Erden gedacht wird, der Berg Meru, er ist der Wohnsitz der Götter und der Seligen; bei den Iraniern wurde er Albordsch genannt, und gleichfalls als ein Ort der Seligkeit betrachtet, wo es nur Licht, Herrlichkeit und Friede, weder Finsterniß noch Tod oder Feinde gab [1]). Diesem paradiesischen Wunderberge sollen die Hauptströme der Erde entquellen und nach allen Weltgegenden hinfließen. Es verhält sich mit dem geographischen Mythus wie mit dem historischen; es liegt ihm ein wahrer Gedanke zu Grunde, hier der, daß das ungeheure Hochland gleichsam den Grundbau des ganzen Erdtheils (der dem Orientalen ziemlich mit der Erde überhaupt zusammenfällt) ausmacht, an den sich die übrigen Länder desselben wie an seinen Kern anschließen. Zur Vorstellung aber von dem paradiesischen und seligen Leben, dessen

1) Gesenius, Commentar über den Jesaia Th. II. S. 316 fg

Wohnsitz hier gesucht wurde, führte freilich nur die Uebertragung von dem Eindruck des großen und erhabenen Charakters, den das in den Himmel ragende Gebirge trägt, nicht irgend ein aus der Anschauung hergenommenes Bild; in der Wahrheit konnte das Leben der Bewohner der Hochebenen den Völkern der mit den üppigsten Gaben der Natur prangenden Tiefländer wenig beneidenswerth erscheinen. Denn Jene waren, der Beschaffenheit ihrer Wohnplätze nach, größtentheils wandernde Hirtenvölker, die zuweilen mit Schwert und Bogen die Herrschaft über fruchtbare Länder errangen, in der Heimath aber ein zwar nicht von aller Bildung entblößtes, aber an Genüssen, geistigen wie sinnlichen, sehr armes Leben führten. Nomaden, die mit ihren zahlreichen Heerden von einem Weideplatze zum andern ziehen, die nicht in Städten und Häusern, sondern in Lägern unter Zelten leben, und sehr wenige, leicht zu befriedigende Bedürfnisse haben, werden aus Mangel an den wesentlichsten Veranlassungen und Antrieben in der Cultur und Civilisation immer zurückbleiben, wenn es ihnen auch nicht an Fähigkeiten fehlt, die sie in günstigern Lagen entwickeln.

Asiens Culturländer.

Indem das asiatische Hochland ganz in der Mitte des Erdtheils liegt, senkt es sich nach allen Weltgegenden, zu den verschiedensten Meeren, in den wechselndsten Gestaltungen herab. Gewaltige, weitziehende Ströme bilden mit ihren zahlreichen Nebenflüssen große Wassersysteme, sie leiten von den Höhen durch die Uebergangsformen der Stufenländer in Tiefländer hinab. Auf den Verbindungswegen dieser Stromthäler erfolgten die großen Wanderungen der Völker. Die Stufen- und Tiefländer, so wie die von dem Centralhochlande getrennten Plateau- und Bergländer Asiens sind sehr mannigfach gestellt und gruppirt, und haben durch die Eigenthümlichkeit ihrer Natur den größten Einfluß auf die besondere Entwickelung ihrer Bewohner geübt. Das nördliche Abfallsland von Centralasien, Sibirien, ist durch seine nördliche Lage und die Rich-

tung seiner großen Ströme nach dem unzugänglichen Eismeer für die Geschichte todt geblieben; dagegen sind die östlichen und südlichen Abfallsländer, das westliche Hochland selbst, und Vorderasien der Schauplatz für die Entfaltung der asiatischen Cultur geworden. In vielen dieser Länder findet die Geschichte, so weit sie in bestimmten Erinnerungen hinaufreicht, schon entwickelte, zum Theil künstliche Staatsverhältnisse, und die Bedürfnisse des Lebens zu Bequemlichkeit und Pracht gesteigert. Reiche Städte mit großen Tempeln und Palästen bilden den Mittelpunkt dieser Civilisation und Verfeinerung; die Cultur spricht sich in Kenntnissen, Künsten und Fertigkeiten aus, die das Leben schmücken; ein weitverbreiteter Handelsverkehr verknüpft die Länder und Völker. Aber fast eben so früh sehen wir auch schon den Wurm an dieser Blüthe nagen. Die Ueppigkeit der Natur hat den Menschen durch die große Leichtigkeit sich zu nähren und durch die dargebotenen Genüsse erschlafft und in eine Unthätigkeit versenkt, welche die weitere Entwickelung erstickt hat, und in derselben Art haben die Familien- und Staatsverhältnisse Asiens gewirkt, welche zum Theil selbst wieder als eine Folge der climatischen und Natureinwirkungen erscheinen.

Uralte Ungleichheit unter den Menschen. Sklaverei.

Die Ungleichheit unter den Menschen in allen geselligen Beziehungen tritt nirgends so entschieden und schroff hervor wie dort. Ueberhaupt ist die Ungleichheit uralt, auch sie gehört zu den Zuständen, die uns gleich an der Schwelle der Geschichte, insofern sie auf Wirklichkeit, auf Thatsachen und Erinnerungen ruht, begegnen. Ihren Ursprung darf man nicht weit suchen, er liegt in der Analogie der natürlichen Verhältnisse, die allen geschichtlichen und geselligen zu Grunde liegt. Das Uebergewicht, welches der Starke über den Schwachen, der Kluge über den Einfältigen, der Reiche über den Armen hat, schien groß genug, um die entschiedensten Vortheile für die von Natur und Glück Begünstigten zu rechtfertigen. Uebermacht und Glück wirkten so bedeutend und mächtig, daß

sie einen großen Theil der Menschen um das köstliche und unersetzliche Gut der persönlichen und körperlichen Freiheit brachten, indem sie sie zu Sklaven ihrer Mitmenschen erniedrigten, und diesen das Recht über ihr Leben gaben. Als eine Hauptquelle der Sklaverei muß der Krieg betrachtet werden; der Gefangene war dem Sieger mit Gut und Leben verfallen, schenkte dieser ihm das letztere, so verkaufte er ihn, und der Fluch der Unfreiheit ging auf die Kinder und alle Nachkommen des Unglücklichen über. So tief eingewurzelt war im Alterthum der Glaube an das Recht dieses furchtbaren Unrechts, daß der große Aristoteles behauptet[1]), die Natur selbst habe einige Menschen zur Freiheit und andere zur Knechtschaft bestimmt, und diesen sei sie nützlich. Erst das Evangelium hat der Verkennung des Urrechts der Menschen auf ihre Freiheit entgegengewirkt, und doch sind bis auf den heutigen Tag die Fesseln der Sklaverei noch nicht in allen christlichen Ländern gebrochen.

Polygamie. Ist es nun das physische Uebergewicht, welches die Herrschaft verleiht, so erscheint auch das Verhältniß des weiblichen Geschlechts zum männlichen als ein Dienstverhältniß, und selbst die Ehe nur als eine besondere Art desselben. Die Frau steht zwar nicht in der Reihe der erkauften oder ererbten Sklavinnen des Hauses, sie gebietet ihnen vielmehr; aber dem Manne gegenüber bleibt sie unterwürfige Magd, wie es — indem diese Ehe eine Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten nicht kennt — deren mehrere geben kann, und wirklich giebt. Denn da die Vielweiberei gestattet war, wurde sie im Orient wegen des heißen Blutes und der größern Heftigkeit der Begierden, die der Himmelsstrich erzeugt, auch gewöhnlich. Damit ist aber nicht nur das schöne Wechselverhältniß von Mann und Weib unmöglich gemacht, sondern auch die Beziehungen der Eltern und Kinder, das ganze Familienleben, bleiben auf einer niedern Stufe der Entwickelung.

1) Politik I, 5.

Politische Unfreiheit.

Die Dienstbarkeit, welche im Hause und in der Familie durch die Knechtschaft und die Polygamie besteht, findet im Staate durch den Despotismus statt. Aber dieser erscheint von Anfang an noch ungesunder und verderblicher als jene. Denn durch die nahen und beständigen persönlichen Berührungen unter Familien- und Hausgenossen erzeugt sich bei allen nicht von Natur schlechten Gemüthern ein Wohlwollen, das die strenge Unterwürfigkeit, auf welche von der einen, und die Furcht, auf welche von der andern Seite jene Einrichtungen gegründet sind, mildert und mäßigt, und dem willigen Gehorsam kommt die Liebe entgegen. Aber im Staate, besonders im ausgebildeten, den Familienverhältnissen entwachsenen, ist für dieses persönliche Wohlwollen ungleich weniger Raum und Gelegenheit vorhanden; auch kann es — obschon es sich auch auf diesem Gebiete wirksam und wohlthätig erweis't — doch die persönliche und bürgerliche Freiheit nicht ersetzen, die zur Erreichung des Staatszwecks unumgänglich erforderlich ist.

Der Despotismus ist in Asien allerdings uralt, aber nichts weniger als der ursprüngliche Zustand. Die Hypothese, daß der Staat aus der Gewaltthat eines Einzelnen, der die Mitbewohner seines Bezirks knechtete, hervorgegangen sei, widerspricht der höhern Quelle, die wir der bürgerlichen Ordnung geben müssen, und hat die Erfahrung eben so wenig für sich, wie der Urvertrag. Dem Despotismus müssen freie Formen vorangegangen seyn. Wenn aber die Staatsrechtslehrer gestritten haben, ob die Monarchie der frühere Zustand gewesen sei, oder die Republik, so ist die Frage schief gestellt, denn dieser Gegensatz gehört einer spätern Entwickelungsperiode an, als nämlich die erwachende Reflexion anfing, die Frage über das Regierungsrecht dem Factum gegenüber zu stellen. Im ältesten Staate müssen die Keime beider Formen gelegen haben, aber unentwickelt; was später als Verfassungsgesetz erscheint, war Eins mit dem Leben; es ging unmitttelbar aus der Richtung, der Weise, den Bedürfnissen desselben hervor.

Verhältniß des Stammes, als Staatsverbindung, zur Familie.

Gehen wir auf das Gebiet der historischen Thatsache über, so finden wir die despotische Staatsform in Asien zwar bei einigen Völkern so früh, und in einer solchen Art, daß wir ihre Wurzeln nicht anzugeben vermögen; bei vielen anderen dagegen lassen sich zwei frühere Formen, aus denen er sich entwickelt hat, mit Bestimmtheit nachweisen, eine ältere, die wir den patriarchalischen Nomadenstaat nennen können, und eine jüngere, den Kastenstaat. Die Beschaffenheit des erstern ist mit Familien- und Geschlechterverhältnissen eng verbunden. Zwar kann man der Meinung, welche die Staatsverbindung, als ein secundäres Element, aus der Familie, als dem früher vorhandenen, hervorgehen läßt — diesem dritten Versuch, eine erst im Fortgang der Entwickelung Statt gehabte Erzeugung des Staats irgendwo zu erlauschen — eben so wenig beipflichten, als den beiden andern. Denn wenn die Familie vorhanden war, als es neben ihr noch keine andere Verbindung unter den Menschen gab, so war sie zugleich der Staat, es waren zwei Elemente, die sich später trennten, in ihr verschmolzen. Wol aber kann man annehmen, daß der älteste Staat keine andere Form hatte, als die aus der Natur der schon in Aesten und Zweigen ausgebreiteten Familie von selbst hervorgehende. Diese erweiterte Familie nennen wir Stamm; er hat politische Bedeutung, sobald er sich als ein besonderes Gemeinwesen gestaltet und dann abschließt. Alsdann herrscht aber auch in ihm das Verwandtschaftsprincip mehr in der Form als im Wesen, es wird mehr in der Idee als in der Wirklichkeit festgehalten. Offenbar sind nämlich in dieser Epoche der entstehenden politischen Bedeutsamkeit des Stammes Viele darin aufgenommen worden, die Volksgenossen, nicht Verwandte waren, aber in das Verhältniß traten, in dem die Blutsfreunde standen, und fortan als solche angesehen wurden. Denn wenn eine ganze Nation wirklich von den wenigen später als Ahnherren der einzelnen Stämme gefeierten Männern abstammte, müßte die Trennung der Gesammtheit in solche

Theile zu einer Zeit erfolgt seyn, wo sie nur noch aus sehr wenigen Individuen bestand, was ganz undenkbar ist. Hat der Stamm aber Bedeutung erlangt und Ruhm erworben, haben seine Glieder gemeinsam gestrebt, gerungen und gelitten, Freude und Leid gemeinsam erfahren, dann werden sie eifersüchtig auf den Vorzug, ihm anzugehören, und er wird eben so streng abgeschlossen, als er bis dahin eröffnet war.

Der patriarchalische Nomadenstaat.

Unter wandernden Hirtenvölkern erhält sich die Form des Stammstaates sehr lange. Wie er sich selbst als ein durch gemeinsame Abkunft entstandenes Ganze ansieht, theilt er sich wieder in Geschlechter; er kennt nicht die reiche Gliederung fortgeschrittener Staaten, nicht die räumliche, denn er hat keinen bleibenden Wohnplatz, nicht die nach Beschäftigungen, denn sie sind in ihm für Alle dieselben, der Krieg und die Sorge für die Thiere, besonders für das Roß, welches die Gefahren des Kampfes theilt. Nur etwa Priestergeschlechter fangen hier und da an, sich auszusondern; dann lassen sich schon die ersten Keime der Kastengliederung entdecken. Aber im Mittelpunkt des Ganzen steht der jedesmalige Stammfürst, er wird als das an die Stelle des Stammvaters getretene Haupt betrachtet; es werden ihm daher alle Rechte eingeräumt, in deren Besitz der Altvater, wie Jeder glaubt, sich durch die Natur selbst befand. Der Stammfürst richtet und entscheidet Streitigkeiten, er ist Anführer im Kriege, auf sein Geheiß geschieht, was während des Friedens das Wichtigste im einfachen Nomadenleben ist, der Stamm verläßt mit seinen Heerden die bisherigen Weideplätze und sucht andere auf. Diese Wanderungen, die gemeinsamen Weideplätze, die stete Bereitschaft zum Kampf, sei es zur Abwehr oder zum Angriff, erhalten fortwährende persönliche Berührungen und Beziehungen aller Stammglieder zu einander, so daß dadurch das Herrenverhältniß des Stammfürsten in derselben Art gemildert wird, wie das des Hausvaters zu der Familie und den Sklaven. Werden nun —

was im Laufe der Zeit häufig geschieht — mehrere Stämme vereinigt, sei es durch Gewalt und Sieg in Kriegen, oder weil Ruhm und Ansehn eines vorzüglich hervorragenden Stammfürsten zu freiwilligen Verbindungen führen, so tritt die patriarchalische Milde schon gegen beginnenden Zwang und Druck zurück; dehnen sich aber die Eroberungen aus, ist besonders dem Nomadenheer die Unterjochung eines seßhaften, ackerbauenden Volkes gelungen, so verändern sich die Verhältnisse rasch. Der siegende Stammfürst läßt die Unterworfenen zwar im Besitz ihrer Grundstücke und ihrer Knechte, sie selbst aber betrachtet er als ziemlich unbedingter Dienstbarkeit verfallen, und sich als ihren Herrn. Mitten unter ihnen thronend steht er ihnen doch ungleich ferner, als seinen Stammgenossen, mit denen er durch die Steppen zog; er zwingt sie seinen Launen, seiner Willkür, seiner Genußlust zu dienen. Allmählich, wenn die Krieger des siegreichen Nomadenheeres seßhaft geworden sind und den Unterworfenen ähnlich, kommen ihre Nachkommen zu den Nachfolgern des fürstlichen Führers in dasselbe Verhältniß unbedingter Unterwürfigkeit. So ist aus der patriarchalischen Regierungsform Despotismus geworden, welcher, in dem Maße wie Stolz und Lüste die Gebieter verderben, einen immer schlimmern Charakter annimmt.

Entstehung des Despotismus.

Die Kasteneintheilung.

Dem Hirtenstaate in seinen einfachen Verhältnissen gegenüber steht der einfache Staat der Ackerbauer. Aber diese elementarische Form kommt im alten Asien sehr wenig vor; wo wir den Ackerbau finden, da sind meistens auch Städte, die Lebensbeschäftigungen haben sich gesondert, und bei den bedeutendsten Völkern des Orients treffen wir eine mehr oder weniger vollständige Kasteneinrichtung an. Dies sind verwickelte Verhältnisse, welche aus einem Zustande abzuleiten, der dem Jugendalter der Menschheit entspricht, nicht ohne Schwierigkeit ist. Aber wie wenig naturgemäß wir es auch finden mögen, daß in den Kasten nicht nur gesellschaftliche und bürgerliche Vorzüge vom Vater auf den Sohn forterben, sondern auch, als damit

in engster Verbindung gedacht, Lebensart und Beschäftigung, welche doch, um zu gedeihen, Neigung und Fähigkeit voraussetzen; dürfen wir dennoch diese festgezogenen Grenzlinien nicht als ein Erzeugniß willkürlich trennender Reflexion betrachten, wir müssen ihren Anfang in der Einfachheit natürlicher Verhältnisse suchen. In dieser Entwickelungsperiode ergreift der Mensch, nicht zerstreut und abgezogen durch eine reiche Mannigfaltigkeit vielgespaltener Richtungen neben ihm und um ihn her, sein Geschäft mit doppelter, den Blick unverwandt darauf gerichteter Energie; er läßt sein ganzes Leben so damit verwachsen, daß seine Söhne ihm als eben so natürliche Fortsetzer seines Treibens und seines Berufs erscheinen, wie sie sein Blut sind und sein Eigenthum erben. Wie sich vom Anfang an nichts natürlicher sondert und gegen ein anderes, draußen stehendes Element abschließt, als der Stamm, so verwächst er auch mit der einmal darin herrschend gewordenen Lebensweise und läßt nicht wieder davon ab. Manches von dem, was sonst Neigung und innerer Beruf wirken, können Erziehung und frühe Gewohnheit ersetzen. Ist ja doch selbst im modernen Europa, wie sehr die fortgeschrittne und zur reichsten Mannigfaltigkeit entwickelte Cultur hier auch die Verhältnisse durch einander gerüttelt und Alles gemischt hat, Vieles von dieser frühen Bestimmung der Söhne für den Beruf der Väter übrig, und beim Landmanne die Regel geblieben, während sie nur durch das zerstreute und mannigfach bewegte Leben der Städte nach allen Seiten hin durchbrochen ist.

Entstehung der Kasten als politischer Stände.

Das Uebergewicht in der bürgerlichen Gesellschaft wird entweder durch Einsichten und Kenntnisse, oder durch Waffen, oder durch Reichthum, und durch das Ansehn, welches sie gewähren, gewonnen und behauptet. In den Anfängen der Staaten sind es besonders die beiden erstern, die sich geltend machen; in so fern erbliche Stände sich auf die angegebene Weise in den Besitz ihrer Früchte zu setzen gewußt haben, erscheinen sie als Priester- und als Krieger-

kaste. Denn in den ältesten Zeiten wird die Weisheit als eine von den Göttern vorzugsweise ihren Dienern verliehene Gabe betrachtet, die Priester stellen das ganze höhere geistige Daseyn des Volkes dar, sie sind seine Lehrer und Rathgeber, die vorhandenen Kenntnisse sind ihr Besitz, und werden zunächst nur in ihrem Stande, der zugleich ihr Stamm ist, überliefert. Das wohlverdiente Ansehn, welches ihnen dieser geistige Besitz gewährt, wissen sie auf alle Weise zu benutzen und zu verstärken, und da ihnen der große Hebel der Furcht zu Gebote steht, nicht nur vor ihrer zeitlichen Macht, sondern auch vor einer sich über das gegenwärtige Leben hinaus erstreckenden, vermöge des Einflusses auf die göttlichen Gewalten, welchen man ihnen zuschreibt; so ist es natürlich, daß sie den Vorrang vor der bloß materiell wirkenden Classe der Krieger behaupten. Die Geschlechter dieser zweiten Kaste bilden — entweder sämmtlich, oder die angesehensten unter ihnen — einen Kriegsadel, nicht unähnlich den Rittern des Mittelalters; vermöge der Erziehung und steten Uebung pflanzt sich überwiegende Waffengewandtheit unter ihnen fort. Die dritte Quelle des Ansehns, der Reichthum, tritt als abgesondertes Element noch nicht hervor, da er in jenen Tagen noch größtentheils an den Grundbesitz geknüpft, und dieser nur in den Händen der beiden ersten Kasten ist. Da nun diese alle Quellen des Uebergewichts in sich vereinen, sind sie die herrschenden Stände im Kastenstaate, und ihr Verhältniß das Nothwendige und Feste in ihm, während die niedern Volksabtheilungen, welche nach der deutschen Ausdrucksweise den Nährstand ausmachen (wie jene den Lehr- und Wehrstand) bald so, bald anders zerfallen. An der Spitze des Ganzen steht ein König, der zwar gewöhnlich aus den Geschlechtern des Kriegsadels genommen, aber durch Gesetz und Vorschrift der Priester so beschränkt wird, daß diese, in den Zeiten der Blüthe des Kastenwesens, doch im höhern Sinne die Herrscher bleiben.

Dies sind die natürlichen Grundlagen sowol der Son-

derung der Kasten als der Verschiedenheit ihrer politischen Bedeutung, aber mit der factischen Entstehung des Herrscherverhältnisses der beiden obersten Stände muß es noch eine andere Bewandtniß haben. Die Vorzüge, die sie gewähren, sind zu groß, als daß sich nicht eine unverhältnißmäßig große Anzahl Freier hineingedrängt hätte, wenn das ganze Kastenwesen nur so entstanden wäre, daß die Verschiedenheit des Lebensberufs bei einem und demselben, längst zusammenwohnenden Volke allmählich in Erbstände überging. Man muß daher annehmen, daß die Herrschenden ursprünglich entweder einem andern Volke, oder doch einem verschiedenen Zweige desselben Volkes angehörten, aus einem fremden Lande, oder aus einer andern Gegend desselben Landes kamen. Sie fanden Stämme, die in Verhältnissen wenig entwickelter Bildung lebten, und unterwarfen sie sich entweder durch das Uebergewicht ihrer Bildung, oder durch Gewalt. Mit anderen Worten: friedliche Einwanderungen oder Eroberungen haben jene scharfen Scheidelinien gezogen, und den dauernden Gehorsam von Geschlechtern gegen Geschlechter gegründet. Die ersteren fanden Statt, wenn Priester kamen, einen neuen Götterdienst, höhere Bildung und Künste brachten. Die Einwendung, daß es ungereimt sei, sich ein Volk von reinen Priestern vorzustellen, findet leicht Erledigung, wenn man sich, ganz der Art des Orients gemäß, die Einwanderer in Freie und in ungleich zahlreichere Knechte getheilt denkt. Die ersteren sind die priesterlichen Männer, die letzteren in der Heimath mit Ackerbau und allen Handarbeiten beschäftigt gewesen. In dem neuen Lande nehmen Jene als Priester die erste Stelle ein; die Knechte, die mit ihnen gekommen sind, bleiben es, oder werden den Eingebornen, welche nun die unteren Kasten bilden, beigemischt. Das Verhältniß des zweiten herrschenden Standes kann auf dreierlei Art seinen Ursprung genommen haben: entweder adelige Kriegergeschlechter, schon früher mit den Priestern verbunden, kamen mit ihnen zugleich in das Land und

fügten deren geistigen Ueberlegenheit das Gewicht des Schwertes bei; oder sie langten später an, setzten sich fest, und ließen den Priestern ihr Verhältniß; oder es trat endlich der umgekehrte Fall ein: Priester fanden die Herrschaft eines Adels über unkriegerische Stämme vor, und nahmen ihre Stelle neben ihm ein. Auf solche Einwanderungen und Eroberungen deuten viele geschichtliche Spuren und Thatsachen hin. Auch blieben zuweilen unzweideutige Reste früherer Zustände, mitten in dem wohlgegliederten Civilisationsstaate Nomadenstämme, die er sich nur sehr unvollkommen, oder gar nicht hatte einverleiben können. So ist es mit der Entstehung des Kastenstaats zugegangen, wie mit allen großen geschichtlichen Erscheinungen. Er ist erwachsen aus dem zwiefachen Elemente einer innern, in der Natur der Sache liegenden Nothwendigkeit und Entwickelung, und aus einem äußern Anstoß, der, weil er in einer Kette von Begebenheiten wurzelt, welche dieser Nothwendigkeit fern stehen, den Schein des Zufälligen trägt.

Verhältnisse und Schicksale des Kastenstaats in verschiedenen Culturperioden.

Der Kastenstaat und seine Priesterherrschaft entsprechen einer frühern Stufe der Völkerentwickelung, wo die Kräfte der Einzelnen, um zum Ganzen und für das Ganze zu wirken, noch einer steten und sehr entschiedenen Leitung und Beaufsichtigung bedürfen; und auf dieser Stufe haben sie sich förderlich und heilsam, bildend und aufbauend erwiesen. Ist aber die Bildung bei der Grenze angekommen, wo ihre Fortentwickelung die Mündigkeit der Einzelnen fordert, die Erweckung individueller, aus dem eignen Geiste stammender Kräfte, so erweis't sich das Kastenwesen hemmend und lähmend, weil es Scheidewände zu erhalten und zu verewigen strebt, die niedergerissen werden sollen. Kann oder will der Kastenstaat sich dann nicht umgestalten, so geht er der fortschreitenden Cultur gegenüber zu Grunde, indem er entweder gänzlich zerschlagen wird, oder seine erstarrten Formen in eine Periode kläglichen Verfalls überträgt. Gewöhnlich ist er schon vorher, wenn er auch äußerlich noch mit einem gewissen Glanze dasteht, dem

Despotismus verfallen, wenn entweder die Priesterleitung zu einem harten Drucke des Volkes geworden ist, oder der König eine Uebermacht erlangt hat, in deren Besitz er sich durch kein Gesetz mehr gebunden glaubt. Es entsteht also der Despotismus des Königthums immer indem bestehende Schranken durchbrochen werden, im Hirtenstaate die in der alten patriarchalischen Sitte, im Kastenstaate die in den Gesetzen und Regeln der Priester liegenden.

Dies sind die Hauptstaatsformen der altasiatischen Völker, die sich über gänzliche Barbarei erhoben hatten. Einige abweichende Formen zeigen sich gegen das Mittelmeer hin, dort gehen die politischen Einrichtungen hier und da schon in den europäischen Charakter über. Im Allgemeinen ist es die kaukasische Rasse, welche im Staatsleben, wie in allen andern Culturgebieten, auch in Asien das größte Interesse darbietet. Die Geschichte findet die Nationen dieser Rasse so weit sie hinaufsteigt, wie noch heut zu Tage, über den Südwesten des Welttheils verbreitet, und — wo nicht alle, doch die meisten — in die beiden großen Sprach- und Völkerfamilien der Indogermanen und der Semiten getheilt. Denn wenn Sprachen vermöge gewisser Uebereinstimmungen in ihrem Grundbau auf einen Urstamm zurückzuführen sind; so schließt die gegenwärtige Wissenschaft mit Recht, daß dies auch bei den Völkern, die sie reden, der Fall ist, mag diese Verwandtschaft eine noch so entfernte seyn, sich noch so sehr in die Urzeit verlieren. Man kann vermuthen, daß Glieder eines und desselben Volksstammes sich einst von einem gemeinschaftlichen Wohnplatze aus immer weiter und weiter verbreitet, und in ihren getrennten Sitzen immer verschiedner und eigenthümlicher ausgebildet haben, aber gewisse allgemeine Hauptcharakterzüge — zu erkennen, wenn man sie in Masse andern Völkermassen gegenüberstellt — sind geblieben, und deuten nach Jahrtausenden auf die uralte gemeinsame Wurzel hin, besonders jener Grundtypus in der Sprache. Denn daß ein Volk die seine gänzlich gegen eine andere vertauscht, ist ein

Gegensatz der indogermanischen und der semitischen Sprach- und Völkerfamilie.

seltner Fall. Nach der Sprachverwandtschaft zählt man jetzt zu den Semiten nicht nur diejenigen Nationen, welche die mosaische Völkertafel von Sem, dem ältesten der Söhne Noahs, ableitet, wie die Hebräer und Araber, sondern auch alle diejenigen, welche eine den Sprachen dieser Volksstämme verwandte redeten. In diesem ausgedehnten Sinne erstreckte sich das semitische Sprachgebiet ursprünglich über den größten Theil Vorderasiens, von den armenischen Gebirgen bis zur Südspitze Arabiens, und von dem Tigris bis zum Mittelmeer, und erscheint also in merkwürdiger Weise wie eingesprengt in das ungleich größere Gebiet der indogermanischen Sprachen, zu welchen in Asien die der alten Inder und Iranier, in Europa die der Griechen und Römer, der deutschen, slavischen und lettischen Völker gerechnet werden. Man sieht, daß die Semiten in einem viel engern Zusammenhang stehen, die Indogermanen ungleich weiter verbreitet sind; diese müssen sich weit früher getrennt haben; auch ist die Verwandtschaft aller ihrer Sprachen bei weitem nicht so groß, wie bei jenen, es lassen sich weitere und engere Kreise unterscheiden.

Im Besitz dieser beiden großen Völkergruppen war vom ersten Dämmern des historischen Lichts an die Entwickelung aller höhern Cultur auf Erden, seit einer Reihe von Jahrhunderten hat sie sich mehr und mehr auf die eine derselben concentrirt. Die Bildung hat bei beiden früh einen sehr abweichenden Gang genommen, sie haben trotz dem vielfältig von einander gelernt, und auf einander gewirkt, aber auch in großen geistigen und materiellen, einigemal zum Ringen um die Weltherrschaft gesteigerten Kämpfen ihre Kräfte gegen einander versucht. Daß unter ihnen eine bedeutsame Verschiedenheit angeborner Eigenschaften Statt findet, kann einer aufmerksamen Betrachtung des in ihrer Geschichte und Cultur sich ausprägenden Geistes nicht entgehen. Der Blick des Semiten faßt die Dinge schnell und mit großem Scharfsinn auf, ein kühner, rastloser Unternehmungsgeist treibt ihn vorwärts, hartnäckig verfolgt

er sein Ziel, und im Besitz des Errungenen schließt er sich ab, rasch wallt sein von großer Leidenschaftlichkeit und heftiger Sinnlichkeit bewegtes Blut; daneben ist ihm aber auch ein merkwürdiges religiöses Streben zu Theil geworden, eine eigenthümliche Kraft und Gabe, um das Verständniß des göttlichen Willens zu ringen. Von den Semiten sind alle monotheistischen Religionen ausgegangen. Schwieriger ist es, die Indogermanen so im Allgemeinen zu charakterisiren, da die Nationen dieses großen Völkerastes auf sehr verschiedenen Stufen der Bildung und der Bildungsfähigkeit stehen. Doch läßt sich von ihren Hauptculturvölkern sagen, daß sie mit mehr Klarheit, Ruhe und Besonnenheit ausgerüstet sind, als die Semiten. Ihr Geist vermag die Dinge bestimmter zu ordnen und festzustellen; sie besitzen eine weit größere Fähigkeit für die Ausbildung und Entwickelung der mannigfachen Verhältnisse und Gestaltungen auf allen Culturgebieten, besonders auf dem der Kunst, wo den Semiten ihre unruhige Beweglichkeit sehr hinderlich ist. Mit großer Biegsamkeit des Geistes haben sie sich später auch den religiösen Sinn der letztern angeeignet, und, nachdem sie darin ihre Lehrer sogar übertroffen, alles Höhere der Menschheit so in sich vereinigt, daß sie Jenen gänzlich den Rang abgelaufen haben. — Auf die Nationen dieser beiden Familien, mit welchen sich die Geschichte fast ausschließlich zu beschäftigen hat, gehen wir gleich über, wenn wir vorher das einzige Volk entschieden nichtkaukasischer Race, welches in der Geschichte der Civilisation eine Rolle gespielt hat, die Chinesen, mit Wenigem geschildert haben.

Wenn man sich von jenem großen Hochlande Innerasiens nach Osten wendet, kommt man nach China, welches aus einem höhern Uebergangs- oder Stufenlande und einem von großen Flüssen und unzähligen Canälen durchschnittnen außerordentlich fruchtbaren Tieflande besteht. Unter allen Culturvölkern der alten Welt stehen seine Bewohner der europäischen Menschheit nicht nur räumlich, sondern China.

auch durch die Beschaffenheit der Bildung am fernsten. Zwar hat diese Cultur Civilisationsfrüchte getragen, mancher europäischen äußerlich nicht unähnlich, aber sie sind die Erzeugnisse nicht nur eines fremden Bodens, sondern auch einer durchaus fremden Pflanze, deren innere Beschaffenheit mit den europäischen und westasiatischen wenig gemein hat, und deren lebendiges Wachsthum schon in uralten Zeiten unterbrochen und gehemmt scheint, die daher in unsere Tage in einem völlig verdorrten Zustande hineinragt.

Trügerische Vorstellungen von China's Civilisationshöhe und Glück.

Es hat eine Zeit gegeben, wo China's Zustand in Europa als musterhaft und beneidenswerth geschildert wurde, wo die Missionäre, die ihn ausführlich beschrieben, nicht nur seinen erstaunlichen Anbau, den Fleiß, die Thätigkeit, das Geschick, die Kunstfertigkeiten, den Ordnungssinn seiner Bewohner priesen, sondern auch seine auf die reinste Sittenlehre gegründete Gesetzgebung, seine Verfassung, die keinen Adel oder Würde anerkennt, als die des Verdienstes, seine Regierung, die auf Väterlichkeit gebaut ist, den Geist der Ehrerbietung gegen Höhere, welcher alle Stände mit dem Gefühle ihrer Pflichten erfüllt. Nach diesen Beschreibungen mußte das ganze Reich wie eine durch Fleiß, Tugend und strenge Pflichterfüllung glückliche Familie erscheinen. Aber näher betrachtet ist alles dieses täuschender Schein, ein ganz einseitiges und nur die äußerste Oberfläche abspiegelndes Bild, ohne Rücksicht auf inneres Leben, ein Bild, aus welchem nur zu deutlich hervorgeht, was jene Missionäre — es waren Jesuiten — für den wünschenwerthesten Zustand der Menschheit hielten, und welches Ideal sie auch in Europa gern verwirklicht hätten. China ist ein warnendes Beispiel, wie wenig erreicht wird mit einer nach gewissen allgemeinen Tugendidealen entworfenen Gesetzgebung, ja mit einer gewissen äußerlichen Befolgung derselben, ohne den innern Kern der Gesinnung, durch welche die Gesetze erst ihren Werth erhalten, weil nur durch rechte Gesinnung die Beobachtung des Gesetzes

zur freien That des Einzelnen wird. Die Chinesen sind ohne alle Männlichkeit und Thatkraft, sie sind feige, kriechend und trügerisch, ihre Ordnung ist ein Abfinden mit dem Gesetze, kein ächtes Befolgen desselben, ihre Sittenlehre gleißender Wortprunk und leeres Ceremonienwesen, die Väterlichkeit, von der die Regierung durchdrungen seyn soll, schützt das Volk eben so wenig vor dem launenhaften Despotismus des Kaisers als vor der Willkür und den Erpressungen der Beamten. Es giebt hier keine Kasten, aber nicht weil hemmende Scheidewände gefallen sind, sondern weil man nie dazu gekommen ist, die Stellungen der Menschen nach ihrer innern Bedeutung zu unterscheiden, vielmehr im Volke nur eine gleichartige Masse, in der sich nichts auszeichnet und hervorragt, gesehen, nur die Einerleiheit willenloser Unterwerfung gesucht und erstrebt hat. Gleichheit herrscht allerdings in China, aber es ist die Gleichheit der Dienstbarkeit oder Sklaverei Aller dem Einen gegenüber, dem Kaiser.

China's Cultur ist seit vielen Menschengeschlechtern, ja seit Jahrtausenden fast dieselbe geblieben, selbst fremde Eroberungen, deren es durch hochasiatische Völker mehrere erfahren, haben nichts umgestaltet oder in Bewegung gesetzt, denn die Ueberwinder, die auf einer niedrigern Stufe der geistigen Ausbildung standen, haben binnen kurzer Zeit chinesische Sitten, Gesetze und meist selbst die Sprache angenommen. So ist regelmäßige Unveränderlichkeit zu China's Wesen geworden. Stillstand und Stockung werden als wesentliche Bedingungen der bürgerlichen Ordnung angesehen; was die früheren Buchgelehrten als Regel aufgestellt haben, das muß Regel bleiben; Abrichtung nach auswendig gelernten Sätzen bildet die Erziehung für Leben und Staat, vom Kaiser durch die ganze feststehende Rangordnung vieler Stufen bis zum Allergeringsten herab. Daß Niemand thue, was nicht schon vor ihm auf derselben Stufe ein Anderer gethan, scheint höchste Weisheit. Die Chinesen haben den Compaß und das Schießpulver, ja

Geistige Erstarrung der Chinesen.

eine Art von Bücherdruck früher gekannt als die Europäer, aber was bei uns zu den größten und wirkungsreichsten Umgestaltungen geführt hat, ist dort bei Anfängen und ungeschickten Anwendungen stehen geblieben, weil der Geist fehlte, der sich dieser großen Erfindungen zu bemächtigen, und sie auf den rechten Punkt zu führen gewußt hätte. Nicht was er hat, fördert den Menschen, sondern was er zu gebrauchen versteht; an dem Trägen und Stumpfen verschwendet das Schicksal seine besten Gaben vergebens. China hat daher keine andere Zukunft, als die Fortdauer seiner Erstarrung, oder einen Umsturz, der von außen kommt. „Es ist, wie Herder treffend sagt, eine balsamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ist wie das Leben der schlafenden Winterthiere. Wie die Chinesen das Goldpapier und den Firniß, die sauber gemalten Züge ihrer krausen Charaktere und das Geklingel schöner Sentenzen unmäßig lieben: so ist auch die Bildung ihres Geistes diesem Goldpapier und diesem Firniß, den Charakteren und dem Schellenklange ihrer Sylben durchaus ähnlich." Das Letzte bezieht sich auf die Sprache der Chinesen, deren Beschaffenheit allerdings der Eigenthümlichkeit ihres Wesens entspricht. Ihr ganzer Sprachschatz besteht aus vierhundert und funfzig einsylbigen Wörtern, die vermittelst vier verschiedener Betonungen, mit welchen sie ausgesprochen werden, die aber nicht alle bei allen gebräuchlich sind, auf 1203 Wortlaute gebracht werden [1]). Bei dieser erstaunlich geringen Anzahl kann es nicht anders seyn, als daß dasselbe Wort, genau auf dieselbe Weise ausgesprochen, sehr verschiedene Bedeutungen hat; bei den allergebräuchlichsten steigt die Zahl der damit ausgedrückten Begriffe auf dreißig bis vierzig. Es ist dabei unmöglich, im Gespräche Mißverständnisse und Zweideutigkeiten zu vermeiden, die man dann, um nähere Erläuterung befragt, dadurch heben muß, daß man ein

Ihre Sprache.

1) Abel-Rémusat, Élémens de la grammaire Chinoise p. 33.

Wort durch seine Beziehungen, oder durch sein Gegentheil erklärt, oder auch durch Niederschreiben des entsprechenden Zeichens. Diese seltsame Sprache hat im Grunde gar keine Grammatik, denn Declinationen und Conjugationen, die ganze Mannigfaltigkeit des Lautwandels und der Lautansätze, wodurch andere Sprachen einen so großen Reichthum von Beziehungen auszudrücken vermögen, sind ihr fremd; das gegenseitige Verhältniß der Wörter kann nur durch ihre Stellung bestimmt werden. Die Schrift der Chinesen ist keine alphabetische, sondern besteht aus zusammengesetzten, seltsam geformten Charakteren oder künstlichen Chiffern, welche den Wörtern entsprechen. Und zwar herrscht hier ein Reichthum, der eben so groß ist, als die Armuth der Lautsprache. Die Wörterbücher erklären dreißig bis vierzig Tausend solcher Zeichen, gewöhnlich nimmt man sogar an, daß ihre Zahl bis auf achtzig Tausend steigt, doch sind die meisten nicht in gewöhnlichem Gebrauch. Ursprünglich war diese Schrift eine Bilderschrift, sie bestand aus rohen Zeichnungen körperlicher Gegenstände. Was sich nicht so einfach wiedergeben ließ, wurde durch Zusammenstellungen, z. B. Gesang durch einen Mund und einen Vogel, abstracte Vorstellungen wurden sinnbildlich bezeichnet, z. B. Verstand durch ein Herz. Allmählich veränderten sich im Gebrauche die ursprünglichen Figuren bis zur Unkenntlichkeit, und wurden zu einer conventionellen Zeichenschrift. Es giebt allerdings eine gewisse Anzahl von Charakteren, welche Sylben bezeichnen [1]), alle übrigen aber stehen mit der chinesischen Sprache in gar keiner nothwendigen Verbindung, es sind Zeichen für Begriffe, nicht für Laute.

Diese innerliche und absolute Trennung der Schrift von dem, dessen Vorstellung sie in der Seele hervorrufen soll, dem Wortlaute, der in seiner Eigenthümlichkeit den Geist des Volkes repräsentirt, und jene Unbehülflichkeit,

---

1) Daselbst p. 3.

die das Wort in der starren Unbiegsamkeit des Wurzellautes festhält, müssen auf fortwährende Fesselung und Festbannung des Geistes eben so zurückwirken, wie sie wiederum Erzeugnisse eines unentwickelten Geistes sind. So sind auch die Begriffe der alten, den Chinesen eigenthümlichen Religion (von einer später aus der Fremde eingedrungenen wird weiter unten die Rede seyn) sehr beschränkt, und im eigentlichen Sinne des Worts geistlos zu nennen, denn sie haben nicht einmal ein eigenes Wort oder Zeichen für die Vorstellung von einem unkörperlichen Wesen göttlicher Art [1]). Die chinesischen Philosophen aus der Schule ihres berühmten Weltweisen Confucius (eigentlich Kong-fu-tse) gingen auf die Vorstellung von einem höhern unsichtbaren geistigen Urprincip gar nicht ein. Confucius, in dessen Zeiten, im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, alle Verhältnisse durch einen großen Verfall der bürgerlichen und sittlichen Ordnung zerrüttet waren, unternahm es, durch die Predigt einer strengen und reinen Moral die verloren gegangene Glückseligkeit der alten Zeiten wieder herzustellen. Diesem großen Zwecke widmete er alle seine Kräfte; er selbst, wird erzählt, erlebte zwar die Wirkungen seiner edeln Thätigkeit nicht, doch nach seinem Tode fingen die Früchte der von ihm ausgestreuten Saaten zu reifen an, ihnen schreiben die Chinesen die Wiederherstellung ihres Vaterlandes zu; die Vorschriften des Confucius, rühmen sie, wurden die Seele des politischen und häuslichen Lebens. Und in der That stimmen sie damit ganz überein. Denn dieses Moralsystem läßt sich auf den Grundsatz einer maßlosen Unterwürfigkeit der Kinder gegen ihre Eltern, der Weiber gegen ihre Männer, der Unterthanen gegen ihre Fürsten zurückführen. Von der menschlichen Freiheit weiß sie nichts. Der sittliche Standpunkt, in so fern er auf

Sittenlehre des Confucius

1) Stuhr, Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker Th. I. S. 17.

freier Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Guten beruht, ist also durch diese Lehre keineswegs gefördert, vielmehr, wie Hegel sagt[1]), durch die festen Vorschriften, die sich über alle Verhältnisse erstrecken, gründlich getilgt.

Litteratur.

Wenn wir die chinesische Bildung eine durch Mangel an Freiheit und Schwung des Geistes gelähmte und geknickte nennen müssen; so finden wir doch ihre Gebiete innerhalb dieser Beschränkung mannigfach angebaut. Die Litteratur ist reich, man muß dem Fleiße der chinesischen Gelehrten alle Anerkennung widerfahren lassen, nur hat er freilich nicht sehr weit geführt. Es giebt, oder gab mehrere philosophische Schulen, aber ein philosophischer, Entwickelung erzeugender und befruchtender Geist ist nicht lebendig geworden, und die realen Wissenschaften sind ziemlich in der Kindheit geblieben. Einer Nation, die in die Fesseln eines ertödtenden Regel- und Formelwesens gebannt ist, sollte man Poesie am wenigsten zutrauen, aber das Bedürfniß, sich aus den Beschwerden und der täglichen Noth des Lebens in die Empfindungen und die heitern Spiele der Dichtkunst zu retten, ist so groß und der menschlichen Natur so tief eingepflanzt, daß es seine Befriedigung auch bei Völkern gesucht und gefunden hat, welche in der Cultur weit unter den Chinesen stehen. Diese haben Werke aus mehr als Einer Gattung, die wir zur schönen Litteratur zählen, aufzuweisen; sie haben Romane, denen eine gewisse Feinheit in der Darstellung nicht abzusprechen ist, die aber doch auch wieder nur ein Spiegelbild ihres sich in streng vorgeschriebenen Formen bewegenden Lebens sind. Ungleich freier und natürlicher sind die lyrischen Töne in einem Buche uralter Lieder, deren Sammlung dem Confucius zugeschrieben wird. Von diesem wird nämlich erzählt, er habe Alles, was ihm von Denkmalen eines frühern Alterthums für seinen Zweck, die Ordnung und Sitten der Vorfahren wieder herzustellen, passend geschienen, gesammelt

1) Philosophie der Geschichte 2te Aufl. S. 156.

und in sechs Büchern zusammengestellt. Von diesen ist eines verloren gegangen, die anderen fünf werden bis auf den heutigen Tag von den Chinesen als die kanonischen und heiligen Bücher ihrer Litteratur angesehen. Unter diesen enthält der Y-king eine Art philosophischer Symbolik, der Chu-king und der Tcheu-tsieou beziehen sich auf Geschichte und Staatsverhältnisse, der Li-king auf Gebräuche und Ceremonien, endlich der den Sittenschilderungen bestimmte Chi-king ist eben jene Liedersammlung, aus 311 Stücken bestehend, welche Confucius aus 3000, die er vorfand, gewählt haben soll. Nach den Zeiten des berühmten Weisen wurden die chinesischen Bücherschätze, bei einer weiterhin zu erwähnenden Veranlassung, wenigstens zum allergrößten Theile, durch Feuer vernichtet, was billig an der Aechtheit der übrigen kanonischen Bücher zweifeln läßt, aber nicht leicht an der des Chi-king, da diese Gesänge von der Art sind, wie sie im Gedächtnisse der Menschen leben. Es sprechen sich hier mancherlei Empfindungen und Gedanken meistens einfach, ungezwungen und in glücklichen Wendungen aus, Leid und Klage, ohne leidenschaftlich zu seyn, kommen aus dem Herzen. Nur darf der Leser der deutschen Nachbildung [1]) freilich nicht vergessen, daß oft die poetische Färbung, immer der Zauber des Rhythmus unserm deutschen Dichter, nicht den Chinesen angehört. Man glaubt im Chi-king die Zeit vor sich zu haben, wo das natürliche Gefühl sich noch gegen die Fesseln sträubte, in welche es immer mehr geschlagen wurde, gewahrt aber doch das Mühsame, Peinliche, Steife der Lebensverhältnisse. Es kommt so viel von öffentlichen und häuslichen Einrichtungen, von Sitten und Denkart des Volkes in

1) Schi-King, chines. Liederbuch ges. von Confucius, dem Deutschen angeeignet von Friedr. Rückert. Wer sich von der Richtigkeit der obigen Bemerkung überzeugen will, darf nur Rückerts Behandlung mit der wortgetreuen lateinischen Uebersetzung des Pater Lacharme vergleichen, die Jul. Mohl 1830 herausgegeben hat.

diesen Gedichten vor, daß man sie mit Recht als eine wichtige und reine Quelle für die Kenntniß des chinesischen Alterthums betrachtet [1]).

Kunst.

Im eigentlichen Sinne bei der äußersten Oberfläche der Dinge beharrend zeigt sich die bildende Kunst bei diesem Volke. Die Oberflächen leicht wiederzugebender Naturgegenstände sind in Zeichnung und Malerei mit erstaunlicher Sorgfalt und Treue nachgeahmt, in Allem, was darüber hinausgeht, ist die Darstellung unbeholfen und geistlos, oft verzerrt und lächerlich. Ganz diesem entsprechend haben manche technische Fertigkeiten, zu deren Ausbildung nur Fleiß, Ausdauer und Pünktlichkeit, kein Geist gehören, einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht.

Einfluß der Abstammung und des Landes.

Da die Chinesen das einzige Culturvolk mongolischer Rasse sind, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihre eigenthümliche Art und Bildung mit dieser ihrer Abstammung in Verbindung steht, und daß die Grenze der Entwickelung, über die sie nicht hinausgekonnt, in der natürlichen Beschränktheit ihrer Rasse liegt. Natur und Geschichte haben an ihnen das äußerste zeigen wollen, was aus mongolischer Civilisation werden kann. Ein anderer Grund ihrer merkwürdigen Besonderheit ist in der eigenen geographischen Lage ihres Landes zu suchen. China ist auf der einen Seite durch die Meeresfluthen, auf der andern durch fast unübersteigbare Felsgebirge und kalte Schneehöhen von der übrigen Welt abgesondert, und hat diese natürliche Abgeschlossenheit noch verstärkt durch die berühmte große Mauer, welche einige Jahrhunderte vor Chr. an der nördlichen Gränze gegen die Einfälle der kriegerischen Nachbarvölker erbaut wurde, und, 300 geographische Meilen lang, von gewaltiger Höhe und Dicke, mit einer Menge von Thürmen versehen, durch Naturhindernisse so wenig aufgehalten, daß sie über Berggipfel bis zu 5000 Fuß hoch

---

1) M. s. Ed. Biot, Recherches sur les moeurs des anciens Chinois, d'après le Chi-king, im Journal Asiatique Ser. IV. T. II. p. 307 sqq., 430 sqq.

hinweggeführt ist, das Erstaunen der Reisenden erregt hat. In dieser Unzugänglichkeit und fast gänzlichen Unbekanntschaft mit andern Ländern und Nationen, schätzt und achtet das chinesische Volk nur sich, und diese Selbstbewunderung hat zu der trägen Ruhe, in der es schlummert, nicht wenig beigetragen. Wenn, wie wir schon bemerkten, im Orient überhaupt die Individualität des einzelnen Menschen gegen die der Völker sehr zurückgetreten ist, so ist es in China ganz besonders der Fall. Dieser Einförmigkeit der Menschengestalten entspricht die Einförmigkeit der Landschaftsphysiognomien, der Thier- und Pflanzenwelt und des Climas, so wie die der Erzeugnisse der Menschenhand, der Acker- und Gartencultur, der Industriezweige und Fabricate, der Sitten und Manieren. Und die Einsylbigkeit der Sprache, das Abgemessene, eng Begränzte und Beschränkte der Künste, der Wissenschaften und der Litteratur paßt vollkommen zu diesem übereinstimmenden Charakter des Landes und des Volkes [1]).

Art der chinesischen Geschichte.

Die Stammväter des chinesischen Volkes sollen von nordwestlichen Gebirgen her gekommen und das Land von barbarischen Stämmen eingenommen gefunden haben, die sie allmählich ausrotteten oder unterjochten. Die Besiegten nahmen Sprache und Sitten der Eroberer an, und verschmolzen mit ihnen zu einem Volke [2]). Die Ueberlieferungen über die ältesten Zeiten sind ganz fabelhafter Natur, es fragt sich, wann die gewisse Geschichte beginnt. Nach alten Annalen hat man den Anfang der Herrscher-Dynastie Hia, der ersten, welche man auf die entschieden fabelhaften Zeiten folgen läßt, auf das Jahr 2207 vor Chr. berechnet. Nun ist die Schreibekunst bei den Chinesen allerdings sehr alt, und es wäre nicht schlechthin unmöglich, daß Aufzeichnungen bis in so frühe Zeiten hinaufgereicht hätten. Aber die alten Jahrbücher haben sich nichts weniger als voll-

1) Ritter, Erdkunde Th. IV. S. 726.
2) Klaproth, Tableaux historiques de l'Asie p. 29.

ständig und zusammenhängend erhalten, da im dritten Jahrhundert vor Chr. die ältere chinesische Litteratur eine Verfolgung und Zerstörung eigener Art erfuhr. Es hatten sich nämlich unter der Herrscherfamilie der Dscheu, der dritten in der Reihe, die Großen in den einzelnen Reichstheilen fast unabhängig gemacht. Sie erkannten die kaiserliche Hoheit nur dem Namen nach an, und stürzten China in große Noth und Verwirrung, indem sie sich unaufhörlich unter einander befehdeten. Dieser Zerrüttung machten die Fürsten aus dem Hause Zin, welche eines dieser Reiche beherrschten, ein Ende, indem sie sich die übrigen unterwarfen, und dann selbst den Kaiserthron bestiegen. Aus diesem vierten Herrschergeschlechte war der Kaiser Schi-hoang-ti der kräftigste. Um den Großen, welche ihre Herrschaft wiederherzustellen trachteten, und sich dabei auf die frühern Zustände beriefen, diese in dem Ansehen des Alterthums liegende Stütze ihrer Ansprüche zu entziehen, befahl er, alle schriftlichen Denkmäler aus den Zeiten der drei ersten Dynastien zu verbrennen. Aber eben so schnell wie das Haus Zin emporgestiegen war, ging es nach dem Tode Schi-hoang-ti's wieder zu Grunde (200 Jahre vor Chr. Geb.), und an seine Stelle trat die nicht minder mächtige Dynastie Han, welche von der Kenntniß der frühern Zeiten keine Versuche, deren Regierungsweise wiederherzustellen, fürchtete, und daher die Wiederaufsuchung der alten Bücher, die den Zin so gefährlich geschienen hatten, verordnete. Den genauen Nachforschungen, die man anstellte, gelang es, wenigstens Fragmente jener Werke aufzufinden. Auch lebte noch ein Greis, der die alten Reichsannalen auswendig zu wissen behauptete, und aus dessen Munde man sie wieder niederschrieb. Es liegt in der Natur einer solchen Wiederherstellung, daß sie keine vollständige seyn konnte, und es wird schon daraus vollkommen begreiflich, daß die spätern Geschichtschreiber die ältern Zeiten voll von Lücken und Widersprüchen fanden, selbst wenn man annehmen wollte, daß es vor dem Bücher-

brande eine zusammenhängende und vollständige Geschichte Chinas bis zum drei und zwanzigsten Jahrhundert vor Chr. zurück gegeben hat. Die Kenner der chinesischen Litteratur setzen den Anfang der gewissen Begebenheiten ins achte Jahrhundert[1]), eine Epoche, welche von der, die man als den Eintritt des historischen Lichts für Westasien und Europa nach einem mittlern Durchschnitt annehmen kann, nicht sehr weit entfernt ist. Aber auch nach jener Epoche können uns die chinesischen Jahrbücher nicht für das gelten, was wir auf einem höhern Standpunkte als ächte Geschichte zu betrachten haben. Es ist eine Reihe ganz äußerlicher Begebenheiten, hauptsächlich in Empörungen, Thronraub und Dynastienwechsel bestehend, in denen sich keine innere Volksentwickelung abspiegelt, und wol auch nicht abspiegeln kann, weil China eine solche gar nicht gehabt hat. Wer der Weltgeschichte Zeit und Nachdenken widmet, um die Geistes- und Culturfortschritte der Menschheit kennen zu lernen, kann mit so manchen andern Jahrbüchern auch die chinesischen und die daraus gemachten Auszüge unbeachtet und ungelesen lassen, und das unerquickliche Geschäft sie durchzugehen dem zuweisen, der sich mit eigenen Augen von jener Art ihres Inhalts zu überzeugen hat.

1) Derselbe, Asia polyglotta p. 12.

Drittes Capitel.

Indien.

Indiens geographische Verhältnisse.

Südlich von dem großen Hochlande Mittelasiens, zunächst der gewaltigen Bergkette des Himalaya, breitet sich Vorderindien aus, fast mehr ein Erdtheil als ein Land zu nennen, denn es bedeckt mehr als ein Drittel des Flächenraums von ganz Europa, und von seinem äußersten Nordende bis zu seiner Südspitze ist eine Entfernung wie die von Archangel bis Neapel. Es zerfällt in zwei, an Größe einander ziemlich gleiche Theile, der Gestalt nach zwei Dreiecken ähnlich, die mit aneinander geschobenen Grundflächen ihre Spitzen nach entgegengesetzten Himmelsgegenden, nach Norden und Süden, ausstrecken. Das nördliche dieser Dreiecke ist das eigentliche, das continentale Hindostan, das südliche, Dekan genannt, bildet die mittlere der drei großen Halbinseln, in welche das Festland von Asien nach Mittag hin ausläuft. Die Schenkel des nördlichen Dreiecks sind von hohen Bergketten und wildem Gebirgslande durchzogen, die Mitte desselben ist von weiten, tiefliegenden Niederungen und Ebnen erfüllt, reichlich bewässert durch die beiden großen hochberühmten Ströme Indus und Ganges mit ihren Nebenflüssen; umgekehrt bestehen die Schenkel der Halbinsel aus flachen Küstenstrichen, die mittlern Theile aus weiten Hochebnen und Bergketten, die ein zu-

6 *

sammenhängendes Tafelland bilden. Dadurch entstehen große Abstufungen, ja ein völliger Gegensatz des Klimas; die tiefliegenden Theile stehen unter dem vollen Einflusse des heißen Tropenhimmels, während die Gebirgsstriche, wenn auch nicht für den ganzen Kreislauf des Jahres, doch für den größten Theil desselben dieser Hitze entzogen sind, auf den untern Stufen Frühlingswärme haben, auf den höhern selbst Winterkälte, ja auf den höchsten in die Erscheinungen der Polarwelt hineinragen. Im Allgemeinen besitzt Indien in seiner Erstreckung von den Riesenspitzen des Himalaya bis zu seinen südlichsten Küstensäumen, in klimatischen Erscheinungen wie in Gebirgen, Landschaftsformen, Gestaden, Gewässern eine Mannigfaltigkeit geographischer Gestaltungen, wie keine andere Erdgegend [1]), und dem gemäß einen überschwenglichen Reichthum der eigenthümlichsten Gaben, der edelsten Erzeugnisse aller Naturreiche.

Bewohner. In fast nicht minderer Mannigfaltigkeit erscheinen die Bewohner Vorderindiens. Das Hauptvolk, welches den Norden eingenommen hat, das eigentliche Hindostan und das nördliche Dekan, wird von uns Hindu oder Inder genannt, aber so nennt es selbst sich nicht, die Perser haben ihm diesen Namen gegeben, von diesen haben die Griechen ihn angenommen. Das alte einheimische Wort ist Arja, d. h. die ehrwürdigen Männer, die Leute aus gutem Geschlecht, ein Name, den sich die drei obern Kasten als Beobachter des heiligen Gesetzes beilegen, im Gegensatz zu den Mlekha, den Barbaren, als Verächtern desselben. Sie sind, obschon durch das heiße Klima dunkler gefärbt als die nördlichen Völker, Kaukasier, sie bilden das äußerste östliche Glied in der Kette der indogermanischen Völkerfamilie; ihre nächsten Nachbarn, die Iranier, sind ihnen, wie die neuesten Forschungen erwiesen haben, auch in der Sprache

1) Ritter, Landeskunde von Indien, im Berl. Kalender f. 1829. S. 87 fg.

am meisten verwandt, ja bei diesen lautet der alteinheimische ehrwürdige Name, wie bei den Indern, Arja [1]). Wenn man nun schon Gründe hat anzunehmen, daß die Vorfahren aller Indogermanen, meist einer und derselben Nation angehörend, dasselbe Land bewohnten, so kann es bei den Stammvätern der Inder und Iranier vollends nicht bezweifelt werden; diese müssen sich am spätesten getrennt haben. Sollte nun Hindostan der erste gemeinsame Wohnplatz gewesen seyn, wo die Inder zurückblieben, während die übrigen auswanderten? Dies ist nicht glaublich, denn da andere Zweige des großen Völkergeschlechts sich nach andern Himmelsgegenden wandten, so muß der gemeinschaftliche Ursitz ein Land gewesen seyn, dessen Lage die Verbreitung nach verschiedenen Richtungen begünstigt. Ein solches, wohin auch, wie wir weiter unten sehen werden, die Sagen der Iranier deuten, finden wir in den hohen Gebirgsstrichen im Norden von Hindostan und im Osten von Iran. Von da müssen die Inder auf dem einzigen zugänglichen Wege, nämlich durch das Penjab, d. i. Fünfstromland, wie es nach den großen Zuflüssen des Indus, die es bewässern, heißt, gekommen seyn, und sich dann weiter verbreitet haben [2]). Ohne Zweifel haben sie die übrigen Völker, die noch heut zu Tage in Dekan leben, dort schon vorgefunden, theils Stämme mit kaukasischen Physiognomien, aber der Farbe nach dunkler und mit grundverschiedner Sprache, theils solche, die ganz außerhalb der kaukasischen Rasse stehen, negerartig und roh in Sitten und Lebensweise.

Verbreitung der indischen Cultur.

Diese arischen Inder sind es, welche mit großen Anlagen und einer feinen geistigen Organisation ausgerüstet, eine sehr merkwürdige, ganz aus dem eignen Boden ent-

1) Lassen, Indische Alterthumskunde S. 2 fg. 400.

2) A. W. v. Schlegel, De l'origine des Hindous in den Transactions of the royal society of literature Vol. II. P. II. p 405 sqq. Lassen a. a. O. S. 512 fg.

sprossene Cultur ausbildeten, die, ehe Griechenland seine geistige Höhe erstieg, an Vielseitigkeit, Umfang und Feinheit jeder andern den Rang streitig machen konnte. Auch blieben diese Culturformen nicht auf das Land ihrer Erzeugung beschränkt. Indien ist für Ostasien der Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden, selbst das gegen das Ausland sonst so streng abgeschlossene China hat die Religion der Mehrzahl seiner Bewohner von dort empfangen. Obschon die Inder außerhalb der Grenzen ihres großen Landes nie als Eroberer aufgetreten sind, und Auswanderungen im Großen nicht unternommen zu haben scheinen, da schon der Drang dazu, wie er bei andern Völkern häufig vorkommt, gar nicht in ihrer Natur liegt; so fehlt es doch nicht an Spuren indischer Colonien in ostasiatischen Ländern, welche die Bildung des Mutterlandes verbreiteten. Indische Ansiedler, die über das Meer kamen, brachten den Bewohnern der Insel Java ihre Religion, Gesetze, Sitten, Künste, Schrift, Poesie und Wissenschaft [1]). Weit weniger haben die in entgegengesetzter Bewegung erfolgten Züge nach Indien auf die dortige Geistesbildung Einfluß geübt; aber in äußerlicher Beziehung nehmen sie in der Geschichte der Völkerverbindungen einen sehr wichtigen Platz ein, in der Geschichte des Handels den ersten. Die Inder haben zwar zuweilen selbst Handelsreisen unternommen, in der Regel aber es den Fremden überlassen, zu ihnen zu kommen und sich ihren Bedarf zu holen. Und dies geschah in einem Maße wie sonst nirgendwo. Die Gaben der Natur und die nicht minder reichen Erzeugnisse des Kunstfleißes, welche die Civilisation hervorrief, haben Indien stets zu einem ganz vorzüglichen Anziehungspunkt für Herrscher und Völker gemacht; und abgesehen von Heereszügen, Krieg und Eroberungen, ist es von den frühesten Erinnerungen an bis auf den heutigen Tag durch allen Wandel der Zeiten der Sitz eines großen friedlichen Welt-

Handel nach Indien.

1) A. W. v. Schlegel, Indische Bibliothek Bd. I. S. 401.

verkehrs geblieben. In jedem Zeitalter haben die Völker, welche diesen Handel ausschließend oder vornehmlich trieben, dadurch große Reichthümer gewonnen; ein starker Beweis, wie früh und wie weit verbreitet die Begierde nach Indiens Erzeugnissen gewesen seyn muß, denn nicht eigener Verbrauch, nur Wiederverkauf und weiterer Vertrieb der eingehandelten Waaren konnten solche Vortheile gewähren. Und doch waren es immer weit mehr Gegenstände der Pracht, des Luxus und des feinern Lebensgenusses, als des eigentlichen Bedürfnisses, welche die westlichen Völker aus Indien holten: Perlen, Edelsteine, Elfenbein, baumwollene und seidene Webereien, Gewürze und Räucherwerk [1]). Was die seidenen Zeuge betrifft, so sollen sie der gewöhnlichen Annahme nach in Indien bloß gewebt, der Stoff aber aus China gekommen seyn, wo der Seidenbau uralt war; es scheint aber, daß das Gespinnst der Seidenraupe schon in einem sehr entfernten Alterthum in Indien selbst gewonnen wurde [2]). Da die ausdrücklichen Nachrichten über das hohe Alter des Handels mit Indien spärlich und dunkel sind, so werden die Beweise dafür durch die Kenntniß der altindischen Sprache verstärkt. Mit einer fremden Waare pflegt der Name zugleich eingeführt zu werden, und die Namen des Pfeffers, des Opals und des Smaragds in allen europäischen Sprachen, so wie der griechische für Zinn, sind aus dem Altindischen abzuleiten [3]). Gegen die bedeutende Ausfuhr war die Einfuhr nur gering, da der Reichthum Indiens an Erzeugnissen der Natur und des Kunstfleißes sehr wenig Bedürfnisse übrig ließ, welche

---

1) Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. der Völker der alten Welt, 4te Aufl. Th. I. Abtheil. 3. S. 323 fg. giebt das Nähere.

2) A. W. v. Schlegel, Ueber die Zunahme und den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse von Indien, im Berl. Kal. f. 1829, S. 9. Eine im Jahre 1831 fortgesetzte lehrreiche und anziehende Abhandlung, welche sich auch über andere Gegenstände des indischen Alterthums verbreitet.

3) Derselbe, Indische Bibliothek Bd. II. S. 392 fg.

vom Auslande aus zu befriedigen waren[1]), daher man sich in der Westwelt schon damals die Kostbarkeiten des Ostens sehr wenig durch Tauschhandel, meistens nur durch Gold und Silber verschaffen konnte.

Quellen der Kunde vom alten Indien.

Die Griechen haben Indien und seine Bewohner zuerst durch die Eroberungszüge Alexanders des Großen näher kennen gelernt, wir finden in ihren Schriftstellern anziehende und nicht unwichtige Nachrichten über das merkwürdige Volk, aber diese Kunde ist höchst dürftig im Vergleich mit derjenigen, welche das seit noch nicht zwei Menschenaltern angeregte Studium der einheimischen Schriften gewährt, und immer mehr zu gewähren verheißt. Denn erst seitdem die Engländer in den letzten Jahrzehnden des verflossenen Jahrhunderts die Uferlande des Ganges ihrer Herrschaft unterworfen haben, sind die litterarischen Schätze Indiens den europäischen Gelehrten eröffnet und Gegenstand für ihren Fleiß und Scharfsinn geworden. Die mit dem alten Indien beschäftigte Philologie ist ein eigener, reicher Zweig der Sprach- und Alterthumskunde geworden; die indische Poesie und Philosophie erscheinen jetzt in einem Reichthum, einer Ausbildung, von denen man früher keine Ahnung hatte. Diesen in ein sehr hohes Alterthum hinaufreichenden Quellen schließen sich, wie bei allen cultivirten Völkern früherer Zeiten, die Tempel und Bildwerke, Ruinen von Städten, Inschriften, Münzen u. s. w. an. Endlich kommt die durch eigene Anschauung und Beobachtung gewonnene Kenntniß des heutigen Indiens hinzu, die auf seine alten Einrichtungen, Sitten und Bildung zurückschließen läßt, denn aus Allem, was wir über das alte und über das neue Indien wissen, geht hervor, daß Alexander es schon so vorfand, wie die Europäer es achtzehn Jahrhunderte nachher kennen lernten[2]). Indien, wie weit es auch China

1) Robertson, Disquisition concerning ancient India p. 534. Ed. Francof.

2) A. W. v. Schlegel, im Berl. Kal. f. 1829, S. 23.

an Feinheit, Mannigfaltigkeit und Tiefe der Bildung überragt, ist doch, nachdem es einmal bis auf eine gewisse Stufe gelangt war, im Ganzen und Großen stehen geblieben wie dieses; die Verwandlungsfähigkeit des Europäers ist dem Inder nicht zu Theil geworden.

Mangel historischer Ueberlieferungen.

Indeß lernen wir aus jenen Quellen von geschichtlichen Ereignissen sehr wenig kennen. Denn Geschichte im europäischen Sinn, oder wie sie sich auch bei andern asiatischen Völkern findet, haben die Inder von ihrer ältern Zeit so gut wie gar nicht. In den Sagen, welche ihrer epischen Poesie zum Grunde liegen, liegt allerdings ein historischer Kern, aber versteckter und verschleierter als bei den meisten andern Nationen, weil die poetische Ausbildung eine höchst phantastische ist. Auch besitzen wir die alten Sagen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, sondern so, wie sie sich im Fortgange der Entwickelung des Volkes umgestaltet hatten [1]). Es ist aber gar nicht die mythische Zeit allein, die in Dunkel gehüllt ist, auch von der spätern Völker- und Staatengeschichte des unabhängigen Indiens wissen wir sehr wenig, da sich hier die poetische Sage gar nicht zu einer gewissen, von Zeitgenossen geschriebenen Geschichte entwickelt hat. Denn eine Ueberlieferung der Begebenheiten in ihrer objectiven Wahrheit hatte für den Inder weder Werth noch Bedeutung. Dadurch verliert auch die mythische Geschichte an Anhaltspunkten, welche sonst durch Beziehungen auf sie, die in den spätern Begebenheiten liegen, gewonnen werden können. Einige vorhandene Königsgenealogien geben als nackte und dürre, überdies unsichere Namenlisten geringe Ausbeute. Da sie bis ins vierzehnte Jahrhundert vor Chr. hinaufreichen, so kann man vermuthen, daß da die historische Zeit des alten Indiens beginnt. Auch ist dies die Epoche der festen Einrichtung des Kalenders [2]). Wichtig

1) Lassen a. a. O. S. 489.
2) Derselbe a. a. O. S. 503 fg.

ist die Berührung mit Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, denn dadurch treten einige indische Herrschernamen hervor, und können chronologisch bestimmt werden.

Aere des Vicramaditya 56 v. Chr.

Einer spätern Zeit gehört die Regierung des Königs Vicramaditya, eines besonders mächtigen und glanzreichen Herrschers, an, dessen Sieg über die Saker, auf das Jahr 56 vor Chr. berechnet, den Indern als Aere dient. Mit diesen Daten wird aber weder auf den innern Zusammenhang der indischen Verhältnisse ein erhebliches Licht geworfen, noch führen sie den Faden der Geschichte durch die folgenden Jahrhunderte weiter. Dagegen kann die Epoche einer großen, tief eingreifenden Religionsumwälzung glücklicher Weise chronologisch bestimmt werden, worauf wir später noch zurückkommen.

Auf diese Weise bleibt für die historische Kenntniß Indiens wenig mehr als die Betrachtung seiner Zustände übrig. Aber auch hier ist der Mangel an geschichtlichen Daten äußerst empfindlich, indem mit ihnen die wichtigsten Fingerzeige über die allmähliche Gestaltung der Culturelemente, über die Stufen und Wandlungen, die sie erfuhren, fehlen. Was wir behaupten können, ist, daß die indische Cultur in Alexanders Zeit in voller und hoher Blüthe stand, daß sie wol schon ein Jahrtausend vorher eine bedeutende Entwickelung begonnen haben muß, daß sie noch ein Jahrtausend nachher schöne Früchte trug, und dann immer merklicher sank.

Dauernd war Indien in den Zeiten, wo es von fremden Eroberern noch nicht unterjocht war, so viel wir wissen, nicht zu einem Reiche, oder sonst zusammenhängenden politischen Ganzen vereinigt. Einzelne Reiche und Staaten in seinem Innern waren in vielfachen Kämpfen begriffen, und machten einander den Vorrang streitig. Die Grundlage des Staatswesens war, und ist auf gewisse Weise

Indisches Kastenwesen.

noch, die Kasteneintheilung, denn die erblichen Stände haben sich hier mit unverwüstlicher Zähigkeit erhalten, und ihren Charakter durch Jahrtausende bewahrt, so weit sociale Ver-

hältnisse fortbestehen können, nachdem die Wurzeln, die sie in der politischen Unabhängigkeit und Bedeutung der Nation hatten, längst verdorrt sind. Nirgends war das Kastenwesen schärfer ausgebildet, nirgends ist es mehr in das ganze geistige Bewußtseyn des Volkes eingedrungen, als bei den Indern. Sie selbst betrachten die Kasteneintheilung als den Hauptpunkt, der die Mlekha von ihnen trennt. Nach der Bemerkung neuerer Beobachter zeichnen sich durch ganz Hindostan die Glieder der obern Kasten durch hellere Farbe und schönere Gesichtsbildung vor dem übrigen Volke aus [1]). Es sind dies eben die von Norden hergekommenen arischen Inder. Die Entstehung des Verhältnisses der obern Kasten zu den untern durch Einwandrung ist folglich hier außer allen Zweifel gestellt; nur daß man geneigt seyn möchte, die in der Benennung der Arier mitbegriffene dritte Kaste, die, wie wir sehen werden, auch in religiöser Beziehung den beiden obersten nahe steht, hier zu den Einwandrern zu zählen. Es sind aber die vier indischen Hauptkasten, die der Priester und Weisen, welche Brahmanen, die der Krieger, welche Kshatriyas, die der Gewerbtreibenden, welche Vaisyas, die der Dienenden, welche Sudras heißen. Der indische Mythus läßt die ersten aus Brahma's Munde, die zweiten aus seinen Armen, die dritten aus seinen Lenden, die vierten aus seinen Füßen entstehen, und führt also diese Unterschiede schon auf die Schöpfung zurück.

Brahmanen.

Die Brahmanen sind unbedingt der erste und einflußreichste Stamm, sie haben die geistige Bildung und Eigenthümlichkeit der Inder nicht nur gegründet, sondern die Intelligenz fortwährend in sich concentrirt, und sind dadurch der Angelpunkt des nationalen Daseyns geblieben. Was sich gegen sie und ihre Institutionen geistig oder materiell auflehnte, ist entweder ausgestoßen worden, oder hat, wenn es sich zu behaupten gewußt, dadurch zum Verfall

1) Heeren, a. a. O. S. 251.

und zur Auflösung des Nationalverbandes beigetragen. Das Gesetz verlangt von den Brahmanen, daß ihr Wandel tadellos sei, sie sollen oft fasten und beten, nichts Lebendes tödten und vom Thiere Kommendes genießen, höchstens geweihtes Opferfleisch, sich dem Dienst der Götter eifrig widmen, die Opferceremonien verrichten, die heiligen Schriften fleißig studiren und sie den beiden nächsten Kasten erklären. Ihr ganzes tägliches Leben ist an ein strenges, lästiges, höchst zeitraubendes Ritual gebunden. Dafür ist ihnen aber auch eine Reihe der entschiedensten Vorzüge eingeräumt, alle andern Kasten sind zur höchsten Ehrerbietung, ja Unterwürfigkeit gegen sie angewiesen. Ihre Personen werden als heilig und unverletzlich betrachtet. Einen Brahmanen, sagt das Gesetz [1]), und wäre er aller nur möglichen Verbrechen überführt, soll der König nicht hinrichten lassen, nur aus seinem Reiche darf er ihn verbannen, aber mit Sicherung alles seines Eigenthums; denn es giebt auf Erden kein größeres Verbrechen, als das der Tödtung eines Priesters. Ihre Ländereien waren in den Zeiten der nationalen Unabhängigkeit allein steuerfrei. Die den Göttern ungleich nähere Stellung, welche ihnen das Priesteramt in den Augen des Volkes gab, würde allein hingereicht haben, ihnen den größten Einfluß zu sichern, aber ihre Wirksamkeit und der Kreis ihrer Thätigkeit erstreckten sich noch viel weiter. Vermöge der im Bewußtseyn jener Zeiten liegenden Zurückführung aller Weisheit und Wissenschaft auf religiöse Quellen sind die Brahmanen nicht bloß Priester und Gottesgelehrte, sondern in jedem Betracht Weise, sie überliefern die wissenschaftlichen Kenntnisse, und sind die Lehrer der Nation, Aerzte, Gesetzkundige und Räthe des Königs.

Königthum und Staat.

Die Könige wurden, wie noch heut zu Tage die einheimischen Fürsten, aus den Kshatriyas genommen, und

---

1) Mánava-Dherma Sástra, or the Institutes of Menu, Ch. VIII. §. 380. 81.

standen daher, wie sehr sie auch als Häupter des Ganzen betrachtet wurden, doch an Rang hinter den Brahmanen zurück, die es als eine Herabwürdigung und Verunreinigung angesehen haben würden, ihnen ihre Töchter zu Frauen zu geben, oder selbst mit ihnen zu essen. Das von ihnen verfaßte Gesetz schreibt den Königen ihre Pflichten und die Regierungsweise vor, die vornehmsten und obersten Beamten sollen aus ihnen genommen werden, gelehrte Brahmanen die Räthe des Königs seyn. Dem Ausgezeichnetsten unter diesen, heißt es in dem Gesetzbuche [1]), soll der König alle Geschäfte anvertrauen, nur in Gemeinschaft mit ihm die Ausführung aller beschlossenen Maßregeln beginnen. Hieraus geht die gegenseitige Stellung des Königs und der Brahmanen im Sinne der Letztern deutlich genug hervor. Sie wollen nicht nur zu Rathe gezogen seyn, sondern auch an der That Theil haben, und wenn wir Spuren finden, daß der König sich freier, ja über die Brahmanen stellt und deren Opfer anordnet [2]), so beweis't dies nichts gegen das der Anordnung des Staatswesens zu Grunde liegende und darin wirksame Princip. Wol aber ist anzunehmen, daß die theokratische Oberleitung sich nicht immer und überall geltend machen konnte, und daß, wenn die Persönlichkeit des Königs eine bedeutende war, wenn er und der Kriegerstand sich fühlten, Reactionen eintraten, die das priesterliche Gesetz durchbrachen. Daß dies aber nur mehr oder minder starke Störungen der bestehenden Ordnung, nicht dauernde Zustände seyn konnten, geht entschieden daraus hervor, daß die indische Nationalität Jahrtausende auf der Grundlage des Brahmanenthums fortdauerte und noch immer fortdauert. Dabei blieben Macht und Bedeutung der Könige doch sehr groß, wie sich auch darin zeigt, daß sie als die wahren Eigenthümer aller Fruchtfelder angesehen wurden. Die Landbauern hat-

---

1) Daselbst, Ch. VII. §. 58. 59.

2) v. Bohlen, Das alte Indien Th. II. S. 52.

ten sie nur zur Benutzung inne, gegen eine nach den Umständen wechselnde Abgabe vom Ertrage. Uebrigens griff die Centralverwaltung in die besondern Verhältnisse wenig ein. Man forderte von jeder Ortsgemeinde einige allgemeine Leistungen, und überließ alles Weitere ihren Beamten, so daß jede indische Stadt, jedes Dorf ein abgeschlossenes Ganze bildete, und noch heut zu Tage bildet.

Wenn zwischen den beiden obern Kasten als herrschenden und den beiden untern eine große Kluft befestigt ist; so sind doch wieder die drei ersten als zusammengehörig von der vierten streng geschieden. Sie heißen ihr gegenüber die Wiedergebornen, eine Benennung, die im engern Sinne sonst nur den Brahmanen zukommt, und vermöge dieser geistigen Ausscheidung der Sudras ist es ihnen auch verboten, die heiligen Religionsbücher zu lesen, oder den Vorträgen derselben beizuwohnen. Uebrigens sind diese vier Hauptkasten wieder in sich selbst durch Unterabtheilungen zu einer endlosen Mannigfaltigkeit gespalten. Auch herrschte in ihnen selbst in Bezug auf das Ansehn keinesweges völlige Gleichheit. Es giebt Brahmanengeschlechter, die vermöge ihrer Abstammung eine höhere Ehre genießen als die übrigen Mitglieder ihrer Kaste.

Unterabtheilungen der Kasten.

Nur durch die Ehe mit einer Frau aus der gleichen Kaste erbte sich der Stand des Vaters auf die Kinder fort, die Frauen theilten also die erblichen Vorzüge ihrer Männer, was allerdings dazu beitrug, die nachtheiligen Wirkungen der auch in Indien herrschenden Polygamie, in so fern sie in der Herabwürdigung der Frauen liegen, zu mildern; auf der andern Seite wurde aber der streng festgehaltene Unterschied zwischen ebenbürtigen und gemischten Ehen die Quelle großer Vervielfältigung der schon in den vier Hauptkasten liegenden Trennung. Verboten waren zwar nicht alle gemischten Ehen, immer aber wurde angenommen, daß die Sprößlinge derselben abarten, und gegen den Stand des Vaters eine Herabsetzung erleiden müssen. Nach der Verschiedenheit der Stände, die sich unter ein-

ander verheirathen, und nach dem Verhältniß des Mannes zur Frau, ob er einer höhern oder niedern Classe als sie angehört, entstehen die Mischkasten, deren Zahl in einigen indischen Quellen auf sechs und dreißig, in andern noch höher angegeben wird, und deren jeder ein besonderes Gewerbe angewiesen ist [1]). Diejenigen, welche von Vätern aus untern und Müttern aus obern Kasten entsprungen sind, gelten für unrein; für die niedrigsten und verworfensten die Chandalas, deren Geschäft es ist, das Aas fortzuschaffen und Verbrecher hinzurichten. Die Chandalas sind die unter dem Namen Parias heut zu Tage allgemein bekannten Menschen, die in unbegrenzter Verachtung leben. Sie dürfen nie in Städten, Flecken oder Dörfern, noch in deren Nähe wohnen; was sie berühren, gilt für unrein, selbst Wasser, das nur durch ihren Schatten gelaufen ist; und für verunreinigt hält sich Jeder, der sie nur erblickt. Lassen sie sich auf Heerstraßen sehen, wenn Brahmanen vorüberziehen, oder auch nur deren Gefolge, so werden sie verfolgt, zerstreut, getödtet, wie wilde Thiere, damit man nicht dieselbe Luft mit ihnen athme. Selbst die untern, ja andere unreine Kasten meiden die Berührung mit ihnen; hat Jemand aus den Puleahs (gleichfalls eine verworfene Kaste) sich von einem Paria berühren lassen, so muß er sich vielen Waschungen und Ceremonien unterziehen, ehe er davon gereinigt ist [2]). Neuere Reisende schildern die Parias als wilde, räuberische, thierisch schmutzige Menschen [3]); sie scheinen mehr ein Volksstamm als eine Kaste zu seyn, wie überhaupt mehrere Namen gemischter Kasten zugleich die von besonderen indischen Völkern sind, von denen nicht angenommen werden kann, daß sie ursprünglich aus der verbotenen Verbindung unter den gesetzlichen Kasten her-

Gemischte und unreine Kasten.

---

1) Colebrooke, Enumeration of Indian Classes, in dessen Miscellaneous Essays V. II. p. 177 sqq.

2) Ritter, Erdkunde Th. V. S. 928 fg.

3) v. Bohlen a. a. O. Th. I. S. 43.

vorgegangen seyen [1]). Auch hier also scheint ursprünglich verschiedene Volksabstammung als eine vom Gesetz ausgehende Kastensonderung aufgefaßt worden zu seyn.

Einfluß des indischen Kastenwesens auf Sittlichkeit und Bildung.

So hat sich der Inder durch Erziehung und Gewohnheit in eine Ansicht hineingelebt, nach welcher Scheidewände unter den Menschen, die unser ganzes Gefühl für Recht und Sittlichkeit empören, ihm als natürliche und unübersteigliche, ja als in der göttlichen Weltordnung gegründete erscheinen. Ein verderblicher Dünkel ist daraus hervorgegangen; mit unaussprechlichem Hochmuth und grausamer Lieblosigkeit blicken besonders die Brahmanen auf ihre Mitmenschen herab, aber auch die übrigen haben ihren Theil davon, da sie, bis auf die letzte und unglückseligste von allen, immer auf eine niedere herunter sehen können, die ihrer Verachtung preisgegeben ist. Die ganze Sittenlehre ist von der Rücksicht auf diese Sonderungen durchdrungen; man fühlt sich versucht, in den Ausspruch Hegels [2]) einzustimmen, daß Menschlichkeit überhaupt, menschliche Pflicht und menschliches Gefühl bei den Indern nicht vorhanden seyen, daß es nur Pflichten der besonderen Kasten gebe. Glücklicher Weise bricht aber doch im Leben das bessere Gefühl durch die starre Rinde des Herkommens und abstracten Gesetzes; wir dürfen, um uns davon zu überzeugen, nur die indische Poesie betrachten, wo uns rein menschliche Empfindungen in schöner Gestalt entgegentreten, und das Gesetz selbst ist nicht völlig so starr, wie es scheint, wenn man nur auf die allgemeine Charakteristik der Classen sieht. Wenn ein Brahmane durch die Erfüllung der Pflichten seines Standes keinen Unterhalt findet, kann er als Soldat dienen, sich auf Ackerbau und Viehzucht legen, und mit gewissen Ausnahmen auch Handel treiben. Dasselbe

1) Lassen, Beiträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahabharata, in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. Bd. III. S. 195.

2) Philosophie der Geschichte. 2te Aufl. S. 168.

ist dem Kshatriya vergönnt, und in Zeiten großer Noth können beide Classen auch noch tiefer, bis zu häuslichen Hülfsleistungen, herabsteigen. Kann ein Vaisya von seinem Gewerbe nicht leben, darf er dienen, wie ein Sudra, und dieser, wenn er keinen Dienst findet, ein Handwerk ergreifen [1]). In Nothfällen sind also die Schranken zum größten Theile niedergerissen. Freilich nur für die Beschäftigung, nicht für Ehre, Achtung und Einfluß. Hier aber dürfte jene entsetzliche Herabwürdigung ganzer Classen, die uns am meisten verletzt, nicht im ursprünglichen Sinne der Einrichtungen gelegen haben, sondern Folge einer durch Stolz, Herrschsucht, Eigennutz und Aberglauben herbeigeführten Verschlimmerung und Entartung seyn.

Das Sanskrit.

Daß es in der That eine Zeit gegeben hat, wo alle diese mit der Sinnesart des indischen Volkes fest verwachsenen Institutionen die Entwickelung des Geistes nicht lähmten, sondern hoben, wird am augenscheinlichsten und unzweideutigsten durch die Litteratur, die Wissenschaft und die Ausbildung der Sprache bezeugt. Das Sanskrit, die heilige, jetzt ausgestorbene Mundart, in welcher die ältesten und trefflichsten Werke geschrieben sind, gehört nach dem Urtheile der Kenner zu den reichsten, wohllautendsten gebildetsten Sprachen der Erde. Sie verbindet einen höchst kunstreichen Bau und außerordentliche Fülle der Entwickelung mit einfacher Kürze und strenger Bestimmtheit.

Religion und Mythologie in ihrer ältesten Form.

Je älter die Zeit ist, in welche die Entfaltung der Cultur eines Volkes fällt, je mehr bezieht sie sich auf die Vorstellungen desselben von der Gottheit und den göttlichen Dingen, je mehr findet sie in ihnen ihren Ausgangspunkt. Als diese Grundlage der Bildung müssen wir auch in Indien die Religion erkennen, von der mehrere Entwickelungsstufen zu unterscheiden sind, jede einflußreich auf den Gang der Cultur. In der ältesten Gestalt ist die Religion in den heiligen Schriften, Vedas genannt, und

1) Colebrooke, a. a. O. p. 186.

im Gesetzbuch des Manu enthalten. In diesen Quellen erscheint ein Urwesen, durch sich selbst bestehend, ewig, allumfassend, als die große Weltseele gedacht. Durch dasselbe, selbst unerkennbar und unenthüllt, ist Alles enthüllt worden; nach seinem Entschluß sind durch Emanation, d. i. Ausfluß aus seiner Wesenheit, alle Dinge in ihrer Mannigfaltigkeit entstanden. Die Welt ist also Entfaltung der göttlichen Wesensfülle, und spiegelt im Ganzen wie im Einzelnen das Wesen der Gottheit in sich ab.

Ob es eine Zeit gegeben, wo der Inder den Gedanken von der Einheit Gottes in seiner Reinheit festzuhalten vermochte, muß man dahin gestellt sein lassen; daß die Mythologie im Verlaufe der Zeit immer mannigfaltiger, phantastischer, sinnlicher wurde, beweis't es noch nicht; die indische Religion kann dennoch von Vielgötterei, wiewol von einer noch sehr einfachen, ausgegangen seyn. Gewiß ist wenigstens, daß der Polytheismus schon in jenen ältesten Quellen vorhanden ist. Die Gestirne und Elemente erscheinen als Gegenstände göttlicher Verehrung, aber auch jede einzelne erzeugende und erhaltende Kraft in der Natur wird vergöttert, und als eine besondere gedacht, dem Urwesen durch die Emanation eben so entflossen wie alles Daseyn überhaupt. So ist denn gleich bei der Weltschöpfung eine Mehrheit von Göttern thätig, zunächst Brahma, durch den nicht erscheinenden göttlichen Urgrund der Dinge geschaffen und selbst wieder Weltschöpfer, und ihm zur Seite stehend die Pradschapatis (Herren der Creaturen), welche unmittelbar das einzelne, mannigfaltige Daseyn ins Leben rufen [1]). Der Natur aber, in so fern ihre Erschaffung vollbracht ist, sind als Hüter und Vorsteher der einzelnen Gebiete acht Geister oder Götter zweiten Ranges, Lokapâlas (Welthüter) genannt, vorgesetzt, wohin Indra, der Beherrscher des Luftkreises, Surya, die Sonne, Varuna, das Meer, Pavana, der Beherrscher der Winde, Yama, der Fürst der Gerech-

1) Stuhr, Religionsformen der heidnischen Völker Th. I. S. 69 fg.

tigkeit und Gott des Todes, gehören. Ihnen wieder untergeordnet sind Schaaren unzähliger Geister geringerer Art durch die ganze Natur als belebende Kräfte verbreitet. Von Brahma aus steigt in zusammenhängender Verkettung die Stufenleiter der Wesen hinab bis zu den Thieren und Pflanzen. Es ist dieses in der indischen Vorstellungsweise ein trauriges Herabsinken von der vollkommnen Seligkeit des göttlichen Wesens in diese unselige Welt der Verderbniß und des Bösen, aus welchem Zustande die Geschöpfe überhaupt und die Menschen insbesondere in mancherlei Wanderungen der Seele durch verschiedene Gestalten entweder immer tiefer herabsinken, oder durch innere Reinigung ihres ganzen Wesens zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren können. Dieses Zustandes sind sich die Wesen wohl bewußt, wie es im Manu heißt:

Glaube an Seelenwanderung.

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Zieles bewußt sind diese all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend bis zur Pflanz' herab,
In des Seyns schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt [1]).

In Indien ist wol der Ursitz dieser berühmten Lehre von der Seelenwanderung zu suchen, die sich in andern Ländern erst später zeigt; in Aegypten, wo sie auch sehr früh gewesen ist, war sie wenigstens weder so ausgebildet, noch so tief in den Volksglauben gedrungen. Nach der indischen Vorstellung müssen Vergehungen durch künftige Verstoßung der Seele in Thierleiber, wodurch sie auf eine tiefere Staffel der großen Wesenleiter sinken, gebüßt werden. Wenn ein Brahmanenlehrling, heißt es im Gesetze, wenn auch mit Recht, seinen Lehrer tadelt, wird er als Esel wiedergeboren, wenn er ihn fälschlich verläumdet, als Hund, wenn er sich seines Gutes ohne Erlaubniß bedient, als kleiner Wurm, wenn er ihm sein Verdienst beneidet,

1) Fr. Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, S. 279. Dessen Geschichte der Litteratur, Werke Bd. I. S. 181.

als ein größeres Insect [1]). Der Einfluß dieses seltsamen Glaubens auf das moralische Gefühl ist kein heilsamer, es wird dadurch nicht geläutert und veredelt, sondern irre geleitet. Man bemitleidet im Thiere den ehemaligen Mitmenschen, hütet sich ängstlich, auch kleine Thiere zu tödten oder zu verletzen, und glaubt sich gegen den Paria zu Allem berechtigt, weil man seine Geburt in der unreinen Kaste als Strafe schwerer, in einem frühern Leben begangener Sünden ansieht.

Edler und heilsamer ist der Antrieb, der in dem Gedanken an das Wiederemporklimmen auf jener großen Leiter liegt, da man glaubt, daß der Mensch durch Mühe und Streben viel dazu beitragen könne, der Rückkehr zur Gottheit würdig zu werden. Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung, Kenntniß des Inhalts der heiligen Schriften, gehörige Vollbringung der durch diese vorgeschriebenen Gesetze und heiligen Handlungen sind die Mittel, durch welche dieser große Zweck erreicht werden kann. Dem Gesetze zufolge [2]) soll der Wiedergeborne (hier sind vorzüglich Brahmanen zu verstehen), wenn ihm ein Enkel geboren ist, sein Haus verlassen, der gewöhnlichen Nahrung und der ganzen Weise des geselligen Lebens entsagen, sich in die Einsamkeit des Waldes zurückziehen, sich ganz in Betrachtungen über das höchste Wesen vertiefen, und ohne irgend ein sinnliches Begehren, ohne einen andern Gefährten, als seine eigne Seele, in dieser Welt nur leben, um die Seligkeit der nächsten zu suchen. Ja, er kann durch strenge Beobachtung aller für ein solches Leben vorgeschriebenen Pflichten hier schon Seligkeit genießen. Es tritt aber bei allen diesen Entsagungen und frommen Uebungen zugleich eine starke Werkheiligkeit hervor, der verderbliche Glaube, daß durch äußerliche Handlungen ersetzt werden kann, was an Reinheit des Herzens, an einer die Seele erfüllenden,

---

1) Mánava-Dherma-Sastra, ch. II. §. 201.

2) Daselbst ch. VI. §. 1 fg.

ächt sittlichen Gesinnung mangelt. Durch allerlei Reinigungen und Opfer, besonders von Pferden, durch Almosenspenden, vorzugsweise an die Brahmanen, durch Fasten, Büßungen und Wallfahrten werden die Götter versöhnt; ja, die Inder glauben sogar, daß gehörig vollzogene Opfer, wobei denn aber auch nicht die geringste Kleinigkeit versehen sein darf, eine Wirkung und Macht üben, welcher die Götter nicht zu widerstehen vermögen. Viele gehen von der Einsamkeit und den Entsagungen zu fortgehenden körperlichen Peinigungen und furchtbaren selbstaufgelegten Qualen über, und wähnen darin das untrüglichste Mittel für die Entsündigung und Reinigung der Seele und für ihr Emporsteigen zu höheren Stufen zu besitzen, wodurch die an sich richtige Vorstellung von der zur Erhebung des Gemüths mitwirkenden Kraft eines stillen Betrachtungen gewidmeten und von den Sinnengenüssen abgekehrten Lebens abergläubisch mißdeutet, und gegen die Natur mißbraucht wird.

Entwickelung der Mythologie in den epischen Gedichten und den Puranas.

Als aus der Götterlehre der Vedas stammend, aber auf einer andern Stufe der Entwickelung und Richtung, erscheint die Mythologie, wie die epischen Gedichte sie auffassen und darstellen. Die Götterwelt ist hier auf die Erde herabgestiegen, und nimmt an den Begebenheiten und Schicksalen der Menschen den lebhaftesten Antheil. Die Götter sind jetzt eigentlich erst personificirt und haben bestimmte Gestalten gewonnen, unter denen sie in Abbildern zur Verehrung aufgestellt werden. Diese Gestalten, die Vorstellungen von den Wohnungen und Umgebungen der Götter, sind der indischen Art und Natur entnommen, wie die Götterwelt eines jeden Volkes eine Abspiegelung seiner Landesnatur und seiner Weltbetrachtung ist. Es findet sich in dieser Ausbildung der Mythologie wieder die reine Idee der Gottheit, ohne alle Beimischung von Personification oder Versinnlichung durch Menschengestalt, unter dem Namen Brahma (als grammatisches Neutrum). Zur Offenbarung und Erscheinung kommt diese in heiligem Dunkel

ruhende Gottheit, nach einer schon in den Vedas angedeuteten, hier ausgeführten Idee, als gespalten in eine Dreiheit (Trimurti) göttlicher Thätigkeiten. Diese sind Brahmâ (als Masculinum), der Weltschöpfer, der Herr der Creaturen, der Allvater [1]), Vishnu, der erhaltende, und Siva, der zerstörende Gott. Dem Vishnu wird eine Reihe von Incarnationen, Verwandlungen in mancherlei Gestalten, zugeschrieben, in welchen er auf die Welt herabkam, um sie von dem Einflusse der bösen Gewalten zu retten, das Laster zu bestrafen, Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Diese Incarnationen geben einer Göttergeschichte voll seltsamer, phantastischer Abenteuer reichen Stoff. Vishnu erschien als Fisch, als Schildkröte, als Eber, als Brahmane Rama, als Königssohn Rama, und als Krishna, ein gleichfalls wieder von einem Könige geborner Gott. In dieser letzten Gestalt wird er als Kriegsheld gedacht, und auch wieder, unter dem Namen Govinda, als anmuthiger, friedlicher Hirtengott, von schönen Schäferinnen umgeben, im Genuß der Liebe schwelgend. Rama und Krishna scheinen ursprünglich Heroen oder Gottheiten gewesen zu seyn, die das Volk unabhängig von der Brahmanenlehre besonders verehrte, und die von den Priestern zu Incarnationen Vishnus gemacht wurden, um sie in ihr vollständig gegliedertes Göttersystem zu ziehen. Siva, unwiderstehlich im Streit, vernichtet das irdisch Vergängliche. Wie aber aus dem Tode wieder neues Leben entsteht, aus der Zerstörung neue Schöpfung, wird auch Siva verehrt als der Gott der lebendigen Zeugung. In ihm ist die unerschöpfliche Fülle der Natur in Erschaffung und Vernichtung der sterblichen Geschlechter, die kaum aufgetaucht wieder hinabgerissen werden in den Abgrund der Vergänglichkeit.

Auch die Götter zweiten Ranges, welche in den vereinzelten äußern Kreisen der sichtbaren Welt walten, und die untergeordneten Geister, von welchen die guten den Him-

---

1) A. W. v. Schlegel, Indische Bibliothek Bd. II. S. 421.

mel Indra's bewohnen, erscheinen jetzt reicher und mit bestimmterer sinnlicher Gestaltung ausgebildet. Die Erde hat gleichfalls ihre Schaaren von Geistern, welche in den Gebirgen, Flüssen, Quellen, Bächen und Hainen leben. In verschiedenen Thieren und Pflanzen werden Sinnbilder göttlicher Kräfte und Eigenschaften gesehen und verehrt: im Stier und in der Kuh die göttliche Zeugungskraft des Siva und seiner mit und neben ihm verehrten Gemahlinn, der Göttin Parvati, im Elephanten die Weltklugheit, in der Lotosblume, welche durch ihre ausnehmende Schönheit und Größe die Aufmerksamkeit auf sich zog, in deren Samenkorn deutlicher als sonst irgendwo die Form der künftigen Pflanze erblickt wird, ein Bild der Entfaltung der Welt [1]). Es giebt in der indischen Litteratur eine besondere Gattung von Werken, Puranas genannt, die zwischen dem Epos und dem Lehrgedichte in der Mitte stehen, und in einer Zeit fleißiger Gelehrsamkeit aus frühern Gedichten zusammengetragen zu seyn scheinen. Diese bilden eine reiche Quelle für die bunte Götterfabel, wie sie sich in späterer Gestaltung als Volksreligion ausgebildet hat. Sie gehört der Zeit der Sectenspaltung an, in welcher die Götter der Trimurti nicht mehr als der einen großen Urgottheit, die auch Para-Brahma genannt wird, untergeordnet, und neben einander dastehen, sondern einer dieser Götter selbst als das höchste Wesen angesehen wird.

Sectenspaltungen.

Diese Spaltungen entstanden als sich die der einen oder der andern der drei Hauptgottheiten vorzugsweise gezollten Verehrungen immer mehr ausbildeten, die Priester derselben als eifersüchtige Nebenbuhler auftraten, und mit ihren Anhängern zu besonderen Secten wurden, die einander mit feindseliger Wuth bekämpften. Der Gang der Entwickelung scheint der gewesen zu seyn, daß zuvörderst die Verehrung hauptsächlich dem Weltschöpfer Brahma zugewendet war. Obschon dieser allerdings häufig abgebildet

1) Stuhr a. a. O. S. 94 fg.

erscheint, waren ihm doch keine Tempel errichtet, keine Bildsäulen von ihm als eigentlicher Gegenstand der Verehrung aufgestellt, denn es war die Zeit, wo überhaupt noch keine Tempel und Götzenbilder errichtet waren. Zunächst scheint die Epoche des Vishnu, dann die des Siva und der Parvati gefolgt zu seyn. Da in der Idee des Siva Grausen und Wollust gepaart, ja untrennbar verschmolzen sind, so mußte sein Dienst im Fortgange der Zeiten immer orgiastischer werden[1]). Zuletzt behielten die Anhänger des Vishnu und die des Siva die Oberhand, und der reine Brahmaismus wurde ganz verdrängt. Es ist das Princip dieser Sectentrennung jedoch nicht so zu verstehen, als ob man in Vishnu und Siva nur die Thätigkeiten verehre, die ihnen als Göttern der Trimurti zugeschrieben werden, sondern jeder von ihnen wird von seinen Anhängern als ein die Fülle aller höhern Kräfte in sich vereinender Gott angebetet.

Eine der gesammten Brahmalehre in ihren bisher angeführten Entwickelungen entgegengesetzte in Indien entstandene Religion ist der Buddhismus. Ueber die Zeit, in welcher der Stifter desselben, gewöhnlich Buddha genannt, lebte, und als Reformator des Brahmaismus auftrat, hat man viel gezweifelt, da die Angaben verschiedener Völker, die sich zu seiner Lehre bekennen, sehr von einander abweichen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich indeß, daß nur zwei unter ihnen Berücksichtigung verdienen, die der Cingalesen und der hinterindischen Völker, welche Buddha's Tod ins sechste Jahrhundert, und die der Chinesen, welche ihn ins Jahr 950 vor unserer Zeitrechnung setzen[2]). Daß die erstere die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat[3]), kann als anerkannt betrachtet werden; von den gründlichsten Forschern

Sakyamuni-Buddha und seine Religionslehre.

---

1) Schlegel, Ind. Bibl. Bd. II. S. 449 fg.

2) Die cingalesische Berechnung giebt 525, oder, wenn man andern Quellen folgt, 543 v. Chr. Burnouf und Lassen, Essai sur le Pali p. 48 sqq.

3) Lassen in der Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenl. Bd. I. S. 237. Vgl. Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1841. No. 90.

des indischen Alterthums wird sie jetzt als die entschieden richtige angesehen. Damit ist zugleich eine frühere Hypothese, daß der Buddhismus sogar älter sey, als die Brahmalehre, gegen welche ohnehin die ganze innere Beschaffenheit beider Systeme und viele andere Umstände sprechen, vollends widerlegt. Mitten in dem vom Brahmanenthum erfüllten Indien erschien er. Vermöge der Umwälzung, die er bewirkte, und der Kämpfe, die er hervorrief, ist die Epoche seines Hervortretens eine der wichtigsten in der gesammten indischen Geschichte.

Indeß ist die Kenntniß sowohl der Entstehung als der ersten Fortentwickelung dieser Religion großen Schwierigkeiten unterworfen, da das Leben des Begründers von seinen Schülern als Legende überliefert wurde, und viele Dogmen und Satzungen ihm zugeschrieben werden, die spätern Zeiten angehören müssen. Dazu kommt, daß man bisher in Europa den Buddhismus fast nur aus den Schriften nichtindischer Völker, die sich dazu bekennen, der Tibetaner, Mongolen, Chinesen kannte. Die indischen im Sanskrit geschriebenen Quellen, die als die unmittelbaren natürlich die bei weitem wichtigern sind, sind erst kürzlich zugänglich geworden und erforscht, und von einer systematischen Darstellung der dadurch gewonnenen Resultate ist nur eben erst der Anfang bekannt gemacht [1]). Es bestehen diese Quellen aus einer bedeutenden Anzahl von Werken, die in drei Classen zerfallen. Die erste enthält die Reden und Unterredungen des Urhebers, und soll von ihm selbst verfaßt seyn, die zweite begreift die disciplinarischen Vorschriften, und die dritte die metaphysischen Lehren.

---

1) Durch Burnouf in seiner Introduction à l'histoire du Buddishme Indien T. I. Par. 1844. Dieser Band enthält zwar eigentlich nur die erste Hälfte einer kritischen Litterargeschichte der Quellen, bei dieser Gelegenheit aber auch so wichtige Erläuterungen über den Gegenstand selbst, daß frühere Meinungen hier in den wesentlichsten Punkten berichtigt werden.

Jenen legendenartigen Traditionen zufolge hieß der merkwürdige Religionsstifter ursprünglich Sakyamuni oder Gautama. Er wurde als Sohn eines mächtigen Königs geboren, Geister umgaben ihn bei seiner Geburt und pflegten ihn, er war der Schönste aller Menschen. Aber das vierfache Elend der Sterblichen, die Schmerzen nämlich der Geburt, der Krankheit, des Alters und des Todes, ging ihm so zu Herzen und regte ihn zu so ernsten Betrachtungen auf, daß er beschloß aller Pracht und Herrlichkeit und allen Lebensgenüssen zu entsagen und ein büßendes Einsiedlerleben zu führen. Nach Verlauf von sechs Jahren kehrte er unter die Menschen zurück, und fing an die Nothwendigkeit der Verachtung der Welt zu predigen, und wie unerlaßlich es sey, ihren Lüsten und Reizen zu entsagen, jede Regung der Selbstsucht zu bändigen und zu bezwingen. Er selbst, heißt es, habe diese Vorschriften in einem so hohen Grade ausgeübt, und sich so schweren Bußübungen unterzogen, daß er zum Buddha, welches Wort einen Erweckten bedeutet, erhoben worden sey [1]). Als solcher beherrscht er nach seinem Tode die Welt, bis nach fünftausend Jahren ein neuer Buddha erscheinen wird, wie ihm bereits vier oder sechs andere Buddhas vorangegangen seyn sollen. Es hat aber ohne Zweifel vor Sakyamuni nie Menschen gegeben, die für Buddhas gehalten worden sind. Die Heiligen, die durch ihr Verdienst diesem höchsten Rang am nächsten stehen, und dazu bestimmt sind, ihn künftig einzunehmen, heißen Bodhisattvas. Es ist also die höchste Gewalt im Reiche der Natur wie der Geister nach der Buddhalehre in die Hände vergötterter Menschen gelegt; einen ewigen, einigen, göttlichen Weltschöpfer aber erkennen ihre meisten Anhänger (denn auch der Buddhismus hat sich in der Folge in mehrere Secten gespalten) nicht an, sondern lassen alle Dinge nach einer unbegreiflichen Nothwendigkeit in stets sich wiederholenden Umwand-

1) Stuhr, a. a. O. S. 147 fg.

lungen entstehen und vergehen. Nur von einer dieser spätern Secten in Nepal wird ein höchstes göttliches Urwesen unter dem Namen Adi-Buddha verehrt. Sakyamuni selbst hatte die Lehre von der Nichtexistenz eines solchen von einer schon vor ihm vorhandenen atheistischen Schule indischer Philosophen angenommen [1]). Das Daseyn Brahma's und des ganzen übrigen indischen Götterhimmels bestritt er nicht, aber er lehrte, daß die Macht des Buddha größer sey, als die ihre [2]). In anderer Beziehung stand er ganz auf dem Boden brahmanischer Vorstellungen. Er glaubte an die Seelenwanderung, glaubte, daß die Stelle, die der Mensch auf der großen Stufenleiter der Welt einnehme, von dem Verdienste der Handlungen, die er hienieden vollbracht, abhange, und daß der Tugendhafte nach diesem Leben wiedergeboren werde mit dem Körper eines Gottes, wie der Lasterhafte mit dem eines Verdammten. Aber die Belohnung dauere so wenig ewig wie die Strafe; das Gesetz steter Veränderung, ein Verhängniß, dem der zum Gott Gewordene eben so unterworfen sey, wie der Verdammte, führe Beide wieder auf die Erde zurück, um sie von neuem auf die Probe zu stellen, und in einem neuen Kreise von Verwandlungen umherzuführen. Diesem ewigen Wechsel von Geburt und Zerstörung entgehen zu können, sah Sakyamuni als die höchste Seligkeit an; daher die Hoffnung, die er den Gläubigen und Tugendhaften eröffnete, in der Lehre bestand, daß der Zustand der Vollkommnen am Ende in eine, Nirwâna genannte, an Auflösung in Nichtexistenz grenzende, Verflüchtigung des Daseyns übergehe, als letztes Heil und endliche Befreiung der Menschen [3]). Nach der verschiedenen Auffassung des ganzen Systems haben

1) Burnouf, Introduct. T. I. p. 520.

2) Daselbst p. 131. Nach einer dort angeführten Legende trat Sakyamuni einst, noch jung und ehe er sich von der Welt zurückgezogen hatte, in einen Tempel. Da erhoben sich die Götterstatuen von ihren Sitzen, und neigten sich vor ihm.

3) S. Bemerk. und Erläuter. II.

die buddhistischen Secten auch verschiedene Vorstellungen von diesem letzten Zustande. Ueber die allmähliche Steigerung bis zu demselben, über das ganze Daseyn und die Verhältnisse einer höhern Geisterwelt werden von ihnen Lehren vorgetragen, die nichts als Ausgeburten einer ganz willkürlichen, ausschweifenden und seltsamen Phantasie sind.

Sittliche Tendenz derselben.

Doch diese Ausbildung der Geisterlehre gehört viel spätern Zeiten an; die Richtung des Stifters war weit weniger metaphysisch als praktisch. Seine Lebensvorschriften waren zwar mit seiner Metaphysik eng verbunden, indem er lehrte, daß sechs Vollkommenheiten — des Almosens, der Sittlichkeit, der Wissenschaft, der Thatkraft, der Geduld und der Nächstenliebe — den Menschen für das Nirwâna bestimmen[1]). Aber das Grundprincip ist doch ein wesentlich moralisches. Der unsträfliche Wandel ist das allein reale, das auf sich selbst ruhende, in sich selbst bestehende Element der Lehre, da sein innrer Zusammenhang mit dem Nirwâna, die Nothwendigkeit, daß diesem Zustande ein sittliches Leben vorangegangen sey, nirgends nachgewiesen ist. Der Gedanke dieser höchsten Seligkeit kann ursprünglich in der Seele Sakyamunis nichts anders gewesen seyn, als ein Wunsch, eine Sehnsucht, die sich leicht erklärt aus dem ganz in der Natur des Inders liegenden Hange zu völliger Unthätigkeit und Ruhe. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß auch der dogmatische Hauptinhalt der Lehre anfangs in dem einfachen Glauben bestand, der Buddha sey ein zu einem solchen Grade von Tugend und Weisheit fortgeschrittner Mensch, daß er Jedem als das große Muster, dem nachzuringen sey, vorleuchten müsse. Dabei konnten die verderblichen Folgen, welche der Atheismus sonst hat, nicht hervortreten, da er sich nur auf das letzte und höchste Princip der Dinge bezog, eine oberste Weltregierung keineswegs geläugnet wurde. Und in jedem Falle fielen die moralischen Zwecke des neuen Lehrbegriffs

1) Burnouf, Introd. T. I. p. 153.

so in die Augen, daß sie ihm zu einer Zeit, wo sie bei den Priestern des alten nur zu sehr vermißt wurden, ein reiches Feld für seine Wirksamkeit sicherten.

Denn als Sakyamuni auftrat, war der Brahmaismus zwar auf die Höhe seiner intellectuellen Entwickelung gelangt, aber in sittlicher Beziehung sehr gesunken. Die Religion war unter den Händen der Brahmanen zu einer mechanischen Ausübung todter Gebräuche geworden; diesen wollte Sakyamuni ein wirklich frommes Leben entgegenstellen, und dem ausschließenden Hochmuth, der ehrgeizigen Herrschsucht jener Priester ein Ende machen. Daher bestritt er die unbedingte Autorität der Vedas, als ihre Stütze in der Ueberlieferung, und die Lehre von ihrem für alle Zukunft gültigen geistigen Vorzuge. Doch erweis't sich die gewöhnliche Meinung, daß Sakyamuni die ganze Kasteneintheilung verworfen habe, nach den bessern jetzt vorliegenden Quellen, als irrig. Es heißt sogar einmal in einem der ältesten heiligen Bücher: die Buddhas würden nur als Brahmanen oder als Kshatriyas geboren [1]). Es erklärt sich dies auch hinreichend durch den Glauben, daß die Geburt in einer niedern Kaste Folge der in einem frühern Leben begangenen Sünden sey. Aber mit der Predigt vom frommen Leben als alleiniger Bedingung der Seligkeit war der Weg, zu ihr zu gelangen, allen Menschen eröffnet, und der geistige Unterschied der Kasten mußte fallen. Als verschiedene Berufsclassen, ja als politisch gesonderte Stände blieben sie jedoch stehen [2]). Nur eine Brahmanenkaste konnten die Buddhisten nicht anerkennen, nachdem sie sich ihnen als hartnäckige und unversöhnliche Feindinn entgegengestellt hatte.

Dieser entschiedene Bruch erfolgte nicht gleich anfangs. Sakyamuni beabsichtigte nicht einen zerstörenden Kampf gegen die bisherigen Einrichtungen, sondern eine friedliche

Große Erfolge des Buddhismus.

1) Daselbst p. 144.
2) Daselbst p. 138 sqq. 244 sqq.

Reform innerhalb derselben. Es war nicht ungewöhnlich, Asceten auch aus dem Stande der Kshatriyas zu sehen, als ein solcher trat er auf, nur bedacht, dem Volke die Nothwendigkeit eines frommen Wandels einzuschärfen. Der Eindruck seiner Persönlichkeit und Reden muß groß gewesen seyn, aber auch die Strenge seines Lebens und seiner Bußübungen kamen ihm nicht wenig zu Statten, da der indische Volksglaube einer großen Heiligkeit übernatürliche Kräfte beilegt. So versammelte er Schüler aus allen Ständen um sich, anfangs waren unter denen, die ihn verehrten und ihm auf seinen Wanderungen folgten, auch viele Brahmanen [1]). Erst später fing diese Kaste an, die buddhistischen Asceten zu verfolgen. Zunächst aus Eifersucht und Neid, dann in steigendem Maße, als die Besorgniß entstand, die neue Secte werde das ganze bisherige politische System über den Haufen werfen. Und diese Furcht wuchs mehr und mehr, denn trotz alles Widerstandes nahm die Zahl ihrer Anhänger außerordentlich zu. Ein großer Theil dieses Erfolges lag grade in dem, was das alte Wesen aufrecht erhalten sollte, in der Schärfe der Sonderung; mit Begierde ergriffen Viele die Gelegenheit, dieser Unnatur zu entgehen. Die an alles Volk ohne Ausnahme gerichtete Heilspredigt, etwas bis dahin in Indien völlig Unerhörtes, mußte eine erstaunliche Wirkung hervorbringen. Jetzt sahen sich die Sudras zur Theilnahme an der Lehre berufen, und in die heilige Gemeinde aufgenommen; der völlige Bruch mit den Brahmanen lockte auch viele Kshatriyas hinein, da sie sich hier von der drückenden Vorherrschaft derselben befreit sahen. Und da im Verlaufe der Zeit die Bauddhas (d. h. Anhänger Buddha's) immer mehr Boden gewannen, traten auch Könige zu ihnen, und brachten dem neuen Glauben das ganze Gewicht ihres Ansehens, während dennoch viele Inder auch dem alten und den Brahmanen treu blieben. Es ist sehr zu

1) Daselbst p. 158.

bedauern, daß wir über das Verhältniß beider Religionsparteien, in der Zeit, wo sie in Vorderindien neben einander bestanden, bis jetzt nur wenige und dürftige Nachrichten haben. Von der weitern Mittheilung des Inhalts jener Sanskritquellen über den Buddhismus dürfen wir wol auch über diesen Punkt noch mehr Belehrung erwarten, auch fällt durch einige neuerlich entdeckte Inschriften einiges Licht darauf [1]). Keine brahmanische Inschrift reicht an das Alter derselben hinauf, wie überhaupt die Buddhisten weit mehr Sinn für die Aufbewahrung geschichtlicher Thatsachen hatten, als ihre Gegner. Es tritt darin besonders ein auch in buddhistischen Religionsbüchern erwähnter König Açoka hervor. Er war ein Enkel des uns auch aus griechischen Quellen bekannten Königs Chandragupta [2]), lebte um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr., und beherrschte fast ganz Indien. Der Buddhalehre war er, ohne Andersgesinnte zu verfolgen, mit ganzer Seele ergeben; er errichtete ihr nicht nur eine große Menge von Tempeln, sondern strebte auch die Vorschriften des Wohlwollens und der Menschenliebe, welche sie einschärfte, zu erfüllen; er hob in seinem weiten Reiche die Todesstrafe auf, ließ überall Heilanstalten für Menschen und Thiere anlegen, Wege bahnen, sie mit Bäumen bepflanzen und mit Brunnen ausstatten. Durch ihn wurde der Buddhismus nicht nur in Vorderindien selbst weit mehr ausgebreitet und befestigt, sondern auf seine Anordnung auch in andern Ländern verkündet. Aber nach einigen Jahrhunderten trat eine gewaltige Reaction ein, es gelang den erbitterten Brahmanen,

König Açoka.

1) Benfey in der Encykl. von Ersch und Gruber, Sect. II. Th. XVII. S. 70 fg. Lassen in der angeführten Zeitschr. Bd. III. S. 173.

2) Die cingalesischen Quellen kennen außer diesem Könige Açoka noch einen ältern desselben Namens, der nur 100 Jahre nach dem Tode Sakyamuni's lebte. Burnouf, Introd. T. I. p. 133 N. 2 und p. 436.

Der Buddhismus aus Vorderindien vertrieben,

ihre Anhänger zu einem heftigen und blutigen Kampfe gegen die Buddhisten zu entflammen. Mit welcher außerordentlichen Wuth diese verfolgt wurden, bezeugen Verse, in welchen es von einem Könige heißt:

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddhas, so Greis wie Kind,
Nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" rief der Fürst seinen Dienern zu.

Der hier bezeichnete Raum umfaßt das ganze diesseitige Indien; die Brücke ist die Meerenge zwischen der Halbinsel und Ceylon, mit den Schneebergen ist der Himalajah gemeint [1]). Das Ende dieser Kämpfe, welche nach einer wahrscheinlichen Vermuthung in die Zeit vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung fallen, war, daß der Buddhismus unterlag und Vorderindien fast ganz räumen mußte. Einigermaßen lebten die Buddhisten fort in der nach ihrer Vertreibung aufkommenden Secte der Jainas, welche wie sie das Ansehen der Vedas verwerfen, und vergötterte Heilige anbeten [2]). In der Zahl der Anhänger und der Bedeutung sind sie ihnen nie gleich gekommen.

und weit über andere asiatische Länder verbreitet.

Indeß war die Buddhalehre längst über die Grenzen Vorderindiens hinausgeschritten, und hatte mit erstaunlichem Erfolge Asiaten der verschiedensten Art gewonnen. Im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung kam sie nach Ceylon, von wo aus sie sich über fast alle ostindische Inseln ausbreitete, so wie allmählich auf dem festen Lande über den größten Theil Hinterindiens, über Tibet, die Mongolei, ja über das sonst so starre und an seinen alten Sitten und Gebräuchen so festhaltende China, wo sie schon im ersten Jahrhundert nach Chr. Wurzel faßte als Religion des Fo oder Foë. So nämlich wurde hier Buddha

---

1) Schlegel, Ind. Bibl. Bd. I. S. 419.

2) Colebrooke, Observations on the sect of Jains, a. a. O. Vol. II. p. 192.

genannt, daher der Name Foë nicht zu verwechseln ist mit dem des Fo-hi, eines mythischen Heros und Kaisers der Chinesen, den ihre fabelhafte Chronologie 3000 Jahre vor Chr. setzt. Der Buddhismus fand in China besonders unter den niedern Volksclassen so viele Anhänger, daß ihre Zahl im Reiche die größte wurde und geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Ueberhaupt ist diese Religion eine der verbreitetesten auf der Erde; von den Quellen des Indus bis nach Japan erstreckt sich ihre Herrschaft; die Zahl ihrer Bekenner wird nach der mäßigsten Berechnung auf 192, nach Andern sogar auf 295 Millionen geschätzt.

Seine Religionseinrichtungen. Der Priesterstand.

Diese erstaunlichen Siege einer so eigenthümlichen Glaubenslehre bilden ohne Zweifel eine der wichtigsten Erscheinungen, welche die Culturgeschichte Asiens darbietet. Ihre Formen erfuhren im Laufe der Jahrhunderte und unter Völkern so mannigfacher Bildungsstufen große Veränderungen, aber die wesentlichsten lassen sich auf den indischen Ursprung zurückführen. Sie hatte bei ihrer Begründung das Priesterthum der Brahmanen als ein abgesondertes und ausschließliches verworfen, aber einen festen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien konnte sie, wenn sie Volksreligion werden wollte, auch nicht entbehren. Willkürlich wurde dieser Unterschied nicht gemacht, er ging aus der Natur der Lehre hervor. Wenn bei den Brahmanen die Ascetik zwar eine bedeutende Rolle spielte, aber doch hinter der Bedeutung des überlieferten Dogmas und der Erblichkeit des geistigen Vorzugs zurückstand; so war sie dagegen bei den Buddhisten die Hauptsache. Schon Sakyamuni setzte diejenigen seiner Schüler, die sich ganz dem ascetischen Leben widmeten, durch eine förmliche Weihe zu Çramanas ein, wie sie genannt wurden[1]); wir könnten sie Bettelmönche nennen, da sie außer dem Gelübde der Keuschheit auch das, ihr Leben nur durch Almosen zu fristen, ablegen mußten. So lange er lebte, machten die Çrama-

1) Burnouf, Introd. T. I. p 275.

nas sein Gefolge aus, selbst die, welche sich in Einsiedeleien zurückgezogen hatten, verließen sie von Zeit zu Zeit, um den Buddha zu hören. Während der vier Monate der Regenzeit, welche das Wandern verbietet, zerstreuten sich die Çramanas, suchten Schutz in den Häusern der Günstigen, und predigten dort die Lehre. Der nächste Schritt weiterer Organisation war, daß ihre Wiederversammlung in bestimmten Gebäuden, Viharas genannt, geschah; nach Ablauf der guten Jahreszeit gingen sie wieder auseinander. Aber im Fortgange der Zeit trat an die Stelle dieses ascetischen Nomadenlebens ein seßhaftes; die Viharas erwuchsen zu reichen Klöstern, welche den ganzen geistlichen Stand, der sich darin zusammenfand, eng aneinander schloß, und zu einer ungleich fester eingerichteten Körperschaft verband, als die zerstreut lebenden brahmanischen Asceten sie je hatten bilden können [1]. Die buddhistischen Klostergeistlichen zerfielen in mehrere Classen, es waren ihnen sehr genaue disciplinarische Vorschriften gegeben über Kleidung, Nahrung, Zeit für die immer gemeinschaftlich zu haltenden Mahlzeiten, Sorge für die Erhaltung des Gebäudes, Art der Aufnahme und Zulassung neuer Glieder. Nie sollte einem einsprechenden Gaste die Hülfe, deren er bedurfte, versagt werden. — So hatte sich ein Priesterstand gebildet, durch Cölibat und strenges Klosterleben von dem brahmanischen wesentlichst verschieden.

Das Klosterleben.

Die Beichte.

Die Theorie des alten Systems von der Kraft der Peinigung zur Abbüßung von Sünden mußte der Buddhismus verwerfen, für ihn lag die Sühne im reumüthigen Geständniß. Schon zu Sakyamunis Zeiten fanden an bestimmten Tagen öffentliche Beichten Statt; das mit dem Gefühl ächter Reue abgelegte Bekenntniß galt für volle Buße der Sünde, mochte sie in Gedanken, Worten oder Werken bestehen [2]. Aber dabei blieb es nicht. Allmählich

1) Daselbst p. 285 sqq.
2) Daselbst p. 299 sqq.

entwickelte sich eine wahre Casuistik, indem man die Sünden in viele besondere Arten und Unterabtheilungen schied, und für verschiedene Grade besondere Züchtigungen feststellte, oder Androhungen für das künftige Leben aussprach.

Der Cultus dieser Religion war anfangs ein sehr einfacher. Blutige Opfer konnte sie nicht haben, da es zu ihren Satzungen gehörte, nichts Lebendes zu tödten, ja überhaupt keine Opfer, da sie keinen Gott kannte, dem sie hätten gebracht werden können. Nur auf die Person des Buddha konnte die Verehrung gehen, und diese wurde zwei Gegenständen gezollt, seiner Gestalt in Bildern und Statuen, und seinem Körper in dessen Ueberresten. Die Verehrung der Gestalt hat zu der Ueberlieferung von seiner hohen Schönheit, von der die Legenden und alle buddhistischen Schriften voll sind, Anlaß gegeben. Die Ueberbleibsel Sakyamunis sind nach der Tradition auf dem Scheiterhaufen, wo sein Leichnahm verbrannt war, gesammelt, und in acht metallne Büchsen gethan in eben so vielen heiligen Gebäuden beigesetzt worden. Nach einigen Jahrhunderten sollen diese Gebäude eröffnet, und aus den darin gefundenen Reliquien weitere Vertheilungen gemacht worden seyn [1]). Später wurden ähnliche Denkmale für die Ueberreste der ersten Schüler Buddha's und der Könige, welche die Lehre begünstigt hatten, erbaut. Etwas ganz Neues haben die Buddhisten auch hier nicht aufgebracht; die Brahmanen hatten gleichfalls die Sitte, eine Art von gemauerten Grabhügeln für die Aufbewahrung menschlicher Ueberbleibsel zu errichten; aber von einer Verehrung derselben waren sie nach ihren religiösen Grundsätzen weit entfernt. Von jenen Mausoleen der Buddhisten finden sich in Ländern, wo ihre Religion herrscht, oder einst geherrscht hat, viele, namentlich in Ceylon, wo sie Dagops, d. i. Körperbewahrer heißen; und eine beträchtliche Zahl sehr merkwürdiger ist in unsern Tagen entdeckt worden im Nordwesten des Indus im heutigen Afghanistan. Beim

Der Cultus.

Die Stupas.

1) Daselbst p. 348.

Volke heißen sie dort Topes, ein Name, abzuleiten vom Sanskritworte Stupa, welches Hügel, Anhäufung bedeutet. Sie sind sämmtlich auf gleiche Weise in Kuppelform errichtet, haben im Innern zwar kleine Kammern, sind aber sonst nicht hohle Gewölbe, sondern ausgefüllte Massen. Die Kuppel ist nach Einigen als Symbol zu fassen, als Darstellung nämlich der Wasserblase, welche den Buddhisten ein sehr geläufiges Bild der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens war. Aber dieser Gedanke hat die Kuppelgestalt schwerlich erzeugt, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Priester der schon vorhandenen Bauform diese Bedeutung gegeben haben. Viele Topes sind geöffnet worden, und man hat darin eine Menge kostbarer Gegenstände, von frommen Pilgern ehedem als Opfer dargebracht, gefunden, als Ringe, Edelsteine, und besonders eine große Zahl von Münzen, deren Inschriften nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte jener Länder liefern [1]).

Entartung des Buddhismus.

So hatte die Buddhalehre Einrichtungen und Formen für die verschiedenen Bedürfnisse ihrer Wirksamkeit gefunden, aber auf diesen Stufen ist sie nicht stehen geblieben, sondern allmählich nach allen Seiten hin entartet. Die Dogmatik ist zu einer wild abenteuerlichen Mystik geworden, der Cultus zu einem prunkvollen aber gehaltlosen Ceremonien- und Formelwesen, das ascetische Priesterthum zur herrschsüchtigsten Hierarchie. In allen buddhistischen Ländern ist der Unterschied zwischen Geistlichen und Laien auf das schroffste ausgebildet. Die ersteren, welche noch immer in Klöstern, die zugleich als Schulen für die Jugend dienen, leben, genießen eine außerordentliche Verehrung, sollen aber — außer der Beobachtung der fünf Gebote, die auch den Laien vorgeschrieben sind: kein belebtes Wesen zu tödten, nicht zu stehlen, nicht der Wollust zu fröhnen,

1) Ritter, Erdkunde Th. VII. S. 98 fg. 286 fg. Derselbe, Die Stupas (Topes) oder die architecton. Denkmale an der indo-baktrischen Königsstraße, Berl. 1838.

nicht zu lügen, keine berauschende Getränke zu trinken — aller Gemeinschaft mit Weibern und dem Besitz weltlicher Güter entsagen, auch dem Vorsteher ihres Klosters, und der ganzen höhern Geistlichkeit des Landes, den strengsten Gehorsam leisten. Nirgends ist diese Hierarchie so vollständig gegliedert und so mächtig als in Tibet; fast die Hälfte der Einwohner besteht dort aus Priestern, welche mit dem ganzen übrigen Volke als ihr Haupt den Dalai Lama erkennen. Dieser wird als die dauernde Einkörperung eines Bodhisattva verehrt, dessen Seele beim Tode des Individuums, in welchem sie lebte, immer wieder in ein anderes zieht. Viele hier und in anderen diesem Glauben zugethanen Ländern eingeführte religiöse Einrichtungen und Gebräuche: das Klosterleben und die Ehelosigkeit der Geistlichen, ihre Tonsur, die Beichte, die Reliquienverehrung, Fasten, Processionen, Gebetkügelchen, zeigen eine so auffallende Aehnlichkeit mit Gebräuchen der römisch-katholischen Kirche, daß frühere christliche Missionäre, deren Bekehrungseifer die festen Wurzeln des Buddhismus einen schwer auszurottenden Widerstand entgegensetzten, sie als ein Blendwerk des Teufels, um der wahren Lehre Abbruch zu thun, beseufzten, und bei späteren Schriftstellern die Meinung entstanden ist, daß die Verbreitung des Christenthums in Asien nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung der buddhistischen Cultusformen geblieben sey. Aber diese sind älter, als die entsprechenden Gebräuche im Christenthum, wie wir das Cölibat, das Klosterleben und die Beichte auf den Stifter der Religion oder die Zeiten unmittelbar nach ihm zurückführen konnten. Dies berechtiget jedoch keineswegs zu dem umgekehrten Schluß. Vielmehr muß man annehmen, daß beide Religionen diese Formen auf selbständige Weise entwickelt haben, da in der morgenländischen christlichen Kirche Manches aus Anschauungen und einer Denkweise hervorgegangen ist, die dem ganzen Orient angehören.

Die Lebenskraft ist längst aus dem Buddhismus gewichen, er besitzt keinen Geist und keine innere Macht, sich

zu erfrischen und umzugestalten; und wenn er fortwährend bei so vielen Völkern herrschend bleibt, so hat er es der geistigen Starrheit, der sie verfallen sind, zu danken. Das Gepränge seines Cultus und sein festgeregeltes Ceremonienwesen hält sie fortwährend gefangen; sie können sich von dem Wahne einer höhern Begabung seiner beschränkten, oder verderbten und heuchlerischen Priester nicht losreißen. In China haben sich diese höchst ehrgeizig und herrschsüchtig erwiesen; die meisten Empörungen, die das Reich zerrissen, sind durch ihre Ränke angeregt worden [1]). Es ist nicht zu läugnen, daß der Buddhismus vermöge der moralischen Kraft, mit der er auftrat, für die uncivilisirten Nomaden Mittelasiens eine große und entschiedene Wohlthat war, denn er nahm ihnen nichts, was sie schon hatten. In dem Lande dagegen, wo er entstand, wirkte er zwar für Reinigung und Veredelung der Sitten, aber die geistige Cultur förderte er so wenig, daß er sie vielmehr unterdrückte und hemmte, da er die Menschen in eine vom Leben und seinen mannigfachen Erscheinungen völlig abgewandte Richtung trieb. Darum, und weil die reine Gesinnung, die ihn anfangs beseelte, auch wieder verloren ging, ist es für Indien in keiner Hinsicht zu beklagen, daß er vertrieben ward. Die geistige Bildung Indiens mußte daher auch fortwährend an das Brahmanenthum geknüpft bleiben. Wir sehen dies deutlich an der Entwickelung der Litteratur; eine buddhistische entstand, aber sie hatte keinen andern Zweck, als die Ueberlieferung ihrer Lehre: sucht man eine höhere, welche alle Beziehungen und Richtungen des Lebens verknüpft und ausspricht, so ist sie fortwährend nur auf dem Boden zu finden, auf dem sie entstanden war, auf dem brahmanischen.

Altindische Litteratur. Die Vedas.

Die ältesten Denkmale dieser Litteratur sind die Vedas, welche die Sage den Menschen von Brahma selbst mitgetheilt, und dann weiter mündlich überliefert werden läßt

---

1) Klaproth, Tableaux hist. de l'Asie p. 63.

bis auf die Zeiten eines Weisen, der sie in die jetzige Ordnung gebracht und in vier Hauptheile getheilt haben soll. Er erhielt davon den Beinamen Vyasa, der Sammler. Jede dieser vier Vedas besteht aus zwei Abschnitten, einem, welcher Gebete, Hymnen, Anrufungen, und einem zweiten, welcher Vorschriften über religiöse Pflichten und theologisch-philosophische Lehren enthält. Die ächten Stücke der Vedas (denn einige Bestandtheile sind offenbar jüngern Ursprungs) können nicht später gesetzt werden als in das zehnte Jahrhundert vor Chr. Denn da sie zu den Zeiten Sakyamunis, der sich gegen sie erhob, in einem durch hohes Alter geheiligten Ansehn gestanden, so müssen sie damals mindestens schon mehrere Jahrhunderte bekannt gewesen seyn. Wahrscheinlich steigen sie aber noch viel weiter hinauf. Ihre Sprache trägt einen sehr alterthümlichen Charakter, und aus astronomischen Bestimmungen, welche in einem ihnen beigefügten Festcalender sich finden, hat man den Schluß gezogen, daß die ältesten Theile um das Jahr 1400 verfaßt seyn müssen. Einige Schriftsteller haben sich zwar bemüht, die ganze indische Litteratur als eine erst durch die Bekanntschaft der Brahmanen mit griechischen Geisteswerken lange nach den Eroberungen Alexanders des Großen entstandene darzustellen, ja in die Zeit nach Christi Geburt hinabzurücken, aber keine irgend haltbaren Gründe dafür vorzubringen vermocht. Es ist eine Hypothese, durch welche der ganze Zusammenhang der indischen Cultur an Begreiflichkeit nicht gewinnt, sondern verliert. Daß diese Cultur zur Zeit Alexanders des Großen in hoher Blüthe stand, ist durchaus nicht zu bezweifeln. Wenn nun die alterthümlichsten Sanskritwerke jünger seyn sollten, müßten sie ein später Nachklang dieser Epoche seyn, was anzunehmen ganz ungereimt ist. Eben so wenig können wir uns, nach der Natur und Eigenthümlichkeit des Orientalen, Aufsteigen, Gipfelpunkt und Verfall der brahmanischen Bildung in einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt denken; es ist nothwendig, für diese Entwickelung eine lange Reihe von

Jahrhunderten anzunehmen. Damit wird nicht geläugnet, daß die indischen Gelehrten von den Griechen, als deren Cultur sich bis zu ihnen hin verbreitete, Einzelnes gelernt und angenommen haben.

Manu's Gesetze.

Nicht minder als die Vedas wird das Gesetzbuch Manu's, welches wir mehrere mal anführten, auf eine unmittelbare Offenbarung der Gottheit zurückgeführt. Brahma hat es seinem Enkel Manu, dem ersten Sterblichen, mitgetheilt, und dieser es der Urwelt überliefert. Es ist ein Gesetzbuch, welches, den Forderungen und Bedürfnissen jener Zeiten zufolge, dem ganzen Leben, nach seiner religiösen wie nach seiner politischen und socialen Richtung, zur Grundlage und Regel dienen soll. Es beginnt mit der Weltschöpfung, geht zu der Erziehung, der Ehe, den häuslichen und religiösen Pflichten über, handelt dann von der Regierung, dem bürgerlichen und peinlichen Rechte und den unteren Kasten, hierauf von der Buße und Sühnung, und schließt mit der Seelenwanderung und der Seligkeit im künftigen Leben. Obschon es, sagt der englische Forscher, welcher es der europäischen Welt zuerst bekannt machte[1]), ein System enthält, in welchem sich Despotismus und Priesterherrschsucht die Hände reichen, obschon es mit leerem Aberglauben, kleinlichen und kindischen Förmlichkeiten, und einem meist absurden, oft lächerlichen Ceremonienwesen erfüllt ist; so ist doch das Ganze von dem Geiste erhabner Frömmigkeit, des Wohlwollens gegen Menschen und theilnehmenden Gefühls für alle empfindende Wesen durchzogen, und der Stil hat eine strenge Majestät, welche uns eine ehrfurchtsvolle Scheu abnöthigt. Dieses Letztere führt auf ein hohes, wenn auch den Vedas keineswegs gleiches, Alterthum, wofür auch jene mythische Ueberlieferung spricht, die nichts bedeutet als eine sich in das Dunkel der Vorzeit verlierende Entstehung. Sehen wir auf den

---

1) William Jones, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung p. XX.

in diesen Gesetzen herrschenden Geist, so können wir nicht zweifeln, daß sie aus einer Zeit stammen, wo Religion und Sitte nach der Brahmalehre durch das Herkommen gegründet und geheiligt waren, aber auch die Nothwendigkeit einleuchtete, sie durch die Schrift gegen Aenderungen und die Angriffe widerstrebender Richtungen zu befestigen. Doch kann die jetzige Gestalt einer spätern Redaction, welche hier und da überarbeitete, angehören.

Wiederum finden wir jenen mythischen Ausdruck für ein unergründliches Alterthum, göttlichen Ursprung nämlich, auf die großen, als classisch hochverehrten, als der Homer der Inder zu betrachtenden Werke der epischen Poesie, den Ramayana und das Mahabharata, angewandt. Nächst heiligen Ueberlieferungen, Vorschriften, Gebeten, Hymnen, die rhythmisch abgefaßt von Geschlecht zu Geschlecht übergehen, ist es epische Poesie, mit welcher bei Völkern, deren Cultur einem natürlichen Entwickelungsgange von innen heraus folgt, die Litteratur zu beginnen pflegt. Die epische Poesie der Inder ist bestimmt, die Heroen zu feiern, die mitten unter den zur Erde herabgestiegenen, an ihren Schicksalen Theil nehmenden und sie leitenden Göttern lebten und handelten, ihr Inhalt also Verknüpfung des Göttlichen und Menschlichen, nicht als abstract gefaßte Lehre, sondern in historischer Weise, d. h. als Darstellung von Begebenheiten. Den Inhalt des Ramayana bilden die Thaten des Rama, als siebente Incarnation des Vishnu gedacht. Das Gedicht führt den Rama als einen Helden in aller Fülle der Jugendkraft, der Schönheit und Liebe vor, der mit vielen Gefahren und Leiden zu kämpfen hat, bis er sie endlich überwindet. Als historischen Kern der Sagen, welche die Grundlage des Gedichts bilden, können wir den ersten Versuch der Arier, sich erobernd nach dem Süden zu verbreiten, betrachten; als noch früher geschehen setzt das Epos die friedliche Verbreitung brahmanischer Missionen über das Südland, die erste Verpflanzung einiger Cultur in die Wälder und Wildnisse, die es bis dahin be-

Epische Poesie.

deckten[1]). Der Hauptgegenstand des Mahabharata ist der Kampf der Pandava und Kaurava, zweier Königs- und Heldengeschlechter aus dem Stamme der Mondskinder; Götter, Heroen und Riesen erscheinen hier gegen einander bewaffnet, alle Glieder der beiden Fürstenhäuser finden einen schrecklichen Untergang, die Pandava hinterlassen einen einzigen wunderbar wiederbelebten Nachkömmling. Die historische Grundlage dieses Epos scheint ein großer Krieg, dessen durch den Fall hervorragender Geschlechter verhängnißvolles Ende tief eingriff in die Geschicke des Volkes. Es steht an der Grenze zwischen der ältern Zeit des völlig mythischen Heroenthums und der späteren Periode bestimmterer Erinnerungen[2]). Mehr als im Ramayana sind hier Nachrichten über die alten geographischen und politischen Verhältnisse Indiens, über die Gebräuche und Sitten der Bewohner, zu finden. Da beide Gedichte die Hauptquelle einer zweiten Entfaltung der indischen Religion und Mythologie sind, so müssen sie jünger seyn, als die Vedas. Gewiß sind sie aber — wenigstens ihrer ersten Gestalt und Abfassung nach — um die Zeit der Entstehung des Buddhismus schon vorhanden gewesen. Etwas Genaueres über die Periode, in die sie zu setzen sind, ist bis jetzt nicht ermittelt.

besonders für die Kriegerkaste bestimmt.

Jene neue Entwickelung der indischen Religion, welche sie schildern, ist zugleich ein Hinausgehen derselben über den priesterlichen Kreis; es ist die Religion der übrigen Kasten, die Gestalt, unter der sie für diese lebendig war. Es tritt daher auch die Litteratur mit dieser ihrer zweiten Epoche in ein weiteres Gebiet, ein Verbot des Lesens der epischen Gedichte ist für keine Kaste vorhanden, das Ramayana selbst rühmt, daß auch ein Sudra, der es anhört, dadurch veredelt werde. Zunächst aber sind sie für die Kshatriyas bestimmt; deren Vorfahren sind es hauptsächlich, die darin gepriesen werden. Nichts desto weniger

1) Lassen, Indische Alterthumskunde Th. I. S. 535.
2) Daselbst S. 506.

waren die Dichter Brahmanen, welche also nicht nur Bewahrer ihrer priesterlichen Litteratur blieben, sondern auch Urheber der für die übrigen Kasten bestimmten wurden. Daher ist denn auch dieser Poesie der priesterliche Stempel aufgedrückt; was die heiligen Gebräuche, was den Vorrang des Priesterstandes betrifft, wird mit großer Umständlichkeit behandelt. Es wurden diese Gedichte in den Brahmanenschulen anfangs mündlich überliefert, und bald in den Einsiedeleien vor den Büßern, bald vor den Königen in ihren Palästen, bald bei großen Opferfesten vor dem versammelten Volke vorgetragen. Die Aufzeichnung erfolgte erst später, wahrscheinlich von denen, welche sie zuerst in die gegenwärtige Form brachten. Denn diese Form ist nicht die ursprüngliche, das Mahabharata ist als eine Sammlung alter epischer Gedichte zu betrachten, die an die Hauptfabel von dem Kampfe der beiden Heldengeschlechter in der Absicht angereiht wurden, das Meiste oder Wichtigste von dem, was von alter epischer Erzählung vorhanden war, zu einem Ganzen zu vereinigen. Indem wir aber die Brahmanen so mit der Bildung einer poetischen Litteratur für die Kshatriyas beschäftigt sehen, erkennen wir zugleich, wie sie von ihnen als ein wichtiges Mittel und Werkzeug betrachtet wurde, ihre geistige Herrschaft zu erhalten und zu befestigen, und die Gemüther zu lenken. An Sagen, wie sie für den Geist und die Bedürfnisse des Kriegsadels paßten, und längst bei ihm in großer Gunst standen, wurden Lehren und Vorschriften, die aus dem Priestergeiste stammten, geknüpft [1]).

Einer viel spätern Epoche der Litteratur und der ganzen Bildung gehört — wie bei allen Völkern, deren Entwickelung aus ihrem eigenen Geiste stammt — auch bei den Indern die Blüthe der dramatischen Poesie an. Wir kennen als den berühmtesten Dichter dieser Gattung den Kalidasa, welcher am Hofe des Königs Vikramaditya, unter Das Drama.

1) Lassen, in der Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenl. Bd. I. S. 66. 70. 84. 86.

andern vorzüglichen Geistern, die dieser König als großer Beschützer und Freund der Dichtkunst um sich versammelte, geglänzt haben soll. Diese Blüthenepoche der indischen Poesie fällt also ziemlich nahe mit der Epoche der römischen Litteratur, welche die Regierung des Augustus schmückte, zusammen. Ein Schauspiel des Kalidasa, die Sakontala, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ins Englische und Deutsche übersetzt, war das erste Werk altindischer Poesie, welches in Europa bekannt wurde. Es erregte begeisterte Theilnahme. Man sah hier eine neue Welt aufgeschlossen, den poetischen Abglanz der indischen Natur, ein Gemälde, wie es in dieser Art unter keinem andern Himmelsstriche, in keinem andern Lande entstehen konnte; empfängliche Gemüther wurden zu einer Bewunderung hingerissen, die wol, wie es bei neu auftauchenden Erscheinungen zu geschehen pflegt, zu weit ging, aber keineswegs grundlos war. Denn Bewunderung verdienen wie dieses Schauspiel, so die vorzüglichen Werke der indischen Poesie überhaupt. Wir finden in ihnen auf der einen Seite eine wahrhaft erhabene Weltansicht und Gesinnung, auf der andern eine ungemeine Lieblichkeit und Weichheit des Gefühls. Die Beziehungen des Menschen zur Natur können nicht zarter und inniger aufgefaßt seyn, wir glauben uns in die Pflanzenwelt der heißen Zone mit ihrer strahlenden Farbenpracht und ihren süßen Wohlgerüchen versetzt. Aber vollkommene Befriedigung der Forderungen, die wir als Europäer an die Poesie machen, dürfen wir hier nicht erwarten. Um diesen zu genügen, müßte die Phantasie hier nicht so maßlos und willkürlich spielen, und dagegen das individuelle Leben in schärfern und bestimmtern Gestalten hervortreten. Aber die Richtung und Fähigkeit, aus welchen solche Erzeugnisse hervorgehen, sind dem Inder überhaupt nicht gegeben, es fehlt ihm der Sinn für die Realität der Dinge und für die einfache Schönheit, die in ihren reinen Formen liegt; daher er seine Gestalten mit einem phantastischen Nebel und Schleier umgiebt, in dem sie verschwimmen.

Allgemeiner Charakter der indischen Poesie.

Hierin liegt auch ein Hauptgrund, warum dieses Volk nie zur Geschichtschreibung gelangte, zu welcher vor Allem eine unbefangene und möglichst scharfe Auffassung der Wirklichkeit gehört.

Zu einer Geschichte der indischen Poesie, welche durch genaue Beachtung ihrer verschiedenen Entwickelungsstufen auf das ganze Verhältniß der steigenden und sinkenden Cultur des Volkes ein großes Licht werfen würde, sind noch lange nicht genug Materialien an das Licht gefördert, wie überhaupt von den reichen Schätzen dieser Litteratur erst der bei weitem kleinere Theil von europäischen Gelehrten gelesen und untersucht ist. Wir wollen hier nur noch eines spätern kleinen Werkes, Gita Govinda, d. h. Govinda im Liede, erwähnen, von einem Dichter Jayadeva, der wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte [1]). Es besingt, in halb lyrischer halb dramatischer Form, die Liebe des Krishna als Govinda und der Radha, nicht frei von einer spielenden, gesuchten Manier und einer Ueberspannung, in der sich die sinkende Kunst zeigt; aber das sehnsüchtige Liebesverlangen ist darin mit einer Stärke und Gluth der Farbengebung geschildert, die schwerlich von einem Werke in einer andern Sprache übertroffen sind.

Speculative Philosophie.

Daß die speculative Philosophie unter allen Nationen am frühesten bei den Indern vorhanden war, läßt sich schwerlich bezweifeln. Wie die epische Poesie alle Culturelemente der Nation umfaßte, so nahm sie auch die Philosophie in sich auf; wir finden diese im äußerlichen und innerlichen Verstande in der Mitte der Poesie. Ein sehr merkwürdiger Abschnitt des Mahabharata, Bhagavad Gita genannt, ist eine ganz philosophische Episode. Ardshuna, einer der Helden des Epos, wird, da er den Streit gegen

---

1) Lassen in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Gedichts p. VI. Eine Uebersetzung, die wir von Rückert in der Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenl. B. I. S. 129 fg. haben, athmet die ganze üppige Fülle und die Gluth des Südens.

seine Verwandten beginnen soll, von zaghaftem Kleinmuth befallen; da ermuntert ihn der Gott Krishna, der ihm als Wagenlenker zur Seite steht, aus speculativen Gründen zum Kampf, und es entspinnt sich zwischen ihnen im Angesicht beider Heere ein Gespräch, welches ein vollständiges philosophisches System enthält. Körper und Seele sind nach demselben auf das bestimmteste von einander geschieden, jener ist zusammengesetzt und vergänglich, diese einfach, unvergänglich, ewig; denn ein Uebergang vom Seyn zum Nichtseyn ist unmöglich. Die Seele verbindet sich mit neuen Körpern, wie der Mensch neue Kleider annimmt. Gott ist allwissend, Alles durchdringend, unendlich, der Herr aller Dinge, er ist das, was jedem Dinge den ihm eigenthümlichen Vorzug giebt, daher der Glanz der Gestirne, das Leuchten der Flamme, das Leben der Lebendigen, die Stärke der Starken, der Verstand der Verständigen, die Erkenntniß der Erkennenden, die Heiligkeit der Heiligen [1]). — Es zeigte sich übrigens schon bei den Indern dieselbe Erscheinung, die wir nachher überall, wo die speculative Philosophie zu einem eigenthümlichen Leben gedieh, finden. Verschiedene Systeme, die von abweichenden Principien ausgingen, entstanden und bildeten sich aus, Schulen bestritten sich. Einige Lehrgebäude galten als orthodoxe, weil sie mit den in den Vedas enthaltenen Systemen der Religion und Metaphysik übereinstimmten, andere als ketzerisch, weil sie mit dieser heilig geachteten Grundlehre unverträglich waren, und in der That den Gottesglauben aufhoben. Religion und Philosophie standen also in der engsten Beziehung, daher Sakyamuni auch in der letztern

---

1) W. v. Humboldt, Ueber die Bhagavad-Gita in den Histor. philol. Abhandl. d. Berl. Akad. f. 1825. Daß in dieser trefflichen Darstellung, welche den Inhalt des Gedichts mit großer Schärfe und Klarheit auseinandersetzt, ihm doch ein zu ursprünglicher Charakter gegeben ist, indem der darin vorgetragenen Philosophie ein Synkretismus gläubiger und ungläubiger Lehren zu Grunde liegt, ist eine Bemerkung, die ich Hrn. Prof. Lassen verdanke.

die orthodoxe Lehre verwarf, und sich an ein atheistisches System anschloß, wie oben bemerkt ist.

In den realen Wissenschaften sind die Inder so weit nicht vorgedrungen, wie in der speculativen Philosophie, doch keineswegs ganz zurückgeblieben. Eine der wichtigsten Erfindungen für die Mathematik wie für das Leben, welche Griechen und Römer entbehrten, die der Decimalziffern, ist auf die Inder zurückzuführen. Von ihnen haben sie die Araber, die sie nach Europa brachten, und deren Namen sie bei uns tragen, entlehnt.

Wie Poesie und Philosophie hat sich auch die bildende Kunst in früheren Zeiten, ja wir können fast sagen in ihren größesten Zeiten überhaupt, eng an die Religion angeschlossen, und ihr eifrigstes Streben auf die Verherrlichung derselben gerichtet. Ganz besonders haben sich Bedeutung und Wirkung der Baukunst an den Tempeln, und zwar sehr verschiedener Religionen, am großartigsten bewährt. Aus dem indischen Alterthum sind höchst merkwürdige Tempelbauten übrig, in denen wir die Kunst im eigentlichsten Sinne des Worts aus der Natur entstehen und sie vollenden sehen, denn es sind Felsengrotten, von Menschenhänden zu gewaltigen Tempeln erweitert. Als Grottenanlagen sind sie zunächst mehr auf eine Architectur des Innern als des Aeußern berechnet; zuweilen aber verbindet sich mit ihnen ein sehr ausgebildeter Freibau, doch gleichfalls nur aus dem Felsen gemeißelt. Es giebt dieser riesenmäßigen Anlagen in Indien eine große Menge; die von europäischen Reisenden zuerst gesehenen und bewunderten sind die auf den Inseln Salsette und Elephanta in der Nähe von Bombay, aber das Staunen wuchs, als man die in der Nähe von Deoghir, welches ziemlich in der Mitte von Vorderindien liegt, kennen lernte. Ihren neuern Namen führen sie von dem dabei befindlichen Dorfe Elora. Grotten, Tempel und Wohnungen sind eingehauen in einen felsigen Bergkranz, der sich in Halbmondgestalt über eine Stunde weit ausbreitet, und enthalten mit den Ver-

Tempelbauten.

zierungen und Sculpturen, die sie überdecken, eine so endlose Fülle künstlicher und schwieriger Arbeit, daß sie nur in einer unübersehbaren Zeit von vielen tausend Händen mit einem alle unsere Vorstellungen übersteigenden Maße von Ausdauer und Geduld haben vollendet werden können. Eine solche Anwendung und Aufopferung von Kräften scheint nur durch die Kasteneinrichtung möglich, da hier wie sonst nirgends zahllose Menschen ihre Bestimmung darin erkennen, sich der Leitung und dem Gebote Höherer willig zu fügen. Die Werke von Elora überragen an Kunstsinn, Vollendung der Zeichnung und Ausarbeitung alle andern Denkmale dieser Art weit [1]). In einigen dieser Anlagen finden sich dicht neben brahmanischen Tempeln für den buddhistischen Cultus bestimmte, woraus jedoch nur folgt, daß sich die Buddhisten hier Eingang zu verschaffen gewußt, nicht, daß die Tempel in der Zeit der Ausbreitung dieser Secten in Vorderindien entstanden sind. Diese Entstehungszeit meldet keine Ueberlieferung; da aber nicht wohl zu bezweifeln steht, daß die rohe und harte Arbeit in dem natürlichen Felsen der eigentlichen Baukunst vorangegangen ist, so darf man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß diese riesenhaften Werke aus einem sehr hohen Alterthum stammen. Die Formen ihrer Architectur sind schwer, schwülstig, überladen, und dabei ganz unbestimmt; es herrscht weder die gradlinige, noch die runde, weder die kuppelförmige, noch die rechtwinkelige Form vor, sondern fast überall ist ein bunter Wechsel anzutreffen. In diesem Mangel an bestimmten Formen und der in ihnen liegenden Bedeutung zeigt sich deutlich, daß die Kunst noch nicht zur Freiheit und Selbständigkeit durchgedrungen ist [2]).

Die Dagops und Stupas der Buddhisten sind die Uebergangsformen zu den aus Werkstücken oder Ziegeln

---

1) Ritter, im Berl. Kalender f. 1830, S. 165 fg. Erdkunde Th. V. S. 678 fg.

2) Schnaase, Geschichte d. bildenden Künste Bd. I. S. 143 fg.

erbauten, später als die Felsendenkmale entstandenen Tempeln. Von den Europäern werden diese gewöhnlich Pagoden (verdorben aus Bhagavati, d. i. heiliges Haus) genannt. Mehrere unter ihnen erregen durch außerordentliche Größe und Höhe nicht minder Erstaunen als die Grottenanlagen. Mannigfache Nebentempel, Capellen, Säulenhallen und Herbergen für die Wallfahrer, Tschultris genannt, schließen sich den Haupttempeln an. Die Form dieser Pagodenbauten ist die Pyramide, aber nicht die einfache, sondern in Absätzen mit verticalen Seitenflächen emporsteigende. Oben sind sie mit einer Kuppel gekrönt, und überdies mit so vielen sonstigen Verzierungen und Schnörkeln im buntesten Wechsel überladen, daß das Ganze den Eindruck wüster Verworrenheit macht [1]). Die künstlerische Form hat hier also, gegen die Felsentempel gehalten, keinen Fortschritt gemacht. Wie bei diesen fehlt das Einfache, Klare, Bestimmte, Gesetzmäßige.

Bildwerke, besonders Hautreliefs von Stein, sind in den Grottentempeln wie in den Pagoden im reichsten Maße angebracht. Es herrscht in diesen Darstellungen, wie in der ganzen bildenden Kunst der Inder, eine große Weichheit, die sich in schwellender Fülle der Körperformen gefällt. Diese weichliche Behandlung der fleischigen Theile ohne deutliche Bezeichnung des Knochenbaues und der Muskeln macht, besonders im Verhältniß zu der gewaltigen Größe der Körper, den Eindruck von Schlaffheit und machtloser Sinnlichkeit. In dem Colossalen der Gestalten zeigt sich das Streben, über die Natur hinauszugehen, aber dabei bleibt es nicht stehen; es gefällt sich in abenteuerlichen Zusammensetzungen, indem die menschlichen Leiber der Götter und Dämonen häufig thierische Köpfe tragen, oder auch mehrere menschliche, und die höheren Wesen fast immer mit mehr als zwei Armen ausgestattet sind. Das letztere soll übermenschliche Kraft, die mehreren Köpfe sollen göttliche Bildende Kunst.

1) Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte Bd. I. S. 110 fg.

Weisheit bedeuten. Aber die höchst häßliche und widerwärtige Vervielfältigung der menschlichen Gliedmaßen und ihre Vertauschung mit thierischen sind durchaus ungenügende Mittel, das Göttliche, Gewaltige und Erhabene zur Anschauung zu bringen; sie beweisen nur, daß die Kunst auf dieser Stufe die Möglichkeit noch nicht kennt, den Ausdruck einer höhern Macht und Begabung in menschliche Gestalt und Züge zu legen, in Formen, die den Verhältnissen und dem Ebenmaße der Natur treu bleiben. In der Lust, diese Formen und Gestalten der Wirklichkeit zu verlassen, und sich dem maßlos Phantastischen hinzugeben, dann in dem Wohlgefallen am Weichen zeigen sich dieselben Eigenschaften, die wir als eigenthümliche der indischen Poesie bezeichneten, in der bildenden Kunst also und in der redenden dieselben Grundcharaktere.

Verhältniß der indischen Cultur zur westlichen.

Vergleichen wir nun die Cultur des indischen Volkes in ihrer Gesammtheit mit der Bildung anderer Nationen, so müssen wir sagen, daß sie in sich selbst und in bestimmter Abgeschlossenheit weit großartiger und bedeutender ist, als in ihrer Stellung in der Weltcultur. Mit dieser hängt sie auf doppelte Weise zusammen: durch das in den Sprachelementen ausgedrückte Geistesleben, welches sie mit dem ganzen indogermanischen Stamme theilt, dann durch einzelne Ergebnisse der Bildung, welche auf die westlichen Länder übergegangen sind. Jenes aber verliert sich so sehr in die Urzeit, daß es nur noch als eine Thatsache geschichtlicher Nothwendigkeit, nicht der freien Culturthätigkeit, die zu ihrer Urquelle zurückkehren und aus ihr schöpfen kann, dasteht; und von dem Uebergange einzelner Gedanken und Erfindungen auf das Abendland ist das Bewußtseyn erloschen, die Fäden sind so dünn und unscheinbar geworden, daß sie nur von der gelehrten Forschung entdeckt werden können, also keinen wahren geschichtlichen Zusammenhang bilden. Und eben so wenig als Indien auf die weitere Entwickelung der Bildung in der Westwelt einen großen und bedeutsamen Einfluß hat gewinnen können, so wenig

ist seine eigene eine lebendige sich aus sich selbst stets neu erzeugende geblieben. Die Seelenwanderung, oder Bekleidung des unsterblichen Kerns mit immer neuen seiner jedesmaligen Entwickelung entsprechenden Formen, welche das Brahmanenthum von den Individuen lehrt, hat es für sein Daseyn, als eine Ganzheit, keinesweges zu erlangen und seine Lehre dadurch zu bewahren vermocht. Bewegungen und Veränderungen haben im geistigen Leben der Inder allerdings auch in späteren Zeiten noch Statt gefunden und bis auf die letzten Jahrhunderte herab, aber ohne höhern Werth und Bedeutung; es sind keine wahren Fortschritte, eben so wenig Regeneration und Erneuerung des Culturlebens, als Erfrischung und Ermuthigung des Volkes, die verlorene Unabhängigkeit wieder zu erringen und männlich zu behaupten.

Viertes Capitel.

Die Iranier, die Assyrier und die Babylonier.

Indem wir uns nunmehr dem Westen nähern, verläßt uns die Hülfe, die wir bisher in den gegenwärtigen Zuständen der Völker zur Erforschung ihrer uralten fanden. Denn die Aehnlichkeit der alten und der neuen Verhältnisse geht aus dem Stillstand, dem die bisher betrachteten Länder anheim gefallen sind, hervor, der aber auf dem Schauplatze, den sich die höhere Entwickelung unsres Geschlechts seit Jahrtausenden erwählt hat, nicht mehr vorkommt, und schon das zu diesem Schauplatze zunächst hinführende Land, Iran nämlich, oder Persien im weitesten Sinne des Wortes, hat Umwälzungen erfahren, durch welche das alte Leben seiner Bewohner aus dem Grunde zerstört worden ist.

Iran und seine Bewohner.

Iran ist das westliche Hochland Asiens, ungleich kleiner als das östliche, mit welchem es durch das Gebirge zusammenhängt, welches die Begleiter Alexanders des Großen den indischen Kaukasus nannten; heut zu Tage heißt es Hindu-Khu oder Hindu-Khusch. Das Innere Irans besteht aus einem ausgedehnten Plateau, welches größtentheils die Natur der Wüste, Mangel an Wasser und Bäumen und eine kühle Temperatur hat. Umgeben ist dieses Plateau, wie das große ostasiatische, von Randgebirgen, durch

welche Iran fast nach allen Richtungen hin zu einer natürlichen Festung wird, da nur wenige Engpässe, an gefährlichen Abgründen vorbei, oder durch so schmale Schluchten, daß sie durch Thore zu verschließen sind, hineinführen. In der Nähe dieser Pässe sind fast alle bedeutende Städte Irans angelegt. Die bald mehr, bald weniger steilen Abfälle der Randgebirge bilden Stufenländer, deren mehrere, im Gegensatz zu den mittleren Steppen, durch ein heißes Klima und üppige Vegetation ausgezeichnet sind. Für einen ergiebigen Anbau aber können auch diese fruchtbaren Striche künstlicher Bewässerung großentheils nicht entbehren, da auch sie arm an Flüssen sind und ein sehr trockenes Klima haben.

Das Volk, welches dieses große Land einst bewohnte, war, wie schon früher erwähnt ist, indogermanischen Stammes, den arischen Indern unter allen Zweigen dieses großen Völkerastes am nächsten verwandt [1]), und gab sich selbst, wie diese, die ehrenvolle Benennung Arier. Aber dieser Name kommt im spätern Alterthum nicht mehr vor, überhaupt ist in historisch bekannten Zeiten kein allgemeiner, alle Iranier umfassender Name mehr üblich, weil die Gesammtheit des Volkes gegen seine einzelnen Zweige, die Baktrer, Meder, Perser, die nach einander als herrschende Stämme in seiner Mitte erscheinen, zurücktritt. Ein neuerer deutscher Schriftsteller [2]) hat die alten Iranier von ihrer heiligen Sprache, dem Zend, das Zendvolk genannt, um auf ihre, in dieser Sprachgemeinschaft liegende Gleichartigkeit hinzuweisen. Das Zend ist nun zwar, wie spätere Untersuchungen gezeigt haben, nicht die altpersische Sprache

1) Ueber die ursprüngliche Einheit beider Völker s. m. außer dem oben (S. 85) citirten Lassen auch Burnouf, Commentaire sur le Yaçna p. 460. 567.

2) J. G. Rhode, Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolks, 1820.

selbst, während diese im westlichen Iran gesprochen wurde, war jenes wahrscheinlich im östlichen zu Hause[1]; beide gehören aber doch einem und demselben Zweige des indogermanischen Sprachstammes an, und verhalten sich wie verwandte Dialekte. Die in der Zendsprache abgefaßten heiligen Schriften, Zend-Avesta genannt, waren in Europa unbekannt, bis sie aufzusuchen im vorigen Jahrhundert um die Zeit des siebenjährigen Krieges ein Franzose, Anquetil du Perron, nach Indien ging, sie wirklich fand, nach Europa brachte und eine Uebersetzung derselben bekannt machte. Sie erregten hohes Interesse, weil man darin eines der merkwürdigsten religiösen Systeme, von dem man bisher nur sehr unvollkommene Nachrichten aus der dritten Hand gehabt, aus dem Munde des Volkes selbst kennen lernte; andrerseits aber wurde ihre Aechtheit angegriffen, man wollte sogar die Originalität der Sprache läugnen. Ueber diese letztere ist jetzt, nachdem die Urschrift theilweise bekannt gemacht worden, und von Sprachgelehrten, besonders mit Hülfe des seit Anquetils Zeiten bekannt gewordenen Sanskrit, entziffert worden ist, jeder Zweifel verschwunden; was die Bücher betrifft, so sind sie sich an Werth und Alterthum keinesweges gleich, die Zeit ihrer Abfassung ist an untrüglichen Zeichen überhaupt nicht zu erkennen, aber die älteren unter ihnen müssen aus einer Periode stammen, welche die ältesten Sagen und religiösen Lehren des Volkes, wenn auch nicht in ihrer völligen Frische und Vollständigkeit, doch in einer durch eingedrungene fremde Darstellungen noch nicht getrübten und veränderten Gestalt kannte, mit andern Worten: ihre Abfassung muß vor Alexanders Eroberungen fallen, durch welche Iran dem in die Tiefe des Lebens dringenden griechischen Einflusse eröffnet ward. Nähere Aufklärungen so wie Berichtigungen des aus der mangelhaften Uebertragung gezogenen Systems der alten

Zend-Avesta.

1) Lassen, Die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis S. 12. 181 u. in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. III. Th. XVII. S. 482.

iranischen Religion sind von fortgesetzten Forschungen im Urtext des Zend-Avesta zu erwarten [1]).

Sage von der Einwandrung der Arier.

Es hat sich in den Zendbüchern eine merkwürdige Sage über die Einwanderung der Arier in Iran erhalten. Als, so lautet sie, in Airjanem-Vaêgô, dem Ursitze des Volks, der Winter so heftig eingebrochen war, daß er auf zehn Monate im Jahre stieg, und dem Sommer nur zwei blieben, zog König Dschemschid mit dem Volke nach Süden in wärmere Gegenden nach den verschiedenen Segensorten, welche Ormuzd erschaffen. Dschemschid hatte von Ormuzd einen goldenen Dolch erhalten. Mit diesem spaltete er, wohin er kam, das Erdreich, Segen verbreitete sich, und die Länder wurden erfüllt mit zahmem und wildem Vieh, Geflügel, Menschen und rothglänzenden Feuern, die man vorher dort nicht gesehen hatte. — Wir haben hier also den Auszug der Arier aus ihrem Stammlande, welches an der äußersten Nordostgrenze des iranischen Hochlandes, um die Quellen des Oxus und des Jaxartes, an dem kalten Westabhange des Belurtag und des Mustag, zu suchen ist [2]), in der Richtung von Nordost nach Südwest, nach Iran, und mit ihrer Einwanderung verbreitet sich der Ackerbau und die von diesem ausgehende Civilisation — eine Sage, welche mit den religiösen Vorstellungen der Iranier eng zusammenhängt.

Religion der Iranier.

Diesen Vorstellungen so wie der ganzen Weltbetrachtung des Volkes liegt die Ansicht von einer ursprünglichen Spaltung aller Dinge in gute und böse, sowol in physischer als in moralischer Hinsicht zu Grunde. Jeder dieser beiden Grundseiten alles Daseyns steht ein Urwesen vor, Ormuzd [3])

---

1) Ueber die Fehler, welche Anquetil, durch seine persischen Lehrer verleitet, bei der Uebersetzung begangen, sehe man die Vorrede Burnoufs zu seinem angeführten Commentaire sur le Yaçna, einem der erhaltenen Zendbücher.

2) Lassen, Indische Alterthumskunde Th. I. S. 526.

3) Im Zend: Ahuramazda, altpersisch: Auramazda d. i. die lebendige große Weisheit.

der guten, Ahriman der bösen. Beide sind zwar hervorgebracht von einem höhern Wesen, Zervane Akerene, der ungeschaffnen Zeit, aber dieses höchste Princip tritt sodann gänzlich zurück, die Erschaffung und Leitung der Welt und der sie erfüllenden Dinge ist jenen beiden großen göttlichen Wesen überlassen, so daß die Zendreligion, in Bezug auf die Entstehung der einzelnen Dinge und ihre Fortdauer, trotz jener obersten Einheit doch wesentlich als ein System des Dualismus betrachtet werden muß.

Ormuzd befand sich vom Anfang an in einem Reiche von Licht, welches zugleich das Gute, Ahriman in der Finsterniß, welche zugleich das Böse bedeutet, beide sind daher die entschiedensten Widersacher. Ormuzd begann die Schöpfung und vollendete sie, es war eine Schöpfung des Lichts. Ahriman, eigentlich als der Zerstörer dem Erhalter Ormuzd gegenüber gedacht, war doch aber auch Schöpfer, nämlich eines auf Zerstörung berechneten Reiches, eines Reiches der Finsterniß und des Bösen, welches er, der große Schadenstifter, dem Lichtreiche so ins Einzelne hinein entgegensetzte, daß er jedem Wesen des Ormuzd ein von ihm geschaffenes gegenüberstellte, mit ähnlichen, aber ins Schlimme verkehrten Eigenschaften. So schuf er z. B. dem Hunde, diesem nützlichen Geschöpfe gegenüber den bösen, schädlichen Wolf. Ueberhaupt sind alle reißende Thiere, alle Thiere, welche das Licht scheuen, welche auf der Erde schleichen und kriechen, alle beschwerliche und schädliche Insecten Geschöpfe Ahrimans.

So ist die gesammte physische Welt zwischen Licht und Dunkel, und dem aus beiden Quellendem, wie die moralische zwischen dem Guten und dem Bösen getheilt. Beide Schöpfungen und Reiche werden aber nicht nur als gegenüberstehend, sondern auch als in einem steten Kampfe begriffen gedacht; das Böse will das Gute zerstören, und das Gute muß dagegen auf Zerstörung des Feindes bedacht seyn. Am Ende der irdischen Tage wird das Gute siegen; ob auch Ahriman und sein Reich alsdann werden

geläutert und unter die Seligen aufgenommen, oder völlig vernichtet werden — darüber herrscht in den Aussprüchen der heiligen Bücher keine Uebereinstimmung.

In beiden Reichen stehen zwischen dem obersten Herrscher und den irdisch erscheinenden Geschöpfen Mittelwesen, abgestuft nach ihrer Bedeutung und Macht, Geister hoher und niedrer Art. Den Thron des Ormuzd umstehen sechs Geisterfürsten, Amschaspands genannt; zu ihnen gehört als siebenter Ormuzd selbst, aber als ihr Herr und Fürst. Dann folgen die Geister zweiten Ranges, die Izeds, welche den Amschaspands, wie diese dem Ormuzd, dienen. Unzählbar sind die Schaaren der übrigen Geister, Fervers genannt, diese sind das eigentliche Lebensprincip in der Natur, jedes geschaffene Wesen hat seinen Ferver, der ihm als sein feineres geistiges Vor- und Urbild inwohnt und es bewegt, in so fern es Bewegung hat. Getrennt von den erscheinenden Geschöpfen, ihnen gegenüber stehend, werden die Fervers als Schutzgeister gedacht; sie verleihen leibliches und geistiges Heil dem, der im frommen Gebet sich an sie wendet. Im Reiche des Ahriman hingegen hausen die Devs, von denen jedes Unglück und jedes Laster stammt; den Amschaspands entsprechen sechs Erzdevs, welche ihren Fürsten Ahriman umgeben. So viel Sinnliches in dieser ganzen Ueberlieferung von einer übermenschlichen Welt auch liegt, so bleibt doch gewiß, daß die Glaubenslehre des Zendvolks ungleich geistiger ist, als alle polytheistischen Religionen Asiens.

Vermuthlicher Entwickelungsgang der Ormuzdlehre.

Ueber den Stufengang in den Religionen giebt es zwei entgegengesetzte Ansichten. Die eine läßt die reinere Erkenntniß vorangehen, den Polytheismus und seine Entartung als allmähliche Verdunklung und Verderbniß derselben entstehen; nach der andern entwickelt sich umgekehrt aus unvollkommnen und irrigen Vorstellungen allmählich die reine Erkenntniß. Keine von beiden Ansichten ist ausschließlich wahr; vielmehr leitet die Beobachtung der Thatsachen dahin anzunehmen, daß beide Bewegungen in ver-

schiedenen Zeiten Statt gefunden haben, daß unter manchen Völkern die Erkenntniß gesunken, gestiegen und wieder gesunken ist. Die Ormuzdlehre scheint, als sie sich unter dem Zendvolke ausbreitete, den zweiten jener Wege gegangen zu seyn; sie scheint zunächst zu stammen von dem über einen großen Theil von Asien verbreitet gewesenen Dienst der Gestirne, der Himmelslichter, der großen wie der kleinen, von welchen das Licht auf die Erde fließt. Wenn das Licht sich der einfachsten Betrachtungsweise schon überall der Finsterniß gegenüber als das heilsame, belebende, beruhigende, erfreuende Lebenselement darstellt, so war es doppelt der Fall in Iran, wo der wolkenlose Himmel in wunderbarer Klarheit und Bläue prangt und die ganze Natur in einem eigenthümlichen Lichtglanz erscheinen läßt. So sehen wir denn hier wieder die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes auf die Entwickelung der Volksvorstellungen bedeutend einwirken, wir sehen aus dem unmittelbaren Naturgefühl Verehrung des Lichts hervorgehen und seiner Quellen, vor allem der Sonne, des großen Lichtbringers für die ganze irdische Welt, ohne welche kein Geschöpf würde dauern können, ohne deren Aufgang die im Dunkeln hausenden Devs die Oberhand behalten und die ganze Erde zerrütten würden. Verehrung genoß daher auch das Feuer, als das irdische, Licht in sich tragende und ausströmende Naturelement; nach bestimmten Vorschriften gereinigt und geweiht, wurde es an besonderen Orten als heiliges Feuer stets unterhalten. Bei dieser materiellen Ausbildung des Lichtdienstes blieb es aber nicht. Zur Ormuzdlehre gestaltet, bekam es erst seinen geistigen Charakter. Das Licht war nun nicht mehr bloß das physisch Gute, es bedeutete sinnbildlich auch das höhere, das moralisch Gute, und Licht und Feuer wurden nicht bloß als sinnliche Naturkräfte, sondern auch als Sinnbilder höherer geistiger Mächte verehrt. Diese Verehrung sinnlicher Wesen hielt sich lange Zeit ganz an die erscheinende Natur, und ging nicht über sie hinaus. Die Einbildungskraft that nichts hinzu, sie

gab den göttlichen Wesen weder Gestalten noch eine mythische Geschichte, nur in einigen phantastisch zusammengesetzten Thiergestalten sprach sich eine gewisse halb religiöse Symbolik aus. Unmittelbare Berührung mit der freien Natur schien für den Gottesdienst so unerlaßlich, daß man auf Anhöhen opferte, nicht in Tempeln. Herodot bezeugt, daß die Perser seiner Zeit weder Bildsäulen noch Tempel noch Altäre hatten. Doch blieb die Religion nicht auf dieser Stufe, wir werden weiter unten sehen, daß noch während der Dauer des altpersischen Reiches eine Verehrung göttlicher Wesen in Abbildern eingeführt wurde. Später verschwand diese wieder, dagegen vergröberte sich der Lichtdienst zu einer ganz materiellen Anbetung des Feuers, und in dieser Gestalt des Verfalls hat sich die Ormuzdlehre erhalten bis auf den heutigen Tag. Es sind nämlich die wenigen noch vorhandenen Abkömmlinge der alten Iranier trotz der wüthenden Verfolgungen der Mohammedaner unerschütterlich treue Anhänger ihres urväterlichen Glaubens geblieben, und als solche hier und da im Osten ihres alten Vaterlandes, besonders in Surate in Vorderindien, zu finden. Sie sind es, bei deren Priestern Anquetil du Perron die von ihren Vätern mit großer Sorgfalt, ja unter Gefahren aufbewahrten Abschriften der alten heiligen Bücher fand. Aber die Aufbewahrung der Bücher hat dem darin enthaltenen geistigen Elemente der religiösen Vorstellungen sein Gewicht nicht zu erhalten vermocht, der Cultus ist zu einem ganz mechanischen, abergläubischen Feuerdienst geworden. Den Mohammedanern erscheinen diese Parsen, wie sie von ihren Vätern den Persern heißen, nur als götzendienerische Feueranbeter, sie belegen sie mit dem Schimpfnamen Guebern oder Gauern, d. h. Ungläubige.

Späterer Verfall.

In dem alten, ächten Religionssysteme steht der Mensch — wie im Christenthum durch die Sünde seiner ersten Eltern sterblich geworden — zwischen den Welten des Ormuzd und des Ahriman in der Mitte. Frei in der Wahl seiner Handlungen, aber schwach, würde er den Verführungen

Vorschriften für das Verhalten des Menschen.

Ahrimans und seiner Genossen, die ihn Tag und Nacht umlauern und zum Reiche der Finsterniß herüberziehen wollen, erliegen, wenn Ormuzd ihm nicht sein Lichtgesetz enthüllt hätte. Durch die Beobachtung der Vorschriften dieses Gesetzes ist der Mensch im Stande, allen Nachstellungen der Devs zu entgehen. Ormuzd, der Verkünder der ganzen heiligen Satzung, will dadurch sein Reich erweitern, verherrlichen und zum endlichen Siege leiten, zugleich aber, was von selbst daraus folgt, den Menschen zum Heile führen. Auch hier gehen wieder das moralisch und das physisch Gute, das Heil der Seele und das des Leibes in einander über, der Mensch fördert das Eine mit dem Andern. Er soll, dies ist die Summe des Gesetzes, rein denken, rein reden und rein handeln. Was von Ormuzd, dem Urquell aller Reinheit kommt, ist rein, was von Ahriman, dem Urquell aller Unreinheit, unrein. Der reine Mensch muß alle Berührung mit dem letztern fliehen; hat er sie nicht vermeiden können, so muß er sich wieder reinigen, zu welchem Behufe viele und umständliche Gebräuche vorgeschrieben sind, welche, nächst dem Dienste des heiligen Feuers, den damit verbundenen Opfern, Gebeten und Vorlesungen aus den heiligen Büchern, einen Hauptpunkt des Gottesdienstes bilden. Besonders verunreinigt die Berührung der Leichname von Thieren und Menschen, denn die Fäulniß ist das eigentlich verunreinigende Princip. Daher konnte auch das Zendvolk seine Todten weder verbrennen noch vergraben, weil dadurch entweder das Feuer oder die Erde, beide reine und heilige Elemente, verunreinigt worden wären. Es blieb nichts übrig als sie frei, ohne daß sie die Erde berühren konnten, auszusetzen, bis die fleischfressenden Vögel sie verzehrt hatten bis auf die Knochen, die dann gesammelt und bewahrt wurden.

Aber mit der physischen Reinheit muß die moralische Hand in Hand gehen, damit der Mensch wohlgefällig werde in Ormuzds Augen. Er soll ja rein seyn in Gedanken, in Worten und in Thaten, und dies ist er, wenn er stets

den Zweck festhält, um welches willen Ormuzd im Anfang alle Dinge geschaffen hat, nämlich zur Ueberwindung des Bösen und Unreinen und zur Verherrlichung des Guten [1]). Eine in den heiligen Schriften enthaltene Haustafel fügt der allgemeinen Vorschrift, das Gesetz des Ormuzd zu erfüllen, noch als Mittel sich die Erde günstig zu machen hinzu: daß der Mensch Oerter anlege, wo sich Priester, Heerden, Frauen und Kinder in reinen Versammlungen aufhalten; daß er unangebautes Land anbaue und unbewässertes bewässere; daß er die zum Ackerbau nöthige Viehzucht treibe und für die Begattung und Vermehrung der Hausthiere sorge. — Hier sehen wir also das Bestreben, die Civilisation zu fördern und zu erhalten, an den Ormuzdcultus auf das deutlichste geknüpft. Der Dienst des Gottes, der die heilbringende Natur hervorgerufen hat, welche der Civilisation den Stoff darbietet, aber auch gepflegt, und gegen die Welt des Schadens und Unheils geschützt seyn will, legt seinen Dienern und Verehrern beides als eine natürliche Pflicht auf. In Ormuzd ist also auch das Princip der physischen und der daran geknüpften geistigen Cultur, in dem neidisch darauf blickenden und schadenstiftenden Ahriman das der Wildheit und Rohheit. Diesen Gegensatz faßt das Zendvolk auch räumlich auf. Seinem Lande Iran, dem Wohnplatze des Segens unter Ormuzds Obhut, steht entgegen der im Nordosten jenseits des Oxus gelegene Erdstrich Turan, wo seine ungläubigen Erbfeinde als Nomaden unter dem Einflusse des Ahriman umherziehen. Aber nur auf diese Turanier, in so fern sie allem Anbau feindlich sind, bezieht sich der Abscheu, nicht auf wandernde Hirtenstämme überhaupt, deren es vielmehr unter den Iraniern selbst neben Ackerbauern und Städtebewohnern immer gegeben haben muß nach der Beschaffenheit des Bodens, indem die Ebnen und das anbaufähige Land so oft von Bergzügen durchbrochen werden, deren Schluchten und Hochflächen nur für

Iran und Turan.

[1]) Rhode, a. a. O. S. 430.

die Viehzucht geeignet sind [1]). Auch erwähnt Herodot unter den Stämmen der Perser, die er aufzählt, ausdrücklich Hirten.

Indem das Ormuzdgesetz seinen Bekenner zum Kampfe gegen die Ungunst der Natur, zur wachsamsten Hut und zum abwehrenden Streit gegen die ganze Welt des Bösen aufruft, weckt es ihn überhaupt zu einem Leben voll rüstiger Thätigkeit. Eine solche religiöse Grundanschauung konnte nicht ohne den wesentlichsten Einfluß auf das Staatsleben und auf die Stellung des Volks nach Außen hin bleiben; doch sind wir von beiden für die älteren Zeiten, auf die es hier hauptsächlich ankommt, sehr wenig unterrichtet. Es ist in den Zendbüchern von vier Ständen des Volks, Priestern oder Magiern, Kriegern, Ackerbauern und Gewerbsleuten die Rede; zur ersten Classe wurden auch der König und die Richter, zur vierten auch die Kaufleute gerechnet [2]). Unter den Kriegern sind hier ohne Zweifel angesehene, adelige Geschlechter zu verstehen; überhaupt muß diese ganze Eintheilung auf Abstammung gegründet gewesen seyn, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt ist, obschon die Erblichkeit wahrscheinlich nicht so streng durchgeführt war, wie in Indien und Aegypten, das ganze Kastenwesen kein so mächtiges, das ganze Volk durchdringendes Princip. Es kann sich jene vierfache Eintheilung nur auf die Städtebewohner und die ackerbauende Bevölkerung beziehen; die wandernden Hirten müssen außerhalb derselben gestanden haben, da sie als abgesonderte Stämme nicht zu den Ackersleuten gerechnet werden konnten. Wir müssen also den iranischen Kastenstaat als einen unvollendet gebliebenen betrachten.

Stände des Zendvolks.

Was sich an Andeutungen über die älteste Geschichte der Iranier in den Zendbüchern findet, ist durchaus mythisch, und andere einheimische historische Quellen sind nicht vorhanden. Im Mittelalter flocht der persische Dichter Fer-

Sagenhafte Ueberlieferungen der Neuperser.

1) Lassen in der Encykl. von Ersch und Gruber Sect. III. Thl. XVII. S. 438.

2) Fragmente über die Religion des Zoroaster deutsch v. Bullers S. 32.

dusi seinem Schahname, einem großen epischen Gedicht von den Thaten seines Volkes, die vorhandenen Ueberlieferungen ein; sie hatten sich aber schon so durchaus sagenhaft und nach morgenländischer Art ausgeschmückt gebildet, daß sie nichts weniger als eine sichere Grundlage für die wahre Geschichte abgeben können. Sie lassen sich nur sehr gezwungen mit den Nachrichten der alten Griechen in Uebereinstimmung bringen; und wenn in den Namen und Thaten einiger Könige entsprechende bei den Griechen vorkommende zu erkennen sind, so gewinnen wir dadurch nichts, denn es ist eben nur ein unscheinbarer in ungewissem, mattem Licht schimmernder Kern, in dem die Uebereinstimmung liegt; alles der orientalischen Erzählung Eigenthümliche gehört der umgestaltenden Sage an, welche die Wahrheit, die ihr zu Grunde liegt, so verhüllt, daß sie zum historischen Gebrauch nicht ausgeschieden werden kann. Die Nachrichten der griechischen Schriftsteller also sind es, welche für die iranische oder persische Geschichte zu Grunde gelegt werden müssen, nach dem allgemeinen kritischen Grundsatze, daß die Aufzeichnungen gleichzeitiger oder dem Zeitpunkt der Begebenheiten nahestehender Ausländer vor den Nachrichten später, nur aus mündlichen Ueberlieferungen oder poetischen Darstellungen schöpfender Volksgenossen den Vorzug verdienen.

Aber auch die gewissen griechischen Nachrichten fangen spät an, und lassen uns über die älteste iranische Geschichte gänzlich in Ungewißheit. Diesem Mangel an Nachrichten ist es denn auch zuzuschreiben, daß das Zeitalter des religiösen Gesetzgebers des Volks, des berühmten Zerduscht, von den Griechen Zoroaster genannt, völlig im Dunkeln liegt. Bei den griechischen Schriftstellern sind die Angaben hierüber außerordentlich abweichend; wir wissen, daß Einige berichteten, er habe 5000 Jahre vor dem trojanischen Kriege, d. h. in einer unvordenklichen, völlig fabelhaften Zeit gelebt, wonach man ihn für ein rein mythisches Wesen halten müßte. Im Schahname heißt es von ihm, daß er in den Tagen des Königs Guschtasb aufgetreten sei, daß dieser

Zoroaster.

sich zu der von ihm vorgetragenen neuen Lehre bekannt, überall die Verehrung des Feuers angeordnet, in alle Länder den Zend-Avesta gesandt, sie bekehrt und zur Anerkennung seiner königlichen Herrschaft gebracht habe. Nur Ardschasb, König von Turan, habe sich ihm wiedersetzt, und es sei darüber ein Krieg zwischen ihnen ausgebrochen. Weil Einige nun in Guschtasb den von den Griechen Darius den Sohn des Hystaspes genannten König erkennen, glauben sie sich auch berechtigt, anzunehmen, daß Zoroasters Leben in dessen Zeiten, d. i. ins sechste Jahrhundert vor Chr. falle. Aber auch wenn man jenen griechischen Spuren nicht folgen, Zoroaster nicht für eine ganz mythische, sondern für eine historische Person halten will, wozu man allerdings dadurch berechtigt scheint, daß er in den Zendbüchern nicht als der erste Verkünder des Feuerdienstes, sondern als der Prophet, welcher der Lehre ihre höhere Entfaltung und Vollendung gegeben, dargestellt wird; so darf man ihn doch in eine verhältnißmäßig so späte Zeit wie die des Darius nicht setzen. Sonst würde man annehmen müssen, daß die Ormuzdlehre zu gar keiner Blüthe gelangt sei, und gar keine heilsame, kräftigende Wirksamkeit geübt habe, da gleich nach Darius das medisch-persische Volk zu erschlaffen und schnell zu sinken beginnt. Wollen wir einer solchen geistigen Kräftigung und Anregung der Iranier durch die Lehre des Zoroaster auch nur eine Periode von einigen Jahrhunderten anweisen, so werden wir den Gesetzgeber mindestens um eben so viel älter annehmen müssen als den Darius [1]). Aber immer fällt diese Blüthe in eine uns sehr wenig bekannte Zeit, denn auch die griechischen Nachrichten werden erst ganz kurz vor dem Darius ausführlicher und sicherer.

Nachrichten der Griechen. Baktrien.

Das älteste iranische Reich, von welchem sich in den griechischen Geschichtsschreibern eine Kunde findet, war das von Baktrien, der Landschaft, in welcher das heutige Balkh

1) S. Bemerk. u. Erläuter. III.

liegt, im östlichen Nordrande des Iran-Plateaus an dessen äußerster Grenze gegen Turan [1]). Es beschränken sich aber jene historischen Nachrichten über Baktrien auf die Erwähnung fremder Eroberungs- und Unterwerfungszüge dahin, besonders eines assyrischen.

Mehr ist von der Geschichte Mediens überliefert. Dieses in West-Iran gelegene Land galt bei den Alten für eines der wichtigsten und bedeutendsten Asiens, wegen seiner Größe, seiner natürlich vortheilhaften Lage, der Menge der kriegerischen Bewohner, der trefflichen Pferdezucht, und der in den niedrigen, warmen Strichen gesegneten Fruchtbarkeit und großen Ergiebigkeit [2]), wie sie in unsern Tagen bei der ungemein gesunkenen Bevölkerung und Civilisation, wo denn auch die dort nöthige künstliche Bewässerung fehlt, freilich nicht mehr vorhanden sind. Medien.

Wir kennen die Verhältnisse nicht, in welchen die Meder vor dem dreizehnten Jahrhundert vor Chr. lebten. Um diese Zeit wurden sie den Assyriern unterthan, und standen etwa fünfhundert Jahre unter deren Botmäßigkeit. Da brachen sie dieses Joch als tapfre Männer, wie Herodot sagt, und erkämpften ihre Unabhängigkeit. Es ist oben (S. 34) schon der Erzählung dieses Schriftstellers gedacht, wie einige Zeit nachher das Königthum unter ihnen entstand. Da sie fürchteten, daß die Fortdauer des unter ihnen eingerissenen, alle Ordnung und Sicherheit vernichtenden Zustandes sie am Ende nöthigen würde, ihr Land zu verlassen, beschlossen sie, sich einen König zu setzen, und wählten dazu aus ihrer Mitte den Deïokes, welcher als Richter in seiner Ortschaft durch gerechte Sprüche einen guten Namen gewonnen hatte und dabei schon die Absicht gehegt, sich durch diesen Ruhm den Weg zur Herrschaft zu bahnen. Er hielt sich eine Wache von Lanzenträgern und baute die Hauptstadt Ekbatana mit siebenfachen Ringmauern, Deïokes, König. 709 v. Chr.

1) Ritter, Erdkunde Thl. VIII. S. 218.

2) Polybius V, 44; X, 27. Strabo XI. p. 525 A.

deren eine immer innerhalb der andern errichtet ward, im Umkreise der innersten die Königsburg mit dem Schatze [1]. Nach seinem Tode folgten ihm aus seinem Geschlechte nach einander die Könige Phraortes, Kyaxares und Astyages.

Phraortes.

Phraortes fing an, andere Völker zu unterwerfen, zuerst die Perser.

Kyaxares. Einbruch und Herrschaft der Scythen.

Unter Kyaxares wurden die Fortschritte dieser Eroberungen gehemmt, und die Meder selbst eine Zeit lang unterworfen, durch die Scythen. So heißt bei Herodot ein Volk, dessen Hauptwohnsitze im heutigen europäischen Südrußland waren, zwischen den Flüssen Ister (Donau) und Tanais (Don). Aber auch in Asien saßen Scythen, und später dehnten Griechen und Römer diesen Namen über alle Nomadenstämme von der Donau bis weit in das mittlere Asien hinein aus. In ihrer Lebensweise, in ihrem ganzen Zustande waren sie den heutigen Reiter- und Hirtenvölkern Hochasiens ganz ähnlich; von dorther waren sie auch in Europa eingewandert; nach der Schilderung, welche Herodot und Hippokrates von ihnen entwerfen, gehörten sie höchst wahrscheinlich der mongolischen Rasse an [2]. In den Tagen des Kyaxares brachen sie vom Kaukasus her in Asien ein, besiegten die Meder in einer Schlacht, durchstreiften, verheerten und verwüsteten die Länder bis zur Grenze Aegyptens, beschatzten und beraubten die Völker acht und zwanzig Jahre lang. Nach Verlauf dieser Zeit mußten sie Asien wieder räumen. Herodots Bericht über die Art, wie die Vertreibung gelang, klingt sagenhaft: bei einem Gastmahle seien Viele von Kyaxares und den Medern trunken gemacht und erschlagen worden, die übrigen seien heimgekehrt. Gebrochen kann die Kraft der Meder durch

---

1) S. Bemerk. u. Erläuter. IV.

2) Niebuhr, Untersuchungen über die Geschichte der Skythen u. s. w. in den Kleinen historischen Schriften Samml. I. S. 361 fg. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 285 fg. hält die Scythen für einen medisch-persischen Stamm. Dagegen nimmt mit neuen und guten Gründen die Niebuhrsche Ansicht in Schutz A. Hansen, Ost-Europa nach Herodot, Dorpat 1844, S. 144 fg.

diese scythische Herrschaft nicht gewesen seyn, denn bald nach ihrem Ende nahm Kyaxares die Unternehmung wieder auf, in welcher er durch den Einfall der wilden Schaaren gestört worden war. Es war ein Krieg gegen die Assyrier, an denen er seinen Vater, der in einer Schlacht gegen sie sein Ende gefunden, rächen wollte. Es gelang ihm auch in Gemeinschaft mit den Babyloniern die assyrische Hauptstadt, Ninive, einzunehmen, und sich das Land zu unterwerfen. Als er nach einer vierzigjährigen Regierung starb, 594
folgte ihm sein Sohn Astyages, von dessen Schicksalen v. Chr.
weiter unten die Rede seyn wird.

Zunächst führen uns des Kyaxares Eroberungen auf Uebergang zu
das assyrische Reich. Vorderasien.
Damit gehen wir von Hinterasien zu Vorderasien über, in welchem uns weder in geographischer noch in ethnographisch-historischer Hinsicht so dichte, zusammenhängende Massen entgegentreten, wie in Ostasien und in Iran. Das Leben wird hier, wo wir uns Europa zu nähern beginnen, reger und mannigfaltiger, aber wie die räumlichen Landgestalten stehen auch die Völker vereinzelter da. Einige spielen in der Culturentwickelung eine große, andere eine unbedeutende, kaum merkbar gewordene Rolle, so daß sie in der Weltgeschichte nur nebenher, in ihrer Verknüpfung mit andern auftreten können.

Assyrien im engern Sinne lag auf der Ostseite des Assyrien.
Tigris, und gehörte also der iranischen Welt an; im weitern wurden öfters auch Babylonien und Mesopotamien dazu gerechnet. Diese bilden das mittlere und untere Stufenland der allbekannten Zwillingsströme, des Euphrat und Tigris, welche das iranische Ländersystem von dem syrisch-arabischen trennen, daher ihre Ufer in sehr verschiedenen Zeiten Fürsten, welche nach beiden Seiten hin eroberten und geboten, zur Anlage von Herrschersitzen einluden. Das mittlere Stufenland, Mesopotamien genannt, ist Wüste oder grasreiche Steppe; das untere, die Tiefebene von Babylonien, ein zum Behufe der künstlichen Bewässerung von unzähligen Canälen durschnittenes Gebiet von außerordent-

licher Fruchtbarkeit, an Ergiebigkeit des Getreidebaues von Herodot über alle andern ihm bekannten Länder gepriesen. Gegenwärtig liegt dies herrliche Land unter der rohen, zerstörenden Türkenherrschaft fast unbenutzt da, „der alte Gottesgarten ist zu einem weiten Raubfelde geworden;“ aber alte Trümmer von Weltstädten und Grenzwällen, der Canalbau und die Bewässerungsanstalten bezeugen, welche Blüthe dereinst hier zu finden war [1]).

Sagen über die Gründung und die Schicksale des assyrischen Reiches.

Das assyrische Reich ist berühmt, weil es ehemals als das erste aller erobernden betrachtet wurde, doch haben wir von seiner Geschichte, eben so wie von der babylonischen, nur Fragmente in griechischen Schriftstellern wie im alten Testamente, die noch überdies schwer oder gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind. Nach den mosaischen Nachrichten war Babel (Babylon), der Anfang des Reiches des gewaltigen Nimrod, früher da; Assur ging von da aus und baute Ninive, das heißt: Ninive, die Hauptstadt Assyriens, war eine Colonie Babylons; umgekehrt ist es in den Nachrichten griechischer Geschichtschreiber. Bei diesen finden wir aber über den Ursprung der assyrischen Herrschaft nur fabelhafte Sagen, die auch den Werth alter einheimischer Ueberlieferungen nicht haben, da sie schwerlich die Vorstellungen, die das Volk von seiner eigenen Vorzeit gehabt, enthalten; doch sind sie zu großer Berühmtheit gelangt. Diesen Berichten zufolge war König Ninus der Gründer des assyrischen Reiches. Er verrichtete große Thaten, baute die Stadt Ninive oder Ninus, und bezwang einen großen Theil von Asien. Mit seiner Geschichte ist die der ganz mythischen Semiramis verflochten. Diese Tochter der syrischen Fischgöttinn Derketo, als neugebornes Kind ausgesetzt, von Tauben wunderbar ernährt, von außerordentlicher Schönheit und großen Gaben, befand sich beim assyrischen Heere, als Ninus gegen Baktrien kriegte, und die Hauptstadt Baktra allen seinen Anstrengungen trotzte. Durch ihre Klugheit

Ninus und Semiramis.

1) Ritter, Erdkunde, 1te Ausg. Th. II. S. 138.

und Tapferkeit wurde sie erobert, und der König entbraunte so in Liebe zu der Heldinn, daß er ihren Gemahl nöthigte, sie ihm abzutreten, worüber dieser sich selbst entleibte. Nach dem Tode des Ninus beherrschte Semiramis das Reich, baute unter anderen Städten auch Babylon mit überschwenglicher Pracht und Herrlichkeit, und unternahm gewaltige Eroberungszüge. Sie bezwang Aegypten und einen großen Theil von Aethiopien, aber ein Krieg gegen Indien, den sie an der Spitze eines Heeres von mehr als drei Millionen Menschen begann, lief unglücklich ab. Zuletzt trat sie ihrem Sohne Ninyas die Regierung ab, und verschwand von der Erde indem sie zu den Göttern ging. Im vollsten Gegensatze zu seinen kriegerischen und kühnen Eltern verließ Ninyas die Hauptstadt nie, und brachte sein ganzes Leben mitten unter seinen Kebsweibern und Verschnittnen unter steten Ergötzlichkeiten zu.

So erzählt der Grieche Diodor mit vielen Nebenumständen, welche das Fabelhafte dieser Ueberlieferung nur um so deutlicher machen. Es ist vergeblich nach einem geschichtlichen Kern derselben zu suchen; wir haben es hier nicht mit historischen Personen, deren Thaten die übertreibende Sage ausgeschmückt, zu thun. Semiramis ist eines jener Wesen, mit welchen die Phantasie völlig frei schaltete. Bald kommt sie als mächtige Herrscherinn und Zauberinn vor, bald als verführerische Buhlerinn, die ihre Liebhaber tödtet; ursprünglich ist sie eine syrische Göttinn, wahrscheinlich dieselbe, welche zu Askalon als Astarte oder himmlische Venus verehrt wurde, der die Taube heilig war [1]). Hier haben wir, wie es in der Darstellung der ältesten Geschichte nicht selten vorkommt, eine Gottheit, die besonders bei der Stiftung der Reiche und Städte als thätig gedacht und später in einen Menschen umgedeutet wird, ein sichrer Beweis, daß wir uns nicht auf historischem Boden befin-

1) Movers, Untersuchungen über die Religion der Phönicier S. 631 fg. Vergl. Blum, Herodot und Ktesias S. 240 fg.

den. Diodor, welcher um die Zeit des Augustus seine Weltgeschichte sehr unkritisch zusammensetzte, folgt in der Darstellung der assyrischen Begebenheiten dem Ktesias, einem griechischen Arzte, der am Hofe des Artaxerxes Mnemon lebte, und hier allerdings Gelegenheit genug hatte, Stoff für ein großes Werk über die persische Geschichte, welches er schrieb, zu sammeln, aber die bunten orientalischen Sagen und Fabeln für Geschichte hielt, und als solche überlieferte. Und so fabelhaft wie den Anfang des assyrischen Reiches hatte er auch den weitern Verlauf seiner Schicksale dargestellt. Dreißig Menschenalter hindurch sollen die übrigen Könige, immer der Sohn dem Vater folgend, genau so wie Ninyas in Weichlichkeit, Wollust und Unthätigkeit versunken gewesen seyn, bis herab auf den letzten, Sardanapal. den Sardanapalus, der als Weib gekleidet und unter Weiberbeschäftigungen sein Leben in der größten Unwürdigkeit hingebracht habe, bis eine Empörung der unterworfnen Völker ausbrach, an deren Spitze der Statthalter von Medien stand. Sardanapal schlug zwar die Empörer in mehreren Schlachten, zuletzt aber wurde er besiegt, und da Ninive nicht länger zu vertheidigen war, ließ er einen großen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich mit allen seinen Schätzen, Weibern und Verschnittnen verbrannte. Ninive fiel nun den Feinden in die Hände, und die Herrschaft kam an die Meder, nachdem sie die Assyrer 1360 Jahre behauptet hatten. Sardanapal ist nach der Chronologie des Ktesias in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts, folglich Ninus in das drei und zwanzigste zu setzen.

Dreißig Könige, die in unmittelbarer Aufeinanderfolge weibische Schwelger sind, erweisen sich auf den ersten Blick als fabelhaft, und wenn man die runde Zahl beachtet, so sieht man leicht, daß diese Angabe ein auf orientalische Weise gefaßter symbolischer Ausdruck ist für den Verfall des Reiches durch unthätige Herrscher, im Gegensatz zu den kriegerischen, die es gegründet. Und dieses — der glor-

reiche Anfang und das ruhmlose Ende — möchte wol überhaupt das einzige eigentlich historische Ergebniß aus dieser ganzen assyrischen Sagengeschichte seyn, alles andere fällt der Fabel anheim, und die Geschichte Sardanapals, der seltsamer Weise erst grenzenlos üppig, dann plötzlich kriegerisch gewesen seyn soll, scheint daher entstanden, daß man ihn mit einem Gotte, dessen Namen er führte, der als ein halb heldenmäßiges, halb weibisches Wesen verehrt wurde zusammenschmolz. Wenigstens sind für diese Meinung scharfsinnige Gründe beigebracht worden [1]). Anfang und Ende dieser Königsgeschichte sind dann von gleicher Beschaffenheit. Auch die dem Reiche gegebene Dauer von mehr als dreizehn Jahrhunderten ist schon an sich höchst unwahrscheinlich, da sie aller Analogie widerspricht, und überdies der ausdrücklichen Angabe des ungleich glaubwürdigern Herodot, nach welchem die Assyrier 520 Jahre über das obere Asien geherrscht hatten, als die Meder von ihnen abfielen. Diese Bestimmung empfiehlt sich schon als eine der Natur der Verhältnisse entsprechendere, und hat außerdem durch eine litterarische Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts [2]) eine unerwartete Bestätigung gefunden. Durch diese wissen wir nämlich, daß assyrische Könige 526 Jahre über Babylon regierten. Herodot sagt, daß die anderen Völker dem Beispiele der Meder folgend das assyrische Joch gleichfalls abschüttelten. Dazu gehörten denn auch die Babylonier. Es ist aus der fast gänzlichen Uebereinstimmung beider Angaben offenbar, daß beide Völker in einer gleich langen Dienstbarkeit waren, bis sie sich erhoben, welches im achten Jahrhundert vor Chr. geschah. Die

Fragmente aus der wahren Geschichte Assyriens.

1) Otfr. Müller, Sandon und Sardanapal, im Rheinischen Museum f. Philologie u. s. w. Jahrg. III. S. 22 fg.

2) Die armenische Uebersetzung der im griechischen Original verlorenen, bisher nur in einer sehr unvollständigen lateinischen Bearbeitung vorhanden gewesenen Chronik des Eusebius. Ueber den historischen Gewinn aus diesem Funde sehe m. Niebuhr, Kleine histor. und philol. Schriften Samml. I. S. 179 fg.

Epoche der Stiftung des assyrischen Reiches fällt also ins dreizehnte, sein gänzliches Ende erfolgte, wie wir ebenfalls aus Herodot schon berichteten, erst durch den Meder Kyaxares am Ende des sechsten Jahrhunderts, fast dreihundert Jahre später, als Ktesias sie ansetzt.

Nicht minder widersprechen den Erzählungen dieses Schriftstellers von weibischen Königen und der Zeit, die er er ihnen anweis't, Nachrichten im alten Testament, die einen völlig historischen Charakter haben. Hier erscheinen im achten Jahrhundert assyrische Könige, die ihr Reich ausbreiten, andere Länder, Babylonien, Syrien, Israel und

Phul, Salmanassar, Sanherib.

Phönicien bedrängen und unterwerfen. Zuerst wird Phul genannt; dessen zweiter Nachfolger Salmanassar tritt als mächtiger und glücklicher Eroberer auf; unter dem dann folgenden Sanherib fängt das Reich schon wieder an zu

Unbegründete Annahme zweier assyrischer Reiche.

sinken. Um nun die Nachrichten des Ktesias mit den hebräischen in Uebereinstimmung zu bringen, haben spätere Schriftsteller angenommen, daß es zwei assyrische Reiche gegeben habe; nach den Zeiten des Sardanapal habe sich eine neue Herrschaft zu Ninive gebildet, dann aber sei sie von neuem aufgelös't und Ninive zum zweitenmal zerstört worden. Es ist dieses aber eine alles historischen Grundes ermangelnde Hypothese; es hat nur ein assyrisches Reich gegeben, und Ninive ist nur ein Mal zerstört worden [1]. Als sich im achten Jahrhundert die Völker im Süden und Osten losmachten, wurde Assyriens Macht keinesweges zerstört, sie blieb vielmehr groß genug, um die eben genannten Könige seit Phul eine neue Richtung der Eroberungen nach Westen hin beginnen zu lassen. Aber diese Herrschaft dauerte eine viel kürzere Zeit als die frühere, die Meder wurden des sinkenden Staates gefährlichste Feinde, und Kyaxares machte ihm mit Hülfe der Babylonier durch die

Ninive zerstört. 605 vor Chr.

Einnahme und Zerstörung Ninive's ein völliges Ende [2].

1) S. Bemerk. u. Erläuter. V.

2) S. Bemerk. u. Erläuter. VI.

Die Alten sprechen von einer erstaunlichen Größe dieser berühmten Hauptstadt. Nach Diodor hatte sie einen Umfang, in welchem das heutige London mit seinen Vorstädten zwei Mal Platz hätte, und so augenscheinlich dies Uebertreibung oder Mißverständniß ist, mag sie doch in ihrer Zeit die größte Stadt Vorderasiens gewesen seyn. Die Einwohner müssen einen ausgebreiteten Handel getrieben und einen großen Reichthum besessen haben. „Raubet Silber, raubet Gold — ruft der hebräische Prophet Nahum, der den Untergang Ninive's weissagte — unendlich sind die Schätze, Fülle von allerlei köstlichen Gefäßen. Du hast mehr Kaufleute, als Sterne am Himmel sind." Die Zerstörung ist höchst wahrscheinlich gleich bei der Einnahme durch die Meder eine vernichtende gewesen, von einem Versuche späterer Wiederherstellung lesen wir nichts. Die Trümmer sind im Norden der Tigrisbrücke bei dem heutigen Mosul entdeckt worden, aber sie ragen so wenig über den Boden hervor, daß selbst europäische, nach Alterthümern forschende Reisende hindurchgezogen sind, ohne zu ahnen, welche Stätte sie betreten hatten[1]). Erst in der allerneuesten Zeit sind hier Nachgrabungen veranstaltet worden[2]), die zu Entdeckungen sehr merkwürdiger Art geführt haben. Man hat Mauern gefunden zu einem Palast von großer Ausdehnung gehörig; die äußeren Wände sowol als die der Säle im Innern sind mit Basreliefs bedeckt, die größtentheils nur Bruchstücke sind, aber doch hin-

Alte Größe und Glanz der Stadt.

Kunstwerke in den Trümmern entdeckt.

1) Ritter, Erdkunde Th. XI. S. 221 fg.

2) Durch den französischen Consul in Mosul, Botta, von welchem fünf, von Abbildungen begleitete Briefe darüber mitgetheilt sind im Journal Asiatique von 1843 und 44. Den Inhalt der drei ersten Briefe findet man bei Ritter a. a. O. S. 240 fg. Ueber die später nach Paris gekommenen Zeichnungen s. m. die Augsb. Allgem. Zeitung 1845 Nr. 96 Beilage und die ausführlichere Schilderung des Architekten Eugen Flandin aus der Revue des deux mondes im Magaz. f. d. Litt. d. Ausl. 1845. Nr. 93 fg. mitgetheilt.

reichend, um danach ein Urtheil über die darin herrschende Kunst zu bilden. Es sind Darstellungen sehr verschiedener Art, Festaufzüge, wo die Könige, ihre Hofdiener, Eunuchen, Priester, Krieger erscheinen, und besonders kriegerische Scenen, Schlachten mit Streitwagen, Belagerungen und Aehnliches. Sieger und Besiegte unterscheiden sich in Gesichtszügen und Kleidung; in den letztern glaubt man Semiten zu erkennen. Menschen und Pferde, nicht ohne einzelne Fehler in der Zeichnung, sind im Ganzen sehr gut aufgefaßt, die Bewegungen lebendig und ausdrucksvoll. Eine Kenntniß und ein Geschmack geben sich hier kund, welche uns die bildende Kunst der Assyrier in einer Zeit, die wir nicht später, als in das siebente Jahrhundert vor Chr. setzen können, auf einer überraschenden Stufe des Fortschritts zeigen. Sie läßt Alles, was wir sonst von eigenthümlich altasiatischer Kunst kennen, weit hinter sich zurück. Die Annahme, daß fremde Künstler hier thätig gewesen, würde zu nichts führen; man wüßte nicht, an welche Nation man denken sollte, der Stil dieser Werke stimmt mit keinem bekannten überein. Um so schmerzlicher ist es, daß wir die assyrische Cultur sonst gar nicht kennen, daß die Wurzeln, welche diese Kunst im Geiste des Volkes und in seiner Entwickelung gehabt hat, was ihr sonst darin entsprochen haben mag, uns verborgen sind. Man kann von den Assyriern nicht einmal bestimmt angeben, zu welcher der Hauptvölkerfamilien sie gehörten, da man die Sprache, die sie redeten, nicht kennt. Es sind in den Ruinen von Ninive Inschriften gefunden worden in einem Alphabet, welches man wegen der Form der Buchstaben Keilschrift nennt, sie sind aber noch nicht enträthselt. Semiten waren die Assyrier schwerlich, dem Zendvolke dürften sie der Abstammung und Sprache nach eher verwandt gewesen seyn, aber zur Religion desselben bekannten sie sich nicht, sie hatten einen Götzendienst, welcher dem bald zu erwähnenden babylonischen ähnlich war.

Babylons Geschichte ist mit der assyrischen eng verknüpft, es wird, wie wir gesehen haben, mit der Gründung des letztern Reiches in Verbindung gebracht. Aber seine Berühmtheit, sein Glanz in Westasien sind ohne Zweifel weit älter; dies geht schon aus der in der Genesis überlieferten bekannten Sage vom Thurmbau hervor, den die unwillige Gottheit gehemmt, und die Sprache der Menschen verwirrt und geschieden habe. Die Erbauung Babylons wird hier in die Zeit vor der Zerstreuung der Menschen, wo sie noch eine und dieselbe Sprache redeten, gesetzt. Die Meinung von dem hohen Alter der Stadt, welche man hiernach fassen muß, wird unterstützt durch eine völlig glaubwürdige Nachricht, nach welcher die astronomischen Beobachtungen der babylonischen Priester bis zu 1903 Jahren vor Alexander dem Großen zurück reichten[1]). Aus alten Jahrbüchern schöpfte auch Berosus, ein einheimischer Priester, welcher nicht lange nach Alexander lebte, die von ihm in griechischer Sprache geschriebene Geschichte seines Volkes, aus der wir einige Auszüge, leider sehr dürftige, besitzen. Zwar begann die Geschichte des Berosus auf ganz mythische Weise; schon vor der großen Fluth wird dem Reiche eine völlig fabelhafte Dauer beigelegt; aber die späteren Angaben verdienen Vertrauen. Wir sehen aus der Reihe der aufgeführten Königsgeschlechter, daß schon vor den Assyriern andere Fremde über Babylon herrschten, wodurch jene griechische Nachricht, daß die Stadt erst mit dem Beginn des assyrischen Reichs gegründet sei, vollständig widerlegt ist. Babylon ist ohne Zweifel eine der ältesten in großartiger Weise angelegten Städte auf der Erde gewesen.

Babylons uralte Berühmtheit.

Von der assyrischen Herrschaft machte sich Babylon, nachdem es ihr, wie wir gesehen haben, ein halbes Jahrtausend unterworfen gewesen, etwa um die Mitte des achten Jahrhunderts v. Chr. frei. Etwas später wurde es zwar den Königen von Ninive wieder dienstbar, aber nur auf

1) Ideler, Handbuch der Chronologie Bd. I. S. 217.

Nabopolassar. kurze Zeit, und der babylonische König Nabopolassar war es, der dem Kyaxares jene Hauptstadt erobern und das assyrische Reich gänzlich zerstören half.

Nebukadnezar. 604–561 v. Chr. Nabopolassars Sohn und Nachfolger war der aus dem alten Testamente allbekannte Nebukadnezar, auch Nabokolasar und Nabuchodonosor genannt, ein Eroberer, der das jüdische Reich zerstörte, sich Phönicien unterwarf, die Aegypter schlug und siegreich bis in ihr Land eindrang. Fabelhafte Uebertreibungen haben seine Kriegszüge noch viel weiter ausgedehnt. Gleich nach ihm fiel sein Reich, und schnell. Es kam nicht mehr darauf an, Eroberungen zu machen, sondern Babylonien gegen das mächtig emporstrebende medisch-persische Reich zu vertheidigen. Aber vergebens machte die kluge und thätige Königinn Nitokris, die Mutter des letzten Königs Nabonnedus oder Labynetus Anstalten, die Landschaft und die Stadt, besonders durch künstliche Gräben uneinnehmbar zu machen. Schon drei und zwanzig Jahre nach dem Tode Nebukadnezars wurde Babylon von den Persern eingenommen und ihnen unterthan. Bei dieser kurzen Dauer der babylonischen Herrschaft würde sie schwerlich so berühmt und weltbekannt seyn ohne ihre Verbindung mit der biblischen Geschichte und ohne den Glanz der Hauptstadt.

Fall des babylonischen Reiches. 538.

Babylons großartige Bauwerke. Dieser Glanz knüpfte sich besonders an die großen Bauwerke, deren einige zu den sogenannten sieben Weltwundern gerechnet wurden. Herodot nennt Babylon die prächtigste aller Städte, von denen man wisse. Uralt ist, wie wir gesehen haben, ihr Ruhm, aber die Pracht, von welcher der Geschichtschreiber redet, erhielt es erst in den Zeiten seiner letzten Unabhängigkeit, als es unter Nabopolassar als Hauptstadt in dem Gebiete der großen Zwillingsströme an des zerstörten Ninive Stelle getreten war. Der durchströmende Euphrat schied die Stadt in zwei Theile; umgeben war sie mit Mauern von gebrannten Ziegelsteinen, welche nach Herodot 200 Ellen hoch und 50 Ellen dick waren. Die königliche Burg lag an beiden Ufern

des Flusses, dessen Hauptbrücke ihre durch ihn getrennten Theile verband. Nahe dabei befanden sich steinerne Terrassen von ansehnlicher Höhe und großem Umfang, welche mit dem Reize der mannigfaltigsten Gewächse prangten; die Erde war in solcher Tiefe aufgetragen, daß die stärksten Bäume darin wurzeln konnten. Das Wasser wurde aus dem Euphrat bis auf die oberste Höhe auf künstliche Weise geleitet. Diese sogenannten schwebenden Gärten führen zwar den Namen der fabelhaften Semiramis, waren aber eine Anlage des Nebukadnezar, der sie wegen seiner Gemahlinn Amuhia, einer Tochter des Kyaxares, aufführen ließ, um sie mit einem lebendigen Bilde ihres medischen Vaterlandes zu erfreuen [1]). Noch größer war der Ruhm des Belustempels, der in Gestalt eines viereckigen Thurmes von mindestens 300 Fuß Höhe aufgeführt war. Er bestand aus acht Stockwerken oder Absätzen, deren abnehmende Durchmesser ihm ein pyramidenähnliches Ansehen gaben. Die Götterbilder und manche sie umgebende Geräthe waren von Gold und der Sage nach von unermeßlichem Werth. Von der ersten unvollendet gebliebenen Anlage dieses riesenhaften Bauwerks mag in der mosaischen Erzählung vom Thurmbau zu Babel die Rede seyn. Mehr durch allmälige Abnahme seiner Blüthe und Bevölkerung, nachdem es die eigenen Könige verloren hatte und fremden Herrschern dienen mußte, als durch feindliche Einnahme verfiel Babylon, und sank die Herrlichkeit seiner Prachtgebäude in Schutt und Trümmer. Schon im vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hausten, wie der heil. Hieronymus berichtet [2]), wilde Thiere innerhalb der Ringmauern, als Erfüllung der Vorhersagung des Propheten: „Es werden sich daselbst Raubthiere lagern und Uhus ihre Häuser füllen . . . Schakale werden in ihren Palästen heulen, und Goldfüchse in ihren Lustgebäuden.“ Und auch

1) Berosus beim Josephus Antiqu. Iud. X, 11. p. 349. Niebuhr Kl. histor. Schriften Samml. I. S. 208.

2) Commentar z. Jesaia C. 13. Oper. Ed. Martian. T. III. p. 111.

heut zu Tage scheucht der Fußtritt des Menschen der unter diesen Ruinen wandelt, wilde Thiere auf. Die Massen von Trümmern und Schutthaufen, die sich hier dem Blick zeigen, sind entkleidet von den Spuren hoher Pracht, wie sie viele andere Reste vorweltlicher Denkmale noch an sich tragen, aber riesenhaft genug, dem forschenden Reisenden keinen Zweifel zu lassen, daß er sich an dem Orte befindet, wo einst das weltberühmte Babylon stand. Die Strecken zwischen den einzelnen Ruinengruppen und rund um sie her sind mit Ziegeln, Backsteinen, Scherben wie übersäet. Zwei Jahrtausende hindurch sind sie durch die Regenströme von den zerfallenden Mauern herabgespült und weit umher geführt worden, und fortwährend werden diese Haufen und Mauermassen von den in der Nähe hausenden Arabern wie Steinbrüche benutzt, ganze Schiffsladungen von Ziegeln auf dem Euphrat fortgeführt. So wird auf den Stätten untergegangener Cultur die zerfallene Pracht der Vorwelt für die kümmerliche Nothdurft der Gegenwart verwandt. Die wichtigste und größte Ruine liegt an der Westseite des Stroms; von den Arabern wird sie der Thurm des Nimrod, von den Juden Nebukadnezars Gefängniß genannt. Da die Grundfläche derselben mehr als 2000 Fuß im Umfang hat, und die pyramidalische Form so wie mehrere Absätze sich darin noch deutlich erkennen lassen, so haben die neuesten Reisenden mit Recht geglaubt, in ihr den alten Belustempel wiedergefunden zu haben [1]). Alle diese Ruinen sind gänzlich zerfallen; es lassen sich daher aus ihnen keine Schlüsse auf die Art und den Stil der Architektur der Babylonier ziehen. Da aber das Material aus gebrannten, durch einen Erdharzmörtel sehr fest verbundenen Steinen bestand, so haben sie den Säulenbau wol nicht angewandt. Doch läßt sich dies nicht mit Bestimmt-

1) Heeren, Ideen Th. I. Abth. 2. S. 170. 179. Vollständige Nachrichten und Untersuchungen über die Ruinen Babylons findet man bei Ritter, Erdkunde Th. XI. S. 865 fg.

heit behaupten, da spätere Völker auch aus Ziegelsteinen Säulen zu bilden verstanden.

Ninive lag völlig zerstört, als Babylon noch Jahrhunderte blühte, von Reisenden vielfach besucht, bewundert und beschrieben ward. Dies ist wol der Hauptgrund, warum uns von den Assyriern fast nichts überliefert ist, von der Eigenthümlichkeit und den Sitten der Babylonier Manches. Sie waren nach Abkunft und Rede Semiten. Man theilt die Sprachen dieser Völkerfamilie in drei Hauptzweige, den hebräisch-phönicischen, den arabischen und den aramäischen; zu dem letztern gehört die Mundart der Babylonier, gewöhnlich die chaldäische genannt. Chaldäer lautet bei den Griechen auch der Volksname, wie im alten Testament Kasdim, zwei auf dieselbe Wurzel zurückzuführende Wörter. Doch ist bei den griechischen Schriftstellern die Benennung Chaldäer weniger für das babylonische Gesammtvolk gebräuchlich, als für einen Theil desselben, der in der Landschaft Chaldäa im engern Sinne, am persischen Meerbusen wohnte. Neuere Gelehrte haben angenommen, die Chaldäer seien ursprünglich ein nomadisches Bergvolk gewesen, welches in Babylonien erst im achten Jahrhundert erschienen sei, sich durch kriegerische Tapferkeit das Land unterworfen, und ihm in seinen Fürsten erobernde Könige gegeben habe. Hiernach wird vielfach von einem chaldäisch-babylonischen Reiche, als von einer besonderen historischen Erscheinung gesprochen. Aber diese Annahme ist durch keine Thatsache, durch keine Quellennachricht zu erweisen; die Chaldäer waren entweder ein in Babylonien von den ältesten Zeiten her einheimisches, oder, wenn ein aus der Fremde eingewandertes, ein lange vor der assyrischen Eroberung gekommenes Volk. Sie waren kein roher Stamm, scheinen vielmehr der ursprünglich cultivirte gewesen zu seyn, wie denn die dortige Priesterkaste vorzugsweise diesen Namen führte[1]).

Die Chaldäer, nicht fremde und späte Eroberer Babyloniens.

1) S. Bemerk. u. Erläuter. VII.

Das Daseyn dieses Priesterstammes leitet darauf, daß früher auch andere Kasten bestanden, aber in den letzten Menschenaltern vor der persischen Eroberung, wo ein etwas helleres Licht auf Babylon fällt, scheinen die alten Verhältnisse schon aufgelös't gewesen zu seyn. Was uns vom Staatswesen entgegentritt, ist die Unumschränktheit des asiatischen Despotismus. Im Propheten Daniel sehen wir den König Nebukadnezar die Priester mit der größten Willkür und Härte behandeln. So waren die Babylonier Knechte, wie die Asiaten fast immer in den Zeiten hoch gestiegener Civilisation und äußrer Blüthe; aber sie vergaßen die Knechtschaft in der Fülle eines Wohllebens, einer Schwelgerei, Pracht und Ueppigkeit, die uns griechische und römische Schriftsteller wie die jüdischen Propheten mit starken Farben schildern. Keine Stadt war wegen der Entartung der Sitten, der Ausgelassenheit der Weiber, die sich ohne Scham den Fremden preis gaben, verrufner. Zur Zeit Alexanders pflegten bei den Gastmälern nicht etwa öffentliche Dirnen, sondern alle Frauen, die dort erschienen, die Begierden der Gäste zu reizen, indem sie allmählich die Kleider bis auf die letzten Hüllen ablegten[1]).

Despotismus in Babylon. Ueppigkeit und Sittenlosigkeit.

Genährt und gefördert wurde diese Ueppigkeit durch den Reichthum des Landes, der so groß war, daß es als persische Provinz den dritten Theil der Einkünfte des Reiches lieferte[2]). Die Quellen dieses Reichthums waren die außerordentliche Ergiebigkeit des Bodens und der Handel, zu welchem die Lage Babylons am Euphrat vorzüglich geschickt war, da diese große Wasserstraße südwärts in den persischen Meerbusen führte, nordwärts mehrere Wege vom schwarzen Meere wie vom mittelländischen dahin leiteten. Handel war ein so wesentliches und bekanntes Merkmal des Landes, daß der Prophet Ezechiel von der Wegführung der gefangenen Juden nach Babylon in einer

Handel und Kunstfleiß.

1) Curtius V, 1, 38.
2) Herodot I, 192.

Gleichnißrede sagt: „ein Adler brach den Wipfel der Ceder vom Libanon ab, brachte ihn in ein Kaufmannsland, und setzte ihn in eine Handelsstadt“[1]). Babylon war ein Hauptstapelplatz für die kostbaren Waaren Indiens, die besonders auf dem Wege des Seehandels über den persischen Meerbusen hinkamen[2]). Andere Gegenstände der Ausfuhr bot der Kunstfleiß dar, der neben diesem ausgebreiteten Handel dort blühte. Der Prachtliebe und dem herrschenden Luxus der Bewohner gemäß bestanden die Erzeugnisse desselben, deren die alten Schriftsteller erwähnen, aus feinen baumwollnen und seidnen Zeugen, so wie aus kostbaren Teppichen und Fußdecken, in welche die Gestalten phantastischer Wunderthiere eingewirkt zu seyn pflegten. Bis zu den Römern hin erstreckte sich der Ruf und die Beliebtheit der babylonischen Webereien.

Wahrsagekunst und Sterndienst der Chaldäer.

Nicht minder ausgebreitet war im Alterthum ein Ruhm Babyloniens ganz anderer Art, der nämlich der Wahrsagekunst der Chaldäer, als Priester gedacht. Besonders aus den Sternen glaubten diese die künftigen Geschicke der Menschen verkünden zu können, und grade das Feste und Unabänderliche ihrer Traditionen, was in der Kasteneinrichtung lag, war es, was ihren Aussprüchen ein außerordentliches Ansehen verschaffte[3]). Sie brachten diese vermeinte Kunst in ein förmliches System, von Griechen und Römern chaldäische Wissenschaft genannt, wie Sterndeuter überhaupt bei diesen Völkern Chaldäer heißen. Der Glaube an die Möglichkeit solcher Vorhersagungen hing bei den Chaldäern mit dem an die göttliche Kraft der Gestirne zusammen, den wir schon in die Religion der Iranier haben hineinspielen sehen, und der auch bei vielen andern Asiaten

1) E. 17, 3. 4.

2) Heeren, Ideen Th. I. Abth. 2. S. 227 fg. Heerens Untersuchungen über den alten asiatischen Handel bleiben höchst verdienstlich, obschon seine Citate von der Fülle der Thatsachen, die er in sie hineinlegt, oft nicht mehr enthalten als eine geringe Andeutung.

3) Diodor II, 29.

herrschend war. Es lockt den Menschen zur göttlichen Verehrung der Gestirne dreierlei: ihre herrliche Pracht und ihr Glanz, ihre lichtbringende Kraft, und die streng unwandelbare und unfehlbare Gesetzmäßigkeit ihres Laufes. So erschienen die Gestirne als die höchsten Naturmächte und eben darum als die höchsten Götter, denn den polytheistischen Völkern sind die verborgnen, den Naturerscheinungen zum Grunde liegenden Kräfte selbst Götter. Und da der Mensch auf dieser Entwickelungsstufe das Bedürfniß hat, sich seine Götter als menschenähnliche Individuen zu denken, so werden diese an die Gestirne geknüpft und mit ihnen identificirt. Die Sonne und der Mond waren als die Hauptgestirne die vornehmsten Gottheiten der Babylonier, nächst ihnen die übrigen fünf Planeten; in so fern die Planeten den zwölf Zeichen des Thierkreises vorstehen, werden sie auch als zwölf obere Götter gedacht. Als Person ist der oberste Gott Belus oder Bel, daher ihn die Griechen Zeus nennen, er ist eben darum der Gott des höchsten Gestirns, der Sonnengott, in einer andern Beziehung aber auch wieder Saturn, denn in jeder Naturreligion sind die Beziehungen und Bedeutungen der personificirten Gottheiten ersten Ranges mannigfaltig, weil sie zuweilen als Fülle und Einheit der gesammten Naturkräfte gedacht werden, die sich bald in dieser, bald in jener einzelnen, also auch in verschiedenen Gestalten äußert. Bel ist ferner der Gründer des Staates und der Stadt, wie die obersten Gottheiten gewöhnlich auch die ältesten Könige und mythische Stammväter der Königsgeschlechter sind.

Bel, der oberste Gott.

Mylitta und ihr unzüchtiger Dienst.

Wie Bel das oberste männliche Princip in der Natur ist, so ist die Göttinn Mylitta das oberste weibliche, als solches Mondgöttinn, aber als Symbol der gebärenden Natur auch Aphrodite [1]). Zu ihrem Dienste gehörte ein

1) Ueber die babylonischen Gottheiten s. m. besonders Movers, Untersuchungen über die Religion und die Gottheiten der Phönicier,

Gebrauch, von welchem Herodot erzählt, und den er die schändlichste Sitte der Babylonier nennt. Jedes Weib des Landes mußte sich ein Mal in ihrem Leben bei dem Tempel der Mylitta niedersetzen, und einem Fremden, der sie auswählte und ihr mit den Worten: im Namen der Göttinn Mylitta, Geld in den Schoß warf, zu Willen seyn. Die Schönen, fügt Herodot hinzu, konnten dieses Gesetz bald erfüllen, die Häßlichen mußten lange harren, oft wol drei bis vier Jahre. Es ist dies nicht das einzige in Asien vorkommende Beispiel solcher mit dem Göttercultе verbundenen Unzucht, die unser sittliches Gefühl eben so empört, als sie jeder Einwirkung, die wir von der Religion auf den Menschen erwarten, Hohn zu sprechen scheint. Nur so scheint sich diese Unsitte mit einer religiösen Vorstellung in Verbindung bringen zu lassen, daß man sie von der Idee des Opfers ableitet, vermöge deren das Liebste und Theuerste der Gottheit dargebracht wird, also auch die Keuschheit, und zwar der Liebesgöttinn, welche der fruchtbringenden Verbindung der Geschlechter vorsteht. In diesem Sinne ist es auch wol zu verstehen, daß die Priester der Göttinn Cybele, Gallen genannt, die sich in Anfällen eines heiligen Taumels selbst verschnitten, eine der Göttinn wohlgefällige Handlung zu verrichten meinten, indem sie ihr nämlich ihre Mannheit opferten. Bei dem Mylittendienst und ähnlichen in Tempeln vorkommenden Ausschweifungen tritt nun auch die sinnliche Begierde und Lust zu der gewähnten Heiligkeit, und so sehen wir jenen wollüstigen Hang, dem die Babylonier so schamlos fröhnten, mit der Entartung ihres Götterdienstes verflochten.

---

welche sich auch über die Mythologie der übrigen Semiten verbreiten. Diesem eben so gelehrten als scharfsinnigen Werke bleibt ein großes Verdienst, wenn man auch dem Verfasser nicht in allen seinen gewagten Behauptungen folgen kann. Daß Bel und Mylitta als oberste Gottheiten nicht Jupiter und Venus seyn können, führt gegen Gesenius schon aus Münter, Religion der Babylonier S. 16 fg.

Astronomie der Babylonier. Gewichte und Maße von ihnen zu andern Völkern gekommen.

Der Wahn, die künftigen Geschicke der Menschen im Laufe und der gegenseitigen Stellung der Gestirne lesen zu können, bezog sich besonders auf die fünf Planeten. Von diesen galten den Chaldäern, wie nach ihnen der ganzen spätern Astrologie, Jupiter und Venus als wohlthätige, Mars und Saturn als verderbenbringende Mächte, Mercur, je nach seiner Stellung, bald als heilbringend, bald als verderblich. Indem nun die Priester zum Behuf jener Wahrsagungen die Bewegungen der Sterne, ihre Stelle am Himmel und die Zeiten ihres Umlaufs zu erforschen strebten, erlangten sie, von der ebenen Lage des Landes und dem fast immer heitern Himmelsstriche ungemein begünstigt, astronomische Kenntnisse, die sie in den Stand setzten, Berechnungen der Mondsinsternisse anzustellen, deren Genauigkeit die heutige Wissenschaft bewundernd anerkennt [1]). Die Beobachtungen, welche dazu erforderlich waren, setzten Zeitmessung voraus; wir wissen, daß die Babylonier die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden kannten und gebrauchten. Zur Bestimmung derselben bedienten sie sich einer Art von Wasseruhr, welche später auch von griechischen Astronomen angewandt wurde [2]). Aber nicht bloß das Zeitmaß war diesen Priestern nothwendig wegen ihrer sternkundigen Berechnungen, sondern auch ein genaues räumliches wegen der großartigen Bauwerke, die sie unternahmen; damit steht die Bestimmung der Schwere der Körper durch das Abwägen in Verbindung. Die Babylonier sind die ersten gewesen, welche ein festes System der Maß- und Gewichtseintheilung, wenigstens in der westasiatischen Welt, gehabt haben; von ihnen haben es die syrischen Küstenvölker angenommen, und von diesen ist es zu den Griechen gekommen [3]).

---

1) Ideler, a. a. O. B. I. S. 207.

2) Daselbst S. 225.

3) Böckh, Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfüße und Maße des Alterth. S. 32 fg.

Fünftes Capitel.

Die Phönicier und die Karthager.

So ansehnlich der Handel der Babylonier auch war, so wurde er doch an Ausdehnung und Bedeutung noch bei weitem übertroffen durch den eines andern Volkes, wenn nicht semitischer Abkunft, doch der semitischen Sprache und Cultur angehörig, der Phönicier. Die Kanaanäer nämlich, zu welchen das alte Testament die Phönicier rechnet und sie auch so nennt, erscheinen in der mosaischen Völkertafel nicht als Söhne Sems, sondern Hams, von welchem Sohne Noahs, nach der dieser Tafel zu Grunde liegenden ethnographischen Ansicht, die südlichen Nationen, die Aegypter und andere stammen. Ob man nun wegen der großen Sprachverwandtschaft mit den Hebräern einen Irrthum in jener Angabe, oder annehmen soll, daß die Phönicier als später eingewandert die in Kanaan schon herrschende Sprache der eigentlichen Semiten angenommen haben, ist schwer zu sagen. Daß sie aus andern Wohnsitzen nach Syrien gekommen sind, berichten die Griechen; nach Herodot sind sie vom rothen Meere hergekommen, eine Angabe, welche über ihr ursprüngliches Vaterland wenig Aufklärung giebt, denn mit dem Namen des rothen (erythräischen) Meeres belegten die älteren Griechen die ganz Südasien

Ungewisse Abkunft der Phönicier.

bespülende See; nach Strabo war es der persische Meerbusen, von dessen Anwohnern Einige die Phönicier herleiteten. An der Thatsache der Einwanderung läßt sich gewiß nicht zweifeln[1]), obschon damit noch keineswegs entschieden ist, ob die Phönicier als ein stammverwandtes oder als ein fremdes Volk in das semitische Küstenland kamen. Mögen sie nun übrigens ursprünglich Semiten gewesen seyn, oder nicht, gewiß können wir sie im weitern Sinne zu den Völkern dieser Sprachfamilie rechnen, womit wir einen hohen Grad innerer Verwandtschaft bezeichnen, da die Sprache ja nichts Aeußeres ist, sondern auf Sinnesart und Lebensansichten der Völker den größten Einfluß übt.

Land ihrer Ansiedelung.

Wenn bei den meisten civilisirten Völkern der Handel einer der Hauptzweige ihrer Thätigkeit, eine der Hauptquellen ihres Wohlstandes ist; so gab es für die Phönicier nur diesen einen Weg, zu Bedeutung zu gelangen, und sie ergriffen ihn mit einer Energie, der sie, ein kleines Volk an Zahl, zum ersten Handelsvolk der Erde machte, zu einer Zeit, wo die griechische Civilisation noch auf den ersten Stufen ihrer Entwickelung stand. Das Land, welches sie sich zur Ansiedelung ausgesucht, der mittlere Strich des syrischen Küstensaumes, hat bei einer Länge von etwa acht und zwanzig geographischen Meilen höchstens eine Breite von drei bis zum Libanon, dem wegen seiner Cedern berühmten Gebirge, welches dieses schmale Gebiet nach Osten hin begrenzt. Sie waren also für den Erwerb ganz auf das Meer hingewiesen, und erbauten am Gestade eine gedrängte Reihe von Städten und dazwischenliegenden kleineren Ortschaften, die fast ununterbrochen zusammenhingen,

1) M. s. die Stellen der Alten angeführt und erläutert bei Bertheau, Zur Geschichte den Israeliten S. 163 fg. Der Verf. sucht zu erweisen, daß aus der Sprachverwandtschaft nichts gegen die mosaische Völkertafel gefolgert werden könne, da diese auf einem andern Princip als dem der Sprache beruhe. Alle Kanaanäer, also auch die Phönicier, betrachtet als in ferner Urzeit eingewanderte Semiten Ewald, Geschichte des Volkes Israel Bd. I. S. 278 fg.

und mit den in den Häfen liegenden Handelsflotten, den absegelnden und ankommenden Schiffen, einen wunderbaren Anblick gewährt haben müssen [1]). Von dieser Herrlichkeit sind heut zu Tage nur noch geringe Spuren vorhanden. Nicht nur die Städte und ihre Prachtgebäude sind in Trümmer gesunken, sondern ein großer Theil dieser Trümmer, unzählige Granit-, Porphyr-, Marmor-, Glassäulen von den vielbesuchten Küsten Jahrhunderte hindurch fortgeschleppt, oder zu andern Gebäuden angewandt worden. Ja, die Natur hat zur Zerstörung dieses großen alten Handelsschauplatzes mitgewirkt durch eine massenhafte Versandung der einst so gefeierten Häfen [2]).

Sidon und Tyrus.

Unter jenen Städten war Sidon, in einer Zeit angelegt, in die keine geschichtliche Erinnerung reicht, die älteste, oft ward das ganze Volk nach ihr genannt. Sie wurde die Mutter der meisten andern phönicischen Städte und blieb lange die angesehenste und mächtigste aller, bis eine ihrer Tochterstädte, Tyrus, ihr den Rang ablief. Wann Tyrus angelegt wurde, ist, bei den sehr verschieden lautenden Angaben, zweifelhaft; später als im zwölften Jahrhundert vor Chr. ist es auf keinen Fall geschehen. Die Tyrier hielten das Alterthum ihrer Stadt für ein so hohes, daß sie es sogar über das von Sidon setzten [3]), und wenn sie sich auch diesen Ruhm nach den glaubwürdigeren Nachrichten mit Unrecht anmaßten, so ist doch gewiß, daß sie später zur ersten Rolle unter ihrem Volke emporstiegen, während Sidon anfing, mehr in den Hintergrund zu treten. In dieser Stellung behauptete sich Tyrus, bis des ganzen Landes Wohlfahrt, Ansehen und Ruhm durch die verlorene Unabhängigkeit und die veränderten Weltverhältnisse zu sinken begannen.

Welthandel der Phönicier.

Der Handel, das Mittel, durch welches Phönicien seine Höhe erstiegen, und seine große Bedeutung erlangt

1) Heeren, Ideen Th. I. Abth. 2. S. 9.
2) Ritter, Erdkunde 1te Ausg. Th. II. S. 460 fg.
3) Hamaker, Miscellan. Phoenic. p. 148.

hatte, war schon im hohen Alterthum kein sich nur auf die nahe liegenden Länder erstreckender, oder die bloße Nothdurft des Lebens befriedigender. Vielmehr war er so ausgedehnt und umfassend, daß er wol ein Welthandel genannt zu werden verdient, und indem er kostbare, dem Luxus und dem verfeinerten Lebensgenusse dienende Waaren aus den entlegensten Ländern, in welche die Kunde der Alten nur je drang, herbeiführte, giebt er durch seine Ausbreitung und seine Gegenstände das redendste Zeugniß von einer Civilisationsstufe, wie man sie jenen frühern Jahrhunderten einzuräumen oft nicht geneigt ist. Eine bessere geographische Lage für den Welthandel als die der Phönicier konnte nicht gefunden werden. Das trefflichste Schiffbauholz lieferten ihnen die Wälder des Libanon. Mit den reichern Ländern des Ostens und Südens, deren kostbare, weit und breit gesuchte Erzeugnisse sie gegen andere Waaren eintauschten, standen sie theils auf Landwegen in Verbindung, theils auf den Wasserstraßen des Euphrats und des rothen Meeres. Ueber Schifffahrten, die sie vom letztern aus in Gemeinschaft mit den Juden unternahmen, finden sich Nachrichten im alten Testament. Das Ziel dieser Fahrten, von welchen die Schiffe mancherlei Producte und Seltenheiten, besonders ein vorzüglich feines und geläutertes Gold, zurückbrachten, wird dort Ophir genannt. Es ist viel gestritten worden, welches Land darunter zu verstehen sey, man hat es bald da, bald dorthin verlegt, da die ganz kurze Nachricht auf keine ganz unzweifelhafte bestimmte Spur leitet. Doch kann bei genauer Erwägung aller Umstände die Wahl nur zwischen dem südlichen Arabien und Indien schwanken, und das letztere hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich [1]). Daß die Phönicier den Muth be-

Fahrten nach Ophir.

1) M. s. die Gründe, die für das eine oder das andere jener Länder sprechen, übersichtlich zusammengestellt von Gesenius, in der Encyklop. v. Ersch und Gruber Sect. III. Th. IV. S. 201. und von Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. II. S. 215. Lassen, Indische

faßen, eine so ferne Reise zu unternehmen, hat gar nichts Befremdendes. Kein Volk der alten Welt hat auf unbekannten Meeren so kühn neue Wege gesucht, wie sie, wovon wir den überzeugendsten Beweis in einer sehr merkwürdigen Nachricht haben, die uns Herodot aufbewahrt hat. „Der ägyptische König Nekos, erzählt er[1]), ist der erste, der erwiesen hat, daß Libyen, seinen Zusammenhang mit Asien ausgenommen, vom Meere umflossen ist. Er sandte nämlich phönicische Männer auf Schiffen ab, und wies sie an, den Rückweg durch die Säulen des Hercules in das Nordmeer (das mittelländische) zu nehmen, und so wieder nach Aegypten zu kommen. Die Phönicier schifften demnach aus dem rothen Meere in das südliche. Wenn der Herbst kam, stiegen sie immer an der Stelle Libyens, wo sie sich gerade befanden, ans Land, besäeten das Feld, warteten die Ernte ab, mäheten das Korn, und schifften sich dann wieder ein. So kamen sie im dritten Jahre durch die Säulen des Hercules nach Aegypten zurück. Sie erzählten, was mir aber unglaublich ist, wie sie um Libyen herumschifften, hätten sie die Sonne zur Rechten gehabt." Hier hätten wir also eine förmliche Umschiffung Africa's mehr als zweitausend Jahre vor der ersten von den Portugiesen nach vieljährigen Vorbereitungen, Versuchen und Zweifeln unternommenen, die in ihrer Zeit, weil man sie für unmöglich gehalten hatte, wie ein hohes Wunder angestaunt ward. Wie soll nun, hat man gefragt, in so später Zeit für unmöglich erachtet worden seyn, was in so früher bereits gefunden war? Ist es glaublich, daß eine solche Reise und die durch sie erlangte Kunde nicht weiter benutzt worden, und im Andenken der Menschen wie erloschen gewesen wäre? Dies Bedenken und der Zweifel an der Möglichkeit der Durchführung eines solchen Unter-

Umschiffung von Africa.

Alterthumsk. Th. I. S. 538, hält es für hinreichend festgestellt, daß Ophir ein indisches Land ist.

1) IV, 42.

nehmens in den Tagen der Kindheet des Seewesens haben Mehrere veranlaßt, die ganze Erzählung für ein dem Herodot aufgeheftetes Mährchen zu erklären. Aber gewiß mit Unrecht. Denn es ist dies keinesweges das einzige Beispiel einer schon einmal gemachten, dann in den Hintergrund getretenen, und nach Jahrhunderten wieder von neuem gemachten Entdeckung. Vielmehr liegt es ganz in dem Wesen der Cultur und in den Gesetzen ihres Fortschritts, daß, wenn eine Zeit über ihr Maß und ihre Entwickelungsstufe in einzelnen Fällen hinausgreift, das so Gefundene keine Wurzeln schlägt und wieder untergeht, bis es in einer spätern Culturepoche, deren Beschaffenheit und ganzen Richtung es entspricht, wieder auftaucht und dann ein für immer Gewonnenes bleibt. Gerade der von Herodot bezweifelte Umstand drückt seiner Erzählung das Siegel der Gewißheit auf. Denn sobald die Schiffer durch den Aequator gesegelt waren, mußten sie die Sonne im Norden haben, was Herodot, der keine astronomische Kenntnisse hatte, unglaublich fand. Daß eine durch so viele Meere führende Fahrt in Zeiten, welche so viele Vortheile späterer Erfindungen und Verbesserungen entbehrte, außerordentliche Schwierigkeiten hatte, kann man sich nicht verbergen; aber die Phönicier besaßen ein außerordentliches Geschick und Talent für die Schifffahrt, und waren auf dem Meere in einem vorzüglichen Grade heimisch. Man hat noch andere Einwendungen gegen die Richtigkeit der Erzählung gemacht, die sich aber nicht minder leicht heben lassen als jene [1]).

Schifffahrt u. Handel auf dem Mittelmeere.

Ihre nach Osten und Süden gerichteten Seefahrten konnten die Phönicier nur von den Häfen anderer Völker aus unternehmen, namentlich wurde die nach Ophir von

1) Die vollständigste Widerlegung der Gegengründe findet man in der Abhandlung von P. J. Junker, Die Umschiffung Libyens durch die Phönicier, im Archiv f. Philol. und Pädagog. Bd. VII. S. 357 fg.

idumäischen Häfen am rothen Meere, welche durch König David zum jüdischen Reiche gekommen waren, gemacht. Dagegen lag vor ihren eignen Städten das mittelländische Meer offen da, mit seinen vielfachen, mannigfach gegliederten Küsten recht dazu gemacht, die drei Theile der alten Welt mit einander zu verbinden, die Civilisation zu entwickeln und die Völker in die lebendigste Berührung zu bringen. Daher auch die Bildung des Alterthums auf ihrer höchsten Stufe an den Umkreis dieses großen Binnenmeeres geknüpft war. Lange vor der Ausbreitung der großen griechischen Colonisation, welche eine Hauptgrundlage jener Cultur wurde, durchschifften die Phönicier dieses Meer mit der regsten Thätigkeit, und bis nach seinem Westende hin besetzten sie seine Küsten und Inseln mit zahlreichen Pflanzorten, welche ihrem Verkehr trefflich dienten. Der Tauschhandel mit den dortigen Eingebornen war um so gewinnreicher, weil diese, wie rohere Völker pflegen, auf das Spielwerk und allerlei glänzenden Tand, welche die Phönicier mit sich führten, einen hohen Werth legten. Mit dem Seehandel ist in früheren Zeiten Seeraub eng verbunden. Auch die phönicischen Schiffer verschmähten es nicht, dem Gewinn aus dem Verkehr den rohen und gewaltthätigen des Raubes hinzuzufügen, sowol auf dem Meere selbst, als, wenn sie gelandet waren, an den Küsten, wo sie die Gelegenheit ersahen, schöne Weiber und Knaben, besonders aus vornehmen Geschlechtern, gefangen mit sich fortzuführen und dann als Sklaven zu verkaufen. Wir haben von einem solchen Vorfall eine höchst anschauliche Schilderung in der Odyssee [1]), wo der Sauhirt Eumäus erzählt, wie er, der Sohn eines auf der Insel Syria herrschenden Königs, als Kind von phönicischen Handelsleuten, nachdem sie seine Erzieherinn, eine Sklavinn aus Sidon, zu bethören gewußt hatten, geraubt, nach Ithaka gebracht und dort verkauft worden sey. Auch sonst

Seeraub.

1) XV, 402 fg.

trieben die Phönicier den leider im Alterthum überhaupt sehr ausgebreiteten Sklavenhandel. Der hebräische Prophet Joel [1]) droht den Städten Tyrus und Sidon Strafen Jehovas, weil sie „die Söhne Juda's und Jerusalems den Griechen verkauft, um sie fern weg zu führen von ihren Grenzen."

Fahrten in den atlantischen Ocean.

Wie die Phönicier sich im Süden auf unbekannte Meere wagten, so stand auch ihr Unternehmungsgeist am äußersten Westende des Mittelmeeres nicht still. Schon hatten sie jenseits der Straße von Gibraltar eine wichtige Colonie, Gadeira oder Gades (das heutige Cadix) gegründet, und von da aus drangen sie in den großen Ocean bis zu den kassiterischen Inseln (den heutigen sorlingischen oder Scilly-Eilanden) an der Südwestküste Großbritanniens. Der alte Name dieser Inseln kommt vom Zinn, welches noch heut zu Tage dort gewonnen wird, und dieses Metalls wegen machten die Phönicier die weite Fahrt. Vermuthlich brachten sie von denselben Reisen auch den im Alterthum hochgeschätzten und zu mancherlei Schmuck begierig gekauften Bernstein mit zurück, den sie aber wol durch Zwischenhandel erhielten, schwerlich aus dem Vaterlande desselben, dem preußischen Uferlande, unmittelbar holten [2]), obschon diese Küste den Alten keinesweges unbekannt war. Uebrigens waren die Phönicier weder die einzigen, welche den Bernstein zu den südlichen Völkern brachten, noch gelangte er nur auf einem Handelswege zu diesen. Wir lesen, daß zu den Zeiten des Kaisers Nero ein römischer Ritter von Pannonien aus zu Lande bis zu jenem fernen Ufer vordrang, und den beliebten Schmuck in außerordentlicher Menge zurückbrachte. Sonst hatten die Phönicier, um den gewinnreichen Handel mit kostbaren Erzeugnissen entlegener Länder nicht mit andern Völkern theilen zu dürfen, die Wege dahin in Dunkel gehüllt, und

1) C. 3, 11.
2) S. Bemerk. u. Erläuter. VIII.

Mährchen über die Naturschrecken, die dort den Reisenden drohen sollten, verbreitet. Ja es ließ einst ein phönicischer Schiffer im atlantischen Meere, als er ein römisches Fahrzeug, welches den Weg kennen lernen wollte, hinter sich her segeln sah, sein Schiff absichtlich auf den Strand laufen, um den Nachfolger in gleiches Verderben zu locken. Er selbst rettete sich, der Werth seiner Waaren ward ihm daheim auf öffentliche Kosten vergütet.

Völker, bei welchen der Handel zu den Hauptelementen des Lebens gehört, pflegen sich auch im Kunstfleiß hervorzuthun. Schon im Homer erscheinen die Sidonier als Verfertiger vorzüglich künstlicher Arbeiten [1]), und im spätern Alterthum blieben verschiedene Gattungen der phönicischen Gewerbthätigkeit in hohem Flore, namentlich die Webereien und Färbereien, deren Erzeugnisse außerordentlich geschätzt und gesucht wurden. Die Phönicier galten als die Erfinder der Purpurfärberei, die indeß später auch in andern Ländern betrieben wurde. Sie nahm ihren Stoff von dem Safte zweier Arten von Schalthieren, der Trompeten- und der eigentlichen Purpurschnecke. Beide waren in großer Menge vorhanden im ganzen Mittelmeer und auch im atlantischen Ocean. Es war jedoch ein großer Unterschied in der Güte der Thiere, unter den asiatischen Purpurschnecken wurden die von Tyrus für die besten gehalten. Schon der natürliche Saft war von verschiedener Farbe, besonders roth und schwarz, man verstand aber die Kunst, durch Zubereitung und Mischung mit andern Stoffen noch weit mehrere hervorzubringen; wir finden bei den Alten dreizehn Purpurfarben aufgezählt, roth in verschiedenen Abstufungen, blauroth, violet, schwarz u. s. w. Daß es, wie behauptet worden ist, auch weißen Purpur gegeben hat, beruht auf einem Irrthum. Die besseren Arten wurden sehr hoch bezahlt, der berühmteste, gesuchteste, theuerste war der tyrische doppeltgefärbte Purpur, von der Farbe

Kunstfleiß. Erfindungen.

Purpurfärberei.

---

1) S. Bemerk. u. Erläuter. IX.

des geronnenen Bluts. In der Fläche angesehen hatten die damit gefärbten Zeuge einen schwärzlichen Schein, von der Seite zeigten sie das glänzendste Farbenspiel. Ueberhaupt war dieser schillernde Glanz eine Hauptursache, warum der Purpur so sehr geschätzt wurde, eine andere die fast unverwüstliche Dauer; die ächten Purpurkleider hatten nach mehreren Jahrhunderten noch ihren vollen Glanz. Die ganz purpurnen Gewänder, welche oft mit Goldborten und Goldstickereien versehen wurden, waren etwas sehr Seltnes und der höchste Grad des Kleiderluxus. Gewöhnlich dienten die Purpurzeuge nur streifenweise oder in Bandform zum Besatz. Aber auch zu Decken, Teppichen, Kissen und Aehnlichem wurden sie verwandt [1]).

Glasverfertigung.

Die Sage läßt die Phönicier durch einen Schäferhund, der sich das Maul durch eine zerbissene Purpurschnecke roth gefärbt, auf die Erfindung dieses höchst einträglichen Gewerbzweiges kommen, und in ähnlicher Weise durch das zufällige Zusammenschmelzen von Kieselerde und Salpeter auf die Erfindung des Glases. Die Verfertigung desselben war lange Zeit ein Geheimniß. Es wurde bei den Alten meistens zu Schmucksachen und Gefäßen, die in hohem Werth standen, auch wol zu Säulen und ähnlichen Dingen gebraucht, und war ein einträglicher Handelsartikel. Die Glasfabriken von Tyrus waren sehr berühmt, und erhielten sich über die Zeiten des Alterthums hinaus; noch im zwölften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung wird ihrer erwähnt. Ein solcher Kunstfleiß und ein solcher Handel machen den außerordentlichen Reichthum begreiflich, der in den phönicischen Städten und besonders in Tyrus sich häufte. Die hebräischen Propheten enthalten die stärksten Schilderungen desselben, aber auch von dem Stolz und

---

1) M. s. W. A. Schmidt, Die Purpurfärberei und der Purpurhandel im Alterthum, in dessen Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums Th. I. S. 96 fg. durch welche gelehrte und sorgfältige Arbeit der schwierige Gegenstand erst das rechte Licht erhalten hat.

dem Uebermuth, zu dem er verführte. „Ein Gott bin ich, auf einem Göttersitze sitz' ich inmitten des Meeres" läßt Ezechiel [1]) den Fürsten von Tyrus sprechen.

Verbreitung der Buchstabenschrift und anderer Bildungselemente durch die Phönicier.

Unter den Erfindungen der Phönicier führen mehrere alte Schriftsteller eine ungleich wichtigere, als die des Purpurs und des Glases auf, die der Buchstabenschrift nämlich. Es ist eine vielbestrittene Frage, auf die wir unten noch zurückkommen, welcher Nation diese Ehre gebührt; daß es die Phönicier sind, ist nicht die wahrscheinlichste der darüber aufgestellten Meinungen, gewiß aber bleibt ihnen das große Verdienst, den Gebrauch der Buchstaben den Griechen, und durch diese den Europäern überhaupt mitgetheilt, sie folglich auf den Boden, wo der großartigste und umfassendste Gebrauch davon gemacht werden sollte, verpflanzt zu haben.

Zu einer näheren Kenntniß der phönicischen Cultur fehlen uns die Mittel. Griechen und Römer lernten äußerst selten orientalische Sprachen, und auch die wenigen, die es thaten, forschten nicht so tief und angelegentlich in Werken, die einer ihnen durchaus fremdartigen Nationalität angehörten, daß sie daraus ein treues, unverfälschtes Bild derselben zu geben vermocht hätten. Daher können wir auch nur in die Cultur derjenigen orientalischen Völker recht eindringen, aus deren Litteratur uns, wie aus der indischen und jüdischen, ursprüngliche Werke vorliegen. Aber der Phönicier ganzes Schriftenthum ist zu Grunde gegangen, und eben so wenig ist von den Werken ihrer Baukunst etwas übrig geblieben. Aus einigen Beschreibungen sehen wir, daß sie in ihren Tempeln besonders den Glanz liebten, und bei ihren Prachtbauten als Materialien vorzugsweise Holz und Metall verwandten. Wir können, nach der Bemerkung eines Kenners [2]), daraus schließen, daß ihrer Baukunst die großen vollen Formen, welche der Stein bedingt, fehlten; wie Schiffervölker überhaupt den Ge-

1) C. 28, 2.

2) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste Bd. I. S. 238. 249.

schmack an den leichten, gerundeten Formen des Holzes, an buntem Schmuck, Teppichen und Vorhängen, zu dem das Leben auf den Schiffen Anlaß giebt, auf ihre Häuser zu übertragen pflegen. So weist Vieles auf merkwürdige Eigenthümlichkeiten in der phönicischen Bildung hin, so daß wir nur bedauern können, so wenig davon zu wissen. Bedeutend ist sie in jedem Falle gewesen, und sie blieb nicht auf ihre Heimath beschränkt. Wie das merkwürdige Volk mit seinen Waaren die Buchstabenschrift nach fremden Küsten brachte, so auch andere Culturelemente, wie überhaupt die Verbreitung nicht nur materieller Güter, sondern auch geistiger Besitzthümer zur Wirksamkeit eines vorzugsweise Handel treibenden und seefahrenden Volkes gehört. Wenn die Cultur der Phönicier auch nicht in ihrer Gesammtheit in der Westwelt Wurzel faßte, so wurden sie doch in einzelnen Dingen Bildner und Lehrer fremder Völker, wie eben in der Mittheilung der Schrift; und an Rückwirkungen anderer auf sie hat es auch nicht gefehlt. Selbst auf die Götterverehrung und die heilige Sage zeigt sich der Einfluß ihres ausgedehnten Verkehrs. Sie verpflanzen Götter und religiöse Ideen nach ihren Colonien sowol als nach den Städten anderer Nationen, mit denen der Handel sie in häufige Berührung bringt, und empfangen dagegen fremde, die sie mit den ihrigen in Verbindung bringen. Und wie, nach einer oben schon gemachten Bemerkung, die Fülle der in der Natur liegenden Kräfte bald als einer Göttergestalt angehörig gedacht wird, bald als verschiedenen; so ist überhaupt Vermischung religiöser Vorstellungen und das Uebertragen der Kräfte, Eigenschaften, der ganzen Wesenheit der einen Gottheit auf die andere, einer fremden auf die einheimische, so daß verschiedene Gestalten zusammenfließen, im heidnischen Alterthum sehr gewöhnlich. Daher konnten Griechen und Römer ihre Götter so leicht bei anderen Nationen wiederfinden. Die Grundlage der phönicischen Götterverehrung ist die allen heidnischen Völkern, die wir im weitern Sinne

Ihr Götterdienst.

Semiten nennen, gemeinschaftliche, ein Gestirndienst, vergröbert und abergläubischer geworden durch die willkürliche Ausbildung der an die Sterne geknüpften persönlich gedachten göttlichen Mächte, und durch die Leidenschaften, die man ihnen lieh. Der semitische Stamm- und Nationalgott Bel heißt hier Baal; als Saturn ist er der Kinder verzehrende Gott, und hier fließt er mit dem Feuerdämon Moloch zusammen [1]), dessen grause Verehrung darin bestand, daß ihm, um seinen strafenden oder Rache drohenden Zorn zu versöhnen, Menschen geopfert wurden, besonders Kinder, welche, dem glühend gemachten ehernen Götzenbilde in die Arme gelegt, unter schrecklichen Qualen umkommen mußten, während die Mütter, die man zugegen zu seyn zwang, nicht einmal ihren Schmerz laut werden lassen durften. Zu einem so furchtbaren, jedes Erbarmen, jedes menschliche Gefühl erstickenden Wahne konnte die Entartung religiöser Gedanken führen. Solche Kinderopfer wurden gebracht: alljährlich an einem bestimmten Tage, bei bevorstehenden großen Unternehmungen, und bei großen Unfällen, Kriegsgefahren, Dürre und Pest. Doch wirkten die im Fortgang der Zeiten wachsende Menschlichkeit, ohne Zweifel auch die Verbote der Perser, nachdem die Phönicier ihnen unterthan geworden waren, so, daß diese Gräuel aufhörten; wir finden, daß in der harten Bedrängniß von Tyrus durch den belagernden Alexander das seit Jahrhunderten unterlassene Opfer eines Knaben als Rettungsmittel von Einigen zwar vorgeschlagen, aber vom Rath verworfen wurde [2]). Ob auch der Nationalgott Melkarth mit Baal-Moloch für identisch zu halten sey, ist zweifelhaft. Der Haupttempel des Melkarth war in Tyrus, auch in den Colonien wurde er vorzugsweise verehrt. Die Griechen nennen ihn Herakles, und zwar zur Unterscheidung von dem Herakles ihrer Stammsagen, mit dem er gleichwol

Baal, Moloch.

Melkarth

1) Movers a. a. O. S. 322 fg.

2) Curtius IV, 3, 23.

auch wieder zusammenschmilzt, den tyrischen. Die Züge nach Spanien, welche der griechische Mythus dem Herakles beilegt, scheinen von den Phöniciern entlehnt, bei welchen sie die Verbreitung des Volkes nach jenem Lande unter der Leitung des Gottes bedeuteten. — Unter den weiblichen Gottheiten war Astarte die erste; sie war die Stamm- und Schutzgöttinn der Sidonier; Griechen und Römer machen sie bald zur Venus, bald zur Juno, bald zur Mondgöttinn.

Astarte.

Staatsform.

Wenn die Religionsideen der Phönicier trotz der Aneignung manches fremden Elements ein entschieden orientalisches Gepräge behielten, so treten dagegen ihre politischen Einrichtungen weit mehr aus dem morgenländischen Charakter heraus, und nähern sich der Beweglichkeit und Freiheit des europäischen. Für einen so großen, regen Handelsverkehr, der nicht bei dem Hergebrachten, Nächsten, Sichern stehen bleibt, sondern sich mit kühnem Unternehmungsgeiste neue Bahnen bricht, paßte das Kastenwesen nicht, und unter dem Despotismus eines unumschränkten Herrschers hätte er sich eben so wenig entwickeln können. Phönicien bildete nie ein zusammenhängendes Reich, die Grundlage seiner Staatsform war die Stadtgemeinde. Erbliche Könige standen an der Spitze einzelner Städte [1]) oder mehrerer, aber ihre Macht war beschränkt, wahrscheinlich durch einen aristokratischen Stadtrath. In gemeinsamen Angelegenheiten handelten die Städte gemeinschaftlich wie ein Bund, an dessen Spitze die mächtigste stand; dieses Verhältniß scheint zuweilen in Oberherrschaft und wol in eine drückende ausgeartet zu seyn, aber immer war es das einer den andern übergeordneten Stadtgemeinde, nicht die Herrschaft des Königs derselben über das Land. Das Genauere dieser Einrichtungen ist uns nicht bekannt, wie wir auch von den besonderen Begebenheiten der Phönicier sehr wenig wissen, da wir nicht nur den Verlust ihrer eignen Litteratur zu beklagen haben, sondern auch

Fragmente phönicischer Geschichte.

1) Strabo XVI. p. 754 B.

den der griechischen Schriftsteller, welche ihrer Geschichte eigene Werke gewidmet hatten. Kaum kennen wir nothdürftig die Verhältnisse des Volkes zu den Reichen, die sich vom Euphrat her bis zum Mittelmeer erobernd ausbreiteten, deren Könige nicht wenig lüstern waren nach dem Besitz dieser Städte in meerbeherrschender Lage, ihrer Flotten und Reichthümer. Als Salmanassar Phönicien mit Krieg überzog, widerstand Tyrus, damals auf der Höhe seiner Macht, allein; neben der alten auf dem festen Lande gelegenen Stadt Tyrus war längst eine zweite auf einer Insel entstanden und zu einer außerordentlichen Macht gestiegen; sie übte auf die übrigen Städte des Landes einen Einfluß, der in Druck übergegangen seyn und großen Haß erzeugt haben mochte, denn wir sehen das übrige Phönicien dem Salmanassar sogar Schiffe stellen zur Bezwingung der einzigen Stadt, welche für die Unabhängigkeit noch focht. Unter den Orten, die sich so dem Assyrier anschlossen, wird auch Alt-Tyrus genannt [1]). Diese muß aber damals gegen die neue Stadt schon weit zurückgestanden haben. Denn die sechszig Schiffe, welche die Gemeinschaft stellte, wurden von zwölf neutyrischen geschlagen, und Salmanassar konnte die Inselstadt nicht nehmen, obschon er sie fünf Jahre eingeschlossen hielt. Eben so wenig vermochte es später der Babylonier Nebukadnezar, der sie sogar dreizehn Jahre belagerte [2]), nachdem er sich das übrige Phönicien unterworfen hatte. Dies war bald nach dem Beginn des sechsten Jahrhunderts geschehen, und noch im Laufe desselben kam der gewaltige Strom der persischen Eroberungen, dem die sämmtlichen phönicischen Städte, Tyrus mit eingeschlossen, so wenig widerstehen konnten, als das übrige Vorderasien.

---

1) Josephus, Ant. Jud. IX, 14. So falsch ist, was häufig gesagt worden ist, und fortwährend in Compendien wiederholt wird, daß die Inselstadt erst damals, oder gar erst bei der Belagerung Nebukadnezars entstanden sey.

2) Gesenius zum Jesaia Th. I. S. 711. Hitzig zu demselben S. 277.

Unter dieser Herrschaft hatten sie zwar nur gewisse Leistungen zu übernehmen, besonders ihre Schiffe für die Kriegsunternehmungen der persischen Könige zu stellen, sonst wurden die Städte in ihren besonderen Angelegenheiten wie früher von ihren eigenen Königen und Obrigkeiten regiert. Aber die alte Blüthe und der alte Glanz waren dahin, und kamen in dem Maße nicht wieder. Schon der zerstörende Krieg Nebukadnezars hatte diese Blüthe geknickt, er ist als die Epoche zu betrachten, wo Handel und Schifffahrt der Phönicier sich aus den Westlanden allmählich zurückzuziehen anfingen, und auf die östlichen Theile des Mittelmeers zu beschränken. Aber in dieser Beschränkung blieb ihr Handel noch eine Reihe von Jahrhunderten bedeutend, und namentlich Tyrus bis in das Mittelalter hinein eine blühende Stadt.

Colonien

Die Colonien, durch welche die Phönicier das Mittelmeer nicht nur ihrem Handel dienstbar machten, sondern auch ihre Sprache, Sitte, Religion verbreiteten, waren so zahlreich, daß schwerlich bloß das kleine am Meere wohnende Volk es seyn konnte, welches sie aussandte, wie groß man sich auch die Bevölkerung seiner Städte denken mag; höchst wahrscheinlich nahmen auch benachbarte und verwandte kanaanäische Stämme an diesen Auswanderungen Theil.

auf den Inseln des Mittelmeers,

Phönicische Colonien finden wir auf Cypern, Kreta und andern nahen Eilanden, auf Sicilien, Sardinien und den balearischen Inseln, ganz besonders aber auch an den Küsten

in Spanien,

von Spanien und Nordafrica. Nach Spanien lockte eine Fülle trefflicher Naturerzeugnisse. Schon als die Griechen den Westen von Europa nur durch unbestimmte Gerüchte kannten, welche die Phantasie der Dichter ausschmückte, schimmert durch die Wunder, welche sie dahin verlegten, die Vorstellung eines überschwenglichen Natursegens, und als Spanien später aus dem Dunkel hervortrat, behielt es, und namentlich der südwestliche Theil, den Ruhm eines der ergiebigsten Länder der Erde. Am gepriesensten war es wegen seiner Metalle. Als die Phönicier zuerst hin-

kamen, sollen die Einwohner den Werth der edeln Metalle so wenig gekannt haben, daß sie ihnen — wie einige Jahrtausende später wiederum den Spaniern die Americaner — das Silber in ganzen Massen hingaben für allerlei Kleinigkeiten und Tand. Dem außerordentlichen Gewinn aus diesem Handel schreibt es ein alter Schriftsteller [1]) ausdrücklich zu, daß die Phönicier im Stande waren, so viele Colonien anzulegen. In Spanien war die älteste derselben das oben schon erwähnte Gades, gegründet um 1100 vor Chr. mit einem berühmten Tempel des tyrischen Hercules. Durch seinen Handel war es auch in den Zeiten der römischen Herrschaft noch so blühend, daß man es zu den volkreichsten Städten der Erde zählte. Auch andere Orte hatten die Phönicier dort angelegt; die Landschaft Turditanien (etwa dem westlichen Theile des heutigen Andalusien entsprechend) beherrschten sie einst ganz. Auf diese Landschaft ist der Name Tartessus — in der Bibel Tharschisch — zu beziehen [2]), über den man viel gezweifelt, und ihn bald für eine Provinz, bald für einen Fluß, bald für eine Stadt gehalten hat.

Fast gleichzeitig mit Gades wurde Utika in Nordafrica von den Phöniciern angelegt, später von der berühmtesten aller ihrer Niederlassungen, von Karthago, bei weitem überstrahlt. Ueber die Gründung dieser Stadt hat man eine sehr bekannte Sage. Dido oder Elissa, die Schwester des Königs Pygmalion von Tyrus, habe vor diesem ihrem Bruder, der ihren Gemahl, nach dessen Schätzen lüstern, getödtet hatte, die Flucht ergriffen, um in fernen Gegenden Sicherheit zu suchen, sei mit ihren Begleitern nach Nordafrica gekommen, habe dort von den Eingebornen einen

und in Nordafrica.

Karthago's Gründung, 814 v. Chr.

---

1) Diodor V, 35.

2) Movers, Die Phönicier in Gades und in Turditanien, in der Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie, Neue Folge Jahrg. III. Heft 4 u. Jahrg. IV. Heft 2. Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. II. S. 700.

Platz zur Anlage einer Stadt gekauft und Karthago gebaut. Der Ruf von ihrer großen Schönheit und ihrem Geist habe einen benachbarten König vermocht, um ihre Hand zu werben; sie, welche den Antrag ohne Gefahr nicht ablehnen konnte, habe sich, um dem verhaßten Ehebande mit einem Barbaren zu entgehen, selbst den Tod gegeben. Und so lange, heißt es am Schluß der Erzählung, Karthago unbezwungen blieb, wurde sie als Göttinn verehrt [1]). Dieser letzte Zusatz macht sehr wahrscheinlich, daß hier wieder nicht von einer alten Heldinn die Rede ist, deren Geschichte ausgeschmückt worden, sondern von einer ursprünglichen Göttinn; denn diese Versetzung von berühmten Menschen unter die Götter, die der Volksglaube vorgenommen habe, ist in den allermeisten Fällen nur eine Voraussetzung des späten, klügelnden Alterthums, um die Götter und ihre Geschichten auf eine Weise zu erklären, die wir schal und nüchtern nennen müssen. Eine Göttinn wird auch hier als Städtegründerinn betrachtet, und später zu einem menschlichen Weibe umgedeutet worden seyn, wie die assyrische Semiramis [2]). Dadurch wird auch zweifelhaft, was man sonst als eine in der Sage verborgen liegende Thatsache zu betrachten geneigt seyn möchte, daß nämlich politischer Streit den Anlaß zur Stiftung der Stadt gegeben, indem mißvergnügte Phönicier das syrische Küstenland verließen, und sich in Nordafrica eine neue Heimath, wo sie unabhängig leben konnten, suchten und gründeten.

Karthago lag auf einer Halbinsel in der Nähe des heutigen Tunis. Ueber die Zeit seiner Erbauung weichen die Nachrichten der Alten sehr ab, den meisten Glauben verdient die Bestimmung des sicilischen Geschichtschreibers Timäus, nach welcher sie in das Jahr 814 vor Chr. zu setzen ist [3]). Andere Schriftsteller setzen die Stiftung gleich-

1) Justinus XVIII, 4—6.

2) Movers, Religion d. Phönic. S. 609.

3) Derselbe in d. angef. Abhandl. — Zeitschr. Jahrg. III. H. 4. S. 21.

falls in das neunte Jahrhundert, aber in andere Zeiten desselben; gänzlich abweichend von diesen sind zwei Angaben, von welchen eine sie in das elfte, die andere sogar in das dreizehnte Jahrhundert verlegt, eine Verschiedenheit, die man durch die Annahme zu erklären versucht hat, daß mehrere Male neue Einzöglinge aus dem Mutterlande in die Colonie kamen, mit der dritten Einwanderung die Stadt aber erst die Bedeutung erhielt, vermöge deren sie sich bald außerordentlich emporschwang. Als von den Phöniciern stammend hießen die Karthager Pönier oder Punier, und immer herrschte zwischen ihnen und den Tyriern ein Gefühl des Zusammengehörens und gegenseitiger Verpflichtung. Mit der Sitte und Sprache behielten sie auch die Richtung und das Talent des Muttervolkes, und wußten sie auf das fruchtbarste zu entwickeln. Sie besaßen dasselbe große Geschick für den Handel zu Lande und zur See, für Schifffahrt und ausgebreitete Colonialverbindungen. Doch hatte ihre Macht eine breitere und umfassendere Grundlage, indem sie durch die Lage und die besondern Verhältnisse ihrer Stadt dahin gebracht wurden, deren Wohlfahrt und Gedeihen nicht auf Verkehr und Schifffahrt allein zu bauen; sie begünstigten und unterstützten auch den Ackerbau, und unterwarfen sich ein Landgebiet, welches sie durch das Uebergewicht der Waffen in Abhängigkeit erhielten. Die benachbarten von den Phöniciern des Mutterlandes angelegten Städte, wie Utika, standen zwar nicht eigentlich unter ihrer Botmäßigkeit, es war die Form eines Bundesverhältnisses, in der That hingen sie aber doch ganz von ihnen ab. Diese Städte lagen im Westen Karthago's; nach Süden hin, entlang der Meeresküste, hatte es sich nach harten Kämpfen ein Gebiet erobert, in den Grenzen etwa des heutigen Staates von Tunis, an Fruchtbarkeit eines der herrlichsten der Erde. Die Eingebornen dieses karthagischen Gebietes wurden im engeren Sinne Libyer genannt; die Bewohner einer Anzahl von Städten an der Küste desselben, wo sich durch gegenseitige Verheirathungen eine

Handel und Machtentwickelung.

Landgebiet.

gemischte Bevölkerung gebildet hatte, hießen eben dieser Mischung wegen Libyphönicier. Im innern Lande saßen die Numidier, d. i. Nomaden; so wurden sie nämlich von den Griechen ihres umherziehenden Hirtenlebens wegen genannt. Da aber die Libyer an der Küste mit ihnen eines und desselben Stammes waren, und diese schwerlich erst von den Karthagern zu einem seßhaften Leben gebracht worden sind, so ist anzunehmen, daß es lange vor der Erscheinung der Phönicier in Africa sowol ackerbauende als nomadische Numidier gab [1]). Die Tapfersten der letztern schweiften wie bis auf den heutigen Tag unbezwungen in den an herrlichen Weiden reichen südlichen Abhängen des Atlasgebirges umher. Bei dürftiger und enthaltsamer Lebensweise der größten Anstrengung fähig, stellten sie den Karthagern für Sold leichte Truppen, besonders eine unübertreffliche Reiterei, wozu sie durch Natur und Erziehung außerordentlich geeignet waren. Ueberhaupt bestanden die Heere der Karthager größtentheils aus Miethstruppen, welche, zumal in Zeiten der Gefahr, die eigenen Bürger nie ersetzen können, da ihnen die Vaterlandsliebe, oft auch die Treue derselben fehlt. Außer Africa hatten die Karthager Sardinien, die balearischen Inseln und Malta sich unterworfen, und sich auf Sicilien und Corsika angesiedelt. Im Westen des Mittelmeers sehen wir sie überall auf den Spuren der Phönicier, und zum Theil ihre Stelle einnehmen. Die Pflanzstädte des Mutterlandes in Spanien und der dortige Handel kamen in ihre Hände. Die näheren Umstände dieses Uebergangs können wir eben so wenig mit Sicherheit angeben, als die Zeit, wann er geschah, mit Wahrscheinlichkeit aber vermuthen, daß es das sechste Jahrhundert war, wo die Phönicier, durch den babylonischen Krieg und die Unterwerfung unter Persien geschwächt, den Westen außer Acht lassen mußten. Auch für die Karthager

Heere.

auswärtige Besitzungen.

---

1) U. J. H. Becker in der Encyklop. von Ersch und Gruber Sect. I. Th. XXI. S. 61.

waren die Säulen des Hercules nicht die Grenzen ihrer Unternehmungen. Jenseits derselben, sowol an der spanischen Küste als an der africanischen, in dem jetzigen Reiche Marocco, hatten sie Pflanzorte gegründet. Und alle ihre Colonien wußten sie stets in strenger Abhängigkeit zu erhalten.

Staatsverfassung.

Die Verfassung der Stadtgemeinde selbst, welche so über andere Völker und viele Städte herrschte, ist zu den gemischten zu rechnen, doch war das überwiegende Element das aristokratische. Daß das Urbild dieser Verfassung die phönicische war, liegt in der Natur der Sache; es scheint jedoch, daß sie sich republicanischer ausgebildet hat, als die mutterländische. Wir finden an der Spitze des Staats Suffeten (das hebräische Schophetim, Richter und oberste Anführer). Da sie von den alten Schriftstellern sowol mit den spartanischen Königen als mit den römischen Consuln verglichen werden, so kann nicht bezweifelt werden, daß ihrer zwei waren. Wol aber läßt diese doppelte Parallele zweifelhaft, ob sie wie die ersteren ihre Würde lebenslänglich behielten, oder nur ein Jahr, wie die letzteren; das erstere ist indeß wahrscheinlicher [1]). In jedem Falle waren sie nicht erblich, sondern wurden gewählt. Das Amt der Heerführer war von dem ihrigen verschieden, doch wurde es ihnen zuweilen übertragen. Den größten politischen Wirkungskreis hatte der Senat, denn er besaß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, wahrscheinlich die Oberaufsicht über Kriegswesen, Finanzen und Polizei, so wie die gesetzgebende Gewalt, in so fern er mit den Suffeten einig war; nur wenn Senat und Suffeten nicht übereinstimmten, mußten die Gesetzvorschläge zur letzten Entscheidung an die Volksversammlung gebracht werden. Schon hierin zeigt sich die überwiegend aristokratische Natur der Verfassung, noch mehr darin, daß Rath und Obrigkeiten nicht ohne Unterschied aus dem Volke, sondern mit Rück-

1) Vgl. Heeren, Ideen Th. II. Abth. I. S. 134 fg.

sicht auf Vermögen und hervorragendes Ansehen gewählt wurden, wodurch denn eine Anzahl durch ihren Reichthum hervorragender Familien die Lenkung des Staats in ihre Hände bekommen mußte, obschon es keinen eigentlichen Erbadel in Karthago gegeben zu haben scheint. Erhob sich ein solches Geschlecht noch überdieß durch ausgezeichnete Thaten seiner Glieder als Heerführer, so stieg sein Ansehen um so höher, und es erwachte dann, besonders bei den übrigen Optimaten, die Besorgniß, daß es die Herrschaft an sich reißen möchte. Die Furcht vor dem trotzigen Eigenwillen der Feldherren war auch keineswegs ungegründet. Im sechsten Jahrhundert vor Chr. empörte sich ein solcher, Malchus genannt, da er für eine erlittene Niederlage bestraft werden sollte, rückte vor Karthago, und nahm die Stadt ein. Da er aber vorläufig keinen andern Gebrauch von seinem Siege machte, als daß er zehn Senatoren hinrichten ließ, und es versäumte, sich selbst zu schützen, wurde er, mit Grund oder aus Rachsucht, angeklagt, nach der höchsten Gewalt zu streben, und mußte mit dem Leben büßen. Nach ihm trat Mago auf, der eigentliche Schöpfer der Kriegsmacht Karthago's und der Gründer seiner Herrschaft außerhalb des nächsten Gebiets. Ihm folgten als Kriegsbefehlshaber seine Söhne, und diesen wieder die ihrigen. Da schien das Ansehen und Gewicht einer solchen Familie der Freiheit so gefährlich, daß hundert Richter aus dem Senat gewählt wurden, die den aus dem Felde zurückkehrenden Feldherren Rechenschaft über ihr Verfahren abfordern sollten, damit diese der Gesetze und Richter in der Heimath stets gedenken sollten [1]). So entstand, als fortwährender Ausschuß aus dem Senate, eine mächtige Behörde, die Hundertmänner, der schon durch die Befugniß, die Feldherren vor ihren Richterstuhl zu ziehen, eine Gewalt eingeräumt war, vor der sich die Ersten und Angesehensten beugen mußten. Der Zweck, Karthago vor Al-

innere Zwistigkeiten,

1) Justinus XVIII, 7. XIX, 1. 2.

leinherrschaft zu bewahren, ward erreicht, aber nicht nur Feldherren, welche sich zu Tyrannen aufwerfen wollten, sondern auch ungeschickte und unglückliche wurden mit grausamer Strenge behandelt: ein Mittel, sich gegen Mißgeschick im Felde zu sichern, welches sich hier wie anderwärts keineswegs als zweckmäßig bewährt hat. Uebrigens ging seit den Zeiten des Mago Karthago mit schnellen Schritten seiner höchsten Blüthe entgegen. Vom fünften bis zum dritten Jahrhundert war es durch die Größe und Bedeutung seines Verkehrs auf Land- und Wasserwegen der erste Handelsstaat, durch seine zahlreichen Flotten die erste Seekriegsmacht der bekannten Erde.

Sonst ist wenig aus der innern Geschichte der Karthager bekannt, von der äußern sind es besonders die Kriege mit den sicilischen Griechen und mit Rom, von welchen in der Folge die Rede seyn wird. Ueber ihre Cultur und Litteratur wissen wir sehr wenig Besonderes, und können nur mit Grund vermuthen, daß sie ganz von der Art des Muttervolks waren, wie denn auch ihre Sprache die phönicische war und blieb. Wahrscheinlich war ihre Bildung, nach den mannigfacheren Bedürfnissen, die aus den verwickelteren Verhältnissen hervorgingen, eine von der Grundlage des Stammvolkes aus weiter fortgeschrittene und vielseitigere; daß die Litteratur reich war, ist ausdrücklich berichtet; man muß höchlich bedauern, daß sie bis auf die letzte Spur untergegangen ist. Auch die Gewandtheit, sich eine fremde geistige Bildung anzueignen, und auf deren Gebiete selbstthätig zu forschen, fehlte den Puniern nicht; es zeigte sich da der semitische Scharfsinn [1]). Auch die Religion und die gottesdienstlichen Gebräuche waren die

geistige Cultur,

Religion,

1) Den Karthager Hasdrubal, der um die Zeit der Zerstörung seiner Vaterstadt in Athen unter dem Namen Klitomachus lebte, Schüler und Fortsetzer des Karneades, und ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller in griechischer Sprache war, nennt Cicero, Acad. prior. II, 31. einen homo acutus, ut Poenus.

semitisch-phönicischen mit aller schlimmen Verirrung derselben. Daher denn auch jener schreckliche Dienst der blutdürstig gewähnten Götter nicht fehlte, so daß Plutarch [1]) ausruft, es wäre den Karthagern besser gewesen, an gar keine Götter zu glauben, als an solche. Ja sie scheinen an den furchtbaren Menschenopfern noch mit weit mehr Zähigkeit gehangen zu haben, als die Tyrier. Bei diesen waren sie, wie wir sahen, zu Alexanders des Großen Zeit längst außer Gebrauch gekommen, die Karthager verbrannten noch einige Jahre später bei einer großen drohenden Gefahr dem Saturn-Moloch zweihundert Knaben aus den vornehmsten Geschlechtern. Längst hatten selbst fremde Fürsten die Abschaffung dieser Gräuel verlangt, ihre Bemühungen blieben vergeblich, oder hatten nur einen vorübergehenden Erfolg [2]). Ein Beweis nicht nur für die schreckliche Macht des Aberglaubens, sondern auch für die rauhe, grausame Gemüthsart des Volkes, welches er bei einer solchen Unmenschlichkeit erhalten konnte. So müssen wir uns überhaupt die Karthager denken, bei aller Achtung, welche ihre unermüdliche Strebsamkeit, ihre Geistesenergie, die ordnende Kraft ihres scharfen Verstandes, ihre begeisterte aufopfernde Vaterlandsliebe sonst mit Recht einflößen. Der oben erwähnte Grieche entwirft bei einer andern Gelegenheit [3]) kein schmeichelhaftes Bild ihres Charakters, griechische Nationalabneigung hat die Farben hier gewiß zu schwarz und zu stark aufgetragen, wenn er aber ihr Wesen ein trocknes, herbes und mürrisches, für die heitere Seite des Lebens unempfängliches nennt, haben wir allen Grund, ihm zu glauben.

Volkscharakter.

1) De superstit. c. 13.

2) Münter, Religion der Karthager S. 17 fg.

4) Praecept. gerend. reipubl. c. 3, 6.

Sechstes Capitel.

Die Israeliten bis auf die Zeiten Samuels.

Von den Colonien der Phönicier kehren wir nach Asien zurück zu einem verwandten Volke, welches durch seine Geschichte und eigenthümliche Bildung für die Nachwelt ungleich merkwürdiger und folgenreicher geworden ist, als jene, zu den Juden, oder Israeliten, wie sie eigentlich vor den Zeiten des babylonischen Exils genannt werden müssen. Wenn bei der Geschichte fast aller alten Völker die eben so wichtige als schwierige Voruntersuchung über den Charakter und die Glaubwürdigkeit der Quellen abweichende Meinungen erzeugt hat; so ist dies im größten Maße bei den Quellen der israelitischen der Fall, nicht nur wegen der Beschaffenheit und Art dieser Geschichtsbücher an und für sich selbst, wegen der großen Schwierigkeiten, welche die alte Sprache, die häufige Dunkelheit des Ausdrucks, die Frage über die Abfassungszeit der einzelnen Schriften der Auslegung darbieten; sondern zugleich, weil sich hier Interessen und Wünsche, Ueberzeugungen und Vorurtheile ganz anderer Art einmischen, solche nämlich, welche sich auf das Verhältniß des alten Testaments zur geoffenbarten Religion überhaupt, und insbesondere zum Christenthum beziehen. Daher wird es bei diesem Abschnitt der Weltgeschichte für den Darsteller vorzüglich nothwendig seyn, sich im Eingang

Vorfrage über die Quellen.

mit dem Leser über die Ansicht von den Quellen, von den er ausgeht, wenigstens den allgemeinen Grundzügen nach, zu verständigen.

Erste Ansicht: der Buchstabenglaube.

Unter den möglichen und in der That ausgebildeten und angenommenen Auffassungsweisen stehen sich zwei als schroffe Extreme gegenüber. Die eine geht von der Ueberzeugung aus, daß die sämmtlichen Schriften des alten Testaments, nicht nur in Bezug auf die Lehre sondern auch auf die Begebenheiten, unter dem unmittelbaren Einflusse des den Verfassern die Vergangenheit wunderbar enthüllenden göttlichen Geistes geschrieben seyen. Sie hält daher das buchstäblichste Verständniß des ganzen Inhalts jener Schriften, von der Schöpfungsgeschichte an, für religiös nothwendig, und behauptet überall die genaueste Uebereinstimmung zwischen dem Bericht und der Begebenheit mit jedem besondern Umstand [1]). Dies war die Lehre der Kirche, der protestantischen sowol als der katholischen, ziemlich unangefochten bis auf das achtzehnte Jahrhundert. Ob die Anhänger, die ihr auch heut zu Tage den Sieg zu erkämpfen streben, sie noch in ihrer völlig consequenten Strenge aufrecht erhalten wollen und können, oder davon schon ablassen müssen, ist eine Frage, deren Erörterung nicht hieher gehört. Das glauben wir jedoch bemerken zu müssen, daß sie da am entschiedensten wirkt, wo sie ganz einfach und unbedingt, jeden Zweifel schon von vorn herein als ein ihrer Stimmung fremdes Element von sich abwehrend, auftritt. Vermöge dieser Grundlage im unbedingten Glauben kann denn auch die unverrückt am Buchstaben haltende Auslegung Dem vollkommen genügen, der unbe-

---

1) Wer die jüdische Geschichte außerhalb des Kreises der theologischen Gelehrsamkeit von diesem Standpunkt behandelt kennen lernen will, ist am besten auf die ersten Bände von Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi zu verweisen, wo er sie mit der starrsten Altgläubigkeit, aber auch mit seltner Gemüthlichkeit durchgeführt findet.

kümmert um die geschichtliche Entwickelung und um ihre im Geiste des Menschen liegenden Gesetze, im alten Testamente nur die göttliche Offenbarung der Religionslehre sieht und sucht; aber keinesweges dem prüfenden historischen Forscher, dem sie die Anwendung des ersten Gesetzes historischer Kritik unmöglich macht, das Besondere nämlich in der Auffassungsweise des Berichterstatters nach den Begriffen seines Zeitalters und nach seiner Individualität, sorgfältig in Betracht zu ziehen. Auf dem kritischen Standpunkt dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß, wie oben in der Einleitung gezeigt ist, das Bedürfniß in der geschichtlichen Darstellung der Vergangenheit die genaue Wahrheit nach den einzelnen Umständen zu besitzen, erst spät erwacht, frühere Zeiten aber den folgenden Geschlechtern die Begebenheiten der Vorwelt auf eine ganz andere Weise aufgefaßt überliefern. Daß nun aber der göttliche Geist, von welchem die Schriftsteller des alten Testaments in religiöser Hinsicht erfüllt waren, sie auch hinweggehoben habe über den Charakter, die Richtung und Fähigkeiten ihrer Zeit in der Ueberlieferung der Ereignisse, ist eine Annahme, zu der uns nichts berechtigt, die aus der Religion nicht abgeleitet werden kann, die vielmehr mit Allem, was wir sonst über die Denkart, die Gefühlsweise und den Gesichtskreis jener Zeit wissen, in einem schneidenden Widerspruche steht.

Zweite Ansicht: die Hypothese von einer hierarchischen Verfälschung.

Im entschiedensten Gegensatz mit diesem Glauben machte sich im achtzehnten Jahrhundert eine Ansicht geltend, welche recht eigentlich darauf ausging, das Göttliche im alten Testamente abzuläugnen und aufzulösen. Ihr zufolge sind die sämmtlichen historischen Schriften desselben erst in Zeiten, wo das jüdische Volk und Reich schon ihrem Untergange nahe waren, entstanden, und zwar nicht im Interesse der ächten Gottesverehrung und Sittlichkeit, sondern einer verderbten, selbstsüchtigen Hierarchie, deren herrschbegierige Anmaßungen zu unterstützen, die frühern Begebenheiten entweder ganz und willkürlich erfunden, oder die

alten bis dahin nur mündlich vorhanden gewesenen Ueberlieferungen vielfach verfälscht, entstellt und mit Mährchen durchwebt niedergeschrieben worden seyn sollen. Diese von einem eigentlichen Hasse gegen die geoffenbarte Religion eingegebene Meinung wird von dem auf jeder Seite des alten Testaments wehenden Hauche ächter religiöser Begeisterung Lügen gestraft, aber auch abgesehen von ihrer Frivolität widerspricht sie sich auf ihrem eigenen Standpunkte. Ein priesterlicher Schriftsteller, der die frühere jüdische Geschichte, so wie wir sie jetzt in den historischen Büchern des alten Testaments besitzen, willkürlich entstellt hätte, würde nicht nur als ein frecher Betrüger, sondern zugleich sehr unklug gehandelt haben, weil er das Andenken an so manche Begebenheiten und Verhältnisse erhalten haben würde, die dem Streben nach hierarchischer Allgewalt nichts weniger als förderlich seyn konnten.

Dritte Ansicht: die Trennung des geschichtlichen Elements von der religiösen Offenbarung.

Glücklicher Weise kann die historische Betrachtung sich von dieser Herabwürdigung eines Buches, welches Jahrtausende hindurch Unzähligen den erhabensten Trost gewährt hat, mit verdientem Unwillen abwenden, ohne sich darum jener alle Kritik gefangen nehmenden Ansicht blindlings in die Arme werfen zu dürfen. Man kann mit voller Kraft der Ueberzeugung des Glaubens leben, daß der religiöse Inhalt des alten Testaments Gottes Wort ist, ohne darum dem geschichtlichen Inhalt der dasselbe bildenden Schriften denselben höchsten Charakter, aus welchem seine volle Untrüglichkeit folgen würde, beizulegen, oder, was dasselbe sagen will: daß der jüdischen Religion, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und in der Schrift befestigt wurde, eine besondere höhere Offenbarung zu Grunde liegt — eine Manifestation des göttlichen Geistes, wie sie sich bei keinem andern Volke des Alterthums zeigt, und deren Inhalt sich durchaus nicht auf das Ergebniß der natürlichen Geistesentwickelung bei dem israelitischen Volke zurückführen läßt — daß aber eben diese Offenbarung nicht dazu bestimmt war, frühere Begeben-

heiten zu enthüllen oder ihre Kunde zu erhalten. Was wir gleich im Beginn der Einleitung über das Verhältniß der mosaischen Schöpfungsgeschichte zur Wissenschaft bemerkten, muß auch für die Erzählungen der Bibel von den Schicksalen einzelner Menschen und ganzer Völker geltend gemacht werden. Diese Ansicht thut der Bedeutung jener Begebenheiten für uns so wenig Eintrag, daß sie uns vielmehr durch Hinzuziehung jener in der Seele des Erzählers liegenden poetisch alterthümlichen Auffassung, die auf dem Standpunkt der Reflexion unerreichbar ist, menschlich und gemüthlich erst recht nahe treten. Dann erst, wenn die Geschichtschreibung der Israeliten uns eben so wenig als eine übermenschliche wie als eine lügnerisch berechnende erscheint, wird sie uns zu einem unschätzbaren und unübertrefflichen Spiegelbilde des nationalen Bewußtseyns, welches, voll ächter Begeisterung für die Helden seiner Geschichten und Sagen, in ihnen den Abdruck des Höchsten und Besten, zu dem es sich aufschwingen kann, erblickt, und leuchtende Vorbilder, denen die Nachkommen nachzustreben haben. Der tiefste Grund dieses Bewußtseyns ist ein religiöser, und wenn wir die geschichtliche Erzählung außer den Bereich besonderer Offenbarung stellen, so wollen wir damit keinesweges den innigsten Zusammenhang des religiösen und historischen Elements läugnen. Der Monotheismus, den zu begreifen und zu bekennen das israelitische Volk vor allen andern des Alterthums ausersehen war, blieb kein starrer, durch bloße Ueberlieferung überkommener Besitz; so lange das geistige Leben der Nation Kraft und Schwung behielt, war es das Streben ihrer edelsten Glieder, diese große religiöse Idee zu entwickeln. So durchdrang sie jede höhere Geistesthätigkeit, und auch die Erzählung von den Thaten der Vergangenheit sah es als ihren vorzüglichsten Zweck an, sie anschaulich zu machen und zu verherrlichen. Der Gedanke, welcher der ganzen hebräischen Geschichtschreibung als eine große Einheit zum Grunde liegt, ist der von der steten unmittelbaren Leitung

Grundidee der hebräischen Geschichtschreibung.

der Nation durch die allgewaltige Hand Gottes. Gott der Herr hat ihr seine Gebote gegeben, an deren Befolgung alles Wohlergehen geknüpft, auf deren Verachtung die härtesten Strafen gesetzt. Wie nun dieses göttliche Walten als eine fortgehende höhere Offenbarung in allen Schicksalen des Volkes hervortrete, und eben dadurch sein politisches, sociales, sittliches Leben mit der Religion auf das festeste verkittet sey, dieses zu zeigen, betrachtete die Geschichtschreibung als ihre erste und größte Aufgabe.

Entstehung der Bücher über die Vorzeit.

Recht fruchtbar wird diese Ansicht von dem die Auffassung und Ueberlieferung der Begebenheiten durchdringenden religiösen Geiste erst, wenn wir es als ein sicheres Ergebniß mannigfacher kritischer Forschungen festhalten, daß die meisten historischen Bücher des alten Testaments, und namentlich diejenigen, welche die frühern Perioden behandeln, ursprünglich die Gestalt, in der wir sie jetzt lesen, nicht hatten, sondern Jahrhunderte nach ihrer ersten Entstehung entweder mit großen Einschaltungen und Zusätzen versehen wurden, oder aus der Zusammenfügung verschiedener Arbeiten zu einem Ganzen erwuchsen; denn im Besondern erscheint in diesen Bestandtheilen die religiöse Ansicht nicht ohne Verschiedenheit, im Ganzen und Großen ist es dieselbe. Da die Untersuchungen über jene Punkte, namentlich über die Abfassungszeiten und Redactionen der einzelnen Bücher, sich wenig auf äußerliche Beweismittel, meistens nur auf innere Gründe stützen können, deren Beurtheilung von kritischem Tact und Gefühl abhängt, so kann es nicht anders seyn, als daß die Ergebnisse im Einzelnen von einander abweichen, während sie sich im Allgemeinen durch die Sicherheit, welche die Wissenschaft im Fortgange ihrer Arbeiten gewinnt, einander immer mehr nähern. Wenn wir von der Wahrnehmung ausgehen, daß die zusammenhängende gleichzeitige Geschichtschreibung einen Charakter an sich trägt, welcher von der Art späterer Aufzeichnungen, die frühere Begebenheiten zusammenfassen, nicht schwer zu sondern ist; so werden wir jene unter den Israe-

liten nicht früher setzen können als in die Zeit des Propheten Samuel. Von da zeigt sich in der Darstellung der Begebenheiten, in der Art des erzählten Details eine unverkennbare Grundlage gleichzeitiger, zusammenhängender und ausführlicher Jahrbücher. Eine solche Darstellungsart konnte sich nur erzeugen, weil sie ein geistiges Bedürfniß geworden war, eben dieses mußte den Wunsch hervorrufen, die Vergangenheit der Nation eben so geschildert zu lesen, und so wandte sich die schriftstellerische Thätigkeit auch auf diese, um das über sie bis dahin nur zerstreut und fragmentarisch Vorhandene zu einem Ganzen zu bilden und abzurunden. Zu dieser auf der allgemeinen Entwickelung der hebräischen Geschichtschreibung beruhenden Ansicht stimmen die Resultate der von mehreren der ausgezeichnetsten Bibelforscher von verschiedenen Ausgangspunkten angestellten Untersuchungen über das Alter der den Namen des Moses an der Stirn tragenden, sonst gewöhnlich ihm selbst zugeschriebenen Bücher der Urgeschichten. Nach diesen nämlich ist die Abfassung des größten Theils der vier ersten dieser Bücher, so wie des Buches Josua, nicht früher als in die Zeit Sauls und nicht später als in die Salomo's, d. i. in das elfte oder beginnende zehnte Jahrhundert vor Christo zu setzen. Dagegen fällt das fünfte Buch, das sogenannte zweite Gesetz, welches den unverkennbaren Charakter einer Zeit großer Nationanlunfälle trägt, erst in das siebente Jahrhundert, wo denn auch wahrscheinlich das ganze Werk seine letzte, die Gestalt erhielt, in der wir es jetzt haben. Jener Verfasser der ersten vier Bücher, in dem wir einen Mann von hohen Gaben erkennen müssen, der den alterthümlichen, großartigen Charakter der Zeit, die er schilderte, in einem wunderbar entsprechenden Tone wiedergab, hatte aber außer der mündlichen Ueberlieferung, die er benutzte, wiederum Aufzeichnungen verschiedener Art vor sich: alte Volkslieder zum Andenken an merkwürdige Begebenheiten gedichtet, einzelne Gesetze, die ohne Zweifel schon in der mosaischen Zeit aufgeschrieben wurden, und

kleinere Sammlungen von solchen, Erzählungen von einzelnen Begebenheiten aus der frühern Zeit des Volkes [1]), vielleicht auch schon an einen bestimmten Faden gereihete, als älteste Versuche der Geschichtschreibung. Von einem spätern Erzähler, der aber wol nicht lange nach Salomo lebte, rührt ein anderer Bericht her, der sich nach den meisten Kritikern äußerlich von dem erstern durch den verschiedenen Gebrauch des Gottesnamens unterscheidet. Dieser lautet bei dem jüngern Erzähler ohne Unterschied Jehova, bei dem ältern dagegen nur für die Zeit von Moses an so, für die frühern bedient er sich des Ausdrucks Elohim. Durch dieses letztere Wort wird aber die Gottheit im Allgemeinen bezeichnet, wie sie für alle Völker vorhanden ist; Jehova ist Gott mehr in dem Sinne, wie er sich dem Volk Israel offenbart und mit ihm einen Bund geschlossen hat. Der Unterschied wird also auch ein innerer für die Auffassungsweise, der zweite Erzähler nimmt Gott bis zur Weltschöpfung zurück schon als Jehova, als den sich dem Volke Israel besonders enthüllenden Gott. Oefters hat der zweite Erzähler über dieselbe Begebenheit der Urgeschichte einen von dem ersten in Auffassung und Darstellung mehr oder weniger abweichenden Bericht. Diesen finden wir alsdann dem erstern angefügt; so wenig hat die letzte Redaction, die unser Text erhielt, diese Beweise verschiedener dabei thätig gewesener Hände verwischen können und wollen [2]).

---

1) Bleek, Beiträge zu den Untersuchungen über den Pentateuch, in Rosenmüllers Biblisch-exegetischem Repertorium Bd. I. und in den theologischen Studien und Krit. Jahrg. 1831. Heft 3.

2) M. s. hierüber besonders Tuch, Commentar über die Genesis, Einl. S. XXX. fg und L. und De Wette, Lehrbuch der Einleitung in das alte Testament §. 150 fg., wo litterarische Notizen über die verschiedenen Ansichten zu finden sind. Ewald, Geschichte des Volkes Israel Bd. I. S. 73 fg., nimmt vier verschiedene Erzähler an, von welchen der älteste, der ein „Buch der Bündnisse" geschrieben, schon in Simsons Zeit gelebt habe. Diesem läßt er aber noch ältere

Aufzeichnungen gehen also bis auf Moses zurück, aber für historische Zwecke schwerlich weiter hinauf. Das Andenken der frühern Zeiten konnte daher nur in der mündlichen Ueberlieferung bestehen, bis zu einem gewissen Grade treu und fest vermöge des außerordentlich starken Gedächtnisses, welches den durch das Hülfsmittel des Schreibens noch nicht verwöhnten Menschengeschlechtern inwohnte, aber dem Schwanken und den Veränderungen, welche eine solche Ueberlieferung doch erfahren muß, unterworfen, um so mehr, da die jener Periode natürliche, im Allgemeinen früher schon geschilderte, Geistesthätigkeit bei der Auffassung der Begebenheiten mitwirkte. Sie ließ unzählige Besonderheiten, Verwickelungen, Vorfälle, die erst in ihrem Zusammenwirken Wichtigkeit haben, fallen, ja überhaupt Alles, was nicht mit dem Kern der Vorgeschichte, d. h. nach der eigenthümlichen Richtung des israelitischen Volkes, mit dem religiösen Elemente und seiner Offenbarung in Beziehung stand. Dieser Kern knüpft sich an das Leben der großen Heroen der Religion, besonders der Erzväter und des Moses. Sie sind die Vorbilder der folgenden Geschlechter, und bei dem Zwecke, sie als solche hinzustellen und festzuhalten, fand sich ein gewisses freies Schalten mit der Ueberlieferung von selbst ein. Eben dahin führte das Streben, den Ursprung gewisser heiliger Gebräuche, der sich in das Dunkel des Alterthums verlor, mit Bestimmtheit in der Zeit der Erzväter nachzuweisen; so wie nicht minder das Bedürfniß, das in der Ueberlieferung abgerissen und ohne Zusammenhang Dastehende nach wahrscheinlichen Vermuthungen chronologisch oder genealogisch zu verbinden und abzurunden; ein Verknüpfen aus dem Geiste des Erzählers, wie es, nur in anderm Maße und Sinne, keiner geschichtlichen Darstellung fehlt. Alles dieses streift allerdings an das mythische Element in der Ueberlieferung. Doch

Ihre Art und Eigenthümlichkeit.

Aufzeichnungen, eine Art von historischer Litteratur, die schon ihren Anfang genommen, vorangehen.

enthält man sich, um Mißverständnissen zu begegnen, in der israelitischen Geschichte dieses Ausdrucks lieber, und nicht nur, weil die Anwendung desselben auf die biblische Geschichte, wegen der Sucht unserer Tage, alle positiv religiösen Ausgangspunkte zu verflüchtigen und in Nebel aufzulösen, zu großem Mißbrauch Anlaß gegeben hat; sondern auch weil man bei einer mythischen Behandlung der Geschichte gewöhnlich an eine bis zur Unkenntlichkeit gehende Verhüllung des historischen Kerns durch die Phantasie, und an eine bestimmte Uebertragung des natürliche oder übernatürliche Kraftäußerungen zusammenfassenden Gedankens auf persönliche Gestalten denkt. Aber bei den Israeliten trat dem letztern der bildlose Monotheismus, dem erstern ein gewisser nüchterner und einfacher Sinn des Volkes entgegen, der die freie Behandlung der überlieferten Sagen in festen und engen Grenzen hielt. Selbst in der vorabrahamischen Zeit, wo einige der vorkommenden Personen in der That nur als Sinnbilder gefaßt werden können, herrscht diese Enthaltsamkeit. Dies ist der Charakter der frühern israelitischen Geschichte nach der Auffassung der Erzähler; nach der Behandlung und Darstellung des darin erscheinenden bewegten Lebens müssen wir ihn einen poetischen nennen, in so fern hier ein ächt dichterischer Geist waltet, der in die einfachsten Töne eine wunderbare Großheit legt, und das Geschilderte über die gemeine Wirklichkeit erhebt, indem er das Wesentliche zu concentriren, das Unwesentliche fallen zu lassen, den Gestalten große Anschaulichkeit zu geben weiß. In Bezug auf Plan und Composition sind die Bücher Mosis freilich kein poetisches Werk, da die Unterbrechung der Erzählung durch Gesetze, trockne Geschlechtsregister und annalistische Bemerkungen uns häufig erinnert, daß die Verfasser zugleich ganz andere Zwecke verfolgt haben.

Ueberlieferung von der Urzeit.

Die Geschichte des israelitischen Volkes beginnt im ersten Buch Mosis mit der Geschichte seiner Stammväter, welche rückwärts angeknüpft werden an die frühern und

frühesten Geschlechter, so daß das Ganze mit der Entstehung des Menschengeschlechts und seines Wohnplatzes der Erde durch die Hand Gottes beginnt. Daß Erinnerungen vorhanden waren, welche über die Zeit der Ursprünge des Volkes, als eines besondern hinausreichten, kann schwerlich bezweifelt werden. Ueberraschende Aehnlichkeiten in den Erzählungen von einigen Ereignissen der Urzeit, besonders von der großen Fluth, mit den Sagen anderer Nationen bringen auf den Gedanken, daß es eine Ursage von den Zeiten vor der großen Trennung und Spaltung der Menschengeschlechter in verschiedene Völker und Stämme gab, welche sie in die Gegenden, in denen sie sich ansiedelten, mitnahmen, wo sie sich dann mehr und mehr verdunkelte und erlosch; so wie sich aus der Beschaffenheit der hebräischen Ueberlieferung schließen läßt, daß sich jene Reste hier am reinsten und in den einfachsten Umrissen erhalten hatten. Die Geschichte der Nation aber, um welcher willen allein das erste Buch Mosis bis auf jene Anfänge zurückgeht, kann nicht anders, als mit den Stammvätern beginnen. Die Erzväter. Denn das Bewußtseyn des engen Zusammengehörens, des Einsseyns vermöge der festen Bande der Nationalität wird am anschaulichsten und begreiflichsten als das der gemeinschaftlichen Abstammung von einem und demselben Urvater gefaßt, obschon es kaum denkbar ist, daß ein Führer und fürstlicher Mann wie Abraham, in dessen Thaten spätere Geschlechter schon den ganzen Kern und Geist der Volksthümlichkeit erblicken, nur von Knechten umgeben da gestanden haben soll. Vielmehr haben wir hier ein anschauliches Beispiel, wie das spätere Volksbewußtseyn über die Entstehung der Stammverbindung, wie wir sie oben (S. 62) erörterten, im Unklaren ist. Schwerlich ist zu bezweifeln, daß sich an die hebräischen Patriarchen schon Stammverwandte als Freie angeschlossen haben, die sie so als ihre Häupter verehrten, daß alle folgende Geschlechter von ihnen, die sie mit vollem Recht als ihre geistigen Ahnherren betrachten konnten, auch leiblich abzustammen über-

zeugt waren [1]). Aber die alte Darstellung erkennt den Unterschied zwischen geistiger Wahrheit und der Erscheinung in der Wirklichkeit nicht; wo er sich ihr aufdrängt, strebt sie ihn aufzuheben; vermuthlich hat sie die Spuren von Volksgenossen neben den Erzvätern, die noch in der Ueberlieferung waren, beseitigt, sie scheinen aber selbst in unserm Texte nicht gänzlich verwischt [2]).

Die Geschichte der Erzväter ist übrigens ein eben so wahres als liebliches Bild der Sitteneinfalt und Treuherzigkeit friedlicher Nomaden, wie wir aus so alten Zeiten kein ähnliches besitzen. In so weit man unter Heroen Ahnen mit einer Kraft begabt, die allen Nachkommen unerreichbar ist, versteht, kann man die Erzväter die Heroen Israels nennen. Diese hohe Kraft ist aber im Sinne des israelitischen Volks nicht eine kriegerische, sondern die religiöse des Glaubens, der Gottergebenheit. Als der erste in der Reihe dieser Ahnen tritt uns die leuchtende Gestalt Abrahams entgegen, der als ein Nomadenhaupt aus Mesopotamien in Palästina einwandert, und davon, nach der Meinung der meisten Ausleger, den später auf die Nation übergegangenen Namen Hebräer, d. i. der von Jen-

Abrahams Einwanderung in Palästina 2136 v. Chr. [3]).

1) Vgl. Bertheau, Zur Geschichte der Israeliten S. 213 fg., wo nur nicht eine Auffassung, die auch bei ganz andern Völkern, z. B. bei den Griechen vorkommt, als eine Eigenthümlichkeit semitischer Geschichtschreibung betrachtet seyn sollte.

2) Genes. 32, 7; 35, 6. ist die Rede von dem Volke, welches mit Jakob war. Können damit bloß Knechte gemeint seyn?

3) Die Chronologie der jüdischen Geschichte vor dem Regierungsantritte Salomo's ist sehr ungewiß, und beruht theilweise auf Hypothesen, da die Zahlen in der Bibel keine feste Grundlage bilden. Der Fleiß und der Scharfsinn der Gelehrten haben eine ganze Reihe verschiedener Systeme aufgestellt, deren unbefangene Betrachtung zuletzt nur zu der Ueberzeugung führt, daß man auf eine genaue Berechnung durchaus verzichten muß. Um jedoch den Leser eine Angabe der Zeit für die Hauptbegebenheiten nicht ganz vermissen zu lassen, gebe ich die Zahlen nach der von De Wette in der 3ten Ausgabe des Lehrbuchs der hebräisch-jüdischen Archäologie angenommenen Chronologie.

seits, nämlich des Stromes (Euphrat), Gekommene erhält. In Palästina, welches er mit seinen Heerden durchzieht, wird ihm die Verkündung Jehova's, daß seine Nachkommen einst dieses Land besitzen, und so zahlreich seyn sollen, wie die Sterne am Himmel. Dieser göttlichen Verheißung erscheint er durchaus würdig, voll von den edelsten und lautersten Gesinnungen, von einer Liebe zu den Menschen, die ihn bis zur inbrünstigen und unermüdlichen Fürbitte für Sünder treibt, und von einer Ergebenheit in den Willen Gottes, die nicht ansteht, ihm auf sein Gebot willig das Liebste zum Opfer zu bringen, den lang und heiß ersehnten Sohn der Verheißung, Isaak. Aber durch dieses Gebot hat Gott den untadeligen Greis nur prüfen wollen, damit er aus der Prüfung desto glänzender hervorgehe; es wird die Opferung in dem Augenblick, wo sie vollbracht werden soll, verhindert. So wird uns Abraham fast durchaus nur von der Seite friedlicher Tugenden dargestellt; die Einwohner des Landes, zwischen deren Gebieten er als Nomade umherzieht, so daß er sich selbst einen Fremden und Beisassen unter ihnen nennt, sind voll von Ehrfurcht vor ihm, sie nennen ihn einen Fürsten Gottes. Nur ein Mal sehen wir ihn auch kriegsgewaltig, indem er zum Schwerte greift, und seinen Brudersohn Lot aus den Händen von Feinden, die ihn gefangen fortgeführt hatten, siegreich befreit. Es war bei Gelegenheit eines Krieges, den einige kleine Könige des Landes gegen andere führten; Abraham war also mächtig genug, eine an seinem Verwandten erlittene Unbill selbständig zu rächen [1]).

Dort findet man das Wichtigste über die Bedenken und abweichenden Annahmen und reiche litterarische Nachweisungen. Wer sich nicht entschließen kann, die drei Menschenalter der Patriarchenzeit zu 215 Jahren auszudehnen, muß Abraham um ein gutes Jahrhundert herabrücken.

1) Nach der scharfsinnigen Vermuthung Ewalds a. a. O. Bd. I. S. 70. ist das 14te Cap. der Genesis, welches diese Kriegsbegebenheit

Ungleich weniger bedeutend ist Abrahams, von Sara, seiner rechtmäßigen Frau, geborner Sohn Isaak, der nur als Fortsetzer seines Vaters dasteht, treu und wacker, aber durch nichts hervorstechend, dagegen das Leben seines Sohnes Jakob oder Israel wieder ein durch Glückswechsel und Fährlichkeiten mannigfaltiges, für die künftigen Schicksale der Nation höchst folgenreiches ist. Als Nachgeborener seines Bruders Esau weiß er diesem, der leichtsinnig und um seine Zukunft wenig besorgt geschildert ist, für ein Linsengericht das Erstgeburtsrecht zu entlocken, und ihn später durch eine List um den väterlichen Segen, der in den Augen des Morgenländers einen außerordentlich hohen Werth hatte, zu bringen. Wie er nachher, da ihm der zürnende Esau nach dem Leben getrachtet, auf Geheiß der Mutter Rebekka das Vaterhaus verlassen hat, zu ihrem Bruder Laban nach Mesopotamien gewandert ist, und um dessen Tochter, die schöne Rahel, sieben Jahre gedient hat, muß er seinerseits die Schlauheit des trüglichen Laban erfahren, der ihm statt Rahels die ältere Tochter Lea zuführt, so daß er um Rahel noch andere sieben Jahre zu dienen hat. Dagegen weiß Jakob wieder seinen Schwiegervater, bei der Bestimmung seines Lohnes an Ziegen und Schafen für weiteres Dienen, zu überlisten, und zieht endlich heimlich von dannen mit Weibern, Kindern und zahlreichen Heerden, um nach Palästina zurückzukehren. Auf dem Wege stößt er auf seinen Bruder Esau, aber seine anfängliche Furcht verwandelt sich in Freude, als er diesen zur Versöhnung bereit und liebevoll findet. Fortan wendet er sich einem stillen, frommen Leben zu, nur bemüht, sich und den Seinen zu bewahren, was er mit schwerer Mühe errungen. Erscheint er als Listenersinner in der ersten Hälfte seiner Laufbahn weniger rein und lauter als seine Vorfahren, so hat er auch einen mühevollen Durchgang

---

erzählt, aus den Annalen eines andern, verwandten Volkes entlehnt. Daher der von dem sonstigen Bilde Abrahams abweichende Charakter.

zu diesem neuen Leben gehabt [1]); die Gefahren und Leiden haben ihn gereinigt; doch muß er auch im Alter noch schweren Kummer erdulden. In dieser Mischung von Fehlern und Tugenden ist er, als der letzte der Erzväter, dem Volke, welches sich von ihm abzustammen rühmt, menschlich näher gerückt, und es blickt auf ihn, als auf den Ahnen, in dessen Leben das Abbüßen von Verirrungen durch die als Prüfung gesandte Lebensnoth, die zum Bewußtseyn des Rechten führt, vorgebildet ist.

Die zwölf, oder eigentlich dreizehn, Stämme Israels leiteten ihre Abkunft von den zwölf Söhnen Jakobs her, so nämlich, daß die Abkömmlinge eines Sohnes, des Joseph, zwei Stämme, Ephraim und Manasse, bildeten. Bei Nomaden, oder Völkern, die es ursprünglich waren, ist diese Stammeintheilung von großer Wichtigkeit, da, wie früher schon gezeigt ist, das ganze Staatsleben bei ihnen anfänglich in der Form des Zusammengehörens durch die Geschlechtseinheit besteht. Dabei wirkt die nähere und engere Stammeinheit, diejenige, die im Wanderleben leicht zu überschauen und von einem Haupte und Führer zu lenken ist, äußerlich ungleich bindender, als die große Volkseinheit; daher wir auch bei den Israeliten, bis in späte Zeiten ihrer Geschichte hinein, das Band, welches alle Stämme zusammenhält, oft höchst locker finden, während die einzelnen Geschlechter, welche die Stämme bilden, fest mit einander verbunden sind. Auch können wir die Abkunft des ganzen Volkes vom Patriarchen Israel noch weniger buchstäblich historisch fassen, als beim Abraham. Es scheint vielmehr, daß diejenigen Stämme aus einem größern semitischen Volkskreise, welche um die Zeit der Wanderung nach Aegypten und während des dortigen Aufenthalts zu einem Volke verschmolzen, das Bewußtseyn dieses Zusammengehörens als Einheit der Abstammung auffaßten, ein Bewußtseyn, welches als ein größeres, volks-

Die zwölf Stämme Israels gegenüber den halbverwandten, feindlichen Völkern.

---

1) Vgl. Ewald a. a. O. S. 399.

thümliches, geistiger und tiefer anregend wirkte, während das vereinzelte Leben in den Stämmen für die materiellen Verhältnisse enger verband. Und weil jenes höhere Gefühl sich als ein nationales doch auch wieder aussondern will aus einem noch größern stammverwandten Kreise, wird Israel als der eigentliche Stammvater gefaßt, nach welchem sich die Nachkommen auch nennen, nicht nach Isaak, weil von diesem durch Esau oder Edom auch die Edomiter, nicht nach Abraham, weil von diesem durch Ismael und andere nicht von Sara geborene Söhne auch arabische Völkerschaften abstammen; denn dies sind eben jene halbverwandte, nachbarliche Völker, von welchen die Israeliten, da sie in mehr oder wenig feindlichen Verhältnissen zu ihnen standen, sich auch historisch sorgfältig sondern wollten, indem sie doch zugleich die entfernte Verwandtschaft anerkannten. Gegen die durch ihre Abkunft von Lot, dem Brudersohn Abrahams, in noch entfernterer Stammverbindung gedachten Ammoniter und Moabiter herrschte der stärkste Nationalhaß, so daß die Sage ihren Ursprung sogar von Blutschande der Töchter Lots mit dem eigenen Vater herleitete, also den ärgsten Schimpf daran heftete. Die drei Ahnen dieser Nebenvölker, Lot, Ismael, Esau, sind in der Ueberlieferung wie drei Gegenbilder der drei in den Patriarchen hingestellten Vorbilder hervorgehoben [1]), aber durchaus nicht parteiisch als böse und ruchlos geschildert. Vielmehr erscheint Lot gutmüthig und weich, selbst die Blutschande wird gemildert durch des Vaters Trunkenheit und der Töchter Wahn, daß nach dem Untergange Sodoms keine Männer mehr auf Erden wären; an Ismael wird das Unrecht begangen, daß er mit seiner Mutter, der Aegypterinn Hagar, unbarmherzig hinausgestoßen wird in die Wüste; Esau ist Jakob gegenüber zwar der Wildere, aber auch der Ehrliche, Treuherzige; nicht einmal verwischt die Ueberlieferung, daß er der Erstgeborene ist.

1) Ewald a. a. O. S. 345.

Das aber ist es vornehmlich, wodurch sie von den Vorbildern überragt werden, daß diese von Gott erkoren sind ihres Glaubens wegen an ihn, und außer Gott keinen Hort suchen und keine Stütze. Darin besonders liegt das Gefühl der edelsten geistigen Gemeinschaft zwischen den Erzvätern und ihren Nachkommen. Gott, heißt es [1]), hat den Abraham erwählt, damit er seinen Söhnen und seinem Hause nach ihm gebiete, daß sie den Weg Jehova's halten, Gerechtigkeit und Recht zu thun. Und selbst noch nach ihrem Tode werden die theuern Ahnen voll von inniger Theilnahme an den Schicksalen der späten Geschlechter gedacht. So läßt sich in dem schönen poetischen Ausdruck eines Propheten [2]) die Stimme Rahels aus ihrem Grabe vernehmen, bitter weinend über das Unglück ihrer Söhne.

Religiöser Glaube der Erzväter.

Der Glaube an den Gott, welcher das jüdische Volk vor allen andern zu seiner Erkenntniß und Anbetung auswählt, und doch zugleich der alleinige ist — dieser Glaube ist recht ausgebildet erst durch Moses und seine Lehren; daß er aber der Grundlage nach schon ganz vorhanden war in der Religion der Erzväter, kann nicht bezweifelt werden. Der Gott dieser israelitischen Altvordern ist ein von den heidnischen Gottheiten grundverschiedener, diese sind bei aller Persönlichkeit, die ihnen gegeben wird, doch den Naturkräften, die sie repräsentiren, inwohnend, und wesentlich eins mit ihnen; jener Gott ist der über alle Natur erhabene, der ihr so wie den geistigen Kräften gebietende, der Schöpfer Himmels und der Erde, der allein selbständige Gott, der heilige Gott, der das Gute belohnt und das Böse bestraft. In wie fern dieser Glaube sich anschloß an reinere Vorstellungen von der Gottheit, die sich

1) Genesis C. 18, 19.

2) Jeremias C. 31, 15. Ich weiß nicht, ob diese Stelle in dem Streite über den Glauben der alten Hebräer an persönliche Fortdauer von irgend Jemand benutzt worden ist. Wie poetisch der Prophet hier auch spricht; sein Gedanke mußte sich auf eine allgemeine Vorstellung beziehen, wenn er verstanden werden sollte.

von den Urzeiten her bei den Semiten erhalten hatten, ist schwer zu sagen. In der Patriarchengeschichte treten der Götzendienst und seine Verirrungen als Gegensatz zum Glauben an den wahren Gott nicht besonders hervor, doch scheint in der angewandten aber verhinderten Opferung Isaaks die Absicht einer solchen Entgegenstellung, einer Reinigung des bis zu Menschenopfern entarteten Götzendienstes zu liegen. Die unbedingteste Ergebung in seinen Beschluß ist es, die Gott will, nicht eine grauenvolle Blutthat. Manches in den heiligen Gebräuchen der Erzväter, und bis in die mosaischen Einrichtungen hinein mag wol auf allgemeinen semitischen Institutionen beruhen, so aber, daß es sie veredelte und verklärte.

Josephs folgenreiche Schicksale.

Die für alle folgende Geschlechter der Nation höchst folgenreiche Uebersiedelung nach Aegypten wird auf eine große Hungersnoth zurückgeführt, in das hohe Alter des Stammvaters Jakob gesetzt, und an die wunderbaren Schicksale seines Sohnes Joseph geknüpft. Wie dieser mit Schönheit gezierte Lieblingssohn der geliebten Rahel von dem greisen Vater vor allen andern Söhnen bevorzugt wird; wie dies den Neid der Brüder erweckt, und Joseph ihn durch kindlich unbefangene Erzählungen von Träumen, die seine künftige Größe bedeuten, vermehrt; wie die Brüder ihn deswegen zu verderben trachten und an eine vorbeiziehende arabische Caravane verhandeln, die ihn nach Aegypten verkauft; wie er dort den Verführungen seiner Herrinn widersteht, und, von ihr verläumdet, ins Gefängniß geworfen wird; wie er dann den raschesten Glückswechsel erfährt, indem er dem Könige Träume, welche alle Zeichendeuter und Weisen nicht auslegen konnten, deutet, ihm sieben fruchtbare Jahre und sieben unfruchtbare vorhersagt, und, dem bevorstehenden großen Mangel zu entgehen, kluge Rathschläge ertheilt; wie er deswegen zum obersten Staatsbeamten erhoben wird, und nun an seinen Brüdern, die zum Getreidekauf nach Aegypten kommen, aber in dem mächtigen Gebieter den einst verkauften Joseph nicht ahnen, nur

durch Angst, die er ihnen einflößt, Rache nimmt, bald der Wohlthäter seines ganzen Geschlechts wird, welches er, den alten Vater an der Spitze, nach Aegypten versetzt — dieses alles ist so schön erzählt, daß es mit der ganzen Lieblichkeit, Spannung und Rührung eines trefflichen Gedichts wirkt. Wie vieles hier der ausschmückenden Ueberlieferung zuzuschreiben ist, ist nicht auszumachen; aber wie viel oder wie wenig es sey, es ändert nichts an dem religiösen Sinn des Ganzen; Joseph steht herrlich da, als der, „welcher auch in der tiefsten Noth sich selbst gleich bleibt, durch den sich ein weithin beglückendes Heil verbreitet, zum leuchtenden Beweise, daß das Gute als ungetrübte Kraft des Einzelnen so wie als göttlicher Wille doch immer mächtiger sey, als sein Gegentheil"[1]). Jenen Rathschlägen, die Joseph dem König gab, und die von diesem gebilligt wurden, zufolge, ließ er in den fruchtbaren Jahren Getreide in den größten Massen aufspeichern, und verkaufte von diesen Vorräthen für königliche Rechnung in den unfruchtbaren, wodurch er das ganze ägyptische Volk erhielt. Landbesitzer, nachdem ihnen das Geld ausgegangen, waren genöthigt, ihr Vieh, dann ihre Grundstücke, endlich ihre Personen dem Könige für Getreide hinzugeben, so daß sie, mit Ausnahme der Priester, Kronbauern wurden, welche von ihrem Ertrage den Fünften abgeben mußten. In dieser Nachricht läßt sich eine bestimmte historische Kunde nicht verkennen.

Jakobs Uebersiedelung nach Aegypten. 1921 vor Chr.

Schwerlich aber war es die Rücksicht auf Joseph allein, welche die Israeliten bewog, das Land ihres Aufenthaltes mit einem andern zu vertauschen, oder den König ein fremdes Volk in sein Reich aufzunehmen. Thaten und Glück einzelner Menschen, wie sehr sie auch hervorragen mögen, wie sehr sich in ihrem Lebenslauf auch der deutliche Finger Gottes zeigen mag, sind es doch nie allein, auf welchen die Verkettung und Entwickelung der Völker-

Dortiger Aufenthalt des Volkes. Lücke der Erzählung.

1) Ewald a. a. O. S. 470.

schicksale beruhen, die tieferen Ursachen liegen in den allgemeinen Zuständen und Verhältnissen. Aber über diese schweigen unsere Erzähler, wie der ältesten Ueberlieferung überhaupt das Allgemeine in dem Persönlichen untergeht. Was sich über jene Ursachen aus Vorgängen im Innern des ägyptischen Reiches vermuthen läßt, wird weiter unten erwähnt werden. Eben so wenig erfahren wir aus den Büchern Mosis etwas über die Verhältnisse, die sich vor der eintretenden Unterdrückung zwischen Israeliten und Aegyptern gebildet, über den Einfluß, den die letztern auf die erstern gehabt. Es kann aber nicht bezweifelt werden, daß ein solcher Einfluß des in der Cultur sehr weit fortgeschrittenen Volkes auf das kräftige, rüstige, unverdorbene, aber in Fähigkeiten und Künsten noch sehr zurückstehende vorhanden, und kein geringer war, daß die Israeliten in Aegypten Vieles gelernt, sich manches ihnen unbekannt Gewesene angeeignet haben. Verderblich wurde aber auch diese Einwirkung, in so fern die erhabenen, großartig einfachen Vorstellungen von der Gottheit, welche die Erzväter den Ihrigen eingeflößt, getrübt und zurückgedrängt wurden durch den mit aller Macht sinnlicher Eindrücke imponirenden Cultus, der sich unter den Aegyptern ausgebildet hatte, wie sich nachher nur zu deutlich zeigt. Doch um alle diese Dinge, die wir in der Geschichte vornehmlich suchen, sind die alttestamentlichen Erzähler wenig bekümmert, sie eilen über die Vierhundert und dreißig Jahre, welche der Aufenthalt des Volkes in Aegypten gedauert hat, so schnell als möglich hinweg, weil ihnen die Ueberlieferung hier nichts für ihre Zwecke Dienliches zugeführt hatte; auch mag sie sich über diese Zeit überhaupt kärglich genug erhalten haben.

Drangsale der Israeliten. Ueber die Ursachen des verwandelten Sinnes der Aegypter gegen das Volk Israel wird nichts gemeldet, als daß ein neuer König, der aufstand „und von Joseph nichts wußte," erschrocken über die außerordentliche Vermehrung der Fremdlinge und fürchtend, daß sie sich beim Aus-

bruche eines Krieges zu seinen Feinden schlagen möchten, beschlossen habe, sie durch Druck und Zwangsarbeiten niederzuhalten. Unter der Aufsicht harter Frohnvögte mußten die Israeliten dem Könige zwei Vorrathsstädte bauen, und als dieses Mittel nicht anschlug, die Vermehrung zu hindern, noch schwerere Dienste leisten durch Ziegelstreichen und Feldarbeiten. Endlich befiehlt der König sogar, ihnen alle neugeborene Söhne zu tödten. Da schreit das schwer bedrückte Volk in seiner großen Noth auf zu Gott, und Gott hört sein Geschrei und erweckt ihm in Moses den Retter, welcher das schwierige Werk, sein Volk aus dem Lande der Knechtschaft zu führen und in das Land der Väter und der Verheißung zu leiten, mit aller Energie und Standhaftigkeit eines großen Geistes, mit dem festesten Vertrauen auf den sich ihm fortwährend offenbarenden Gott, durchführt, und, indem er in der Mitte einer vieljährigen Wanderung, deren Noth, Gefahren und Sorge vorzüglich auf ihn fallen, die Grundzüge des ganzen künftigen Zustandes der Nation durch eine neue Gesetzgebung zeichnet, der zweite Gründer der israelitischen Volksthümlichkeit wird.

Die Wundererzählungen des alten Testaments.

Mehr als irgend ein anderer Theil der jüdischen Geschichte ist das Leben des Moses mit außerordentlichen Umständen und Wundern erfüllt. Die Erörterung der Frage, ob die alttestamentlichen Wundergeschichten ganz nach dem Wortlaute der Erzählung, und dann, sey es als eine wirkliche Aufhebung der Naturgesetze, sey es als eine den Zuschauern durch den Willen Gottes nur so erscheinende zu fassen sind; oder als stammend aus der Ueberlieferung, deren Trägern und Fortpflanzern die innere Einwirkung Gottes, von der sie Kunde geben wollten, sich in eine äußere übernatürliche Manifestation verwandelte — diese Erörterung kann und muß der Historiker dem Theologen überlassen. Nur darauf wird er von seinem Standpunkte aus zu dringen haben, daß man die Erzählungen ganz nehme, wie sie überliefert sind; man glaube nun an die objective Wahrheit

des Wunders, oder suche es in der Vorstellung und dem Geiste des Erzählers; nicht aber den Bericht in einen wahren und einen unwahren zerlege, indem man die beschriebene Wirkung für wahr hält, die übernatürliche Ursache aber in eine natürliche verwandelt. Denn diese Auflösung ist in den meisten Fällen ganz willkürlich und unerweislich, sie zerstört die großartige poetische Auffassung, die auch für den Nichtgläubigen in der Totalität der Wundererzählung noch stehen bleibt. Eben so wenig frommt die halb natürliche Auslegung, welche Erd- und Naturkunde zu Hülfe ruft, um vermittelst örtlicher oder physikalischer Verhältnisse ein Wunder natürlicher, d. h. weniger wunderbar zu machen, der Vorstellungsweise und Absicht des Erzählers völlig entgegen.

Schicksale u. Berufung des Moses.

In der Geschichte des Moses fängt das Außerordentliche schon mit seiner Geburt an. Er soll dem grausamen Gebote gemäß im Nil ertränkt werden, aber die Königstochter findet das Knäbchen in einem Kasten, worin ihn die Mutter gelegt und in das Schilf des Nilufers gesetzt hat, und läßt es mitleidsvoll aufheben und erziehen. Von den Verhältnissen, in welche die Jugend des Geretteten dadurch gekommen, schweigt die Erzählung gänzlich; sie zeigt uns ihn gleich im Mannesalter, wie er durch die Mißhandlung, die er einen Hebräer von einem ägyptischen Aufseher erdulden sieht, auf das heftigste bewegt seinen Zorn nicht zu bemeistern weiß, den Aegypter erschlägt, und deswegen die Flucht ergreift in das angrenzende Arabien zu einem midianitischen Nomadenhaupte, dessen Tochter er heirathet und dessen Heerde er weidet. Bei diesem Geschäfte sieht er einst am Berge Horeb einen wunderbar brennenden Dornbusch, aus welchem er Gottes Stimme vernimmt, die ihm verkündet, er sey ausersehen zu dem großen Werke, Jehova's Volk, die Söhne Israels, aus Aegypten zu führen, und ihm gebietet, vom Pharao (dies ist im alten Testamente der allen ägyptischen Königen gemeinschaftliche Name) die Erlaubniß zu begehren, mit dem Volke auf drei Tage in die Wüste zu einem Opfer zu ziehen. Nicht ohne zö-

gerndes Widerstreben gehorcht Moses; von seinem ältern Bruder Aaron, der beredter war als er, begleitet und unterstützt, erscheint er vor dem Pharao, welcher aber, statt die Erlaubniß zu gewähren, zu noch härteren Frohnarbeiten der Israeliten Befehl giebt. Moses, durch neue Befehle Gottes gekräftigt, ermattet nicht, und wiederholt seine Forderung, deren Erfüllung Pharao hartnäckig verweigert, obschon Moses eine wunderbare Naturplage nach der andern hervorruft und über das Land verhängt. Endlich als Jehova, da gelindere Mittel nicht helfen, alles Erstgeborene im Lande tödtet, daß kein Haus bleibt, wo nicht eine Leiche ist, drängt Pharao selbst die Israeliten fortzuziehen. Zu einer Menge von 600,000 streitbaren Männern angewachsen, führt Moses sie fort, und wendet sich an das rothe Meer. Doch inzwischen wird Pharao andern Sinnes, mit großer Waffenrüstung macht er sich auf zur Verfolgung, wie aber die Israeliten durch den wunderbar gespaltenen Meeresarm trockenen Fußes gezogen sind, und er ihnen nachdrängt, kehren die Wasserfluthen zurück, und bedecken ihn mit seinem ganzen Heere, seinen Streitwagen und Reitern. Keiner Begebenheit der alten Zeiten Andenken hat sich so entschieden und hervorstrahlend im Volke Israel erhalten wie diese; sie erschien wie der Mittelpunkt, die höchste Spitze der Rettung aus der Sklaverei Aegyptens, Volkslieder zum Preise Gottes des Erretters feierten sie, und erhielten sie in lebendigster Erinnerung. Hier hat man denn auch besonders nach der nähern Veranlassung des Phänomens, welches den Israeliten zum Heil und den Aegyptern zum Verderben wurde, geforscht, und annehmen zu dürfen geglaubt, daß, wenn der Uebergang in der Nähe von Suez Statt fand, er durch einen heftigen Nordostwind, welcher die Ebbe verstärkte, geschehen konnte, ohne daß man an eine wirkliche Aufhebung der Naturgesetze zu denken braucht [1]). Wer dies annehmen will, darf nur nicht ver-

Auszug aus Aegypten 1491 v. Chr.

1) M. s. besonders Robinson, Palästina Bd. I. S. 90 fg.

gessen, daß hier einer jener Fälle ist, wo die natürliche Auslegung ganz gegen die Meinung des Erzählers verstößt. Denn dieser läßt durch das Ausrecken der Hand des Moses, nach Jehova's Anweisung, das Meer theilen und eben so wieder zusammen fließen, und will folglich eine entschiedene übernatürliche Begebenheit berichten [1]). Den besondern Finger Gottes sieht man freilich auch, wenn man nur im Allgemeinen eine Vernichtung der ägyptischen Macht durch unerwartete Wasserfluthen annimmt, in so fern man nämlich überhaupt in dem plötzlichen Untergang der Gewaltthätigen durch ungewöhnliche Naturerscheinungen ein göttliches Gericht erkennt.

Palästina war das Ziel des angetretenen Zuges. Dieses Land sollte Israel sich erobern, und sich dort einen Staat gründen. Aber es fehlte so viel, daß das ganze Volk von dem zur Vollführung eines so großen Werkes erforderlichen Geiste der Kraft und Beharrlichkeit durchdrungen gewesen wäre, daß vielmehr Alles auf seinem großen Führer beruhte. Zunächst war der Weg durch die Wüste zu vollenden; und hier hatte Moses mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit Anfällen feindlicher Schaaren, mit Mangel an Lebensmitteln, mit der Unzufriedenheit und dem Murren des sich nach Aegyptens reichlicher Nahrung sehnenden, oder beim Anblick von Feinden zagenden Volkes, auch mit förmlichen gegen ihn gerichteten Empörungsversuchen. Nicht genug kann man die Seelengröße und das unerschütterliche Gottvertrauen des Mannes bewundern, der bei allen diesen Hindernissen und Gefahren den Muth und die Besonnenheit behielt, jenes große Ziel unverrückt zu verfolgen, und, in einer Zeit, wo die tägliche Noth alle seine Kräfte in Anspruch zu nehmen, wo sich das Volk am Rande des Untergangs zu befinden schien, die Gesetz-

Charakter u. Geistesgröße des Moses.

1) De Wette, Kritik der israelit. Geschichte Th. I. S. 209 fg. und vom entgegengesetzten Standpunkt aus übereinstimmend K. v. Raumer, Beiträge zur biblischen Geographie S. 4.

gebung zu entwerfen, die es erst recht zum Volke machen sollte.

Im dritten Monat nach dem Auszug aus Aegypten gelangte man in die Wüste Sinai und an den Berg gleichen Namens, welcher mit dem Horeb, wo Moses so lange als Hirt gelebt hatte, eine zusammenhängende Gebirgsgruppe bildet. Dieser Ort war zur Verkündung des göttlichen Gesetzes bestimmt, und er konnte nicht besser dazu gewählt seyn, die ganze Seele mit dem Gedanken an die Erhabenheit des Herrn der Natur zu erfüllen. Ein heiliger Schauer ergreift noch heut zu Tage den Reisenden, wenn er die Bergebene betritt, die sich von finstern, wilden, nackten Granitklippen begrenzt ausbreitet, und gegenüber die gewaltig aufsteigenden Felswände der hohen Bergspitze erblickt [1]). Hier war es, wo das Volk vernahm, was Moses ihm im Namen Jehova's, als dessen unmittelbare Offenbarung und Gebot verkündete.

Die Gesetze, ihren Grundzügen nach am Sinai gegeben,

Daß die ganze religiöse und politische Gesetzgebung, wie sie uns in den Büchern, die des Moses Namen tragen, vorliegt, von diesem in der Wüste gegeben sey, wird billig bezweifelt. Manches ist ältere Institution, von ihm wieder hergestellt und von neuem eingeschärft, Anderes trägt unverkennbare Spuren eines spätern Ursprungs, indem es sich auf Verhältnisse bezieht, die sich erst bei einem längern Aufenthalte in Palästina entwickelt haben konnten. Aber annehmen, daß Alles, was auf die Niederlassung in diesem Land, was überhaupt auf ein seßhaftes Leben und Grundbesitz geht, erst dort als Vorschrift habe entstehen können, heißt viel zu weit gehen, da dem Gesetzgeber unverkennbar stets die Besitznahme Palästinas als die große Zukunft seines Volkes, der die Wüstenreise es nur zuführen sollte, vorschwebte, mithin die Anordnung der daraus hervorgehenden Zustände vorzüglich am Herzen liegen mußte [2]).

in der Folge ergänzt und erweitert,

doch schon in der Wüste auf die Zukunft berechnet.

1) Robinson a. a. O. B. I. S. 145. 195.

2) Vgl. Winer, Biblisches Realwörterbuch Bd. I. S. 492.

Wir haben hier den Vortheil einer Einsicht, die wir bei allen andern orientalischen Völkern entbehren. Während sich der Ursprung der Gesetze derselben in ein Dunkel verliert, welches keine andere Ueberlieferung daran erhalten hat, als eine völlig mythische, ist es uns hier vergönnt, in die Werkstätte der Gesetzgebung zu schauen, und die Umstände zu beurtheilen, unter welchen sie, wenigstens in ihren allgemeinen Grundzügen, entstanden ist. Auf eine neue Zukunft ist alles berechnet, und es verräth den tiefsten Blick in diese Zukunft, daß die religiösen Lehren und Vorschriften, welche den Glauben an Einen Gott von neuem wecken und erhalten sollten, als die Seele der zu schaffenden Zustände betrachtet werden. Denn die weltgeschichtliche Bedeutung des Volkes Israel beruhte nicht auf seiner politischen Wirksamkeit, diese ging in der Folge völlig zu Grunde; aber an das religiöse Volksleben konnte sich das Größte knüpfen, und es wurde das Christenthum daran geknüpft. Doch war auch der nächsten Entwickelung des Volkes die feste Grundlage des Monotheismus nicht minder nöthig; denn abgesehen von der Beseligung, die dieser Gottesglaube dem Einzelnen gewährte, war er von den Vätern her ein so wichtiger Bestandtheil des Volksbewußtseyns, daß ohne Auffrischung desselben — da er in Aegypten ohnehin schon zu leiden, sich stark zu verdunkeln, ja ohne Zweifel in Götzendienst überzugehen angefangen hatte — Erhaltung, Kräftigung und Ausbildung der Nationalität gar nicht möglich gewesen wäre. Das Volk Israel würde sich sonst unter den Völkern, zu denen es zog, verloren, sich in ihnen aufgelös't haben. Eben darum konnte sich Moses auch nur als an dieses eine israelitische Volk gesandt ansehen, jeder Gedanke an eine weitere Ausbreitung seiner Gotteslehre, wenn er ihm überhaupt kommen konnte, mußte verschwinden, da diese Lehre zugleich die Trägerinn der Nationalität werden sollte. Daher jener die Vermischung mit andern Völkern streng verbietende, allerdings schroffe, zum Hochmuth verlockende Particularismus, den man dem

Die Lehre des Monotheismus als ihre Grundlage,

warum von Moses auf sein Volk beschränkt.

Judenthum so oft zum Vorwurf gemacht hat. Er verdient ihn aber erst von dem Augenblicke, wo er seine Bedeutung verlor, von da an nämlich, wo der durch das Christenthum verklärte Monotheismus, dem er bisher zur Grundlage gedient, ein Eigenthum aller Völker werden sollte.

Die gottesdienstlichen Vorschriften.

Der Grundgedanke der mosaischen Gesetze ist demnach die Ineinsbildung des religiösen und des politischen Elements, jedoch so, daß jenes das erste und vorzüglichere ist und dem andern zur Basis dient. So beginnen denn die zehn Gebote, diese unübertroffene Zusammenfassung der religiös-sittlichen Fundamentalgesetze, mit der Einschärfung der Einheit und Geistigkeit Gottes, und dem nachdrücklichsten Verbote des Dienstes anderer göttlicher Mächte und jedes Bildnisses von Gott. Dagegen aber tragen der ganze Gottesdienst, Opfer, Gaben, Gelübde, Fasten und Feste, ja eine ganze Reihe von Gebräuchen, Reinigungen u. dgl., die für das Privatleben geboten waren, den Charakter des Symbolischen, d. h. sie waren, eben weil bei dem Cultus eines nur geistig gedachten Gottes sinnliche Handlungen an sich nicht Zweck seyn konnten, Bilder und Darstellungen übersinnlicher, geistiger Verhältnisse [1]). Diese Symbole bedurften keiner besondern gelehrten Kenntniß dessen, was sie bedeuteten, ihre Bezeichnungen waren unmittelbare, und sprachen zu der Gefühls- und Anschauungsweise jener Tage vernehmlicher und eindringlicher als abstracte Lehren. Ein großes Gewicht war auf die Einheit des Gottesdienstes und des Heiligthums gelegt. Bei Todesstrafe war verboten, an andern Orten zu opfern als in der Wüste vor der Stiftshütte, in Palästina an der dort zu bestimmenden heiligen Stätte. An dieser sollten später auch die drei großen Feste, das Passah-, Pfingst- und Laubhüttenfest, begangen werden, in welchen das Andenken einiger geschichtlichen Ereignisse verbunden war mit der Feier gewisser

1) Bähr, Symbolik des mosaischen Cultus, Bd. I. S. 13 fg.

Zeitabschnitte des Landbaues. Zu diesen Festen sollten sich alle Israeliten beim Nationalheiligthum versammeln, ein trefflich gewähltes Mittel, eine stete persönliche Berührung unter den verschiedenen Stämmen durch die alle Gemüther zu Frieden und Eintracht stimmende gemeinschaftliche Gottesverehrung zu erhalten. Ein Gott, eine Anbetungsstätte und eine Sinnesart sollten sich gegenseitig bedingen, und was für die Bewohner der Landschaften verloren ging durch die Entbehrung des feierlichen Gottesdienstes für den größten Theil des Jahres konnte die verhütete Abstumpfung durch die Gewohnheit des häufigen Anblicks wieder einbringen. Doch mochten Bequeme und Lässige freilich in der Beschwerlichkeit der Reisen grade einen Vorwand und Antrieb zu götzendienerischen Verirrungen, welche die Einheit des Cultus verhindern sollte, finden. Wie nun an die Stelle der alten beliebig zu wählenden Opferstätten das eine große Nationalheiligthum treten sollte, so an die Stelle der Hausväter, welche früher die Priester ihrer Familien gewesen waren, ein erblicher Priesterstamm, an seiner Spitze der Hohepriester, wiederum unter Androhung der Todesstrafe für jeden Andern, der sich priesterliche Verrichtungen anmaßen würde. Während sich sonst die mosaischen Institutionen von dem Kastenprincip fern halten, finden wir es hier angewandt, ohne Zweifel weil Moses die strenge Einheit und Uebereinstimmung in den heiligen Gebräuchen, in Zucht und Lehre nicht erhalten zu können glaubte ohne die Einheit der Abstammung. Das Priesterthum sollte erblich seyn im Hause Aarons, im weitern Sinne war aber der ganze Stamm Levi, zu welchem Moses und Aaron selbst gehörten, Jehova heilig, indem auch die nicht priesterlichen Leviten sich dem Gottesdienste, nämlich den geringeren Verrichtungen desselben, zu weihen hatten, so daß also die zu den eigentlichen Priesterhandlungen berufenen Leviten aus der Familie Aarons in ihrem eigenen Stamme die Cultus- und Tempeldiener hatten. Ausgedehnter und mannigfacher wurden Beruf und Geschäfte der Leviten in der Folge.

Der Priesterstamm.

Fünf und dreißig in verschiedenen Stammgebieten zerstreut liegende Städte sollten sie als Wohnorte angewiesen erhalten, ihr so wie der Priester Unterhalt sollte besonders aus den Zehnten und Opfern fließen. Eine weitere wesentliche Bevorzugung des Priesterstammes fand nicht Statt, am wenigsten wurde irgend eine geistige, der indischen ähnliche angenommen. In dieser Hinsicht sollte das ganze Volk Gott gegenüber völlig gleich seyn, gleich heilig und sein Eigenthum.

Die geistige Grundlage des Staatswesens in der Theokratie.

Und diese Unterwerfung des Volkes unter Jehova, der es sich als sein besonderes Eigenthum erkoren hat, der es schützt, leitet, und ihm, in so fern es seine Gebote hält, jeden Segen und jedes Heil verleiht, soll nun zugleich die geistige Grundlage des israelitischen Staates seyn, den wir darum in der Idee des Moses eine Theokratie nennen müssen. Jehova will nicht nur der Gott der Israeliten, er will zugleich ihr unsichtbarer König seyn, so daß auch späterhin das Verlangen des Volkes nach der Einsetzung eines irdischen als ein halbes Vergehen gegen den himmlischen erscheint, welcher bei dieser Gelegenheit zum Propheten Samuel spricht: Mich haben sie verworfen, daß ich nicht König über sie seyn soll. Fragen wir nun aber: wer ist in der mosaischen Verfassung der sichtbare Stellvertreter Gottes, als König betrachtet? wer dadurch mit der höchsten Staatsgewalt bekleidet? so ist die Antwort schwierig. Zunächst scheint die Priesterschaft am natürlichsten zur Stellvertreterinn einer Gottherrschaft berufen zu seyn, und allerdings finden wir die Priester mit einem Theil der richterlichen Gewalt bekleidet, so wie ferner in außerordentlichen Fällen die Entscheidung durch den Mund des Hohenpriesters ging, indem dieser das auf seinem Brustschilde befindliche, der nähern Beschaffenheit nach räthselhafte, Orakel der Urim und Thummim befragte, und die Antwort als den Willen Jehova's verkündete. Aber dieses hohe Ansehen bildete keine oberste, das Ganze leitende Staatsgewalt, so daß man schwerlich sagen kann, die Theo-

kratie sey in einer Hierarchie oder Priesterherrschaft dargestellt gewesen[1]). Man muß vielmehr annehmen, daß eine immerwährende äußere Darstellung der Gottherrschaft — in einer irdischen höchsten Gewalt nach der Idee des Moses gar nicht vorhanden seyn sollte, weil er fürchtete, eine solche möchte der freien Entfaltung des geistigen Elements gefährlich werden, wie er es in Aegypten vor Augen gesehen, und weil er des festen Glaubens war, daß für alle Fälle, wo es nöthig seyn würde, Gott einen besonders begabten Führer und Propheten erwecken werde[2]), so wie er sich selbst betrachtete als den berufenen Vermittler zwischen Gott und dem Volke. Auch mochte Moses glauben, daß, wenn das Land der Verheißung einmal erobert wäre, ein politisches Zusammenwirken der Stämme, es sey denn für die Vertheidigung gegen äußere Feinde, kaum nöthig seyn würde, und die ohnehin in der Natur der Sache liegende abgesonderte Regierung und Verwaltung jedes einzelnen Stammes in und für sich selbst hinreichen würde für die einfachen Verhältnisse, in welchen er das Volk zu erhalten wünschte.

und die materielle im Grundbesitz.

Diese Verhältnisse in Bezug auf das äußere Leben und seine Bedürfnisse wollte Moses gründen auf den Ackerbau. Es war nicht ohne Schwierigkeit, dies zu erreichen, da die Israeliten bisher den Ackerbau zwar gekannt, aber bei der Vorliebe für das angestammte Nomadenleben nur als Nebensache betrieben hatten. Jeder Hausvater (mit Ausnahme des Stammes Levi, für welchen durch die Zehnten gesorgt war) sollte seinen Antheil an dem Grund und Boden des zu erobernden Landes erhalten, und dieser seinen Nachkommen bleiben, als ein unveräußerliches Besitzthum; alle Verkäufe von Landgütern sollten daher nur Zeitverkäufe seyn, und die Veräußerer das Recht haben, sie

1) Wie es doch De Wette ausdrückt, Lehrb. d. hebr. jüd. Archäologie §. 143.

2) Vergl. Bertheau, a. a. O. S. 252 fg.

gegen Rückzahlung der Verkaufssumme zu jeder Zeit wieder zu erwerben, außerdem in jedem funfzigsten Jahre, dem sogenannten Jubeljahre, alle Güter an ihren ursprünglichen Besitzer zurückfallen, ohne Erstattung des Kaufgeldes. Die Begründung dieser eigenthümlichen Vorschrift liegt in der strengen Durchführung der Idee, daß der wahre Herr des Landes Jehova sey, der die Aecker durch das Loos an bestimmte Familien ertheilt habe, Niemand also das Recht haben könne, willkürliche Veränderungen dieses Besitzstandes für eine immerwährende Dauer vorzunehmen. Zugleich aber hatte Moses dabei die Absicht, aus welcher auch andere alte Gesetzgeber Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes anordneten, nämlich dem Staate sein wichtigstes und kräftigstes Lebenselement, einen zahlreichen Mittelstand von Grundbesitzern zu erhalten, und ihn gegen das große, zuletzt Alles auflösende Uebel, das Zusammenkommen der meisten Güter in wenige Hände, zu bewahren, wodurch jener Mittelstand allmählich verschwindet, und dann die Nation fast nur aus einer geringen Zahl von übermäßig Reichen und einer Masse besitzloser Armen besteht. Das Jubeljahr sollte also eine große Wiedergeburt des ursprünglichen Verhältnisses seyn, und alle während eines halben Jahrhunderts entstandene Ungleichheit wieder tilgen. Indeß scheint die ganze Einrichtung selten oder gar nicht ausgeführt worden zu seyn; ob weil sie sich als unpraktisch erwies, oder weil sie mit so manchen andern Gesetzen unbeachtet blieb, muß man dahin gestellt seyn lassen. In wie fern sie, wenn sie zur Ausführung gekommen wäre, die erwarteten heilsamen Folgen gehabt haben würde, ist problematisch [1]). Ueberhaupt bleibt die Erhaltung der Besitzgleichheit ein frommer Wunsch; wir sehen im Laufe der Geschichte die dazu angewandten künstlichen Mittel immer nach einiger Zeit ihren Zweck verfehlen.

1) M. s. Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Gesch. Th. I. S. 131 fg. und dagegen Winer, a. a. O. Bd. I. S. 736.

Der Wüstenzug und die Widerspenstigkeit des Volkes.

Wie sehr das Volk Israel der Zucht noch bedurfte, wie leicht beweglich es war, wie schnell die größten Eindrücke in ihm erloschen, geht daraus hervor, daß es unmittelbar nach der Verkündung der zehn Gebote, als es bei einer längern Abwesenheit des Gesetzgebers auf dem Berge diesen gestorben glaubte, nun auch mit dem unsichtbaren Gotte als obersten Führer nicht mehr auszureichen wähnte, den Aaron zur Verfertigung eines goldnen Kalbes, welches ein sichtbares Bild Jehova's seyn sollte, nöthigte, und diesem Bilde opferte. Ueber dieses Vergehen gegen das wesentlichste Gebot entbrannte der Zorn des zurückkehrenden Moses heftig, und drei Tausend der Abtrünnigen mußten es mit dem Leben büßen. Nachdem man hierauf noch fast ein Jahr am Sinai verweilt hatte, ging der Zug weiter, und von der Wüste Pharan aus wurden Kundschafter nach Palästina gesandt, welche bis Hebron kamen, Nachrichten von der hohen Fruchtbarkeit des Landes zurückbrachten, aber auch erzählten, wie kriegerisch die dortigen Völker, wie fest ihre Städte seyen, und besonders eine fürchterliche Beschreibung machten von den Söhnen Enaks, einem Geschlecht von Riesen. Darüber ergriff das Volk großes Zagen, der göttlichen Verheißungen uneingedenk murrte es laut und heftig, änderte aber schnell seine Stimmung, unternahm trotz der Warnung des Moses einen Angriff auf die Amalekiter und Kanaanäer, wurde aber zurückgeschlagen. Dieses Unglück wird nun als eine Strafe des über das anfängliche Mißtrauen des Volkes zürnenden Jehova bezeichnet, aber die Schuld war damit noch bei weitem nicht abgebüßt. Das Volk sollte zurückkehren in die Wüste, und in dieser umherziehen bis die ganze sündige Generation, die das Glück, Palästina zu besitzen, verwirkt hatte, ausgestorben seyn würde, mit Ausnahme zweier Männer unter jenen Kundschaftern, des Josua und des Kaleb, welche den zaghaften Berichten der übrigen nicht beigestimmt, dem Volke vielmehr Muth eingesprochen hatten. Darüber dauerte denn der Zug von Aegypten nach

Palästina durch die Wüste, welcher in wenigen Monaten hätte vollendet seyn können, vierzig Jahre, nicht ohne Wiederholungen jener Auftritte von Starrsinn und Widerspenstigkeit. Die Erhaltung einer Menschenmasse, die sich mit Weibern, Greisen und Kindern auf mehr als zwei Millionen belaufen haben muß, mit Speise und Wasser in der Wüste während so vieler Jahre, wird auf Wunder zurückgeführt, und ist auch ohne solche nicht zu begreifen, wenn man erwägt, daß die heut zu Tage in denselben Gegenden herumstreifenden Stämme, obgleich kaum ein paar tausend Mann stark, den Entbehrungen jeder Art, ja der Hungersnoth ausgesetzt sind [1]). Man muß daher auch hier auf natürliche Erklärungen, wie sie versucht worden sind, verzichten, und, wenn man sich nicht an das buchstäbliche Verständniß im Sinne der Erzähler halten will, eine solche Verwischung der näheren Umstände des Zuges in der Ueberlieferung annehmen, daß sich weder über die Dauer desselben, noch über den Weg, noch über die Volkszahl, folglich auch nicht über die Art der Schwierigkeiten und ihrer Ueberwindung, etwas historisch Sicheres ermitteln läßt.

Als der Wüstenzug sich im vierzigsten Jahre seinem Ende näherte, verlangte Moses von den Edomitern und Moabitern den Durchzug durch ihre Länder. Da er ihm verweigert wurde, umging er sie, um statt von Süden her von der östlichen Seite in Palästina einzudringen. Die Amoriter, welche ihm jetzt dasselbe Gesuch abschlugen, und andere Stämme wurden besiegt, und ihr im Osten des Jordan liegendes Land eingenommen. Da diese Striche treffliche Viehweiden enthielten, so baten die Stämme Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse, sie ihnen einzuräumen, obschon sie nicht zum eigentlichen Palästina gehörten, und die Bitte wurde ihnen gewährt, unter der Bedingung, daß sie den übrigen Stämmen bei der Eroberung des westjordanischen Landes Beistand leisteten. Bald dar-

Ansiedelungen im Osten des Jordan.

1) Robinson, a. a. O. Bd. III. S. 174.

Tod des Moses. 1451 v. Chr. auf starb Moses, hundert und zwanzig Jahre alt, nachdem er das Heerführeramt in die Hände des kräftigen Josua niedergelegt, und von den Höhen am todten Meere das seinem Volk bestimmte schöne Land wenigstens überschaut hatte. Späte Geschlechter urtheilten von ihm, daß in Israel kein Prophet mehr aufgestanden sey, der ihm geglichen, keiner, dem Jehova seine mächtige Hand geliehen habe, wie ihm.

Palästina's Naturbeschaffenheit. Das Land, zu dessen Eroberung sich das Volk nach Moses Tode anschickte, Kanaan oder das Land Israel, erst später mit dem jetzt gewöhnlichsten Namen Palästina genannt, zwischen der arabischen Wüste, dem Mittelmeere und dem Libanon gelegen, umfaßt nur etwa 450 Quadratmeilen. Vom Meere steigt es allmählich in mehreren Stufen zu gebirgigen Hochebnen empor, welche sich gegen Osten hin, nach dem Jordan zu, in steilen Abfällen herabsenken. Im Norden ist die Hochebene von Galiläa, das südliche Hochland wird in das Gebirge Ephraim und das Gebirge Juda getheilt. Erfüllt sind diese Berge mit Höhlen und Grotten, sowol von der Natur gebildeten als durch Kunst gemachten, wozu die vorherrschende weiche Gesteinart, Kreide und kreidiger Kalk, sich sehr eignete. Nicht nur als Grabstätten dienten diese Höhlen, sondern auch zum Schutz Verfolgter, die in ihnen Zuflucht suchten; wir lesen im alten Testamente von solchen, die dazu eigens gegraben wurden. Drang ein durch seine Uebermacht unwiderstehlicher Feind in das Land, so zogen sich Die, welche lieber in Schluchten wohnen wollten als dienen, dahin zurück. Auch finden wir Klüfte erwähnt, die zu steten Aufenthaltsorten dienten. Dieses konnte nicht ohne großen Einfluß auf die Lebensweise, ja auf gewisse Lebensansichten der Bewohner seyn [1]). Und noch heut zu Tage lebt das Landvolk hier und da, wenigstens einen Theil des Jahres, in Höhlen [2]).

---

1) Ritter, Erdkunde 1te Ausg. Th. II. S. 429.
2) Robinson a. a. O. Bd. III. S. 215.

Unter den Flüssen ist nur einer merkwürdig, der Jordan; er fließt durch das galiläische Meer, auch See Genezareth und See Tiberias genannt, das mit seinen Städten und reizvollen Ufern ein Hauptschauplatz des Lebens Christi war. Aus diesem Landsee kommt der Jordan wieder hervor, um sich weiter südlich in einen zweiten zu ergießen, einem wahren Gegenbilde jenes ersten, in seiner Eigenthümlichkeit keinem andern auf der Erde vergleichbar. Es ist das in einer nackten, öden Wüste gelegene, von kahlen, steilen Felsklippen umgebene todte Meer, welches diesen Namen mit Recht führt, da sein Wasser in hohem Grade salzig und bitter, weder Fisch, noch Muschel, noch sonst irgend ein lebendiges Geschöpf nährt, keine Spur von Thier- oder Pflanzenleben zeigt [1]).

Kanaans große Fruchtbarkeit wird nicht nur in der Bibel hoch gepriesen, sondern auch von älteren Schriftstellern anderer Völker erwähnt; das Land enthielt treffliche Viehtriften, getreidereiche Aecker, ergiebige Oel- und Weingärten, Fruchtbäume der edelsten Art. Daher es denn auch von Städten, Flecken und Dörfern erfüllt, die Bevölkerung außerordentlich dicht war. Heut zu Tage sind mit dieser Volksmenge der alten Zeiten auch Anbau und Ergiebigkeit sehr gesunken; unter den trägen und rohen Händen, die jetzt in Vorderasien walten, veröden die ehmals segenreich-

1) Dagegen widerlegt sich aus den Berichten Robinsons, Bd. II. S. 491 und an andern Stellen, die gewöhnliche Annahme, daß rings um das Meer gar keine Vegetation zu finden sey. Ein andrer nordamerikanischer Reisender, John Sherwood aus Neu-York, sagt: „Ich habe einen großen Theil der Welt gesehen, aber nirgends ein Werk der Natur oder menschlicher Kunst, das einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätte, wie dieser See. Mit ihm verglichen sind die wildesten Gegenden der Schweiz, Tyrols und Schottlands, die Schluchten Kleinasiens und Nordgriechenlands kalt und nichtssagend." Nach demselben Reisenden ist das Wasser des todten Meeres von einer solchen Dichtigkeit, daß auch Personen, die nicht schwimmen können, auf seinen Wellen wie Kork umhergetrieben werden. Magaz. f. d. Litt. d. Ausl. 1845. Nr. 65.

sten Landschaften; doch ist auch gegenwärtig die altberühmte Fruchtbarkeit Palästina's noch nicht so geschwunden, daß sie sich nicht an einzelnen Stellen dem Reisenden noch sehr bemerklich machen sollte [1]). Andererseits sind auch wieder große Landplagen herrschend: Erdbeben, Ueberschwemmungen der verheerendsten Art, tödtliche Gluthwinde, zerstörende Heuschreckenzüge — welche den Bewohnern nicht mit Unrecht als göttliche Mahnungen erscheinen könnten [2]).

Bevölkerung. Nicht nur die Ergiebigkeit Palästina's, sondern auch seine Lage in der Mitte zwischen zwei Welttheilen, wodurch es nach zwei Seiten zugleich natürlicher Schutz und Angriffspunkt wird, haben es von jeher zu einem ersehnten Ziel von Völkerwanderungen und zu einem blutigen Kampfplatz um seinen Besitz gemacht. Als Abraham einwanderte, fand er städtisches Leben in der Mitte des Landes; die Phönicier — wir können nicht bestimmen, ob vor oder nach ihm — ließen sich an der nördlich grenzenden Küste nieder, und machten sie zum Sitz ihrer fortschreitenden Civilisation; am südlichen Meeresufer finden wir die Philister, die von ihren festen Städten aus gleichfalls einen nicht unbedeutenden Handel trieben. Auch die Philister waren in historischer Zeit eingewandert, die hebräischen Schriftsteller nennen das Land, aus dem sie kamen, Caphthor, welches mit großer Wahrscheinlichkeit auf Kreta gedeutet wird [3]). Trotz dieses Vaterlandes werden sie gewöhnlich zu den Semiten gezählt [4]). Sie waren übrigens

1) Robinson, a. a. O. Bd. III. S. 315. 363. 401. 539. Von andern Reisenden ist die jetzige Unfruchtbarkeit aus Vorurtheil, um die Fortdauer der Strafe Gottes zu zeigen, übertrieben.

2) Ewald a. a. O. S. 265.

3) Derselbe a. a. O. S. 292 fg. Hitzig, Urgeschichte und Mythologie der Philistäer S. 17 fg. Ueber andere Meinungen s. m. Winer, a. a. O. u. d. W. Cophthor.

4) Dagegen hält sie Hitzig in dem angef. Buche für Pelasger, ihre Sprache für eine indogermanische, dem Sanskrit verwandte, ihre Mythologie für eine gleichfalls in diesem Kreise wurzelnde.

nicht bloß ein handelndes sondern auch ein sehr kriegerisches und kriegserfahrnes Volk, welches Jahrhunderte lang mit den Israeliten um die Oberherrschaft über Palästina rang.

So war das Land beschaffen, in welches Josua die Israeliten führte, um durch seine Eroberung und die Einführung der im Gesetz bestimmten Verfassung das begonnene Werk seines Meisters auszuführen. Wer nach dem Rechte zu dieser Eroberung fragt, und sich bei dem lebendigen Glauben der Volkshäupter an die den Ahnen zu Theil gewordene göttliche Verheißung nicht beruhigen will, bedenke, daß die Verwirklichung von Ideen in der irdischen Erscheinung, zu deren Trägern ganze Völker bestimmt sind, Raum erfordert, und daß Nationen, die zum Bewußtseyn eines hohen Zieles gelangt sind, für die Erkämpfung dieses Raumes andere Pflichten und andere Rechte haben als Individuen. Moses wollte zur Ausführung seiner Gesetze den Boden Kanaans von allen seinen bisherigen Bewohnern völlig gereinigt, diese also vertrieben oder ausgerottet wissen, damit zwischen Israel und ihnen keine Berührung, welche Verlockung zu ihrem Götzendienst und ihren Lüsten herbeiführen würde, Statt haben könne. Aber die Aufgabe der Eroberung war keine leichte, man hatte es mit civilisirten, kriegsgeübten, zum Theil in sehr festen Städten wohnenden Völkerschaften zu thun. Freilich handelten sie nicht in der rechten Gemeinschaft. Erst nachdem Jericho auf eine mit wunderbaren Umständen erzählte Art in die Hände der Israeliten gefallen war, traten Fürsten einzelner Gebiete verbündet auf, wurden aber von Josua besiegt. Doch hatte dieser nach siebenjährigen Anstrengungen erst Süd- und Mittelpalästina zum größten Theile so wie einige Striche von Nordpalästina erobert. Damit glaubte er sich vorläufig begnügen zu dürfen, und nahm die Vertheilung des Ganzen unter die zwölf Stämme durch das Loos vor, indem er es jedem einzelnen Stamme überließ, sich allein oder mit Hülfe anderer den noch unbezwungenen

Theilweise Eroberung durch Josua.

Antheil seines Looses zu erkämpfen. Er mochte meinen, daß es nicht länger möglich seyn würde, das ganze Volk für gemeinschaftliche Kriegsunternehmungen zusammen zu halten, und daß es nöthig sey, mit der festen Ansiedelung einen Anfang zu machen. Doch wollte er durch die Aufstellung der Stiftshütte (d. h. des schon in der Wüste errichteten tragbaren Tempelzelts mit der heiligen Bundeslade) zu Silo einen Centralpunct und allgemeinen Versammlungsort schaffen. Silo lag im Gebiete des mächtigen und zahlreichen Stammes Ephraim; diesem dadurch einen überwiegenden politischen Einfluß zu sichern, scheint in der Absicht des Josua, der selbst dazu gehörte, gelegen zu haben. Als die im Osten des Jordan angesiedelten dritthalb Stämme sich am Ufer dieses Flusses einen eignen Altar bauten, wurden sie darüber vom ganzen übrigen Volke durch Abgeordnete zur Rechenschaft gefordert. Sie erwiederten, daß sie den Altar nur errichtet hätten als Denkmal, daß sie mit ihren Brüderstämmen Antheil hätten an Jehova, dem sie auch nur an dem gesetzlichen Orte opfern wollten.

Aber dieses Gefühl der Nothwendigkeit des lebendigsten Zusammenhangs mit dem Gott ihrer Väter und eben
1426 dadurch der Stämme unter einander erlosch nach dem Tode
v. Chr. Josua's, und die Bestrebungen des Volks zerfielen — zu einer Zeit, wo die Lösung der großen ihm gestellten Aufgabe nur durch das kräftigste Zusammenwirken erreicht werden konnte — äußerlich und innerlich. Da die Einheit der Leitung vermöge jener Lücke in der Verfassung fehlte,
Beginnende Schlaffheit, Abgötterei u. Dienstbarkeit. versanken die Stämme in Schlaffheit, ergaben sich dem Götzendienst, und geriethen von Zeit zu Zeit in die Dienstbarkeit Fremder. Alles dieses stand in engem Zusammenhang. Da nämlich der Krieg gegen die Kanaanäer zersplittert und mit geringem Erfolg geführt ward, kam ein großer Theil des Landes, namentlich die phönicischen Küstenstädte im Norden und die philistäischen im Süden, nicht in den Besitz der Israeliten, und diese blieben dadurch in steter naher Berührung mit den Landeseinwohnern, ge-

wöhnten sich an ihre Sitten, und fingen an, ihren Göttern zu dienen, da ihr den Sinnen schmeichelnder, durch Lüste verführender Cultus einen an sich größern Reiz für das Volk hatte als die Anbetung des Sittenstrenge fordernden Jehova, den kein Bild versinnlichte. Daher sich denn auch eine gewisse mittlere Stufe von Abgötterei einfand; einzelne Familienväter machten sich Bilder, die Jehova bedeuten sollten, richteten sich einen Hausgottesdienst ein, für den sie sich, wenn sie es zu bezahlen vermochten, einen besondern Priester hielten, und glaubten so Jehova zu verehren [1]. Man versammelte sich auch an andern Orten als zu Silo, befragte den grade anwesenden Priester, um Gottes Willen zu erforschen, und richtete sich nach dessen Ausspruch. So viel fehlte, daß die mosaischen Gesetze ins Leben gerufen, von Vielen auch nur begriffen wurden. Es zeigt sich klar, daß die Vernachlässigung dieser Institutionen die Hauptursache des Nationalunglücks war, nämlich des unvollständigen, zerstückelten Landbesitzes und des noch schlimmern Druckes, den das Volk von Zeit zu Zeit von siegreichen Nachbaren, namentlich von den Philistern, zu dulden hatte. Mit den letztern fanden überhaupt fortgehende feindliche Reibungen Statt, mit den Phöniciern dagegen nur freundschaftliche Beziehungen. Es scheint, daß diese für ihren Landhandel des friedlichen Durchzuges durch Nordpalästina bedurften, wie die Israeliten wiederum ihrer für viele Erfordernisse des Lebens, welches allmählich gebildeter und gemächlicher wurde.

Gegen jene fremden Dränger standen nun von Zeit zu Zeit im Volke Israel Helden auf, welche die Schlaffen aufregten, bewaffnete Schaaren um sich versammelten, an deren Spitze sie mit großer Kühnheit und Entschlossenheit Angriffe auf die Feinde machten, sie besiegten, und ihren gedrückten Volksgenossen die Freiheit verschafften. Da ihnen ihr Geist und Erfolg großes Ansehen verschafften, Die Heldenthaten der Richter.

1) Richter C. 17. 18.

so blieben sie auch nach dem Siege meistens an der Spitze des ganzen Volks oder einzelner Stämme. Sie werden hebräisch Schophetim genannt, welches Wort Richter bedeutet, aber sie waren dies nicht allein, sondern besaßen auch eine allgemeine bürgerliche und kriegerische Obergewalt. Die berühmtesten sind Gideon, Jephtha und Simson. Den letzten hat man vielfältig den hebräischen Hercules genannt; wirklich hat er mit dem hochberühmten Heros der griechischen Fabel nicht nur die übernatürliche Körperstärke gemein, sondern wie dieser erscheint er auch in Banden der Weichlichkeit und Wollust, die seinen Heldenlauf hemmen. Simson verliert darüber die ihm von oben gegebene übernatürliche Kraft, erst nachdem er in harter Knechtschaft, von den übermüthigen Feinden des Augenlichts beraubt, seine Verirrungen abgebüßt, erhält er die Stärke wieder, und besiegelt im freiwilligen Opfertode, der auf seine Feinde Verderben häuft, die Rückkehr der Gesinnung, in der ihn Gott zum Schrecken der Philister machte. Dies ist der schöne Sinn seiner Geschichte, in der wir übrigens mehr als in irgend einer andern biblischen Begebenheit das freie Schalten der Sage mit der Ueberlieferung erkennen. Denn solche Helden, in welchen sich neben großer Stärke auch die menschliche Schwäche zeigt, sind immer besondere Lieblinge des Volkes und der Sage, und die Phantasie läßt sich bei ihnen ihr Recht am wenigsten nehmen.

Nach diesen Heroen hat man den ganzen von Josua bis auf die Einführung des Königthums verfließenden, so weit es sich bei der Unsicherheit der jüdischen Chronologie jener Periode bestimmen läßt etwas über drei Jahrhunderte umfassenden, Zeitraum die Periode der Richter genannt. So gute Folgen ihre Thaten auch hatten, so wurde doch dadurch die nöthige Einheit weder allgemein noch dauernd hergestellt; an eine Verwirklichung der mosaischen Einrichtungen durch sie ist vollends nicht zu denken. Ja sie selbst, diese hervorstrahlenden Männer waren den Satzungen der Religion so fremd geworden, daß Simson in die genaue-

ohne Folgen für eine feste Gestaltung des Mosaismus.

sten, im Gesetz streng verbotenen Verhältnisse mit den Philistern trat, daß Gideon, obschon er Jehova für den wahren Herrn Israels erklärte, doch ein goldnes Bild zur Anbetung aufstellte, daß Jephtha sogar seine Tochter zum Opfer brachte, da er das unvorsichtige Gelübde gethan hatte, im Fall des Sieges über die Ammoniter das Erste, was ihm bei seiner Rückkehr entgegenkommen würde, Jehova darzubringen, und es unglücklicher Weise die Jungfrau, sein einziges Kind war, die ihm zur Feier seines Sieges mit Pauken und Reigen entgegenging [1]).

Dabei war unter den Stämmen nicht nur Mangel an Zusammenhang, sondern es brachen, zur Rache für erlittene Unbill und Kränkungen, zuweilen Kriege unter ihnen aus. So hatte Jephtha gleich nach seinem Siege über die auswärtigen Feinde einen Kampf gegen die Ephraimiten zu bestehen, die er an der Spitze seiner ostjordanischen Stämme besiegte. — Als einst das Kebsweib eines Leviten, der zu Gibea im Stammgebiet von Benjamin übernachtete, von nichtswürdigen Buben so geschändet wurde, daß sie an den Folgen starb, zerstückte der Levit den Leichnam in zwölf Theile, und sandte sie durch die Stämme zu Zeugen der Unthat. Da erhoben sich Alle, und als die Auslieferung der Frevler verweigert wurde, begann der Rachekrieg, in welchem die Benjaminiten zweimal siegten, und erst im dritten Treffen unterlagen. Fast wäre der ganze Stamm darüber ausgerottet worden. Wir sehen hier eine ungemeine Rohheit der Sitten, Halsstarrigkeit und Wuth als Folgen der Ungebundenheit und Willkür, welche der Mangel einer geordneten und festen Regierung herbeiführte. „Zu selbiger Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher that, was ihm recht däuchte.“ Das ist die Klage, in welche das

Bürgerkriege.

1) Viele Ausleger sind der Meinung, Jephtha habe seine Tochter nur ewiger Jungfrauschaft geweiht. Aber diese milde Deutung entspricht schwerlich den Worten des Textes. S. Winer, a. a. O. Bd. I. S. 635.

Buch der Richter mehrmals ausbricht, und mit welcher es schließt.

Dennoch würden wir uns sehr täuschen, wenn wir von allen diesen Uebeln einen Schluß machen wollten auf eine gänzliche Versunkenheit des Volkes, auf einen geistigen Verfall vor der erreichten Blüthe. Vielmehr können weder die Fäden, welche die damaligen Geschlechter mit dem geistigen Leben ihrer Ahnen verbanden, ganz zerrissen, noch die von Moses ausgestreuten Keime ohne alles Wachsthum geblieben seyn. Es muß mitten unter so manchem Verderben eine stille Entfaltung und Entwickelung Statt gefunden haben. Denn durch die ganze Geschichte gilt der Schluß, daß, wo unter einem Volke eine Blüthe hervortritt, ihr Generationen vorangegangen seyn müssen, wo der Geist, wenn auch nicht in großen Einrichtungen und Erzeugnissen sichtbar, doch im Innern der Menschen thätig war, oft ohne daß es ihnen selbst zum Bewußtseyn kam, welche edle Lebenssäfte sie in sich bewahrten. Auch das Zusammenleben mit den Kanaanäern, dem Volke auf der einen Seite so verderblich, wurde ihm auf der andern auch wieder nützlich. Es lernte, wie wir schon erwähnten, von den in der Civilisation weit vorgeschrittenen Phöniciern Manches, was ihm nicht nur in der unmittelbaren Anwendung auf das Leben diente, sondern auch zur Entwickelung seiner eigenthümlichen Cultur förderlich war.

Förderung u. Belebung des Volksgeistes durch Samuel.

Diese Cultur, das ganze Leben der Nation überhaupt, fing an in ihren Blüthestand zu treten zu den Zeiten des letzten der Richter, des Samuel. Durch diesen hervorstrahlenden Mann wurden die Gesinnungen und das Selbstgefühl der Nation von neuem gestärkt, und bald erstieg sie den Gipfel ihrer Bedeutung und Kraft. Samuel brachte das Volk dahin, die fremden Götzen abzuthun; er belebte und gestaltete die zerstreuten Keime des Mosaismus von neuem; sein erleuchteter, gläubiger, und zugleich starker Sinn fesselte die Gemüther; er waltete nicht nur als Richter, sondern wurde von allen Stämmen auch als ein Prophet geachtet,

in dessen Stimme sie die Stimme des durch ihn redenden Jehova verehrten. Der Prophetismus, von dem wir unten noch weiter zu reden haben, ist eines der wichtigsten Glieder im Systeme der hebräischen Theokratie wie sie sich später entwickelte. Samuel erkannte es als ein solches, er wurde Begründer des Prophetenstandes in seiner äußern Gestaltung, indem er Schulen für denselben stiftete. Die Gottbegeisterung, die zum wahren Propheten erforderlich ist, kann freilich nicht durch Lehre eingeflößt, aber die Richtung des Sinnes auf Gott und göttliche Dinge, als die erste Bedingung einer solchen Begeisterung, nicht wenig befördert werden durch passende Beschäftigung und Uebungen und durch ein Leben mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden.

Propheten-schulen.

Siebentes Capitel.

Die Israeliten unter Königen.

Die Ermuthigung, welche Samuel dem Volke gab, erwies sich nach allen Seiten förderlich und heilsam. Sie führte zu einem so entscheidenden Siege über die Philister, daß diese das den Israeliten abgenommene Land wieder aufgeben mußten, und längere Zeit Frieden hielten. Dieser Krieg war nicht unter Samuels unmittelbarer Führung, aber doch nach seiner Anordnung unternommen worden, der Erfolg trug daher nicht wenig bei, sein Ansehen zu erhöhen. Stärker als je seit den Zeiten des Moses wurden die wohlthätigen Folgen der Einheit gefühlt, und als Samuel alt wurde, und seine beiden Söhne, die er sich zu Gehülfen gesetzt, durch ihre Ungerechtigkeiten sich Haß zuzogen, erwachte das Verlangen, diese gewonnene Einheit, die nun schon wieder verloren zu gehen drohte, nach Außen und Innen nicht nur zu bewahren und zu befestigen, sondern noch zu verstärken durch die Einsetzung eines Königs. Gewohnt, nichts Wichtiges geschehen zu sehen als durch Samuel, begehrten die Aeltesten Israels von ihm diesen erwünschten König. Samuel, der von einem Königthume im orientalischen Sinne keine geringe Gefahr für die Theokratie, deren neuer Begründung er sein Leben gewidmet hatte, und für die Freiheit der Einzelnen fürchtete, stellte

Verlangen des Volks nach einem König.

den Israeliten in kräftigen Worten vor, in welche Knechtschaft sie unter einem König versinken würden, wie dieser über ihre Söhne und Töchter, über ihre Knechte und Mägde verfügen würde nach seinem Wohlgefallen. Das Volk aber blieb bei seinem Sinn, und verlangte einen König, der es anführe im Kriege. Erst jetzt, nachdem Samuel Gott um Erleuchtung angefleht hatte, und überzeugt war, Gottes Stimme, die ihm nachzugeben hieß, vernommen zu haben, wählte er einen König in der Person des Benjaminiten Saul, und salbte ihn. Das Volk säumte nicht, diesen anzuerkennen, und nachdem er sich durch einen Sieg über die Ammoniter Ruhm und Ansehen erworben, wurde er nochmals feierlich bestätigt. In diesen Handlungen sehen wir bei allem Verlangen nach einem königlichen Herrscher das alte Freiheitsgefühl der Stämme sich regen, und wie wenig sie geneigt waren, sich willenlos zu unterwerfen. Ueberhaupt blieb das Königthum noch eine Zeit lang schwankend, es zeigte sich als eine nicht aus inneren Verhältnissen natürlich erwachsene, sondern von außen her angenommene Form. Aber die Wurzeln, die ihm anfangs mangelten, fanden sich bald in der sich rasch entwickelnden Civilisation und der daraus entspringenden größern Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, welche die Veränderung der Verfassung zu einer Nothwendigkeit machten.

Sauls Einsetzung. 1095 v. Chr.

Noch weniger als das Volk seine angestammte Freiheit aufgeben wollte, war Samuel dem neuen Königthume das theokratische Princip zum Opfer zu bringen geneigt. Er hoffte, daß beides sich werde vereinen und versöhnen lassen, und da er sich selbst als Propheten fühlte, machte er den Einfluß, der ihm als solchem gebührte, in besonders wichtigen Fällen geltend. Saul hingegen, ganz Krieger und siegreich gegen die wieder mit großer Macht hervorbrechenden Philister wie gegen andere Feinde, fing an seine Herrschaft mehr auf sein Heer und auf Kriegsgewalt als auf die heiligen Einrichtungen zu gründen, und sich zur Willkür zu neigen. Samuel mußte hierin die größten Gefahren für die Frei-

Streit des theokratischen und des monarchischen Princips.

heit, für den ganzen Mosaismus sehen, und als Saul einst nach einem Siege über die Amalekiter der Anordnung des Propheten, Alles, was in seine Hände fallen würde, zu tödten, nicht Folge geleistet hatte, verkündete ihm Samuel, daß, weil er das Wort Jehova's verworfen, Jehova ihn verworfen habe; er solle nicht mehr König seyn, sondern an seiner Statt ein Anderer, der besser sey als er. Ganz unbegründet ist der Vorwurf hierarchischer Anmaßung und Herrschsucht, der dem Samuel darüber öfters gemacht worden ist. Er vertrat den Priesterstand gar nicht, wol aber die Leitung der Nation durch die Gottheit, von der er sich erfüllt fühlte, und diese Leitung konnte er keinem Könige und dessen Vortheil zum Opfer bringen. Doch ist freilich nicht zu verkennen, daß Sauls Stellung eine höchst schwierige war, und daß er seinerseits die Würde des Königsthums zu erniedrigen glauben mußte, wenn er sich ganz dem Propheten unterordnete. Die Aufgabe, eine gleiche Schwebe zwischen der königlichen und theokratischen Gewalt zu erhalten, war nur zu lösen bei vollkommen scharf abgegrenzten Gebieten, und diese überall sehr schwierige Trennung lag am wenigsten im Geiste der mosaischen Institutionen. Daher auch in der folgenden Entwickelung diese Schwebe fast nie zur Erscheinung kommt, vielmehr, da die Richtung jetzt auf das Königthum ging, das Hauptgewicht meistens in dessen Schale lag.

Davids Salbung. An Sauls Stelle zu treten bestimmt war David, der Sohn Isai's, eines angesehenen Mannes von Bethlehem im Stamme Juda. Samuel, obwol trauernd über die Nothwendigkeit, sich von Saul abwenden zu müssen, salbte heimlich den jungen, schönen, liebenswürdigen und verständigen David, der damals noch die Heerden seines Vaters weidete, zum künftigen König. Saul verfiel in tiefen Trübsinn; er hatte Anfälle von einer Gemüthskrankheit, die der alte Erzähler um so natürlicher der Einwirkung eines bösen Geistes zuschreibt, da in seinem Ideengange der Geist Gottes den König von der Zeit an verließ, wo Samuel dessen

Verwerfung ausgesprochen hatte. Die Diener erwarteten gegen dieses Leiden ihres Herrn Hülfe von der Tonkunst, deren seelenbesänftigende Wirkung das ganze Alterthum fühlte und kannte; einer derselben rieth ihm daher, David, von dessen Kunstfertigkeit im Saitenspiel er gehört hatte, zu sich kommen zu lassen. Wirklich erleichterte und erheiterte Davids Laute das beschwerte Gemüth des Königs, und des Jünglings Gewandtheit und Rüstigkeit gefielen ihm so wohl, daß er ihn zu seinem Waffenträger machte. Bald hatte David Gelegenheit, seine Unerschrockenheit im glänzendsten Lichte zu zeigen, indem er im erneuten Philisterkriege, den riesenmäßigen Goliath, vor dem Alle gezagt hatten, im Zweikampfe bestand und erschlug, worüber die Feinde so bestürzt wurden, daß sie sämmtlich die Flucht ergriffen. Saul hatte, um zu dem gefährlichen Kampfe mit Goliath zu ermuntern, dem Sieger eine seiner Töchter zum Weibe versprochen, dieses gegebene Wort mußte er dem David halten; da aber dessen Ruhm durch ganz Israel ging, und Lieder von ihm sangen, Saul habe tausend Feinde, er aber zehntausend geschlagen, erwachte in dem mißmuthigen Könige eine solche Eifersucht, und die frühere Neigung zu dem jungen Helden verwandelte sich in einen so grimmigen Haß, daß er ihm nach dem Leben trachtete. David mußte fliehen und sich bald da bald dort verbergen; in den mannigfachen Gefahren, die er jetzt zu bestehen hatte, erprobte sich die Treue seines Weibes und die zärtliche Freundschaft, welche deren Bruder, der edle Jonathan, zu ihm gefaßt hatte, da beide den Zorn des Vaters nicht scheuten, und ihn retten halfen. Nicht minder zeigt sich der edle Sinn des Verfolgten; er traf auf diesen Zügen mit dem König so zusammen, daß der unbewacht Ruhende in seine Hand gegeben war, aber er widerstand der Versuchung, durch einen Lanzenstoß seine unverschuldete Noth zu enden. Endlich, da indeß auch Samuel gestorben war, mußte David mit einer Schaar von Sechshundert, die sich um ihn gesammelt hatte, sogar bei den Philistern Zuflucht

Heldenruhm und Drangsale.

suchen, und er weilte noch im Lande dieser Feinde, als sie einen neuen Zug wider die Israeliten unternahmen. Es geschah eine große Feldschlacht, in welcher die Philister siegten; Jonathan und zwei seiner Brüder wurden erschlagen, Saul, um nicht in die Hände der Sieger zu gerathen, längst auch mit sich selbst zerfallen und der Regierung überdrüssig, stürzte sich in sein Schwert.

Sauls Untergang. 1055 v. Chr.

Auf diese Kunde verließ David das Land der Feinde, und zog nach Hebron im Gebiete seines Stammes, welcher den durch Thaten und Leiden vielgeprüften Helden als König anerkannte. Schwerlich aber wegen dieses Wohlgefallens an seiner hervorragenden Persönlichkeit allein, sondern es scheint im Süden des Landes, wo das Stammgebiet von Juda lag, der Mosaismus schon seit geraumer Zeit seine Hauptwurzeln gehabt zu haben. Dieser Seite aber gehört der von ihrem großen Vertreter Samuel eingesetzte David an, wie es seine nachmalige Regierung noch entschiedner bewährte. Auch sehen wir in der Zeit, wo er sich vor Saul verbergen muß, die Priester zu ihm halten, daher sie auch von Jenem blutige Verfolgungen zu erdulden hatten. Anders war es im Norden, wo Feinde weniger drängten, vielmehr friedliches Zusammenleben mit den phönicischen Handelsstädten die dortigen Stämme den väterlichen Einrichtungen und Sitten mehr entfremdet hatte [1]). Daher konnte auch Sauls Verwandter und Feldherr Abner die übrigen elf Stämme für Isboseth, einen noch übrigen Sohn des gefallenen Königs, gewinnen, daß sie ihn zum Herrscher annahmen. Die Folge dieser Trennung war ein Bürgerkrieg, den die Philister glücklicher Weise nicht benutzten, in dessen Verlaufe David aber auch unter den Gegnern immer mehr Anhänger gewann. Entschieden wurde der Streit dadurch, daß Abner, von Isboseth durch einen Vorwurf beleidigt, zu ihm überging. Abner wurde zwar von Joab, dem Feldhauptmann Davids, dessen

Davids Herrschaft in Juda.

Krieg mit Sauls Anhängern.

1) Bertheau, a. a. O. S. 302.

Bruder er erschlagen, getödtet, so daß David der Hülfe dieses einflußreichen Mannes beraubt war, aber auch die Saulsche Parthei hatte in ihm ihre beste Stütze verloren; endlich wurde der schwache und unthätige Isboseth von zweien seiner Hauptleute, die sich damit Dank bei David zu verdienen glaubten, ermordet. Dieser ließ die Mörder hinrichten, erntete aber doch die Frucht ihrer That; er wurde jetzt, achthalb Jahre nach Sauls Tode, von den Aeltesten aller Stämme feierlich zum König über das ganze Volk eingesetzt.

Anerkennung durch alle Stämme.

Das Vertrauen, welches ihn auf diesen Platz hob, rechtfertigte er im vollsten Maße. David gehört zu den Königen, wie wir auch in der neuern Geschichte einigen begegnen, welchen schon durch die Eigenschaften, die sie in den Kämpfen um den Thron entwickelt haben, die Herzen der Völker entgegenkommen, und welchen viele Jahrhunderte nach ihrem Tode die Sehnsucht folgt, weil sie als leuchtende Muster dastehen, nicht nur als große Männer überhaupt, sondern als Abbilder der Volkseigenthümlichkeit, deren Kräfte und Gaben in ihnen wie in einem Brennpunkte gesammelt erscheinen. Drei Dinge waren es, durch welche David sich vom Hirten zum Volksführer emporgehoben hatte, Vertrauen zum Gott Israels, Schwert und Saitenspiel; und mit diesen drei Kräften wirkte er auch als König, und brachte die in seinem Volke liegenden Fähigkeiten schnell auf eine große Höhe. Ein Mann der Kraft und zugleich tief ergriffen vom religiösen Geiste wußte er das Ansehen des Königthums und die Forderungen jener eigenthümlichen Freiheit, die sich nach dem Gedanken des Moses auf der Grundlage der unmittelbaren Gottherrschaft entwickeln sollte, zu vereinigen, wie Keiner nach ihm, ja er verschaffte vermöge der Einheit, die er dem Staate gab, dem Mosaismus eine größere Festigkeit als er seit Josua's Zeiten je gehabt, obschon er freilich die Idee desselben ganz anders ausbilden und gestalten mußte, wie sie im ursprünglichen Plane des Gesetzgebers, der die Bundesrepublik

Bedeutung als königlicher Volksheld.

dreifaches Element der Wirksamkeit.

der Stämme als Staatsform vor Augen gehabt, gelegen hatte. Bei aller großartig schaffenden Geistesthätigkeit und allem Adel der Seele war David doch nichts weniger

Sünde und Bußfertigkeit.

als frei von Fehlern und Sünden, welche die israelitische Geschichtschreibung ohne alle Rücksicht aufdeckt, und wol durch nichts so sehr den ihr oft gemachten Vorwurf der Parteilichkeit entkräftet, als durch diese Offenheit über einen ihrer ersten Heroen. Der schwärzeste Flecken in seiner Geschichte ist die Art, wie er die schöne Bathseba gewann. Ganz entbrannt für sie, da er sie einst im Bade erblickte, verführte er sie nicht nur zum Ehebruch, sondern gab auch ihren Mann, den Uria, verrätherisch dem Tode preis, und nahm sie dann zum Weibe. Daß eine solche Missethat nicht ungeahndet bleibe, trat unerschrocken der Prophet Nathan vor den König, und verkündete ihm, Jehova werde ihm zur Strafe Unheil erwecken in seinem Hause, und Schmach erleben lassen an seinen Weibern. Da bekannte David in reuevoller Gemüthsstimmung, die uns der damals gedichtete einundfunfzigste Psalm auf das anschaulichste kennen lehrt, daß er schwer gesündigt habe; und beide, der Prophet und der König, bewiesen, daß, so lange diese Gesinnung herrsche, Israels Volk nicht verfallen seyn werde der furchtbaren Willkür jenes orientalischen Despotismus, der stets Leben und Ehre der Unterthanen seiner Lust und Laune ungestraft opfern zu dürfen glaubte.

Eroberungen.

Als kriegerischer Held erhob David die Macht und den Glanz des Reiches ungemein. Er besiegte die Jebusiter, Moabiter, Ammoniter, Idumäer, Amalekiter, den König von Damaskus, und machte sie zinsbar, so daß er seine Grenzen bis zum Euphrat und bis zum rothen Meere erweiterte. Diese Kriege konnten nicht mehr auf die alte Weise, durch das Aufgebot einzelner Stämme oder auch der ganzen Nation in Masse, geführt werden; sie erforderten ein stehendes Heer. Saul hatte den ersten Grund dazu gelegt, der eigentliche Schöpfer desselben wurde David.

Auch erhielt das Reich jetzt erst eine Hauptstadt. Zur solchen erkor David Jerusalem, welches er mit der Burg Zion den Jebusitern abgenommen hatte. Er wollte damit nicht bloß einen Mittelpunkt für die Herrschaft bilden, sondern auch für den Gottesdienst, da bis jetzt die in den mosaischen Gesetzen so sehr eingeschärfte Einheit desselben noch wenig oder gar nicht vorhanden gewesen war. Darum führte er die heilige Bundeslade mit großer Feierlichkeit nach der neuen Hauptstadt, und gab zugleich den Verhältnissen und Geschäften der Priester und Leviten eine festere Einrichtung, da auch hierin noch große Ungesetzmäßigkeit obgewaltet hatte. Einen Theil der Leviten bestimmte er zur Verherrlichung des Gottesdienstes mit Gesang und Tonspiel. In dieser Doppelkunst ging er selbst mit seinem Beispiel voran, sie bildet das dritte Element seiner Wirksamkeit. Allerdings gab es lange vor David eine hebräische Dichtkunst, sie läßt sich bis auf die Zeiten des Moses zurückführen, und ihre ersten Klänge sind gewiß noch viel älter, aber zu ihrer Ausbildung und Entwickelung gehörten Fortschritte in der geistigen Cultur, die bisher nur langsam und allmählich gemacht waren, uns aber in Davids Zeit wie eine nach langem Wachsthum des Stammes schnell sich entfaltende Blüthe entgegentreten. Wie das ganze höhere Leben des israelitischen Volkes auf strengem Monotheismus ruht, fast kein anderes geistiges Element in sich aufnimmt, so stehen auch die allermeisten Erzeugnisse seiner Poesie unter dem Einfluß dieser religiösen Richtung, und sind ein großes Spiegelbild derselben. Ein Feuerstrom der Begeisterung reißt die Dichter immer unmittelbar zu dem Gott hin, der sich nicht als ein in der Natur lebendes und mit ihr eins gewordenes Wesen, sondern wie der über die Natur als über seine Schöpfung gebietende Herr offenbart. Die Sprache und der Ausdruck haben einen Schwung, die Bilder eine Erhabenheit und Kühnheit und in großartiger Gedrängtheit eine Anschaulichkeit, das vertrauensvolle Gebet zu Gott, der Dank und Preis

Psalmenpoesie.

eine Inbrunst; die Klagen eine Innigkeit, welche in der Poesie aller Völker und Zeiten unübertroffen geblieben sind. Weil nun dieses Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer, zu dem es fleht, oder den es preis't, das vorherrschende ist, mußte die hebräische Poesie ganz im Gefühl wurzeln, folglich ihrer innern Natur nach hauptsächlich eine lyrische seyn. Hier nun war es, wo David wunderbare Töne anschlug, und diese Dichtkunst auf einen nach ihm nicht überstiegenen Gipfel stellte; ja so sehr erscheint sie als sein Werk, daß man bei den heiligen Gesängen des Psalmenbuchs immer zunächst an ihn, als an den Urheber denkt, obgleich die wenigsten darin von ihm herrühren, die meisten nicht einmal aus seiner Zeit sondern aus spätern Jahrhunderten sind. Aber Alle, deren Poesien dieser herrlichen Sammlung später einverleibt wurden, bestrebten sich im Geist und Sinn des königlichen Sängers zu dichten.

Bedrängniß durch Absalon.

Das größte Trübsal erwuchs dem alternden Könige aus seinem eigenen Hause, in dem die schlimmen Folgen nicht ausblieben, welche die Vielweiberei bis auf den heutigen Tag über den Orient bringt, Zwietracht der Söhne verschiedener Frauen untereinander und ihre Entfremdung vom Vater. Absalon, ein Sohn Davids von ausgezeichneter Körperschönheit, ließ seinen Halbbruder Amnon, weil dieser seine Schwester Thamar geschwächt hatte, umbringen, und floh aus dem Lande, um dem Zorn des Vaters zu entgehen. Später zwar mit ihm ausgesöhnt und zurückgerufen, war doch die einmal in seine Seele gedrungene feindselige Stimmung nicht hinweggenommen, der Groll vermischte sich mit Plänen hochstrebenden Ehrgeizes, die ihn dazu brachten, seine Hand nach der Krone auszustrecken. Nachdem er sich durch große Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann die Herzen Vieler gewonnen hatte, pflanzte er offen die Fahne der Empörung auf, und fand so zahlreichen Anhang, daß David Jerusalem gegen ihn nicht behaupten zu können glaubte, sondern mit seiner Leibwache und einer andern Schaar von Getreuen die Stadt verließ,

mehr über die Entartung des noch immer geliebten Sohnes trauernd, als über den drohenden Verlust der Herrschaft bekümmert. Auf dieser Flucht erfuhr er rührende Beweise von Anhänglichkeit, aber auch schnöden Schimpf und Spott, während Absalon in der Hauptstadt, die er sogleich besetzt hatte, sich mit dem ausgelassensten Uebermuthe benahm, indem er den zurückgelassenen Kebsweibern Davids beiwohnte, so daß das ganze Volk es inne ward. Ahitophel, ein zu ihm übergetretner Staatsdiener Davids, welcher ihm dazu gerathen hatte, wollte durch eine so außerordentliche Beschimpfung des Königs die Aussöhnung unmöglich machen. Aber einen andern Rathschlag desselben wegen seiner Klugheit berühmten Mannes, dem fliehenden David sofort nachsetzen zu lassen, verachtete Absalon, und ließ eine Zeit verstreichen, die der König benutzt haben muß, Verstärkungen an sich zu ziehen, denn als Absalon endlich aufgebrochen war, und mit dem Heere seines Vaters im Walde Ephraim zusammenstieß, erlitt er eine gänzliche Niederlage, und da er selbst das Mißgeschick hatte, fliehend mit seinen schönen langen Haaren in den Zweigen einer Terebinthe hängen zu bleiben, wurde er von dem herbeieilenden Joab erstochen. Bei dieser Nachricht brach der Vater in lautes Wehklagen aus; so groß war noch immer die Liebe zu dem aufrührerischen Sohne in seinem Herzen, daß er sich der wiedererlangten Herrschaft kaum freuen konnte. Und fast wäre ihm diese zum allergrößten Theil entzogen geblieben, denn bei der Zurückführung des Königs entstand ein Streit zwischen Juda und den übrigen elf Stämmen, welcher die letztern so erbitterte, daß es dem Benjamiten Seba gelang, sie von neuem von David abzuwenden. Doch erlag Seba bald den Kriegern des Königs, und damit erreichte der Aufruhr sein Ende.

Mangelnde Festigkeit des Thrones.

Diese Begebenheiten, von dem Verfasser der Bücher Samuels mit einer Ausführlichkeit und in einer Weise erzählt, welche die deutlichsten Spuren der Benutzung gleichzeitiger Aufzeichnungen an sich tragen, sind über das Ver-

hältniß des Thrones zum Volke sehr lehrreich. Selbst ein Mann wie David, sehen wir daraus, hatte seine Herrschaft nicht so befestigen können, daß sie nicht einem leichtfertigen Versuche fast erlegen wäre. So wie Absalon die Fahne der Empörung erhebt, folgt ihm das neuerungssüchtige Volk gegen einen Fürsten, der sich unermeßliche Verdienste um das Reich erworben; es findet dieser, als seine Bedrängniß am größten ist, die nöthige Unterstützung nicht in einer andern Partei der Nation, die sich für ihn erhebt, sondern in dem stehenden Heere, das er sich geschaffen. „Es ward daselbst das Volk Israel geschlagen von den Knechten Davids," ist der merkwürdige Ausdruck der Quelle [1]). Und selbst nach der gewonnenen Schlacht muß der König das Unabhängigkeitsgefühl der Stämme so schonen, daß er nicht daran denkt, als ein Sieger, der die Empörer bewältigt hat und zur Strafe zieht, in seine Hauptstadt einzuziehen, vielmehr harrt er seiner Zurückführung durch das Volk.

Salomo's Thronbesteigung. 1015 v. Chr.

Nach Davids mehrfach ausgesprochenem, noch in seiner letzten Krankheit feierlich bestätigtem und öffentlich verkündetem Willen folgte ihm nach seinem Tode auf dem Throne der ihm von der geliebten Bathseba geborene Sohn Salomo. Nicht ohne Blutvergießen begann die neue Regierung. Salomo ließ seinen Bruder Adonia, der sich schon früher der Thronfolge hatte bemächtigen wollen, und jetzt mit einem neuen Anschlage hervortrat, so wie dessen mächtigsten Freund und Gehülfen, den alten Joab, hinrichten, und sicherte sich dadurch, freilich in der gewaltthätigen Art des Orients, den ruhigen Besitz des Thrones. Und Ruhe blieb der Charakter dieser langen Regierung, wie es den Neigungen des Königs entsprach, der danach strebte, sich und das Reich durch Förderung der Künste und Beschäftigungen des Friedens und durch großen Glanz zu verherrlichen.

---

1) II Samuel 18, 7.

Diesen Glanz verlieh er auch dem Gottesdienst, und unter allen Werken, die er errichtet, ist keines so berühmt geworden, als der Tempel Gottes, den schon David hatte aufführen wollen, der aber erst von ihm gegründet und vollendet ward. Für die Pracht und Großartigkeit, mit welcher Salomo das Gebäude ausstatten wollte, fand er weder Kunstverständige noch edle Stoffe genug in der Heimath; beide gab das befreundete Phönicien her, der König Hiram von Tyrus sandte auf Salomo's Begehren Bauleute und Cedern- und Cypressenholz vom Libanon. Der bei der Hauptstadt gelegene Hügel Moria, wo der Tempel stehen sollte, mußte erst durch gewaltige Grundmauern geebnet und zu diesem Zweck eingerichtet werden. Zwei Vorhöfe, ein innerer und ein äußerer, umgaben das eigentliche Tempelhaus, welches aus drei Theilen bestand, einer Vorhalle, dem Haupthause oder dem Heiligen, und dem Allerheiligsten. Das letztere zu betreten war nur dem Hohenpriester, und auch diesem nur einmal im Jahre, am Versöhnungstage, gestattet, sonst bei Todesstrafe untersagt. Das Innere dieser Räume war theils mit Cedern-, theils mit Cypressenholz bekleidet, das Getäfel vergoldet und mit Bildwerk geschmückt. Das Allerheiligste enthielt die mosaische Bundeslade, zu ihren Seiten standen zwei colossale Cherubsgestalten mit langen ausgebreiteten Flügeln, von Holz geschnitzt und mit Gold überzogen. Im Heiligen standen ein Räucheraltar, zehn Schaubrodtische und zehn goldene Leuchter. Uns von dem Aeußern des Gebäudes und seinen Formen eine hinreichende Vorstellung zu machen, reicht die in unsern Quellen enthaltene Beschreibung nicht hin; Theologen und Baukünstler sind zwar vielfach bemüht gewesen, die gegebenen Andeutungen zu einem bestimmten Bilde zu ergänzen, aber die Ergebnisse ihrer Forschungen sind eben so abweichend als zweifelhaft. Gewöhnlich ist man dabei von falschen Voraussetzungen ausgegangen, früher von der Vorstellung, daß die Bauart des Salomonischen Tempels dem griechisch-römischen Stile verwandt

Tempelbau

gewesen sei, später von der einer Uebereinstimmung mit dem ägyptischen. Die erstere ist ein starker Anachronismus, die zweite scheint sich auf den ersten Blick durch das alte Verhältniß des israelitischen Volkes zu Aegypten und die Culturanregungen, die es dort empfing, zu empfehlen, ermangelt aber auch aller nähern in der Sache selbst liegenden Begründung. Zwischen dem ägyptischen Baustil und dem phönicischen hat ein entschiedener Gegensatz geherrscht, und den letztern für den beim Salomonischen Tempel angewendeten zu halten, sind wir vollkommen berechtigt, nicht nur weil phönicische Meister daran gebaut, sondern auch nach der Beschreibung der innern Gestaltung und Ausschmückung desselben. Wie in den Tempeln der Phönicier finden wir hier das größte Gewicht auf die Anwendung schimmernder Stoffe, auf kostbares Holz und den Glanz des Goldes gelegt, welche unruhige Weise dem festen Ernste der ägyptischen, wo Alles auf Steinbau berechnet war, stark entgegensteht. Im Ganzen haben wir uns den israelitischen Tempel als ein Gebäude von mäßiger Größe, von zwar nicht unedeln, aber den höheren Forderungen architektonischer Gliederung doch wenig entsprechenden Verhältnissen vorzustellen [1]).

Glanz seiner Regierung. Schnelle Entwickelung der Civilisation.

Außer dem Tempel ließ Salomo auch kostbare Paläste aufführen, deren Pracht eine glänzende Hofhaltung entsprach. Die Verwaltung wurde fester geregelt und über mehr Lebensverhältnisse ausgedehnt; viele Städte wurden befestigt und neu angelegt; dem Volke wurde eine ordentliche Kriegsverfassung gegeben; ein zahlreiches stehendes Heer wachte über die Sicherheit des Staats; sehr ansehnlich war die mit Pferden aus Aegypten versehene Reiterei, besonders bestimmt, die Handelsstraßen jenseits des Jordans gegen die Raubzüge arabischer Völker zu schützen [2]). Ueber-

1) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste Bd. I. S. 241 fg. 264 fg.

2) Bertheau, a. a. O. S. 316.

haupt ermunterte und beförderte Salomo den Handel; durch die enge Verbindung mit Phönicien kamen jene Ophirfahrten zu Stande, die ihm selbst einen bedeutenden Gewinn abwarfen, beträchtlicher noch scheint der Ertrag der Durchgangsgefälle für den Waarenvertrieb der phönicischen Städte gewesen zu seyn. Auch sonst hatte der König durch regelmäßige Steuern, Tribute von den Fürsten der Bundesvölker und Geschenke der Nachbarn, die ihn, den mächtigen und glanzreichen Fürsten, hoch ehrten und seine Freundschaft zu erhalten suchten, reiche Einkünfte. Und freilich bedurfte er großer in seinen Schatz fließender Summen für seine vielen kostspieligen Unternehmungen und Einrichtungen. Aber auch die Nation hatte ihren Theil daran, besonders wurde Jerusalem eine sehr reiche, von einem glänzenden Leben erfüllte Stadt; das Steigen des Wohlstandes und der Civilisation hielten gleichen Schritt, Gewerbfleiß, Geschmack, Verfeinerung verbreiteten sich; Alles schien den israelitischen Staat auf die Bahn zu lenken, wo bei ungestörter Sicherheit nach Außen unter einer wohlgeordneten, festen Regierung der Volksgeist sich in die stille Entwickelung der Friedenskünste versenkt.

Zu allem diesem Ruhme fügte Salomo noch den einer großen Weisheit. Man darf dabei nicht an Früchte von Forschungen über den Urgrund der Dinge, noch weniger an ein Lehrgebäude darüber denken; speculative Philosophie hat sich bei keinem andern altorientalischen Volke als bei den Indern recht entwickelt. Salomo's Weisheit zeigte sich in scharfsinnigen Entscheidungen verwickelter Rechtsfälle, und in einem Schatze von Lebenserfahrungen, die er in Klugheitsregeln und sinnreichen Aussprüchen kund that. Es wird erzählt, daß der Ruf seiner vorzüglichen Gabe, allerlei schwierige und verwickelte Fragen zu lösen, eine Königinn von Saba in Arabien bewog, selbst nach Jerusalem zu kommen, um den König durch Vorlegung von Räthseln zu prüfen, und daß sie, durch seine Weisheit höchlich befriedigt, voll von Bewunderung derselben mit Hinter-

Salomo's Weisheit

lassung reicher Geschenke zurückkehrte. Nicht zu bezweifeln ist, daß der Ruf von Salomo's Klugheit und von dem strahlenden Glanze seiner Regierung weit über die Grenzen seines Reiches drang, und nach seinem Tode sind sie nicht nur sprüchwörtlich geblieben, sondern auch ein Gegenstand für viele Uebertreibungen der Sage geworden, zuletzt für maßlose Fabeln, welche die Phantasie der Orientalen ersonnen hat. Besonders haben die mohammedanischen Schriftsteller die Geschichte dieses Königs ganz mährchenhaft behandelt, indem sie ihn zu einem mächtigen Zauberer machen, dem die Kräfte der Natur, die guten und die bösen Geister, gehorchen mußten [1]); wie auf unvollkommenen Bildungsstufen eine solche Zauberkraft Männern, welche eine Fülle von Reichthum, Lebensgenüsse und einen besondern Grad von Kenntnissen vereinen, häufig angedichtet wird.

und Spruchdichtung.

Von der wirklichen Beschaffenheit der hochberühmten Weisheit Salomo's können wir uns noch eine sehr anschauliche Vorstellung machen. Unter den in das alte Testament aufgenommenen Schriften, die seinen Namen tragen, ist das Buch der Sprüche, welche, bald im einfach sprüchwörtlichen Vortrage, bald in witzigen Gegensätzen und Bildern, eine Weisheit tönen, deren sittlich-religiöse Regeln und Vorschriften aus einer reichen Lebenserfahrung stammen. Sie bezwecken, den Aufmerkenden durch das Leben zu leiten, indem sie sich ihm sowol durch das Interesse des Inhalts als durch die leichtfaßliche Form einprägen. Diese gnomische Gattung der Dichtkunst eignet besonders dem orientalischen Geiste, das Poetische liegt hier in der sinnvollen inhaltsschweren Gedrängtheit des Ausdrucks und in der treffenden Wahl der Bilder. Jenes Buch gesammelter Sprüche ist zwar in seiner jetzigen Gestalt nicht das Erzeugniß eines einzigen Verfassers sondern vieler, aber ein guter Theil des Inhalts rührt ohne Zweifel von Salomo

---

1) Ueber diese Mährchen s. m. d'Herbelot, Bibl. orient. u. d. W. Soliman Ben Daoud.

her; vermuthlich liegt der Sammlung ein von ihm selbst verfaßtes Spruchbuch zu Grunde; auch ist es sehr wahrscheinlich, daß er sogar der Urheber der gnomischen Dichtung als eines vor ihm noch nicht angebauten Zweiges der Poesie unter seinem Volke war [1]). Mit Ausnahme der prophetischen Redeform, deren glänzendste Zeit erst später eintrat, hatte die hebräische Dichtkunst durch die erlangte Trefflichkeit in der lyrischen und gnomischen Art jetzt ihre Blüthe und Höhe erreicht. Es gehört aber die prophetische Poesie auch der lyrischen Gattung an, auf welche aus dem oben bemerkten Grunde der Geist des Hebräers vorzüglich angewiesen war; die beiden andern Hauptgattungen, in welchen sich bei den künstlerisch begabtesten Völkern die poetische Eigenthümlichkeit am meisten zu zeigen pflegt, die epische nämlich und die dramatische, sind unter den Hebräern nie ausgebildet worden und konnten es auch nicht. Das Epos nicht, weil seine wahre Grundlage die Geschichte ist, ein so freies Schalten mit dieser aber, wie zur Entstehung eines großen poetischen Werkes erforderlich ist, nach dem Charakter und der Richtung der Nation und nach ihrem Verhältniß zu ihren Ueberlieferungen, nicht eintreten konnte, wie gleichfalls schon gezeigt ist. Es blieb also bei einem gewissen epischen Charakter, den die Geschichtschreibung annahm, ohne zum epischen Gedicht zu werden. Noch weniger eignete sich der Genius des Volkes für das Drama; denn zu diesem ist eine ruhige Klarheit im Anschauen und Auffassen der Realität, ein Versenken in dieselbe, eine Entwickelung und eine Ausführlichkeit in der Darstellung der Begebenheit erforderlich, welche vor jener stürmischen lyrischen Gluth, die von den Dingen immer zu ihrem Schöpfer emporstrebt, nicht aufkommen kann [2]).

Höhe und innere Grenzen der poetischen Entwickelung unter den Hebräern.

---

1) Ewald, Die poetischen Bücher des Alten Bundes Th. I. S. 35.

2) Wenn man mit Ewald im Hohenliede und im Hiob dramatische Gedichte sehen will, dehnt man den Begriff dieser Gattung viel zu weit aus. Wie viele der erzählenden Art angehörende Gedichte

Keime des Verfalls in der Salomonischen Blüthe.

So sehen wir denn während Salomo's Regierung und unter seiner thätigsten Einwirkung eine große und rasche Entwickelung der Nation nach der materiellen wie nach der geistigen Seite hin; was sich durch Samuel und David zu entfalten begonnen hat, steht jetzt in voller Blüthe. Aber an dieser nagt sichtlich schon der Wurm, nicht nur weil die Blüthe überall schnell dem Abwelken entgegengeht, sondern auch weil hier Zeitigung und Farbenpracht durch Elemente gefördert waren, welche dem innersten Volksgeiste und seiner welthistorischen Bestimmung widersprachen. Wir sehen seit der Ausbildung der königlichen Regierung eine stufenweise Entfernung vom Mosaismus. Davids Zwecke waren jenem Ideal des großen Gesetzgebers von einer Bundesrepublik, deren Glieder um so fester und ausschließlicher den Blick auf den Herrn ihren Gott richten, je einfacher und freier ihr Leben ist, schon entgegen, aber dieser König ließ doch zugleich dem Prophetenworte Raum, er ordnete sich ihm nach seinen Vergehungen auf eine Weise unter, der eine große und allgemeine Wirksamkeit nicht fehlen konnte; das theokratische Princip vermochte sich neben dem monarchischen zu behaupten, und darin einzudringen. Dazu riß Davids rastloses, ringendes Streben die Nation zu angestrengten Kämpfen fort, stählte ihre Kraft, erhielt ihren Geist straff. Salomo hingegen, reich begabt aber eitel und selbstgefällig, wollte reifende Früchte pflücken, das Leben durch Genüsse jeder Art verschönern, sich an der Entfaltung hoher königlicher Pracht ergötzen, und seinen Geist zugleich den Betrachtungen hingeben; den Krieg scheute er so, daß er sich seines großen Heeres nicht einmal bediente, das von David eroberte Damaskus, wo sich jetzt ein ehemaliger Diener des Königs von Zoba zum Herrn machte, wieder zu unterwerfen, eine Schlaffheit, die

der Modernen, Idyllen, Balladen u. s. w. müßte man dann nicht dem Drama zutheilen! Und wie sehr würde man dadurch die Grenzlinien verwischen!

dem Ansehen des Reiches bei den Nachbarn sehr gefährlich werden mußte. Und diese Herrschaft müßigen Genusses und weichlicher Ruhe widerstrebte dem Geiste der mosaischen Institutionen noch ungleich mehr als der waffenlustige Sinn und die Eroberungspolitik Davids. Luxus und Ueppigkeit verbreiteten sich, die Person des Königs selbst, seine Pracht, seine Lüste spielten hier eine viel zu große Rolle, um Gott und seinem Dienst die Fülle ihrer Bedeutung, dem Volke das nöthige Maß von Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu lassen. Bei allem Aufschwunge, den das Land nahm, wurde doch der Abgabendruck sehr gefühlt, Unzufriedenheit fing an sich zu äußern, man ahnete, daß die Verhältnisse nicht so bleiben könnten, daß zuletzt das Uebermaß einer sich concentrirenden Einheit ihr Gegentheil, Trennung unter den Stämmen, hervorrufen würde. Denn was man gegen den Königsthron hatte, trug man auch auf das ihn besitzende und darauf stolze Juda über, besonders empfand der in alter Eifersucht grollende Stamm Ephraim diese Abneigung. Schon verkündete ein Prophet dem Jerobeam, einem jungen Ephraimiten, den Salomo wegen seiner Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, daß er einst Herrscher seyn werde über zehn Stämme Israels. Dies schien dem Könige so bedenklich, daß er ihn als künftigen Thronbewerber hinrichten lassen wollte; er rettete sich, indem er nach Aegypten floh.

Salomo's Götzendienst.

Die Abwendung vom Geiste der mosaischen Gesetze, die in Salomo's Richtung lag, war so groß, seine Gleichgültigkeit dagegen nahm so zu, daß er am Ende seines Lebens das erste aller göttlichen Gebote, die alleinige Anbetung des wahren Gottes, verletzte. Er, der in früheren Jahren Jehova den herrlichen Tempel aufgeführt, huldigte jetzt phönicischen, moabitischen und ammonitischen Götzen, und ließ ihnen auf Anhöhen opfern; zum Beweise, daß der Tempel, den der Mensch in seiner Brust Gott erbaut, mehr werth ist als jeder äußere, und daß irdische Weisheit nicht schützt vor tiefem Fall der Seele. Diesen Fall

Salomo's führt der alte Geschichtschreiber der Bücher der Könige zurück auf die Verführung durch die vielen fremden Weiber, die er, schon darin gegen das Gebot Jehova's sündigend, hatte; denn auch hier fröhnte er ganz der orientalischen Unsitte; sein Harem soll nicht weniger als tausend Frauen gezählt haben. Was Neuere gemeint haben, daß Salomo durch jene Errichtung von Stätten für den abgöttischen Cultus nur für die Fremden habe sorgen wollen, deren Bedürfnissen ein Handel treibendes Volk entgegenkommen müsse, bewiese, wenn es gegründet seyn sollte, auch nur, daß der König des Volkes Wohlfahrt und Bildung durch Mittel, welche die mosaischen Grundlagen zerstören mußten, erreichen wollte. Er starb nach einer Regierung, deren Jahre auf vierzig angegeben werden, genau so wie die der Regierungen Sauls und Davids. Es sind ohne Zweifel nur Bestimmungen in runden Zahlen, nicht in genauen, welche erst bei den folgenden Königen eintreten. Bis dahin muß es an Aufzeichnungen gefehlt haben, aus welchen bestimmte Zeitangaben zu schöpfen gewesen wären; daher kann eine auf solche gegründete, obschon auch dann noch nicht von allen Zweifeln freie Chronologie der israelitischen Geschichte erst mit dem Tode Salomo's beginnen.

und Tod. 975 v. Chr.

Trennung in die Reiche Juda und Israel. Die Könige Rehabeam und Jerobeam.

Dieser Tod wurde für das ganze Volk verhängnißvoll und ein großer Wendepunkt in seiner Geschichte. Die Nation war zwar geneigt, Salomo's Sohn Rehabeam als König anzuerkennen, aber so daß ihre freie Wahl ihn bestätigte, wie Saul und David bestätigt worden waren. Es sollten, wie dies auch in spätern Zeiten bei ganz andern Völkern vorkommt, Erbrecht und Wahl mit einander verbunden und durch die letztere dem Königthum gegenüber die Volksfreiheit behauptet werden. Auch nicht unbedingt wollte man Rehabeams Einsetzung aussprechen, er sollte Erleichterung der schweren Lasten, welche Salomo der Nation aufgelegt, verheißen, zu welchem Ende eine allgemeine Versammlung des Volkes nach Sichem berufen worden

war. Die Wahl dieses Orts ist gleichfalls bedeutsam, es ist nicht die Königsstadt, überhaupt keine in Juda, in dem Stammlande der Dynastie gelegene, es ist die in den alten republicanischen Zeiten Josua's zu Nationalzusammenkünften bestimmt gewesene Stadt, und zwar im Gebiete von Ephraim, dem entschiedensten und hochfahrendsten Gegner Juda's. Diese Dinge hätten den Rehabeam belehren müssen, wie nöthig Vorsicht und Nachgiebigkeit seyen; statt dessen sehen wir ihn, dem Rath leichtsinniger und übermüthiger Jünglinge gemäß, mit grenzenlosem Uebermuth, der sich nur durch das blinde Vertrauen, zu dem despotische Gewöhnung in fürstlichen Geschlechtern verführt, erklären läßt, die Befestigung seiner Herrschaft über ganz Israel verscherzen. Denn als nun jenes Verlangen, daß er das Joch seines Vaters erleichtern möge, vorgebracht wurde, ohne Zweifel von den Gemäßigten wider den Willen der Heftigen, welche von vorn herein die Trennung wollten, erwiederte Rehabeam: „Mein Vater hat euer Joch schwer gemacht, ich aber will noch hinzufügen zu eurem Joche; er hat euch mit Geißeln gezüchtigt, ich will euch mit Scorpionen züchtigen." Worauf die Entrüsteten in den Ruf ausbrachen: „Was haben wir für Theil an David, und welches Eigenthum am Sohne Isai's? Zu deinen Zelten, Israel!" So war der Abfall ausgesprochen. Vergebens sandte der König jetzt einen Boten, die Erzürnten zu begütigen. Er wurde gesteinigt, Rehabeam selbst mußte in Eile nach Jerusalem fliehen. Allein hätte Ephraim nichts vermocht wider Juda, welches jedem andern Stamm überlegen war, aber es riß von den zehn übrigen Stämmen neun mit sich fort. Sie huldigten dem Jerobeam, der aus Aegypten zurückgekommen war, und schon der Versammlung in Sichem beigewohnt hatte. Er war nun König über ein den nördlichen Theil von Palästina in sich begreifendes Reich, welches als die große Mehrheit der Nation den allgemeinen Volksnamen Israel in Anspruch nahm, wie es schon unter Isboseth geschehen war; das klei-

nere südliche Reich erhielt von dem Hauptstamm, der es bildete, den Namen Juda. Außer diesem Stamme blieb nur das kleine, aber besonders fruchtbare Benjamin dem Rehabeam und der Davidischen Dynastie treu [1]).

Feindschaft zwischen beiden Reichen.

Der unheilvolle Riß, der zu Davids Zeiten schon zweimal hervorgetreten aber wieder geheilt worden war, bestand nun für alle Folgezeit, und die schönen Kräfte, die unter David und Salomo so Herrliches hervorgebracht hatten, wirkten nie wieder von Einem Mittelpunkt aus mit einträchtigem Willen geleitet. Vielmehr wurde die Kluft durch die Könige des nördlichen Reiches absichtlich so viel als möglich erweitert und befestigt. Zwischen den beiden Regierungen herrschten heftige Eifersucht und Haß, ja, besonders im Anfang, offne Feindschaft und Krieg; man rief fremde Hülfe gegen den Bruderstaat an, oder machte mit Fremden, die ihn bekämpften, gemeinschaftliche Sache und leistete ihnen bei ihren Unterdrückungsversuchen Vorschub, während das vereinigte Israel Mühe genug gehabt hätte, den Eroberungsplänen mächtiger Nachbarreiche mit Erfolg zu widerstehen. Rehabeam schon mußte einem Könige von Aegypten, den die hebräische Quelle Sisak nennt [2]), der mit Heeresmacht wider Jerusalem zog, alle Schätze des Tempels und des Königspalastes ausliefern. So groß war die Demüthigung Juda's schon fünf Jahre nach dem Tode des mächtigen Salomo.

---

1) So fassen die Bücher der Könige das Verhältniß. De Wette, Lehrb. d. Archäolog. 3te Aufl. S. 175 nimmt an, daß auch der Stamm Simon und ein Theil von Dan zum südlichen Reiche gehört haben, was Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. I. S. 738 auf einige Städte aus diesen beiden Stämmen beschränkt wissen will.

2) Es scheint der Sesonchis Manetho's, der erste König seiner 22sten Dynastie zu seyn, der auf den Denkmalen Schischonk heißt. Aber die Chronologie beider Völker stimmt nicht; nach der hebräischen fällt Sisaks Zug 980 v. Chr., während man Schischonks Anfang höchstens bis 957 hinaufrücken kann, nach Böckh, Manetho und die Hundssternperiode S. 320.

Militärdespotismus und Dynastienwechsel in Israel.

Als sich die Aeltesten der Nation zu Sichem dem Rehabeam entgegenstellten, hatte es scheinen können, als ob der alte Trieb nach Ungebundenheit, nach einem gesonderten Stamm- und Familienleben, der erst in Samuels Zeiten gegen das durch die königliche Würde dargestellte Einheitsprincip zurück getreten war, wieder erwacht wäre, und daß das getrennte Königthum sich nur durch große, der Volksfreiheit gemachte Bewilligungen würde halten können. So war es aber nicht, die Einheit blieb zerrissen zu Gunsten des Königthums, und zwar eines unbeschränkten und gewaltthätigen, auch in Israel. Dieses Reich war entstanden, weil man die Wahlfreiheit gegen das Erbkönigthum geltend machen wollte, und es gerieth in die Hände des schlimmsten Despotismus, des militärischen. Denn wie die Könige verfuhren, konnte es die Liebe und Gunst des Volkes nicht seyn, welche sie trug und hielt, auch hatten sie nicht wie die Davidischen in Juda einen Haltpunkt in dem Ansehen glanzreicher und verehrter Ahnen, ihre Stütze konnte nur das Heer seyn. Daß sie ein dazu taugliches zu bilden und zu erhalten vermochten, zeigt, wie sehr sich Alles in der Weise eines Kriegsstaates umgebildet hatte. Wie aber eine despotische Herrschaft, die nur auf Waffen ruht, immer zugleich eine höchst unsichere ist, weil jeder tüchtige Feldherr so viel zu seyn glaubt als der König, jeder ehrgeizige es zu seyn strebt, so war es in Israel. Jerobeams Sohn und Nachfolger wurde nach einer sehr kurzen Regierung von einem Heerführer gestürzt und sein ganzes Haus ausgerottet, und so ging es fort. Einer dieser Usurpatoren, Simri, war nur sieben Tage König, da verbrannte er sich selbst im Palaste zu Thirza, als Omri, den das Volk gegen ihn zum König erhoben hatte, die Stadt belagerte. Die neunzehn Könige, welche über das Reich Israel während der dritthalbhundertjährigen Dauer desselben herrschten, waren aus neun verschiedenen Häusern, welche sämmtlich auf gewaltsame Weise die Herrschaft an sich rissen. Und bei allem diesen Ueber-

gewicht des Soldatenwesens war der Staat schwach gegen feindliche Nachbarn, besonders gegen die Syrer von Damaskus.

Die Vortheile, welche Juda der größern Ausdehnung und Menschenzahl Israels gegenüber besaß, bestanden in der Festigkeit des im Davidischen Geschlecht erblichen Thrones, indem der älteste Sohn fast immer dem Vater folgte, von Verschwörungen und Meutereien gegen die Könige nur wenige Beispiele vorkamen, und ferner in dem Besitz der heiligen Stätte des Jehovadienstes, auf welche alle Fromme auch in Israel wie auf den religiös-nationalen Mittelpunkt blickten Diese Beziehung seiner Unterthanen zur Hauptstadt Juda's zu zerstören, verbot Jerobeam die Festfahrten nach Jerusalem, durch welche, wie er fürchtete, die Gemüther sich ganz wieder zur Davidischen Dynastie hinneigen würden, und zum Ersatz stellte er in zwei Grenzstädten, zu Dan und zu Bethel, goldene Kälber oder Stiere, als Sinnbilder Jehova's auf, und verführte dadurch das der sinnlichen Auffassung göttlicher Dinge ohnehin nur zu geneigte Volk zwar nicht zum Götzendienst aber doch zu dem in dem mosaischen Gesetze aufs strengste verpönten Bilderdienst, wobei denn auch innerlich der wahre Sinn der Jehovareligion, die Erhebung des Gemüths zum unsichtbaren Gott und die davon abhängige Besserung, zerstört ward. Für diesen von ihm geschaffenen Cultus stellte Jerobeam nichtlevitische Priester an, viele Leviten aber und andere den göttlichen Geboten treue Israeliten verließen darüber das Reich und wanderten nach Juda aus, dessen Kraft durch diese Einzöglinge verstärkt ward. Unter den folgenden Königen bestand dieser Bilderdienst fort, aber dabei blieb es nicht. Ahab, der Sohn Omri's, der vierzig Jahre nach dem Tode Jerobeams den Thron bestieg, führte auf den Antrieb seiner Gemahlinn, der berüchtigten Isebel, einer sidonischen Königstochter, deren Leitung er sich ganz hingab, den Dienst phönicischer Götter ein; er errichtete zu Samaria, welches Omri gebaut und zum Königsitze ge-

Bilderverehrung.

Götzendienst durch Ahab und Isebel.

macht hatte, dem Baal und der Astarte Altäre. Im ganzen Lande wurde der Baalsdienst mit seinen schmählichen Gebräuchen herrschend, ein tiefer Sittenverfall war die Folge. Man sieht aus dieser Abhängigkeit des Cultus von den Königen, wie groß ihre Macht über das Volk gewesen seyn muß, wie groß selbst die eines charakterschwachen, schwankenden Fürsten, wie Ahab es war; doch würde er freilich nicht durchgedrungen seyn ohne die Neigungen des Volkes zu dem die Sinne bethörenden Naturdienst, und ohne die Bekanntschaft damit und die Gewöhnung daran durch die fortwährend rege Handelsverbindung mit den phönicischen Städten. Es entstand eine heillose Religionsmengerei. Die meisten Israeliten hinkten, nach dem biblischen Ausdruck, auf beiden Seiten, sie dienten dem Baal, ohne Jehova gänzlich den Rücken zu kehren.

Widerstand und Märtyrerthum der Jehovapropheten.

Aber so klein die Zahl Derer, die dem Gotte ihrer Väter ganz und ausschließlich treu blieben, und ihre Knie nie vor einem Götzen beugten, auch war; sie fand in den Propheten die entschiedensten Vertreter und die unerschrockensten, denn es gehörte kein geringer Grad von Muth dazu, dem Gräuel des Baaldienstes offen und thatkräftig entgegenzutreten, weil die fanatische und blutdürstige Isebel über die Glaubenshelden die blutigsten Verfolgungen verhängte. An der Spitze derselben stand der von glühender Begeisterung erfüllte Elias, eine hochgewaltige Gestalt, erhaben, streng, an das Rauhe streifend. Seine Thaten wie seine Schicksale sind ganz sagenhaft überliefert. Er wird einmal von Raben genährt, bei einer andern Gelegenheit von einem Engel gespeis't, zuletzt verschwindet er, indem er während der Erscheinung eines feurigen Wagens mit feurigen Rossen von einem Sturmwind zum Himmel emporgehoben wird. Diese und eine Reihe anderer von ihm erzählter Wunder, so wie die sie noch überbietenden seines Schülers Elisa, gehen über die Wunder in der Geschichte des Moses hinaus. Man sieht, wie der himmlische Schutz, den heldenmüthige Eiferer für den Dienst des wahren

Elias und seine Wundergeschichte.

Gottes hier erfahren, im stärksten Gegensatze zum Laufe der Natur aufgefaßt wird. Dies kommt nachher nicht weiter vor, die Begebenheiten der spätern Propheten, in welchen erst die Redegabe völlig ausgebildet erscheint, sind rein historischer Art wie die Periode, in der sie lebten. Elias lebte freilich auch in einer sonst von den Geschichtsbüchern historisch aufgefaßten und wiedergegebenen Zeit; aber das Gewaltige, die Gemüther der Menschen tief Bewegende des Kampfes der Jehovalehre gegen das Heidenthum giebt zu einer poetisch bildlichen Sagengestaltung wieder Anlaß und Raum. Doch fehlt uns deswegen nicht eine bestimmte geschichtliche Anschauung von der furchtlosen Kühnheit, mit welcher Elias dem Ahab entgegentrat, denn der Erzählung von den dadurch herbeigeführten Ereignissen liegen sichtlich wahre Thatsachen zu Grunde, und hier ist es auch, wo uns der Prophet am großartigsten erscheint. Auf sein Begehren veranstaltete der König eine Volksversammlung auf dem Berge Karmel, bei der alle Götzenpriester gegenwärtig waren. Laßt uns, sprach der Prophet hier, zwei Opfer bereiten, das eine für Baal, das andere für Jehova, und der Gott sey für den wahren erkannt, der sein Opfer durch Feuer vom Himmel anzünden wird. So geschah es, zwei Stiere wurden geschlachtet und auf Altäre gelegt. Auf den Götzenaltar fiel kein Feuer, wie sehr die Priester auch darum riefen, und sich nach der Weise ihres Cultus unter heftigen Geberden blutig ritzten; aber auf des Elias Gebet ward das Opfer für Jehova durch Feuer von oben entzündet und verzehrt. Voll Erstaunen und Ehrfurcht fiel alles Volk auf das Angesicht und pries den Herrn. Ergreift nun, rief Elias, die Baalspriester, daß ihrer Keiner entrinne, und vier hundert und funfzig an der Zahl wurden sie an den Bach Kison geschleppt und erwürgt, wie Isebel die Propheten Jehova's fast sämmtlich hatte ausrotten lassen. Einen so gewaltsamen Charakter hatte dieser Kampf angenommen, aber wer konnte für Elias — abgesehen von dem Vergeltungs-

rechte — todeswürdiger seyn, als eine Jehova höhnende Götzenpriesterschaft in der Mitte Israels? Ahab sah ihrer Hinrichtung zu, ohne etwas zu ihrer Rettung zu thun, aber nach der Schwäche und Haltungslosigkeit seiner Gemüthsart that er auch nichts zum Schutze des Elias, als diesen der Zorn der Königinn mit dem Tode bedrohte, so daß er von neuem die Flucht ergreifen mußte. Noch einmal trat er in der Folge vor Ahab, ihm wegen eines an einem Unschuldigen aus Habsucht begangenen Mordes den nahen Fall seines Hauses zu verkünden, und wieder nach Ahabs Tode vor dessen Sohn und Nachfolger Ahasja, der wie sein Vater den Götzendienst begünstigte, ihm anzusagen, daß er von einer Verletzung, die ihm ein Fall zugezogen, nicht wieder genesen würde, wie auch geschah. Hierauf ging Elias mit seinem Schüler Elisa, den er zu seinem Nachfolger bestimmte, an den Jordan und wurde fortan nicht mehr gesehen. Wie die Sage ihn in wunderbarster Weise von der Erde verschwinden läßt, ist schon berichtet; wir sehen darin den Glauben der Zeit, daß Elias, seiner großartigen Frömmigkeit wegen ein hochbegünstigter Liebling der Gottheit, ohne den Tod zu erfahren in ein höheres Leben aufgenommen worden sei. So blieb er auch einer der Ersten im Andenken der Nation, nicht wie Salomo im mährchenhaften Schimmer irdischer Pracht, Herrlichkeit und Klugheit, sondern als ein großer Glaubensheros; und so strahlt sein Glanz wie Eines, dessen Wiederkehr ins irdische Leben erwartet wird, in das Neue Testament hinüber, wo die Juden Johannes den Täufer fragen lassen, ob er Elias sei, Andere Christus selbst dafür hielten.

Nach Elias' Hingang sehen wir Elisa als ersten Jehovapropheten in Israel. Weniger streng und rauh, aber auch weniger feurig und großartig als sein Meister, war er doch ungemein thätig, und übte einen großen Einfluß auf die nächsten Begebenheiten. Obschon Joram, Ahasja's Elisa.

Bruder und Nachfolger auf dem Throne von Israel, sich vom Baalsdienst wandte und zum Bilderdienste Jerobeams zurückkehrte, that ihm doch Elisa, der wahrscheinlich den fortdauernden schlimmen Einfluß der Mutter Isebel fürchtete, wie einst Samuel dem Saul gethan; wie er sich vom Geiste Gottes dazu getrieben fühlte, bestimmte er — was Elias schon im Sinne gehabt hatte — den Feldherrn Jehu zum Könige, ließ ihn durch einen seiner Schüler dazu salben, und ihm im Namen Jehova's verkünden, daß er das Haus Ahabs ausrotten solle, als Rache für das Blut der Propheten, welches durch dasselbe vergossen worden. Sofort machte Jehu sich auf mit seinen Genossen, und zog gegen die Stadt Jesreel, wo Joram damals verweilte. Noch ungewiß über Jehu's Absicht zog er ihm mit seinem Verbündeten, dem Könige Ahasja von Juda, der sich bei ihm befand, entgegen, aber Jehu's Pfeil traf ihn zum Tode, und auch Ahasja ward umgebracht. Siegreich zog Jehu in Jesreel ein, die alte Isebel lag geschmückt im Fenster, der kühne Herrschersinn, den sie bei aller ihrer Ruchlosigkeit durch ihr ganzes Leben besessen haben muß, hatte sie auch jetzt noch nicht verlassen, sie rief dem Manne, von dem jetzt ihr Leben abhing, die Frage zu: ob es wol dem Königsmörder Simri gut ergangen sei; statt der Antwort forderte Jehu einige Hämmlinge, die neben ihr standen, auf, sie herabzuwerfen, und sie säumten nicht, Hand an ihre Herrinn zu legen. Ihren Leichnam ließ man unbegraben liegen, die Hunde fraßen ihn, wie die Propheten es vorhergesagt. Darauf ließ Jehu alle noch übrige sehr zahlreiche Glieder des Hauses Ahab erwürgen, und rottete alle Priester und Diener Baals hinterlistig aus, indem er sie unter dem Vorwande, diesem Götzen ein großes Fest zu feiern, im Tempel desselben versammelte. So endete für jetzt dieser merkwürdige Religionskampf mit dem grauenvollen Untergange eines Fürstenhauses, und der Baalsverehrung war unter Strömen von Blut ein Ende gemacht, aber nicht dem Bilderdienste, welcher auch unter

Untergang Isebels und des Ahabschen Hauses, 884 v. Chr.

dem Eiferer Jehu blieb, wie er durch Jerobeam eingeführt war, denn dieser Dienst scheint im Reiche Israel als eine unumgänglich nothwendige Bedingung des politischen Fortbestehens betrachtet worden zu seyn. Und doch sehen wir die Propheten diese dauernde Trennung keinesweges als etwas an sich Sündliches betrachten. Wie vielmehr ein Prophet es war, der den Stifter des nördlichen Reiches zuerst auf den Gedanken der Losreißung gebracht hatte, so sind Propheten thätig, durch Jehu eine neue Dynastie emporzubringen; der Plan, die Ausrottung des Baalsdienstes und des Ahabschen Hauses, die ihnen gelingt, zur Wiedervereinigung der Nation unter dem Davidischen Stamme zu benutzen, wird von ihnen nicht einmal aufgefaßt.

Es war aber auch der religiöse Zustand von Juda keinesweges von der Art, daß die Propheten in einer solchen Vereinigung hätten unbedingtes Heil sehen können. Obschon der Mosaismus hier weit festere Wurzeln behielt, als in Israel, so befleckte sich doch auch Jerusalem mit Götzendienst, und um so schmählicher, weil es an der Stätte geschah, wo der Tempel an Jehova und seine Gebote täglich auf das lebhafteste erinnern mußte, daher auch ein Prophet [1]) sagt, Jerusalem habe durch seine weit größere Sünde die Sünden Samaria's gerechtfertigt. Auch hier ging die Schuld von den Königen aus, so wie zu andern Zeiten auch wieder die Besserung, denn mit der Persönlichkeit der Herrscher und mit äußern Einflüssen, die auf sie wirkten, wechselte der religiöse Zustand. Rehabeam und sein Nachfolger Abiam ließen nicht von dem kanaanitischen Götzendienst, dem sich Salomo zuletzt ergeben hatte, die nächsten Könige, Assa und der kräftig herrschende Josaphat, wirkten ihm entgegen, und dem letztern gelang die völlige Ausrottung desselben. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit den israelitischen Königen aus dem Hause Ahab

Abgötterei auch in Juda.

1) Ezechiel 16, 51.

in Bündniß zu stehen, sein Sohn und Nachfolger Joram heirathete sogar eine Tochter Ahabs und der Isebel, Athalia. Der Einfluß dieser ihrer Mutter gleichenden Frau machte, daß Joram sich wieder zum Götzendienst wandte, während auch ein bedeutender Machtverlust seine Regierung bezeichnet, indem die Edomiter ihre Unabhängigkeit errangen. Sein Sohn und Nachfolger Ahasja war es, den nach nur einjähriger Regierung der Fall seines Oheims Joram von Israel durch Jehu's Meuterei mit in den Tod riß. Auf diese Nachricht ließ die ruchlose Athalia alle männliche Glieder des Königshauses erwürgen, um sich die Herrschaft zu sichern, die sie sechs Jahre führte. Aber ein Säugling war ihrer Wuth entrissen worden, ihr Enkel Joas, den eine nahe Verwandte, die Gemahlinn des Hohenpriesters Jojada, mit seiner Amme gerettet und verborgen hatte. Auf diesen Knaben baute Jojada die Hoffnung einer religiösen Wiederherstellung, und bereitete Alles geschickt vor. Er offenbarte einigen Obersten das Geheimniß, diese zogen im Lande umher und beschieden Leviten und Stammälteste nach Jerusalem. Es gelang dem Hohenpriester ohne Mühe, sie für seinen Plan zu gewinnen, denn Athalia's Zwingherrschaft ward verabscheut. An dem zur Ausführung bestimmten Tage ließ er den jungen Fürsten von Bewaffneten umgeben im Tempel hervortreten, zeigte ihn dem zahlreich versammelten Volke, und salbte ihn zum Könige. Auf das laute Zujauchzen der Menge eilte Athalia herbei, aber es war zu spät, wehrlos hatte sie sich in die Hände ihrer Gegner gegeben, Jojada ließ sie ergreifen, zum Tempel hinausführen und niederhauen. Dasselbe Schicksal erfuhr der Priester Baals; die Altäre und die Bildsäule dieses Götzen wurden umgestürzt, sein Tempel niedergerissen.

Athalia's Ruchlosigkeit und Sturz, 878 v. Chr.

Kämpfe der Religionsparteien.

Seit der Errichtung des Königthums war kein Hohepriester an die Spitze getreten, wie Jojada, und so lange er lebte, blieb das Verhältniß, da sich der junge König ganz seiner Leitung hingab. Aber nach seinem Tode gewann eine Partei Vornehmer, welche den Götzendienst

wieder hergestellt wissen wollte, um den Priestereinfluß zu zerstören, die Oberhand; Jojada's Sohn Zacharias ward Märtyrer, als er das Volk abmahnte, der König eben so uneingedenk des Princips, das ihn gerettet und gehoben, als des Dankes, den er dem Vater schuldete, ließ ihn steinigen. Aber die grade durch die Verfolgungen gestärkte Macht des Priesterthums und des Jehovadienstes ließ sich nicht so leicht wieder beseitigen. Joas ward zuletzt von Verschwornen erschlagen, die das Blut des Zacharias rächen wollten, und dasselbe Schicksal hatte später sein Sohn und Nachfolger Amazia durch dieselbe Partei der dem väterlichen Gott Ergebenen; es wird ausdrücklich bemerkt, daß sich eine Verschwörung gegen ihn gebildet von dem Augenblick an, wo er sich von Jehova abgewandt [1]). Bis zu dieser Gewaltsamkeit hatte sich der Kampf der religiösen Principien und Richtungen gesteigert, und so dauerte er fort unter dem zwar noch immer großen, aber gegen die ersten Generationen nach Salomo verringerten Einfluß der Könige. Nach dem Untergange des Amazia erhoben die Jehovadiener seinen erst sechszehnjährigen Sohn Usia, der in ihrem Sinn herrschte und durch Weisheit und Thätigkeit noch einmal eine Blüthe des Reiches herbeiführte, wie nicht minder Israel gedieh unter dem gleichzeitigen Jerobeam II, obschon dieser ein Götzendiener war Die Grenzen beider Reiche wurden unter diesen Königen durch Eroberungen wieder ausgedehnt, ein ansehnlicher Handel ver-

Blüthe unter Usia, 809-758 v. Chr.

---

1) II. Chron. 24, 25; 25, 27. Die Chronik motivirt in beiden Fällen die Verschwörung, während die Bücher der Könige sie trocken ohne einen Grund anzuführen, erzählen. Es ist nicht abzusehen, warum man der erstern nicht folgen soll, da ihre Angabe dem Sinne der Zeit ganz entspricht. Will man von verfälschenden hierarchischen Interessen reden, so ließe sich eben so gut sagen, daß das ältere Werk den Antheil der Priesterpartei an einem doppelten Königsmorde zu Gunsten derselben verschweigt, wie daß der Verfasser der Chronik den Untergang dieser Könige fälschlich dem Eifer für die Jehovareligion zuschreibt.

schaffte Reichthum, in deren Gefolge sich aber auch Ueppigkeit, Unsittlichkeit und eine Habsucht, die das gewonnene Gut durch ungerechte Bedrückung Anderer zu vermehren trachtete, einfanden [1]). Zu schwelgerischer Unthätigkeit verlockten auch die Erfolge nach Außen, da sie den Großen und Reichen eine gefährliche Sicherheit einflößten. In Juda trug zu dem großen Ansehen des Königs sein Einverständniß mit der Priesterpartei bei, am Ende seiner langen und glücklichen Laufbahn zerfiel er aber dennoch mit ihr, aber nicht weil er sich Götzen zuwandte, sondern weil er thätigen Antheil an gottesdienstlichen Verrichtungen nehmen wollte. Die Priester hatten den Muth, ihm das zu wehren, einem Könige, der dem Jehovadienst so ergeben war. So sehr waren sie seit der durch Jojada bewirkten Revolution erstarkt, statt des Gegensatzes zwischen Mosaismus und Heidenthum schien der zwischen Theokratie und Königthum sich regen zu wollen.

Erstarrung des Priesterthums.

Geist und Bedeutung der Prophetie auf ihrer Höhe.

Wenn aber die Priester wieder als einflußreiche Kämpfer für das theokratische Princip erscheinen, so waren sie doch keineswegs die Vertreter des sittlichen Gehalts der Jehovareligion. Dies waren vielmehr die Propheten, welche diesen Gehalt höher und reiner entwickelten, als je vorher, und zwar eben in dieser Zeit, wo die Prophetie überhaupt zu ihrer höchsten Blüthe gelangte, wo sie besonders redegewaltig wurde. Daher jetzt auch die Reden, welche die Propheten, nachdem sie sie gesprochen, niederschrieben, in der Litteratur eine solche Stelle einnahmen, daß sich viele erhielten, und, später in den Canon des alten Testaments aufgenommen, die ihnen im hohen Maße gebührende immerwährende Dauer erlangt haben. Die Kraft der Nation als ein Ganzes, als eine von tüchtigen und natürlichen Grundlagen aus sich nach außen hin reich gestaltende, war damals freilich schon sehr im Sinken, aber die Gabe großer Männer, in das Gemüth ihrer Zeit tief zu schauen, die

1) Bertheau, a. a. O. S. 336.

Früchte harter Kämpfe und langer Erfahrungen als klare Gedanken zu fassen, und ihnen vermöge einer durchgebildeten großartigen Sprache Eingang in die Seelen zu verschaffen, tritt oft eben erst in einer solchen Periode hervor. Der Prophetismus kann die eigenthümlichste Erscheinung des althebräischen Geistes genannt werden, er beruht auf unmittelbaren Anschauungen der tiefsten Art, und ist daher auf dem Standpunkte von Zeiten, welche Alles auf berechnende Verständigkeit zurückführen, ein unlösbares Räthsel. Wer den ächten Propheten begreifen will [1]), der muß sich ihn denken als ganz außerhalb des Kreises, wo der überlegende, zerlegende und schließende Verstand herrscht, stehend, tief versenkt in Betrachtungen, aber nicht um irdische Weisheit zu erlangen, sondern ringend um Einsicht in den Willen und Rathschluß Gottes, um Licht auf den oft dunkeln Wegen, auf welchen Jehova seit jenem großen Bunde mit Abraham die Nation führt. In dieser ausschließlichen, sehnsüchtigen Richtung des Gemüths auf göttliche Dinge, fühlt er einen Geist von oben her ihn anwehen, und über ihn kommen, er kann die Gedanken, die dann auf ihn einströmen, nicht mehr als die seinen fassen und begreifen, er faßt sie als Jehova's Gedanken, Ermahnungen, Drohungen, Befehle, er hört im Innersten seines Geistes Worte, als spräche sie Jehova unmittelbar, er fühlt seine Persönlichkeit zurückgetreten, aufgehoben durch die Gewalt Gottes, obschon es doch wieder die innerste Eigenthümlichkeit seines Geistes ist, welche in der Färbung dieser Gedanken und in der Redeform herrscht. Als Rede aber treten sie hervor, wenn er das, was er im Innern geschaut und gehört, dem Volke, das sich um ihn gesammelt, verkündet, denn den Auftrag dazu hat er auch vernommen; ihn nicht zu vollziehen, würde er für den sträflichsten Ungehorsam gegen den ausdrück-

---

1) M. vgl. zum Folgenden besonders Ewald, Die Propheten des Alten Bundes Bd. I. S. 2 fg.

lichen Befehl Gottes halten. Was mit dieser Kraft inniger Ueberzeugung, nach dem göttlichen Willen göttliche Gedanken zu verkünden, ausgesprochen wird, was durch Inhalt und Form die Erhabenheit seines Ursprungs bewährt, wie könnte dies anders als fortreißen, als den Hörer, wenn nicht Geist und Gemüth in ihm schon eine ganz entgegengesetzte Richtung genommen haben, auch der Ueberzeugung theilhaftig machen, daß er einen Boten Gottes höre? Die Reden der Propheten aus der besten Zeit sind voll des großartigsten poetischen Schwunges, der erhabensten Bilder, aber die flammende Begeisterung verliert sich — in den uns erhaltenen poetischen Reden wenigstens — nie in die Verzückung, die unverständliche Räthselsprüche ausstößt; Besonnenheit und Klarheit gehen nie verloren. Dieß Alles gilt freilich nur von der Höhe des ächten Prophetenthums. Neben diesem traten aber auch falsche Propheten auf, die absichtlich täuschen wollten, um den Mächtigen zu gefallen; und es gab ohne Zweifel auch solche, die auf einer gewissen mittlern Stufe stehend, sich selbst täuschten, und sich überredeten, eine höhere Erleuchtung empfangen zu haben, von der sie in der That sehr fern waren.

Ihr hoher sittlicher Gehalt.

Die Idee, welche die Reden der Propheten beherrscht, ist die, welche die geistige Grundlage der ganzen Geschichte ihres Volkes ausmacht: das Heil in der Erfüllung der göttlichen Gebote, das Unheil in ihrer Verachtung. Sie hören daher nicht auf, für den letztern Fall mit Strafen zu drohen, und schon eingetroffenes oder nahe bevorstehendes Drangsal als die rächende Vergeltung Gottes zu bezeichnen, seine Abwendnug und einen segensreichen Zustand im Fall der Bekehrung und Buße zu verheißen. Sie lehren, daß diese nicht in äußern Handlungen, in Opfern, Gebeten, Fasten bestehe, sondern im Rechtthun, sie dringen daher auf Besserung, auf fromme Gesinnung und auf einen streng sittlichen Wandel, als auf den allein Gott wohlgefällig blicke.

So spricht Jehova bei einem Propheten [1]) zu den Leichtsinnigen, welche sich durch gottesdienstliche Gebräuche gerechtfertigt glauben: „Ich hasse, verschmähe eure Feste, und mag mich nicht laben an euren Festversammlungen. Denn wenn ihr mir bringt Brandopfer und Speisopfer, so genehmige ich sie nicht, und auf die Dankopfer eurer Mastkälber blicke ich nicht. Es ströme aber wie Wasser Recht, und Gerechtigkeit wie unversiegbare Bäche." Und bei einem spätern [2]) vom Fasten: „Das Fasten, das ich liebe, ist: lösen die Fesseln des Frevels, abstreifen die Bande der Unterjochten, Unterdrückte frei lassen; daß du brechest dem Armen dein Brod, und umherirrende Arme ins Haus führest, wenn du einen Nackten siehst, ihn kleidest, und deinem Bruder dich nicht entziehest." Wir sehen in diesen Grundsätzen eine ganz nach Innen gewandte, darum höhere Entwickelung des Mosaismus, als die, wo Inneres und Aeußeres noch zu sehr auf eine und dieselbe Linie gestellt, oder doch der Gegensatz noch nicht hervorgehoben ward. Deswegen fiel auch das Streben der Propheten mit dem rein priesterlichen, in welchem das Verhältniß des Menschen zu Gott viel äußerlicher gefaßt wurde, gar nicht zusammen, sie waren mit der Hierarchie nicht verknüpft, unbekümmert um sie redeten und handelten sie. Nur zufällig traten Priester zuweilen auch als Propheten auf, sonst hing bei den ächten Propheten Alles von innerm Beruf und innerer Erleuchtung ab, welches sie hoch über die Verkündiger und Bewahrer des religiösen Glaubens bei den andern Völkern des Orients hebt, bei denen sie immer der Priesterkaste angehörten, das Standesinteresse daher der Reinheit des Strebens oft großen Eintrag that. Die hebräischen Propheten ruhten jeder auf sich selbst, nicht auf ihrem Stand; einen solchen bildeten sie nur in Bezug auf Lebensweise und gemeinsame Vorbereitungen zu ihrem Be-

1) Amos 5, 21 fg.
2) Jesaia 58, 6 fg.

ruf in Studien und Uebungen, durch gegenseitige Unterstützung und durch Zusammenwirken, nicht durch eine besondere Stellung im Staate. Daher auch das hohe Ansehen der Propheten seinen Grund hatte in der Bedeutung ihrer Persönlichkeit, in ihren Gaben und der Kraft des aus ihnen redenden Geistes, nicht wie bei den Priestern in der Standesheiligkeit. Mit einem solchen aus innern Wurzeln stammenden Ansehen ausgerüstet, scheuten sie sich nicht, auch den Mächtigsten entgegen zu treten, und ihre Vergehen eben so streng wie die der Geringen zu rügen.

Politische Einwirkung.

Bei diesen Rügen blieben sie jedoch nicht stehen; sie hielten es für ihren Beruf zu lenken und zu leiten, weniger den Einzelnen als das Ganze, und dieses nicht bloß als eine religiöse, sondern auch als eine politische Gemeinschaft, da das sittlich-gottesfürchtige und das vaterländisch-volksthümliche Element im Mosaismus so eng verknüpft waren. In Juda sehen wir sie daher besonders trachten, Einfluß auf die Könige und deren Entschlüsse zu üben durch Rathschläge und Warnungen, die sie ertheilten in Zeiten der Gefahr und schwierigen Entscheidung. Sie begehrten von den Königen friedliche Haltung, und daß sie ihr Vertrauen auf Jehova, der allein schützen, helfen und retten könne, setzen sollten, nicht aber auf Bündnisse mit fremden Völkern, in welchen die Politik der Könige bei Bedrängnissen von mächtigen Feinden einen Schutz suchte, der sich gewöhnlich als trüglich und verderblich erwies. Hierbei kam die Voraussicht des Erfolges der empfohlenen oder widerrathenen Maßregeln besonders in Betracht, und so mußte

Blicke in die Zukunft.

sich der Blick der Propheten auf die Zukunft richten, zum Behuf der beabsichtigten Leitung des Volkes und der Könige, nicht zur Befriedigung eigner oder fremder müßiger Neugier. Es gingen also die Weissagungen aus der Mitte ihres Berufs und ihrer Richtung hervor. Vermöge des Außerordentlichen, welches diese Seite ihrer Thätigkeit in sich schließt, hat sie das Interesse der spätern Geschlechter

ganz besonders in Anspruch genommen, und Fragen nach ihrer Quelle und ihrem Werth hervorgerufen, deren Beantwortung, nach den früher erörterten, scharf getrennten Ansichten vom hebräischen Alterthume überhaupt, sehr verschieden ausgefallen ist. Während man früher den in die Zukunft blickenden Seher als das bloße Werkzeug eines ihm die Worte einflößenden höhern Geistes betrachtete, hat man später Alles aus staatsklug reflectirender Berechnung hergeleitet, den fein überlegenden Verstand des Propheten, auf Schlüsse fußend gleich denen eines heutigen Staatsmannes, zu dem Jehova gemacht, in dessen Namen er sprach. Durch die erstere Meinung geht der Mensch in dem Seher verloren, das menschliche Element in ihm wird unverständlich, und für einen rein göttlichen Ursprung sind die Prophezeihungen bei weitem nicht scharf und hell genug; der zweiten widersprechen der Geist, die Fassung, die Form derselben. Die Weissagungen müssen vielmehr gefaßt werden als aufgestiegen in der Seele der Propheten in jenen Augenblicken hoher Begeisterung, nach welcher er ringt, um den Rathschlägen Gottes näher zu treten. So wie die Sittenlehre der Propheten nicht auf Ableitungen von gewissen obersten Sätzen beruht, sondern auf unmittelbaren Anschauungen vom heiligen Willen Gottes, so auch die Weissagung. Wie dem Propheten, der seine Seele ganz in Gott versenkt, ein Blick eröffnet wird in den Zusammenhang göttlicher und menschlicher Dinge, welcher sich der gemeinen Vorstellung verbirgt, so kommen auch Ahnungen über ihn, wie Gott die Verwirklichung einer in seinem Plan liegenden Absicht nächstens auf eine bestimmte Weise herbeiführen werde, wie er sich z. B. eines mächtigen fremden Volkes bedienen werde zur Züchtigung des frevelnden Israel, oder sich des reuigen erbarmen durch Abwendung einer drohenden Gefahr. Diese Verkündigungen treffen oft ein; zuweilen geschieht es aber auch, daß der Prophet einer dunkeln Ahndung zu zuversichtlich eine bestimmte Deutung giebt, wo denn die Weissagung ohne Erfüllung

Streitende Ansichten darüber.

bleibt [1]); oder sie erscheint auch nur darum als eine erfüllte, weil man die bestimmte Deutung erst hineinlegt in die Worte des Sehers, welcher in poetischer Weise den Bildern, die er nur in allgemeinen Umrissen erblickt, eine scharfe Gestalt giebt. Die eigentlich geschichtlichen Weissagungen der ächten Propheten gehen auf die nächste Zukunft, die Blicke in die entferntere, welche bei ihnen vorkommen, beziehen sich auf eine Zeit, wo nach großen und gerechten Strafen das Heil wiederkehren wird. Zunächst sehen sie Unglück, Zerstörung, Gefangenschaft in fremden Landen voraus, oder erleben sie auch schon; da aber Jehova nicht ewig zürnen kann, so verkünden sie Zurückführung der Verbannten und Wiederaufrichtung eines theokratischen Reiches in ungleich größerm Glanz und Glück als je vorher; eine Zeit, wo auch die Heiden Jehova als wahren Gott erkennen werden, und die Frommen den vollen Eintritt des in der Verheißung gegründeten göttlichen Heiles erfahren, nach welchem die Sehnsucht sich durch die ganze israelitische Geschichte zieht. Diese Weissagungen werden die messianischen genannt, weil sie sich zugleich auf einen von Gott zu sendenden Retter beziehen, der die neue Herrschaft aufrichten werde.

Mit der Zeit König Usia's treten wir in die Periode der ersten Propheten, von denen uns Reden übrig geblieben sind, des Amos, Hosea, und des wahrscheinlich noch etwas frühern Joel. Sie weissagten theils im nördlichen, theils im südlichen Reiche. Für das erstere waren die großartigen Kämpfe des Elias und Elisa für die Jehovareligion vergebens gewesen, es versank immer tiefer in Unsittlichkeit und Schlaffheit, und nachdem die Tage vorüber waren, wo es unter Jerobeam II. mit Ansehen und Glück gegen die Nachbarn da gestanden hatte, ging es dem Untergang mit raschen Schritten entgegen. Jerobeam war ein mächtiger

Des südlichen Reiches schnelles Sinken,

---

1) Beispiele s. m. bei Knobel, Der Prophetismus der Hebräer Th. I. S. 303 fg.

Kriegerkönig gewesen, so wie seine starke Hand fehlte, brachen die heftigsten innern Unruhen und Bürgerkriege aus; eine Thronrevolution folgte der andern, mit der allgemeinen Unsicherheit hielten die Laster gleichen Schritt, die uns der Prophet Hosea lebendig und anschaulich schildert [1]). Um so leichteres Spiel hatten die Assyrier, welche bald nach dem Tode Jerobeams als mächtige Dränger auftraten. Ihr König Phul empfing von dem israelitischen Usurpator Menahem, welcher auf dem angemaßten Throne geschützt seyn wollte, Tribut; schlimmer ging es, als Menahems zweiter Nachfolger Pekah im Verein mit dem Könige von Damaskus einen thörichten Angriff auf das südliche Reich unternahm, dessen König Ahas in seiner Bedrängniß die Hülfe Assyriens anrief. Tiglath Pilesar leistete sie gern, indem er einen Theil des israelitischen Reiches eroberte, und viele Einwohner als Gefangene fortführte. Und nicht lange nachher ging auch das Uebrige zu Grunde. Etwa ein halbes Jahrhundert, nachdem Menahem sich und das Reich abhängig gemacht von Assyrien, wollte König Hosea dieses Joch mit Hülfe Aegyptens abschütteln. Er verweigerte dem Salmanassar den Tribut, worauf dieser mit Heeresmacht herbeikam, und ihn gefangen nahm. Er war der letzte König des nördlichen Reiches. Samaria vertheidigte sich zwar noch mit großer Beharrlichkeit, aber nachdem es bis ins dritte Jahr eine Belagerung ausgehalten, fiel es in Salmanassars Gewalt, der, um jeden ferneren Versuch zur Wiedererlangung der Selbständigkeit unmöglich zu machen, den bessern und kräftigern Theil des Volkes in andere ihm gehorchende Gegenden versetzte, und dagegen fremde Ansiedler ins Land schickte. Aus einer Mischung dieser Einzöglinge und zurückgebliebener Israeliten entstand das Volk der Samaritaner.

und gänzlicher Untergang durch die Assyrier, 720 v. Chr.

So endete das Reich Israel, indem der größte Theil der Bewohner sogar die Nationalität einbüßte, und sich

1) Ewald, Die Propheten Bd. I. S. 120.

Schwankende Zustände und Richtungen in Juda.

unter den Händen verlor, zumeist durch eigene Schuld, die schon mit der Trennung und der mit ihr gepflanzten Abgötterei beginnt, denn dadurch riß Israel sich von dem Stamme los, aus dem es allein die Nahrung seines politischen und nationalen Lebens ziehen konnte. Und durch diese Losreißung war zugleich die Axt gelegt an die Wurzeln Juda's, obschon dieses auch eine schwere Last von Selbstschuld trägt. Das kleine südliche Reich überdauerte das nördliche fast anderthalb Jahrhunderte, aber weit mehr vermöge seiner günstigern geographischen Lage als durch Gesinnung und weise Leitung. Es machte sich in dieser letzten Periode seines Daseyns die Richtung auf das Gesetz und die Lehre der Väter zwar geltender als seit Jahrhunderten, aber weder war sie fest und dauernd, noch rief sie eine innere Umkehr des Lebens hervor; und auch die Könige, die sich zu ihr bekannten, schwankten in ihren Entschlüssen hin und her. Wol aber hat diese Richtung dem kleinen, noch nicht überwältigten und aufgelös'ten Rest der Nation die Dauer seiner geistigen Eigenthümlichkeit, besonders in jener Entwickelung, welche in den Propheten erscheint, gesichert, so wie der Welt die Folgen, die sich daran knüpfen sollten. Die Propheten stehen in den letzten Menschenaltern Juda's da für die Zeitgenossen als großartige Warner, für die Nachwelt als erhabene Ausleger der geschichtlichen Tragödie, welche dieser Untergang bildet. Unter den drei Nachfolgern des Usia, den Königen Jotham, Ahas und Hiskia wirkte zu Jerusalem der große Jesaia, in welchem die prophetische Thätigkeit, in so fern sie als Rede, die nachher in der Schrift befestigt wurde, hervortritt, ihren höchsten Gipfel, von dem sie nachher allmählich wieder herabsank, erreichte. In diesem außerordentlichen Geiste zeigt sich die lauterste Gesinnung, das thätigste Streben, die Kraft einer in ihren Tiefen erregten und vom göttlichen Hauche angewehten Seele in unmittelbarster Wirksamkeit. Als Dichter betrachtet ist er von mächtiger Einbildungskraft, voll Erhabenheit und Gefühl; unter den

Jesaia.

Schriftstellern seiner Nation ein hoher Meister der Darstellung und Sprache [1]).

Seine prophetische Thätigkeit seit dem Tode Usia's.

Im Todesjahre des Usia trat er auf, und fand die Hauptstadt, die in dem kleinen Reiche eine um so größere Bedeutung hatte, voll von dem gefährlichen Sicherheitsdünkel, welche die siegreiche Haltung jener Regierung, und von der schwelgerischen Ueppigkeit, welche der Reichthum hervorgerufen hatte. Wider diesen Leichtsinn, wider die Ungerechtigkeit und Habsucht der Großen und Reichen, wider die Verstocktheit, die sich gegen Recht und Wahrheit verschloß, richtete er den Feuerstrom seiner Rede, ohne wesentliche Frucht, und eben so vergeblich warnte er den König Ahas vor dem entehrenden Bündniß mit der assyrischen Macht, welches dieser damals, im höchsten Zagen vor dem vereinten Angriff von Israel und Damaskus einging, und darüber in Zinspflichtigkeit gegen den übermüthigen Helfer gerieth. Der Verlust der Unabhängigkeit machte auf Ahas den entgegengesetzten Eindruck von dem, den Fromme hätten erwarten mögen; er ergab sich ganz dem Götzendienste, ja er ließ den Tempel schließen, um den Jehovadienst unmöglich zu machen; desto entschiedener wandte sich diesem sein Sohn und Nachfolger Hiskia zu.

Endliche Einheit des Cultus unter Hiskia, 725–696 v. Chr.

Er zuerst gab ihm die Einheit, welche von Moses durch das Gebot, daß nur im Tempel zu Jerusalem geopfert werden solle, beabsichtigt war, denn bisher war es außerdem auch auf verschiedenen im Lande zerstreut liegenden Anhöhen geschehen, ein Mißbrauch, dem auch die frömmsten der frühern Könige nicht hatten steuern können oder wollen. Daß aber diese Besserung des Cultus nicht zugleich eine Umkehr der Gesinnung, wie sie die Propheten wollten, am wenigsten alleiniges Vertrauen auf Jehova, hervorrief, erhellt daraus, daß die Großen ein Bündniß mit Aegypten betrieben gegen die damals immer mehr wachsende, nach dem Fall Samaria's Juda in nächster Nähe bedrohende Macht Assyriens.

1) Vgl. Ewald a. a. O. Bd. I. S. 168

Jesaia war wider dieses wie wider alle ähnliche Bündnisse. Pharao's Schutz, sprach er, wird euch zur Schande werden, und die Flucht in Aegyptens Schatten zur Schmach. Aber Hiskia, so viel Jesaia sonst bei ihm galt, scheint doch jener Partei nachgegeben und geglaubt zu haben, er werde durch ägyptische Hülfe das assyrische Joch brechen können; wenigstens verweigerte er die Fortzahlung des Tributs, zu dem sich sein Vater hatte anheischig machen müssen Darauf erschien der damals auf dem assyrischen Throne sitzende Sanherib, welcher zugleich Aegypten angreifen und Juda züchtigen wollte, mit einem gewaltigen Heere. Anfangs ließ er sich mit dem Silber und Golde, welches ihm der erschrockene Hiskia aus den Schätzen des Tempels und des Palastes sandte, beschwichtigen, aber nur zum Schein; der abtrünnige Vasall sollte für immer unschädlich gemacht, Jerusalem eingenommen, und zu einem großen Waffenplatze gegen Aegypten gemacht werden. In dieser Noth sprach Jesaia den Zagenden Muth ein, mit der größten Zuversicht weissagte er, daß der Feind die Stadt nicht gewinnen, sondern bei dieser Unternehmung seinen Untergang finden werde, und es traf ein, was er vorausgesagt. Der Engel Jehova's, heißt es, ging aus in der Nacht, und schlug das Heer der Assyrier, daß Sanherib schnell den Rückweg antreten mußte nach seiner Hauptstadt Ninive. Mag man nun unter diesem Engel mit vielen Auslegern die Pest verstehen, oder irgend ein anderes großes Ereigniß, welches die assyrischen Krieger plötzlich hinraffte; es konnte von frommen Gemüthern nicht anders als wie ein Wunder Jehova's, das der von ihm erleuchtete Prophet im Geiste vorausgesehen, aufgefaßt werden.

Gefahr von Sanherib und Rettung.

Die innere Geschichte Juda's drehte sich fortwährend um den Kampf zwischen Gottes- und Götzendienst, und fast jeder Regierungswechsel führte auch einen Wechsel der religiösen Grundsätze herbei. Des Hiskia Sohn und Nachfolger Manasse trat ganz in die Fußstapfen seines Großvaters Ahas, er gab sich den Gräueln des Götzendienstes

so hin, daß er, wie Ahas auch gethan, einen seiner Söhne dem Moloch verbrannte. Ein solcher Fanatismus des Aberglaubens — zumal bei Königen, die darin doch nicht erzogen waren — läßt sich gewiß durch keine Art staatskluger Rücksicht, es sey auf den Handel, oder auf zu große Priestergewalt, nur irgend erklären oder entschuldigen; er konnte nicht aufkommen ohne die ärgste Verblendung und Verstockung, am wenigsten in einer Zeit, wo die Propheten die Jehovareligion so frei und geistig auslegten, und ihren sittlichen Gehalt den Lastern so entschieden entgegenstellten. Es wird noch überdies von Manasse berichtet, daß er Jerusalem erfüllt habe mit dem unschuldigen Blute, das er vergoß, ohne Zweifel von Märtyrern für die Religion der Väter, so daß er also seine Abgötterei bis zur grausamsten Unduldsamkeit gegen Andersglaubende trieb. Daß der König dies durchführen konnte, ohne in einem allgemeinen Abscheu Widerstand zu finden, erklärt sich leicht aus den Verhältnissen. Ein großer Theil der Nation, besonders die Angesehenen und Reichen, war leichtsinnig und verderbt, er folgte der Richtung der frommen Könige, weil er mußte, nahm äußerlich den Jehovadienst an, so lange diese lebten, und trank dann wieder, wenn der Zwang vorbei war, aus dem Taumelkelch der Abgötterei mit vollen Zügen. Manasse's Regierung dauerte fünf und funfzig Jahre, endete aber anders wie sie angefangen, wenigstens nach dem Berichte der spätern Bücher der Chronik. Diesen zufolge wurde der König von den Assyriern gefangen nach Babylon geführt, und nachher wieder in Freiheit und auf seinen Thron gesetzt, wo er durch das Unglück geläutert und bekehrt den Gottesdienst, gegen den er früher gewüthet, wieder herstellte. Doch kann diese Umkehr, wenn sie wirklich Statt gefunden hat, den Cultus wenig oder gar nicht gereinigt haben, denn als Manasse's nach einer kurzen Zwischenregierung folgender Enkel Josia eine große Reinigung des Tempels und Landes vornahm, zerstörte er so vielen götzendienerischen Unfug, daß man erstaunen muß über die

Gräuel Manasse's. 696–641 v. Chr.

Frömmigkeit und Reform Josia's.

Menge und Mannigfaltigkeit dessen, der vorgefunden wurde. Sogar die Unzucht, die beim Dienste der Astarte Statt fand, hatte man mit dem Cultus dieser Göttinn eingeführt. Begonnen war diese Reform schon, als Josia, der in großer Jugend den Thron bestiegen hatte, noch ein Knabe war, ohne Zweifel durch seine Leiter und Erzieher, die sein Herz dem väterlichen Glauben zuwandten; als er achtzehn Jahre zählte, wurde sein Eifer gegen die Abgötterei ungemein gesteigert durch den zufälligen Fund einer Abschrift des mosaischen Gesetzbuches im Tempel bei Gelegenheit einer baulichen Ausbesserung. Als der König sich dasselbe hatte vorlesen lassen, zerriß er seine Kleider, tief erschüttert über den herrschenden Abfall vom göttlichen Gesetze, den er jetzt erst in seiner ganzen Größe überschaute. Er ließ alle Aeltesten von Juda und das Volk Jerusalems zusammen kommen, und erneute mit ihnen feierlich den Bund Jehova's. Jetzt ward der Cultus eingerichtet nach den Vorschriften des Gesetzes wie nie vorher unter den Königen, und eben so der götzendienerische Gräuel im Lande gründlicher als je ausgerottet. Dabei beschränkte sich Josia nicht auf die Grenzen Juda's, er durchzog auch das Land der zehn Stämme, ließ dort Götzentempel und Bilder niederreißen und Priester derselben hinrichten. Man sieht daraus, daß die Könige Juda's dieses Land, als ein damals in der That fast herrenloses, wie das ihrige betrachteten, freilich vermochten sie nicht, sich darin zu behaupten. Blicken wir auf den Anlaß der großen Reform zurück, so dürfen wir uns weder wundern, daß die Auffindung des mosaischen Gesetzes wie eine Entdeckung erschien, noch daß der Inhalt desselben ein fast vergessener war. Die Verfolgungen Manasse's hatten sich gewiß auch auf die heiligen Bücher erstreckt, mit Mühe werden einzelne Abschriften verborgen und gerettet worden seyn. Zu einer frühern Zeit würde dies weniger schädlich gewirkt haben, da war der Inhalt des Gesetzes noch mehr im Herzen und dem Gedächtniß des Volkes geschrieben, und diese lebendige Aufbewahrung

hatte die der Schriftrolle überwogen, bis sie mit dem wachsenden Verfalle des Volksgeistes in Abnahme gerieth. Jetzt sehen wir zum erstenmale in der israelitischen Geschichte eine große Reform sich an eine Erscheinung knüpfen, die wir eine litterarische nennen müssen. Die Besserung wurde dadurch nicht innerlicher, wol aber zeigt sich die Wirkung der Litteratur später höchst ersprießlich, als es darauf ankam, die in der Fremde zerstreuten Reste des Volkes in geistiger Verbindung mit ihren Ahnen zu erhalten. — Josia hielt nach der beschriebenen Reinigung des Landes ein Passahfest, von dem es heißt, es sey kein solches gehalten worden seit den Zeiten der Richter; und von diesem Könige überhaupt: seines Gleichen ist vor ihm kein König gewesen, der sich so zu Jehova gekehret hätte mit seinem ganzen Herzen und mit all seinen Kräften, ganz nach dem Gesetze Moses.

Aber Rettung konnte dieses Bestreben nicht bringen, da es das Volk innerlich nicht umgestaltete, und äußerlich die Lage des Staats immer bedenklicher ward. Wenn jene Nachricht von der Wegführung und Wiedereinsetzung Manasse's auch gegründet ist, so giebt sie uns doch, abgerissen und ohne alle weitere Erklärung der Umstände wie sie dasteht, kein Licht über die Verhältnisse Juda's zu Assyrien in den Zeiten jenes Königs, wie wir überhaupt die politische Stellung des Reiches während dieses halben Jahrhunderts ganz aus dem Auge verlieren. Klar dagegen können wir die Verwickelung überschauen, in welche es zur Zeit Josia's gerieth. Schon zwischen der assyrischen Macht und Aegypten war Juda in gefährlicher Lage gewesen; schlimmer wurde sie jetzt, wo an der Stelle des völlig gesunkenen und dem Untergange nahen assyrischen Reiches das babylonische mit frischer Kraft sich erhob, und vom Euphrat her eben so sehr dem Mittelmeer zustrebte, wie die ägyptische Macht ihrerseits nach Herrschaft über Syrien trachtete. So war Palästina nicht nur ein Ziel des Ehrgeizes beider Reiche, sondern auch ein Kampfplatz, wo

Gefährliche Lage Juda's.

sie auf einander stießen. Der ägyptische König Nechao, in der Bibel Pharao Necho genannt, wollte mit einem Heere gegen den Euphrat ziehen, Josia verweigerte ihm den Durchmarsch, verlor aber bei Megiddo gegen ihn Schlacht und Leben. Das Land war nun in den Händen des Aegypters, der ihm eine große Kriegssteuer auflegte, einen Sohn des gefallenen Königs, den das Volk erhoben hatte, vom Throne stieß, und dessen Bruder Eljakim, den er Jojakim nannte, an seine Stelle setzte, wahrscheinlich weil Jener sich nach Babylon hinneigte. Jojakim erweckte in einer Zeit, wo die Vereinigung aller Kräfte die unerläßlichste Bedingung des Fortbestehens war, durch Förderung des Götzendienstes die religiöse Spaltung wieder, und erneute die blutigen Verfolgungen Manasse's. Auch in politischer Hinsicht standen zwei Parteien, eine ägyptisch und eine babylonisch gesinnte einander entgegen.

Schlacht bei Megiddo, 608 v. Chr.[1]. Abhängigkeit von Aegypten, Götzendienst und Hader.

Der Prophet Jeremia.

In diesen Tagen der Ruchlosigkeit und des Haders, welche den nahen Fall immer mehr beschleunigen, zeigt sich, wie um auch dem Untergang eine Verklärung zu geben, und den zwar unterdrückten, aber doch noch lebendigen religiösen Geist in einen Brennpunkt gesammelt erscheinen zu lassen, die edle würdige Gestalt des Jeremia. Dieser Prophet, als der letzte unter denen, welche in ihren religiösen Kampf das Ringen um die Erhaltung eines vaterländischen Staats aufnehmen konnten, bildet in diesem Betracht den Schluß einer großen Reihe, während er auch schon eine Abnahme des Glanzes, in welchem der Prophetismus ein Jahrhundert früher strahlte, zeigt. Es ist nicht mehr das Feuer, der Schwung, die Großheit eines Jesaia, auch die Form der Rede ist matter und unrhythmisch. Aber an Begeisterung für die Sache Gottes, an muthiger Entschlossenheit, sie durchzufechten, steht Jeremia weder dem Jesaia noch irgend einem andern seiner Vorgänger nach. Von Natur weich und nicht ohne Schüchternheit, sehnsüch-

1) S. Bemerk. und Erläuter. X.

tig sogar nach Abgeschiedenheit, tritt er doch, wo die Wahrheit und der Geist Gottes ihn rufen, mit der entschiedensten Kraft auf [1]). Von der Regierung des Josia an, wo er nach Jerusalem kam, und seine Wirksamkeit begann, bis zum Fall der Hauptstadt, hielt er auf öffentlichen Plätzen, an den Thoren, in den Hallen des Tempels Reden, in welchen er sich gegen die herrschenden Laster, den Götzendienst, die Verführung des Volkes durch die Großen, durch falsche Propheten und entartete Priester erhob, und vor keiner Verfolgung zurückwich, so oft auch seine Freiheit und sein Leben durch seine Widersacher, die ihn scheuten wie ihr böses Gewissen, hart bedroht waren. Wol fehlt es ihm mitten in der tiefen Versunkenheit seiner Zeit nicht an trostvollen Blicken in eine lichte Zukunft, er sieht eine Zeit kommen, wo Jehova statt des alten Bundes einen neuen schließen, das Gesetz in das Innere des Volkes legen und in ihr Herz schreiben wird; aber umgeben und oft zu Boden gedrückt von dem Jammer und den lange drohenden, dann eintreffenden schweren Geschicken der unmittelbaren Gegenwart, ist der herrschende Grundton seiner Reden Trauer, Wehmuth und herzzerreißende Klage.

Im vierten Jahre der Regierung Jojakims entschied ein gewonnenes Treffen Nebukadnezars gegen Nechaos bei Karchemisch am Euphrat über die Herrschaft in Syrien. Unwiderstehlich war die Gewalt des chaldäischen Eroberers; als er einige Zeit nachher wider Juda zog, mußte Jojakim sich unterwerfen und ihm zinspflichtig werden; unter dieser Bedingung ließ er ihm die Regierung. Dennoch wandte sich Jojakims und vieler Großen Sinn nach Aegypten hin; vergebens erhob sich Jeremia, wie einst Jesaia, dagegen, man hörte nicht auf ihn, trachtete ihm vielmehr nach dem Leben; und drei Jahre nachdem Jojakim sich hatte unterwerfen müssen geschah der Abfall. Die Folge war, daß ein chaldäisches, durch Syrer, Moabiter und Am-

Bedrängniß von Nebukadnezar.

Jojakims Unterwerfung

und Abfall.

1) Ewald a. a. O. Bd. II. S. 2.

moniter verstärktes Heer in Juda einfiel. Ehe Jerusalem eingenommen war, starb Jojakim[1]), es folgte ihm sein Sohn Jojachin, der aber nur drei Monate auf dem Throne saß, denn Nebukadnezar kam nun selbst zu dem Heere, welches die Hauptstadt eingeschlossen hielt, Jojachin mußte

Jojachin gefangen fortgeführt, 597 v. Chr.

sich ihm ergeben, er führte ihn gefangen mit sich fort nach Babylon mit einer Anzahl der Vornehmsten und Tüchtigsten des Volkes und einem Theile der Schätze Jerusalems. An des Entthronten Stelle setzte er dessen Oheim Zedekia als zinspflichtigen Herrscher über Juda ein. Mit Unwillen trugen die Völker Syriens das Allen aufgelegte Joch Babylons, es kamen Gesandte von benachbarten Königen nach Jerusalem, um eine gemeinsame Erhebung zu berathen. Dagegen, gegen die leichtsinnigen Hoffnungen vieler Großen und die Rathschläge falscher Propheten trat wiederum Jeremia vor dem Könige wie vor Priestern und Volk auf, um zu lehren, daß jetzt Unterwerfung allein im göttlichen Willen liege. Eine Zeit befolgte Zedekia diesen Rath, aber bald wandte die ägyptisch gesinnte Partei kriegslustiger Großen den Sinn des schwachen, schwankenden Königs. Im Vertrauen auf den Beistand Aegyptens ward er ab-

Abfall Zedekia's.

trünnig wie Jojakim, und zog dadurch die rächende Macht Nebukadnezars herbei, diesmal zum völligen Untergang. Auf kurze Zeit wurde das bedrängte Jerusalem zwar entsetzt durch ein heranrückendes ägyptisches Heer, als dieses aber geschlagen und zum Rückzuge genöthigt war, begann die Belagerung von neuem. In der Zwischenzeit war Jeremia von seinen Widersachern entsetzlich mißhandelt worden, da er fortwährend von allem Widerstande abmahnte, und Ergebung an die Chaldäer als den einzigen

---

1) Ueber den abweichenden Bericht der Chronik s. m. Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. I. S. 700. Knobel, Prophetismus d. Hebräer Th. II. S. 229. Den richtigen Zusammenhang hat zuerst nachgewiesen Bleek in der theol. Zeitschr. v. Schleiermacher Heft III. S. 281.

übrigen Rettungsweg darstellte. Man schlug den Propheten, legte ihn in den Kerker, warf ihn endlich sogar in eine tiefe Schlammgrube, wo er elend umgekommen wäre, wenn sich nicht ein Hämmling seiner erbarmt, und vom Könige die Erlaubniß erhalten hätte, ihn herauszuziehen, worauf er im Gewahrsam blieb bis zur Eroberung der Stadt. Zedekia hatte eben so wenig den Muth, ihn ganz zu befreien, als den, seinen Rathschlägen zu folgen, obschon er sich in der großen Bedrängniß der Stadt dreimal an ihn wandte, um einen göttlichen Ausspruch über sein und des Reiches Schicksal zu vernehmen. Aber er wagte es nicht, seinen verblendeten Großen entgegenzutreten.

Einnahme u. Zerstörung Jerusalems. 586 v. Chr.

Achtzehn Monat war Jerusalem belagert, da fiel es in die Hände des Feindes, nachdem die Hungersnoth groß geworden war. Zedekia wollte in das ostjordanische Land fliehen, wurde aber von nachziehenden Babyloniern ereilt, und vor Nebukadnezar geführt, der Juda's wiederholten Abfall zunächst an der Königsfamilie mit grausamer Strenge strafte. Um zu sehen, wie seine Söhne erwürgt wurden, dienten dem unglücklichen Zedekia seine Augen zum letztenmal, dann wurden sie ihm ausgestochen, er in Ketten nach Babylon gebracht. Nachher ließ der Sieger den Tempel seiner Schätze berauben und mit der ganzen Stadt durch Feuer zerstören, die Mauern schleifen, etwa siebzig der Angesehensten, wahrscheinlich die, welche als Urheber des Abfalls betrachtet wurden, hinrichten, viele andere nach Babylon fortführen. Doch nicht die ganze Bevölkerung traf das Loos der Fortführung, was weder thunlich war noch räthlich schien, sondern vielen friedlichen Leuten auf dem Lande wurde ferner dort zu wohnen gestattet. Gadalja, ein angesehener Mann aus ihrer Mitte, wurde ihnen als Statthalter vorgesetzt, und nahm seinen Sitz zu Mizpa im Stammgebiet von Benjamin. Viele Flüchtlinge, die sich aus Furcht vor den Chaldäern vorher zerstreut hatten, sammelten sich um ihn, auch Jeremia, welchen Nebukadnezar, weil er wol wußte, wozu der Prophet immer er-

Trauriges Schicksal der Königsfamilie. Die Juden größtentheils nach Babylonien gebracht.

mahnt, in Freiheit zu setzen, und ihm die Wahl seines Aufenthalts zu überlassen befohlen hatte. Aber ein schändlicher Frevel zerstörte das friedliche Leben, welches die Zurückgebliebenen so hätten führen können, gleich in seinem Beginn. Ismael, ein Sprößling des Davidischen Geschlechts, welcher bei dem Könige der Ammoniter Zuflucht gefunden hatte, kam mit einigen Begleitern nach Mizpa von Eifersucht gegen Gadalja getrieben, und erschlug diesen, der ihn, obschon gewarnt, gastfreundlich aufgenommen hatte, mit andern jüdischen und chaldäischen Männern, bei einem Gastmahle. So wüthete die Partheiung, welche schon in den Tagen der Unabhängigkeit so viel Schlimmes gewirkt, auch nach der Zerstörung der Hauptstadt und des Reiches verderblich fort. Der Mörder floh nun zwar ohne eine Frucht seiner Unthat in das Land der Ammoniter, aber die jüdischen Hauptleute fürchteten die Rache des babylonischen Königs, und beschlossen nach Aegypten zu entweichen, wider die Abmahnung des Jeremia, den sie sogar nöthigten, sie in das ihm verhaßte Land zu begleiten. Auch hier sprach er mit dem alten Eifer wider den Götzendienst, dem sich seine Landsleute fortwährend ergaben. Nach spätern Sagen soll er dort, vom Volke gesteinigt, den Märtyrertod gestorben seyn.

Der Zurückgebliebenen Flucht nach Aegypten.

Fortdauer der väterlichen Religion und des Prophetismus in der Fremde.

Die Juden — denn diesen Namen führen die Volksreste von dieser Zeit an, da sie fast sämmtlich aus dem Reiche Juda stammten — nun losgerissen von ihrem Boden, hier und dort zerstreut, ohne Staat und Vaterland, erfuhren doch das Schicksal nicht, welches Völker, denen diese großen Grundlagen des Daseyns geraubt worden, so oft erfahren haben: sie büßten ihre Nationalität nicht ein. Sie blieb ihnen, und am meisten durch das Element, worauf ihr großer Gesetzgeber sie hatte gründen wollen, durch den Monotheismus. Wol fanden die Leichtsinnigen und Gedankenlosen unter den fremden Völkern nur desto mehr Gelegenheit, jenem Hange zum Götzendienst, welcher sie durch ihre ganze bisherige Geschichte hindurch unwidersteh-

lich gelockt hatte, zu fröhnen; aber ihnen gegenüber blieb auch ein Kern Jehovagläubiger, in deren Gemüthern das Gericht, das über sie ergangen, ihre religiösen Ueberzeugungen mit neuer Stärke befestigte, so daß sie sich erhielten und übergingen auf die Geschlechter, denen es später vergönnt war, den väterlichen Boden anzubauen, wovon in der Folge die Rede seyn wird. Auch fehlte es in den Tagen der Verbannung nicht an Propheten, welche wie ihre Vorgänger lehrten, warnten und trösteten. Zu diesen gehörte Ezechiel, welcher schon mit Jojachin in das babylonische Exil geführt worden war. In den herrlichen, sich wieder zu einem trefflichen poetischen Ausdruck erhebenden Weissagungen eines etwa zwei Menschenalter später lebenden, der Person und den Namen nach uns unbekannten Propheten [1]) finden wir die Aussichten in die Zukunft zu dem großen Gedanken gesteigert, daß es der wahre Beruf Israels sey, dereinst die Erkenntniß Gottes an alle Völker zu bringen, und das göttliche Recht zu pflanzen auf Erden. Das freilich ahnete der Prophet nicht, daß mit der Erfüllung dieser kühnen Hoffnung Israel, wenn es jene Lehre an die Völker gebracht, zurücktreten würde auch im religiösen Glauben gegen die Zweige des indogermanischen Stammes, wie es mit allen Semiten schon damals in vielen andern Beziehungen hinter ihnen zurückgeblieben war.

---

1) Da seine Reden dem Buche des Jesaia, wo sie vom 40sten Cap. bis zum Ende reichen, angefügt sind, so gehen sie unter dem Namen dieses großen Propheten.

Achtes Capitel.

Das Land Aegypten und seine Denkmale.

Aegyptens Naturbeschaffenheit.

Von Syrien, dem großen Schauplatze semitischer Culturentwickelung leitet nicht nur die räumliche Beziehung zu dem nahen Aegypten hin, sondern auch die geschichtliche, indem beide Länder von jeher in dem Verhältniß gegenseitig nothwendiger Ergänzungsstücke standen, auf einander blickten und nacheinander trachteten, und daher eng verflochtene Schicksale hatten. Der natürlichen Beschaffenheit nach sind sie sehr verschieden; die syrische Küste, durch Gebirge vom innern Lande getrennt, ist flußarm, Aegypten dagegen steht durch einen Strom mit dem Innern seines Welttheils in Verbindung, und dieser Strom, der Nil, ist die Grundbedingung des Lebens seiner Bewohner. Das schmale Thal desselben, eingeengt durch zwei an seinen Seiten hinlaufende wüste, kahle, baum- und wasserlose Bergreihen, erst in Niederägypten, nachdem sich der Fluß in mehrere Arme getheilt hat, zu einer dreieckartigen Gestalt (Delta von den Griechen genannt) erbreitet, ist der einzige des Anbaues fähige, bewohnbare, zur Anlage von Städten geeignete Theil des Landes. Und wie der Nil den Raum giebt zum Anbau, so macht er auch einen ergiebigen, durch seine weltbekannten jährlich mit der Sommersonnenwende eintretenden Anschwellungen und Ueber-

schwemmungen, erst möglich. Denn diese verschaffen dem Lande, in dessen oberen Theilen ein starker Regen zu den größten Seltenheiten gehört, in der heißesten Jahreszeit die fast fehlende Bewässerung, und bewirken dadurch so wie durch den fetten Schlamm, den die Gewässer, wenn sie wieder gefallen sind, zurücklassen, eine Fruchtbarkeit, deren Maß von der Höhe, welche Strom und Ueberschwemmung erreichen, abhängt. Wohin der natürliche Lauf des Flusses sein Wasser selbst nicht führt, dahin leiten es von Menschenhänden angelegte Canäle. Die Ursache dieser Ueberschwemmungen fanden die Alten schon richtig in den tropischen Regen, welche in den abyssinischen Gebirgen und dem äthiopischen Binnenlande fallen, und die Thäler dieses weitläufigen Hochlandes mit Wasserströmen erfüllen, denen kein Abfluß offen steht als der in den Nil. Diese ganze Erscheinung, die Regelmäßigkeit und Größe der Anschwellung des Stromes und die Umgebung des so befruchteten Thales mit dürren Wüsten, wiederholt sich auf der ganzen Erde nicht wieder so, und bildet eine Eigenthümlichkeit, welche auf die Lebensrichtung und Entwickelung der Bewohner einen entschiedenen Einfluß üben mußte. Ihr Einfluß auf die Bewohner. Sie erweckte durch den steten Gedanken an die Abhängigkeit des Lebensunterhalts von einem Strome eigene Vorstellungen von dem Verhältnisse des Menschen zur Natur und der sie beherrschenden Macht, und machte fortdauernde Anstrengungen nöthig. Nicht nur aus der schon angegebenen Ursache mußten Canäle gegraben und erhalten werden, sondern auch des nothwendigen Schutzes wegen gegen einen furchtbaren Feind des Anbaues, gegen die Sanddünen nämlich, welche, von den Winden fortwährend an den Grenzen des Flußthals zusammengeweht, sich immer mehr über den fruchtbaren Boden zu verbreiten und ihn zu verderben drohten [1]). Diese Thätigkeit verschwand in späteren Zeiten, und das heutige Aegypten verdankt einen bedeuten-

1) Ritter, Erdkunde Th. I. S. 780.

ten Theil des urbaren Bodens, den es noch hat, den großen Resten der alten Werke [1]). Es war also die Natur in fruchtbringender und in feindseliger Thätigkeit, welche in ganz eigener Weise die alten Bewohner in Anspruch nahm; daher auch nirgends jener uns vielfach entgegentretende Antheil der Landesart an der eigenthümlichen Ausbildung des Volkes so scharf und deutlich erscheint wie in Aegypten, und nirgends so früh anerkannt worden ist.

Deren fremdartige Sitten.

Je beschränkter die Erd- und Länderkunde der alten Völker war, je auffallender erschienen den Fremden, die nach Aegypten kamen, die Besonderheiten des Landes, und namentlich waren sie für die griechischen Reisenden ein Gegenstand großen Erstaunens. Ein solcher Reisender war Herodot, welcher Aegypten um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. sah; er bemerkt, daß wie dort der Himmel und der Strom eine von andern Ländern ganz abweichende Art und Natur hätten, so verhielten sich auch die Bewohner in ihren Sitten umgekehrt wie die andern Menschen, und führt dann zum Belege Gebräuche, wo die Geschlechter die Rollen vertauscht zu haben scheinen, so wie eine Reihe andrer Seltsamkeiten auf. Diese fremdartigen Lebensgebräuche und Gewohnheiten betreffen zwar meistens nur ziemlich unwesentliche Dinge, spiegeln aber doch auch eine innere Besonderheit ab; und es zeigt sich dies nicht in Aeußerlichkeiten allein, auch in höheren Beziehungen und Thätigkeiten, in der Denk- und Handlungsweise der alten Aegypter findet sich, neben entschiedenen Uebereinstimmungen mit andern Völkern, vieles nirgends sonst vorkommende, auffallend Seltsame. Gewiß sind diese Erscheinungen bedingt durch die höchst eigenthümliche Entwickelung des Volkes, welche eben wieder, wie überall, die eine ihrer ursprünglichen Wurzeln in der Luft- und Bodenbeschaffenheit, die andere in der Abstammung haben muß.

Ungewißheit ihrer Abstammung.

Die letztere ist aber bei den alten Aegyptern sehr dunkel.

1) S. Bemerk. und Erläuter. XI.

Ihre Sprache hat sich zwar im Wesentlichen erhalten in der koptischen, wie sie nach den koptischen Christen, den noch gegenwärtig im Lande lebenden Abkömmlingen des alten Volkes, genannt wird. Diese reden sie zwar nicht mehr, bedienen sich ihrer aber als liturgischer Sprache. Doch gewinnen wir aus ihrer Kenntniß kein Licht über die Abkunft des Volkes, welches sie geredet, denn die Untersuchung des Koptischen führt auf keine bestimmte Verwandtschaft mit den Sprachen andrer bekannter Culturvölker der alten Welt. Zur indogermanischen Familie steht es in gar keiner, zur semitischen in einiger, aber sehr entfernter, einen Schluß auf gleiche Abstammung durchaus nicht begründender Beziehung.

Verschiedene Abkunft der Volksclassen.

Wol aber sind wir nach Allem, was wir über Körpergestalt und Farbe der alten Bewohner aus Beschreibungen, noch mehr aus der Betrachtung der Mumien und der Abbildungen auf den Denkmalen wissen können, zu dem Schlusse berechtigt, daß sie ursprünglich nicht einem und demselben Volksstamme angehörten. Vielmehr waren in Aegypten die höheren Kasten wie in Indien von einem ursprünglich geistig begabtern, an Körperbildung edlern Geschlecht, sie gehörten der kaukasischen Rasse an, die niedern wahrscheinlich einem Stamme, der einen Uebergang von dieser zur eigentlichen Negerrasse machte [1]). Ohne Zweifel ist auch hier wie dort der weißere Stamm der später eingewanderte; wir entbehren aber für Aegypten die sicheren Spuren über den Gang dieser Wanderung, die uns dort leiteten; denn in Indien sind uns, außer einer alten reichen Litteratur, in der heutigen Beschaffenheit der Volksstämme Spuren uralter Verhältnisse übrig geblieben, während über

1) Heeren, Ideen Th. II. Abth. 2. S. 90. — Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, deutsche Uebers. Bd. II. S. 246, läugnet die Stammverschiedenheit der Volksclassen, obschon er selbst weiterhin Umstände anführt, die als entschiedene Beweise dafür gelten können.

Uebereinstimmung ägyptischer Bildungselemente mit asiatischen.

Aegypten die auflösende Hand der Geschichte vielfach hinweggegangen ist, und das Ursprüngliche der Völkernatur zerstört, oder doch bis zum Unkenntlichen verwischt hat. Indeß deutet schon die kaukasische Rasse auf Asien, als auf den Erdtheil, aus dem, auch abgesehen von der allgemeinen Verbreitung des Menschengeschlechts von dorther, die höheren Volksclassen eingewandert sind. Dazu kommt mehr als eine merkwürdige Uebereinstimmung in Einrichtungen, Vorstellungsweisen, Kenntnissen, welche auf eine Verpflanzung von Culturelementen von Asien nach Aegypten schließen läßt. Gewisse Kenntnisse in der Meß- und Sternkunde kommen mit denen der chaldäischen Priester überein [1]); und wenn die Behauptung der ägyptischen, daß Babylon eine ihrer Colonien sey [2]), auch ohne Zweifel nur aus ihrer erstaunlichen Nationaleitelkeit stammt, so deutet sie doch auf das Bewußtseyn eines uralten Zusammenhangs mit Jenen.

Mehr noch als auf Babylonien haben die ägyptische Kasteneintheilung und die Lehre von der Seelenwanderung, der wir hier wieder begegnen, die Aufmerksamkeit der Neueren auf Indien gelenkt. Manche meinen, daß eine Priestereinwanderung von dorther angenommen werden müsse. Aber damit werden wir auf eine Zeit gewiesen, zu der keine geschichtliche Erinnerung leitet. Es ist eine Frage, die mit einem höheren Grade von Wahrscheinlichkeit zu beantworten, der heutigen Wissenschaft alle Anhaltspunkte fehlen. Schon der Weg, den solche Einwanderer genommen haben können, bildet eine große Schwierigkeit. Daß indische Colonisten auf dem Landwege, durch Iran und alle Gebiete der semitischen Stämme, über die Erdenge von Suez nach Aegypten gelangt seyn sollen, ist kaum denkbar. Man hat daher eine Verbindung über das Meer zwischen Indien und Aethiopien entweder unmittelbar, oder

1) Böckh, Metrologische Untersuchungen S. 34.
2) Diodor I, 28.

durch Arabien vermittelt, annehmen zu dürfen geglaubt [1]), und daß die Cultur dann weiter von Aethiopien nach Aegypten verpflanzt worden sei. Unter Aethiopien verstehen die Alten oft das ganze von den ägyptischen Grenzen nach Süden hin sich erstreckende Land mit unbestimmter Ausdehnung, im Besondern aber zuweilen auch nur das wichtigste unter den Aegyptern zunächst gelegenen äthiopischen Reichen, das von Meroe, welches sie eine Insel nennen, weil es eine oberhalb Aegyptens von verschiedenen Nilarmen gebildete große Landschaft einnahm. Dieses alte Reich von Meroe ist ein sehr merkwürdiges. Es ist, wenn irgend eines, ein Priesterstaat zu nennen; nirgends war die Priesterkaste so übermächtig, nirgends ihre Herrschaft so ausgebildet. Sie wählte den König aus ihrer Mitte, und wenn er nicht mehr nach ihrem Sinne regierte, erklärte sie ihm, daß das Orakel seinen Tod beschlossen habe, worauf er sich selbst entleiben mußte, auf welche Weise bei den Aethiopiern die Hinrichtungen überhaupt vollzogen wurden. Die Bedeutung von Meroe beruhte auf Handel, und die Priester waren es, welche ihn leiteten und schützten. An Meroe sehen wir deutlich, wie im alten Orient, was zum Theil auch noch jetzt der Fall ist, Gottesdienst und Handel eng mit einander verknüpft waren, eine Wahrheit, welche erst die Untersuchungen eines neuern deutschen Forschers recht einleuchtend gemacht haben [2]). Im Alterthum war der Handel dort größtentheils, wie noch heut zu Tage, ein durch Caravanen geführter Landhandel. Die Wege dieser Caravanen, durch Flußthäler, über Gebirgspässe, durch Wüsten oder dicht an ihrem Rande hin, sind durch die Natur vorgezeichnet, und können nicht willkürlich verändert werden, eben so unveränderlich bleiben die wenigen zu Rasten für die Reisenden geschickten Stellen. An vielen

Das Reich von Meroe.

Cultus und Handel in Verbindung.

---

1) M. s. Leo, Lehrbuch d. Universalgesch. Bd. I. S. 83.

2) Heeren in seinen öfters angeführten Ideen u. s. w. Hieher gehören Th. II. Abth. I. die letzten Abschnitte.

dieser Ruheplätze waren der bequemen Lage wegen Heiligthümer entstanden, wodurch sie für die aus der Ferne kommenden Kaufleute zugleich die besten Märkte wurden; weil der Verkehr im Schutz des Heiligthums eine Sicherheit fand, deren er in der Mitte der umherwohnenden räuberischen Nomadenvölker sehr bedurfte, und weil die zu Götterfesten von weit her zusammenströmende Menge den Waaren einen schnellen und guten Absatz sicherte. Ganz ähnliche Erscheinungen bietet die Gegenwart dar. Noch jetzt mischen sich unter die großen nach Mekka ziehenden mohammedanischen Pilgerschaaren Handelscaravanen. Und so geschickt ist namentlich das Land, dessen Hauptstadt das alte Meroe war, durch seine natürliche Lage für diese Art von Handel, daß ein Reisender des neunzehnten Jahrhunderts [1]) in dem dortigen Reiche von Schendy einen Hauptstapelplatz für das südlich von Aegypten gelegene Ostafrika fand; ja — so gleich bleiben sich auf diesen Civilisationsstufen die Verhältnisse durch Jahrtausende — in dem daran grenzenden Damer einen Priesterstaat, wie Meroe es war, nur daß diese Priester, deren viele zugleich Handelsleute sind, sich nicht mehr zu einem alten heidnischen Götterglauben sondern zum Islam bekennen. Der Handel, sagt derselbe Reisende, macht das wahre gesellschaftliche Leben in diesen Ländern aus. Im Alterthum war Meroe der Ort, von wo die Erzeugnisse der entfernten Südländer auf dem Nil oder auch durch Caravanen in das nördliche Afrika verführt wurden, es war aber auch der Hauptplatz eines lebhaften Verkehrs, der bis an das rothe Meer und über dasselbe hin nach Arabien Statt fand, und vermittelst desselben bis nach Indien reichte.

Hypothese von der Abstammung der ägyptischen Cultur aus Aethiopien.

Da nun manche Spuren darauf hindeuten, daß das glückliche Arabien schon in uralten Zeiten Indien und Ostafrika verband; so haben Einige in Meroe den Ort zu

1) Burckhardt, Reisen in Nubien, deutsche Uebers. S. 355 fg. 372 fg. 441.

sehen geglaubt, wohin kaukasische Einwanderer aus Asien kamen, dann weiter nach Aegypten zogen, und die mitgebrachten Culturkeime dorthin verpflanzten. Daß nicht nur Aegyptens Bildung sondern auch seine Bewohner von den Aethiopiern stammten, war eine Ueberlieferung und Behauptung der Letztern, und unter den Beweisen, die sie dafür anführten, findet sich merkwürdiger Weise auch der geologische, daß Aegypten ein später entstandenes, durch die Ansetzung des Flußschlamms allmählich vergrößertes Land sei [1]), was indeß mehr auf spätere Klügelei als auf alte Ueberlieferung deutet. Nach einer andern Nachricht [2]) war Ammonium in der libyschen Wüste, wo sich das berühmte Orakel des Gottes Ammon, in welchem die Griechen ihren Zeus erkannten, befand, eine theilweise von Aethiopien aus gestiftete Colonie. Ferner haben Reisende des gegenwärtigen Jahrhunderts, welche südlich von Aegypten innerhalb des Nilthals durch ganz Nubien viele Tempel und andere Denkmale fanden, welche einen einstigen politischen Zusammenhang mit Aegypten so wie Uebereinstimmung der Religion und Kunstweise deutlich bekunden, in diesen Gebäuden zum Theil die Urform der ägyptischen Baukunst zu entdecken geglaubt, welche sich in Aegypten selbst erst zu ihrer Vollendung erhoben habe. Dies sind die Gründe, welche mehrere Schriftsteller zu der zuversichtlichen Behauptung gebracht haben, daß, wie in Aegypten selbst die Cultur dem Strome folgend den Weg von Süden nach Norden genommen habe, sie in derselben Richtung nach Oberägypten aus dem Südlande gelangt sei, womit sich denn jene Meinung vom Herüberkommen ihrer ersten Keime von Asien über das Meer nach Aethiopien verbindet. Aber gegen diese Ansicht wird eingewandt: daß dem Herodot [3]) zufolge die Aethiopier Sitten und Bildung von ägypti-

---

1) Diodor III, 3.
2) Herodot II, 42.
3) II, 30.

schen Kriegern, die zu ihnen entwichen waren, angenommen haben; daß die Gründe für ein höheres Alterthum der nubischen Bauwerke keineswegs entscheidend sind[1]); daß vielmehr grade die genaue Erforschung der Denkmale für die Priorität der ägyptischen spricht, und daß der übereinstimmende Stil in den Bauwerken Nubiens sich am ungezwungensten erklären läßt, wenn man annimmt, sie seien dort von ägyptischen Meistern oder von Aethiopiern, die ihre Schüler waren, aufgeführt, und zwar zu einer Zeit, als Nubien von den Pharaonen erobert war; denn daß diese dort eine Zeit lang herrschten, ist durch Inschriften vollständig erwiesen. Auch die Annahme, daß Oberägypten früher cultivirt gewesen sei als Mittel- und Niederägypten, ist sehr zweifelhaft. So steht es also mit der Hypothese von der Einwanderung, der Bildung vom Süden her mindestens sehr mißlich, während freilich auch auf die entgegengesetzte gar keine geschichtliche Spuren leiten. Es bleibt demnach die Art des Zusammenhangs zwischen der ägyptischen Cultur und der asiatischen völlig im Dunkeln, und wir können nur sagen, daß er ein in das höchste Alterthum aller Völkerentwickelung zurückweichender seyn muß. Aegyptens Cultur ist so alt als irgend eine, von der wir Kenntniß haben.

Die Kunstdenkmale.

Was uns von dieser Bildung des Wunderlandes Kunde giebt, ist keine einheimische historische oder poetische Litteratur, es sind Nachrichten der Griechen und Hebräer, und weit mehr noch die Denkmale der Bau- und Bildnerkunst des alten Volkes selbst, welche nach einer Dauer von mehreren Jahrtausenden, trotz aller Zerstörungen, die Feindes- und Glaubenswuth, Raubgier und Stumpfsinn daran geübt, noch immer in den großartigsten Ueberresten dastehen. Man sprach ehemals nur von den Pyramiden und Obelisken Mittel- und Niederägyptens als staunenswerthen Zeugen der Kunst, die einst hier geherrscht, und wußte nicht,

1) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste Bd. I S. 413.

daß sie von den Denkmalen Oberägyptens bei weitem übertroffen würden, denn es waren diese zwar auch früher von einigen Reisenden besucht worden, aber die Beschreibungen, die sie von ihnen gaben, sind so unvollkommen, daß ihre wahre Bedeutung kaum durchschimmerte. Erst die Expedition der Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts hat diese Bauwunder wie eine neue unbekannte Welt aufgeschlossen. Von den politischen Zwecken, die Bonaparte bei jener ziemlich abenteuerlichen Unternehmung vor Augen hatte, ist keiner erreicht worden; aber die Wissenschaft hat durch die Forschungen, Beschreibungen, Abbildungen der das Heer begleitenden Gelehrten und Künstler die wesentlichsten Bereicherungen erhalten, uud erhält sie fortwährend, da, nachdem die Bahn einmal gebrochen war, ein Reisender durch das merkwürdige Land dem andern folgt, und neue Entdeckungen und Aufschlüsse von dort zurückbringt. So kann die neueste Zeit sich rühmen, daß die beiden ältesten Culturländer der Welt, Indien und Aegypten, durch sie und für sie aus einem Dunkel treten, welches viele Jahrhunderte für undurchdringlich gehalten wurde.

Die großartigen Bauwerke von Theben.

Unter den Ruinen im oberägyptischen Nilthal sind die bei weitem merkwürdigsten die von Theben, welches in den Zeiten der größten Blüthe und Macht Aegyptens die Hauptstadt des ganzen Reiches war. Es lag zu beiden Seiten des Nils und in einer Art von Kessel, da der Strom hier eine Biegung macht, wodurch die ihn begleitenden Bergketten das Thal nach allen Seiten abschließen. Auf der Stätte, wo Theben einst stand, findet man jetzt eine Reihe von Dörfern, nach deren Namen die neuern Reisenden die Ruinen benennen; sie sind an und auf die alten Tempel gebaut, und ihr Verhältniß zu diesen ist von der Art, daß eines derselben, Medinet-Habu, auf der Ecke eines halbverschütteten Tempeldachs steht. Die Reisenden können nicht Worte finden, den Eindruck, den die gewaltigen Massen, unter denen man sich hier befindet, diese Tempel, Säulengänge, Obelisken, Kolossen, Katakomben, hervorbringen,

zu beschreiben. „Von den ausgedehnten Ruinen Thebens, sagt einer derselben [1]), kann man auch aus den Berichten der geschicktesten und genauesten Beobachter nur eine höchst unvollkommene Anschauung erhalten. Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben. Die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Construction, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, ich sei in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als die riesigen Zeugnisse ihres einstigen Daseyns hinterlassen hätten." Von einigen der Ruinen, welche diesen gewaltigen Eindruck hervorbringen, ist es klar, daß sie nicht nur Tempel waren, sondern zugleich Paläste, in so fern diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmt sind. Ein und dasselbe Gebäude diente in verschiedenen Räumen gottesdienstlichen Zwecken und der Pracht der Könige. Es gehört besonders dahin der Tempelpalast von Karnak auf dem rechten Stromufer. Zu diesem führt, von einer andern Ruinengruppe, der von Luxor aus, den ganzen, nicht weniger als 6000 Fuß betragenden Weg hindurch, eine Allee von je zehn Fuß auseinander liegenden Sphinxkolossen, deren meiste jetzt von Erde bedeckt sind, die großartigste zwei Gebäude verbindende Straße von einer solchen Länge, die Menschen je angelegt. Wenn man von Luxor kommt, findet man die Allee weiterhin in zwei gespalten, von welchen die eine an den Ruinengruppen jenes von dem Dörfchen Karnak genannten Tempelpalastes,

1) Belzoni, Narrative of the operations and discoveries in Egypt and Nubia p. 37. Belzoni's Reise fällt in die Jahre 1815 bis 1819.

den gewaltigsten von allen, endet. „Diesen Resten, sagt ein deutscher Reisender[1]), eine ruhige Betrachtung zu widmen, ist sehr schwer, denn der Geist wird unaufhörlich hin- und hergeworfen zwischen dem sprachlosen Erstaunen über solche Conceptionen und dem herbsten Schmerze über die gräßliche Zerstörung.“ — Die Säulenhalle dieses Tempels, eine Art von Vorsaal, der zu innern Gemächern führt, wird als das großartigste Monument der altägyptischen Architektur betrachtet. Hundert vier und dreißig Säulen tragen die Decke, die zwölf mittlern haben riesenmäßige Dimensionen, sie messen vier und dreißig Fuß im Umfang und fünf und sechzig Fuß Höhe, die Capitäle sind so groß, daß hundert Menschen bequem darauf stehen könnten. „Man erstaunt hier, ruft ein anderer Deutscher[2]) aus, noch mehr über die Kühnheit des Gedankens als über die Verwirklichung selbst.“ Die Wände der Säle, Hallen und Gemächer sind hier wie in allen anderen altägyptischen Tempeln und Palästen mit Statuen und Reliefs verziert, die letzteren von eigner Art, erhaben aber auf einem vertieften Grunde gearbeitet, so daß sie über die Wandfläche nicht hervorragen, und buntfarbig bemalt. Außerdem finden sich auch viele Wandmalereien, die nur colorirte Umrißzeichnungen sind. Alle diese Bildwerke sind von großer Wichtigkeit, nicht nur weil wir die Beschaffenheit der Kunst jener Tage daraus kennen lernen, sondern auch weil sie in Beziehung zu den Stiftern der Monumente, an denen sie haften, stehen, uns deren Thaten, besonders kriegerische, in sehr merkwürdiger Weise veranschaulichen, also historische Aufschlüsse geben.

Auch die auf der Westseite des Flusses liegenden Gebäude nehmen, obschon sie dem Riesenpalaste von Karnak nicht gleich kommen, eine bedeutende Stelle unter den ägyptischen Denkmalen ein. Hier sind der Palast und Tempel,

1) Parthey, Wanderungen durch das Nilthal S. 425.
2) v. Prokesch, Erinnerungen aus Aegypten Bd. I. S. 310.

welche vom Dorfe Medinet-Habu den Namen führen, so wie ein das Memnonium genannter Bau, in dessen Nähe ein Feld die Region der Kolosse heißt, wegen der darauf befindlichen theils aufrecht stehenden, theils umgestürzten und in Bruchstücken umherliegenden kolossalen Bildsäulen. Die beiden größten derselben haben eine Höhe von sechs und funfzig Fuß, die eine ist die wegen eines wunderbaren Tones, den sie beim Sonnenaufgange hören ließ, in der

Die Memnonsäule.

römischen Kaiserzeit hochberühmt gewordene Memnonssäule. Es ist eigentlich die Statue eines ägyptischen Königs, Amenophis III; jenen Namen gaben ihr die Griechen, welche sie für das Standbild des in die Sagen vom trojanischen Kriege verflochtenen Memnon hielten, den der Mythus einen Aethiopierfürsten und Sohn der Aurora nennt. Daher wurde jener Ton als ein Morgengruß des belebten Steines an die göttliche Mutter betrachtet. Merkwürdiger Weise wurde er nur vernommen, so lang die Statue zertrümmert war. Ein Erdbeben hatte sie nämlich kurz vor Christi Geburt umgestürzt, im Anfange des dritten Jahrhunderts wurde sie wieder hergestellt, aber das Wunder hatte sein Ende erreicht, Memnon blieb seit der Zeit lautlos. Die Ohrenzeugen verglichen den Schall mit dem Riß einer zerspringenden Saite. Man hat ihn lange für einen Priesterbetrug gehalten, seitdem aber neuere Reisende vielfältig die Erfahrung gemacht haben, daß in den ägyptischen Tempeln beim Sonnenaufgang, wenn auf die Kühle der Nacht plötzlich Erwärmung folgt, die Steinmassen ähnliche Töne vernehmen lassen, findet das von den Alten angestaunte Phänomen seine natürliche Erklärung [1]).

Das Grab des Osymandyas.

Nicht weit von diesen Kolossen sieht man die Reste eines Gebäudes, an welchem die Wuth der Barbaren besonders große Zerstörungen verübt hat. Man glaubt darin den Bau zu erkennen, welchen Diodor das Grab des Osymandyas nennt, und für eines der bewundernswürdigsten

---

1) S. Bemerk. und Erläuter. XII.

Werke ägyptischer Kunst erklärt, ein Urtheil, welchem die Trümmer nicht widersprechen. Es trug nach seinem Berichte folgende Inschrift: „König der Könige Osymandyas bin ich. Will Jemand wissen, wie groß ich bin, und wo ich liege, so übertreffe er eines meiner Werke." Der Name des Osymandyas kommt sonst nirgends vor, man weiß ihn daher chronologisch nicht einzureihen, und vermuthet, daß es ein sonst bekannter König unter anderm Namen ist [1]).

Die Katakomben.

Sonst sind die meisten und wichtigsten Grabdenkmale nicht über der Erde zu suchen. Vielmehr zieht sich von Medinet-Habu auf zwei Wegesstunden Länge in der das Thal zunächst begränzenden libyschen Bergkette die fast nicht weniger als die großen Tempel und Paläste merkwürdige unterirdische Todtenstadt Thebens hin, seine Hypogäen oder Katakomben umfassend, wie jede ägyptische Stadt sie hatte, aber besonders weitläufig und reich, mit großer Sorgfalt und Kunst angelegt, die Hauptstadt. Durch Stollen, Gänge, Galerien sind diese Grüfte miteinander verbunden, gerade Treppen und Wendeltreppen führen in die Tiefe; senkrechte Schachten oder Brunnen, wie man sie nennt, unterbrechen die Gänge. Schon in der alten Zeit muß es schwer gewesen seyn, sich hier zurecht zu finden, jetzt, wo viele Gräber verschüttet, zugefallen, durchwühlt sind, ist Alles noch labyrinthischer und chaotischer. Gestalt und Größe der Gräber richteten sich nach dem Stand und Vermögen der Familien, die Aermeren begnügten sich mit einer Kammer, Reichere ließen sich Grüfte von zwei, drei und mehr bereiten. Auch die Wände der Grabkammern sind mit Reliefs und Frescobildern versehen, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben, und, außer der oft wiederkehrenden Darstellung des Todtenge-

---

1) Nach Champollion, Lettres écrites d'Egypte p. 95. kommt in den Inschriften dieses Bauwerks kein Königsname vor als der Ramses des Großen. Dann hätte also dieser berühmteste der Pharaonen neben anderen Namen auch den des Osymandyas geführt.

richts, sich besonders auf die Lebensgeschichte des Bestatteten beziehen, indem sie die Arbeiten verschiedener Handwerker, des Landbaues u. s. w. darstellen, daher für die Kenntniß des häuslichen Lebens der alten Aegypter sehr lehrreich sind. Nicht minder sind es die Ueberreste der Geräthe selbst, die dem Verstorbnen im Leben gedient, und die man auf den Boden der Grabkammern stellte, dem Kaufmann Wage und Gewichte, dem Apotheker Arzneien, dem Soldaten Waffen und so fort Jedem die Merkmale seines Standes mitgab. Außerdem findet man viele Schlüssel, Lampen, Büchsen, Kästchen, kleine Idole, Schmuck aller Art, als Ringe, goldene Halsketten u. s. w. in den Gräbern, so wie an den unzähligen Mumien Papyrusrollen verschiedenen, über manche Verhältnisse belehrenden Inhalts. Die Bewohner des Dorfes Gurna am Eingang der Grüfte treiben seit langer Zeit kein anderes Geschäft, als daß sie die Felsenkammern durchsuchen, Mumien und alle jene Geräthe, Idole und Zierrathen an das Tageslicht bringen, und sie an die Europäer um theure Preise verkaufen, wobei denn vieles auf die roheste Weise vergeudet und vernichtet worden ist. Und doch sind diese unterirdischen Schatzkammern noch lange nicht ausgeschöpft, fortwährend steigt noch im eigentlichen Sinne des Worts das alte ägyptische Leben aus den Gräbern hervor.

Die Königsgräber.

Alle für die verschiedenen Stände des Volkes bestimmten Grüfte werden an Größe und Pracht bei weitem übertroffen von den Königsgräbern, welche an einem abgesonderten Orte, in einer schauerlichen, von kahlen, gelbbraunen Felswänden umgebenen Oede, die recht zu einem Wohnplatz der Todten gemacht scheint, liegen. Zwei und zwanzig dieser Gräber (das Alterthum kennt etwa noch einmal so viel) sind jetzt geöffnet [1]) und zum Theil ausgeplündert. Ein von dem muthigen und thätigen Belzoni entdecktes und

1) Parthey, a. a. O. S. 481.

eröffnetes übertrifft alle anderen an Pracht und besonders an Schönheit und Frische der Wandmalereien.

Die Denkmale als Zeugen einer großen Culturblüthe.

Daß diese erstaunlichen Denkmale sich theilweise erhalten haben, immer wieder von neuem untersucht, auch den Entfernten durch Abbildungen einigermaßen vor Augen gebracht werden können, ist kein geringer Gewinn für die Geschichte. Wir erhalten dadurch ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, ungleich anschaulicher und ergreifender als es auch ausführliche Berichte der Alten thun könnten. Wir thun hier Blicke in eine Cultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, wir sehen hier eine Großartigkeit im Entwerfen von Plänen zur Verherrlichung der Religion und des Staatslebens, und eine Bereitschaft von Mitteln zu ihrer Ausführung, wie wir sie ohne diese stummen und doch so beredten Zeugen in einer so entfernten Zeit durchaus nicht suchen würden. Denn wir wissen mit Bestimmtheit, daß die wichtigsten und bedeutendsten dieser Bauten, welche die Blüthe der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des zweiten Jahrtausends vor Chr. entstanden sind. Und zwischen dieser hohen Blüthe und den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmählichen Wachsthums der Erzeugungskraft und der Fertigkeit liegen.

Die Hieroglyphen.

Für die Bestimmung der Blüthenperiode der ägyptischen Cultur ist demnach die Erbauungszeit jener bewundernswürdigen Denkmale das wichtigste Hülfsmittel, und über diese können wir erst urtheilen durch eine der wichtigsten Entdeckungen, welche das neunzehnte Jahrhundert im Gebiete der Alterthumswissenschaft gemacht hat, des Schlüssels nämlich zur Lösung der Hieroglyphen, jener merkwürdigen heiligen Zeichen, mit welchen die Monumente reichlich versehen sind, die ihre Außenseite zuweilen ganz bedecken. Sie sind meistens mit großer Schärfe und Sorgfalt in Stein gehauen, und zum Theil übermalt; die nicht auf Wänden und Obelisken, sondern auf kleineren Denkmalen z. B. Sarkophagen befindlichen, sind oft bloß ge-

malt. Sie stellen Dinge der mannigfachsten Art vor, Naturgegenstände jeder Gattung, die Himmelskörper, Pflanzen, Thiere, Menschen, Glieder des menschlichen Leibes, dann Werke der Menschenhand, Geräthschaften, Gebäude u. s. w. ferner geometrische Figuren, und phantastische Gebilde. Im Ganzen hat man mindestens neun hundert solcher sich bald mehr bald weniger häufig wiederholender Vorstellungen gezählt.

Frühere vergebliche Versuche ihrer Entzifferung.

Die Sage von tiefen Kenntnissen und geheimen Wissenschaften, in deren Besitz die ägyptischen Priester gewesen seyn sollten, hat die Gelehrten früher mit einer wahren Sehnsucht erfüllt, die Bedeutung der Hieroglyphen zu erforschen, weil man nicht zweifelte, mit dieser Kunde den Zugang zu jenen geheimen Kenntnissen zu erlangen. Auf Aussagen der Alten, besonders späterer Griechen, gestützt, welche durch die Anschauung jener reichen Mannigfaltigkeit von Figuren vollkommen bestätigt zu seyn schienen, glaubte man nicht anders, als daß die Hieroglyphen sämmtlich zu einer Sinnbilderschrift dienten, die sich auf die Laute einer bestimmten Sprache so wenig bezöge, wie die chinesische. Da nun Symbole, wenn man nicht im Besitz des bestimmten Schlüssels ist, höchst verschieden gedeutet werden können, so war damit der Willkür der Auslegung der freieste Spielraum gegeben; man ersann träumerische, weit ausgesponnene Hypothesen, durch die aus den Hieroglyphen nichts herausgelesen werden konnte, als was die Phantasie der Erklärer erst hineingetragen hatte. Längst hatten daher alle besonnene Forscher es völlig aufgegeben, auf diesem Wege zu einem befriedigenden Aufschluß zu gelangen, als bei Gelegenheit der französischen Expedition eine Entdeckung gemacht wurde, welche auf einem ganz andern Wege zu überraschenden, höchst merkwürdigen Ergebnissen führte. Man fand nämlich zu Rosette einen, später in die Hände der Engländer gefallenen und jetzt in London aufbewahrten Stein mit einer dreifachen Inschrift, in Hieroglyphen, in enchorischer oder ägyptischer Volksschrift, und in griechischer

Sprache, die damals — der Stein stammt aus dem Anfange des zweiten Jahrhunderts vor Chr. — einem ansehnlichen Theile der Bevölkerung allein verständlich war. Aus dieser letzten ersah man den Inhalt, Ehrenbezeugungen nämlich, von der ägyptischen Priesterschaft dem Könige Ptolemäus Epiphanes zuerkannt, und — wie ausdrücklich gemeldet wird — daß die beiden ägyptischen Texte dasselbe enthielten. Dieses war das eigentlich Wichtige, denn nun hatte man einen festen Boden für Versuche, die ägyptische Schrift zu entziffern, zumal da in den Inschriften Eigennamen vorkamen, die ägyptisch lauten müssen wie griechisch, oder doch sehr ähnlich. Zuerst fand der berühmte Orientalist Sylvestre de Sacy, daß in der enchorischen Schrift der Name Ptolemäus mit Lautbuchstaben geschrieben war, worauf denn weiter schreitend der Engländer Young auf die Meinung kam, daß die in der entsprechenden hieroglyphischen Gruppe enthaltenen Zeichen gleichfalls Buchstaben seien. Aber der Ruhm, diese Entdeckung festgestellt, vermöge derselben den Weg zur Lesung und Erklärung der Hieroglyphen gefunden, und sie dadurch für die Wissenschaft erst fruchtbar gemacht zu haben, gebührt dem Franzosen Champollion dem Jüngern [1]). Unterstützt durch die Auffindung einer zweiten durch einen altgriechischen Text erläuterten Hieroglyphenschrift konnte Chmapollion die alphabetische Natur dieser, Namen enthaltenden Hieroglyphengruppen unzweifelhaft darthun, denn hier kam außer dem Namen Ptolemäus auch der der Kleopatra vor, und vier beiden Wörtern gemeinsame Buchstaben P O L E werden in beiden durch dieselben Bilder ausgedrückt.

Entdeckung der Lauthieroglyphen.

Champollions Verdienste.

Champollion erkannte aber, daß es außer diesen phonetischen Hieroglyphen (d. i. Lauthieroglyphen), wie sie jetzt allgemein genannt werden, noch zwei andere Gattun-

Verschiedene Arten der Hieroglyphen.

---

1) Dieses gestehen jetzt auch die Engländer vollkommen zu. M. s. Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians Ed. 2. Ser. I. Vol. III. p. 192.

gen giebt. Zuerst wirklich symbolische oder tropische verschiedener Art, wie wenn der Tag durch die Sonne, die Herrschaft durch den Vordertheil eines Löwen bezeichnet wird [1]), dann eine Classe von Hieroglyphen, welche Champollion figurative nennt, die nämlich den Gegenstand selbst, dessen Bild vorgestellt wird, bezeichnen. Auch findet öfters eine enge Verbindung von phonetischen und andern Hieroglyphen Statt, so daß sie nebeneinander gestellt zusammen einen Begriff bilden. Dieselben Gattungen kommen auch in den beiden andern Schriftarten, deren sich die Aegypter bedienten, vor, in der priesterlichen (hieratischen), und in der Volksschrift, welche letztere unter den Benennungen der enchorischen, der demotischen und der epistolographischen vorkommt. Denn diese Schriftarten sind aus der hieroglyphischen als der ursprünglichen entstanden, die hieratische besteht aus abgekürzten hieroglyphischen Zeichen, die demotische ist die noch mehr zusammengezogene hieratische.

Nun konnte aber die Entdeckung, daß es überhaupt phonetische Hieroglyphen giebt, und die Deutung einiger derselben vermittelst der entsprechenden griechischen Lautzeichen, noch nicht weiter führen, wenn man nicht den Schlüssel zum ganzen Alphabet fand, und die Sprache kannte, in welcher man vermittelst der Hieroglyphen schrieb. Die Sprache, die man zu Grunde zu legen hatte, konnte keine andere seyn als die koptische, indem man zu der Annahme berechtigt war, daß die Wörter derselben die altägyptischen mit unerheblichen Veränderungen sind. Als Schlüssel zum Alphabet fand Champollions Scharfsinn das Gesetz, daß man, um einen Buchstaben durch eine phonetische Hieroglyphe auszudrücken, das Bild eines Gegenstandes hinstellte, dessen erster Laut der zu bezeichnende Buchstabe war, und da dieses durch sehr verschiedene Gegenstände geschehen konnte, so erklärt sich daraus die weit über die Zahl eines gewöhnlichen Alphabets hinausgehende

Gesetz für die Lesung der phonetischen.

1) Champollion, Grammaire egyptienne p. 23 sqq.

Menge der Lauthieroglyphen. So nahm man z. B. für das K bald eine Schale bald eine Mütze, weil jene ägyptisch Kelol diese Klaft heißt, wie man, wenn man deutsch so schreiben wollte, für das B ein Beil, einen Berg, ein Blatt u. s. w. wählen könnte. Es scheint, daß sich die ägyptischen Steinhauer bei der Wahl unter den gleichlautenden Hieroglyphen oft von dem Raume, den sie für die Inschrift benutzen konnten, leiten ließen. Dieses Champollionsche Gesetz hat sich durch die glückliche Enträthselung einer großen Reihe von Namen, deren Richtigkeit sich durch unsere sonstige Kunde von der ägyptischen Geschichte und Mythologie erproben läßt, vollkommen bewährt, so wie wiederum durch Champollions und Anderer, die in seine Fußstapfen traten, Entzifferungen unsere Kenntniß des ägyptischen Alterthums große Bereicherungen erfahren hat, und fortwährend erfährt. Die hieroglyphischen Inschriften auf Obelisken und Gebäuden enthalten allerdings nicht, wie man es so lange geglaubt hat, Aufschlüsse über religiöse, philosophische, oder gar magische Geheimlehren, es sind größtentheils mehr oder weniger prunkvolle Weihungsformeln in Bezug auf die königlichen Erbauer der Gebäude. Aber eben diese Namen sind durch die beziehungsreichen Verbindungen, in denen sie hier erscheinen, sehr belehrend, sie finden sich mit Ausnahme der Gräber auf allen ägyptischen Denkmalen als die der Gründer; und die daraus hervorgehenden Zeitbestimmungen für die Errichtung der Bauwerke bilden einen Punkt, über welchen, wie schon oben bemerkt ist, die Hieroglyphenentzifferung ein sehr wichtiges Licht verbreitet hat. Eben so lehren auch die Inschriften erst die Helden kennen, welche in den Abbildungen, die Kriegsscenen, Triumphzüge und Aehnliches darstellen, gefeiert werden. Allerdings sind noch lange nicht alle in Mauerschriften und Papyrusrollen auf uns gekommene ägyptische Texte gelesen, die Deutung anderer ist noch sehr unzuverlässig und schwankend, denn die Schwierigkeiten, die sich hier dem Forscher entgegenstellen, sind nicht gering.

Ergebnisse der Entzifferung.

Sie liegen theils in der sehr unvollständigen Kenntniß der alten Sprache, theils in der Beschaffenheit der Abbildungen, die nicht selten den Gegenstand, der gemeint ist, schwer erkennen und zweifelhaft lassen, theils in dem Räthselhaften der symbolischen Bezeichnungen. Aber diese Dunkelheiten, von denen übrigens zu erwarten steht, daß sie wenigstens theilweise immer mehr werden aufgehellt werden, dürfen uns nicht abhalten, den bedeutenden Werth der Hieroglyphenlesung für ein vollständigeres Bild der altägyptischen Zustände als früher zu geben möglich war, anzuerkennen. Ein solches Bild, gedrängt und auf das Wesentlichste und Wichtigste beschränkt, haben wir zunächst zu entwerfen.

Neuntes Capitel.

Staat, Sitte, Religion, Wissenschaft und Kunst der Aegypter.

Die bürgerlichen Einrichtungen Aegyptens beruhten auf dem Kastenwesen, und zwar auf einem ohne Zweifel sehr fest bestimmten und durchgebildeten, obschon wir das Genauere nicht mehr anzugeben vermögen. Denn die Nachrichten der griechischen Schriftsteller, aus denen wir hier allein schöpfen können, weichen von einander ab; anders werden die Kasten von Herodot, anders von Diodor, und wiederum anders von Strabo gezählt und genannt, ein Beweis, daß es auch in Zeiten, wo sich von den ursprünglichen Einrichtungen noch viele erhalten hatten, für reisende Griechen schwer war, genaue und übereinstimmende Berichte, selbst über ein so wichtiges Verhältniß, welches die Grundlage des politischen Lebens der Nation war, zu erhalten. Doch kommen jene Schriftsteller darin überein, daß sie die Priester und die Krieger, als die ersten und als gesonderte Kasten aufführen; das Abweichende betrifft die unteren Classen. Während Strabo das sämmtliche übrige Volk in eine Abtheilung bringt, theilen es die beiden anderen in mehrere, Herodot in fünf: Rinderhirten, Schweinehirten, Krämer, Dolmetscher, Schiffer; Diodor in drei: Die Kasteneintheilung.

Hirten, Ackerbauer, und Handwerker. Da wir es nun als das wesentlichste Element des Kastenstaats zu erkennen haben, daß die Priester und Krieger die herrschenden Stände sind, die übrigen ihnen untergeordnet; so sehen wir, daß es der Hauptpunkt ist, in welchem die Berichte übereinstimmen. Und wiederum findet sich im Besondern, vorzüglich darin, daß die größten Vorzüge den Priestern eingeräumt sind, folglich das Element, welches den intelligenten Kern der Nation bildet, sich den Rang vor der rohen Gewalt des Schwertes zu bewahren gewußt hatte, viel Uebereinstimmendes mit Indien.

Die Könige. Das Königthum war erblich. Wenn das herrschende Geschlecht ausstarb, wurde der neue König entweder aus der Priester- oder aus der Kriegerkaste gewählt, und im letztern Falle durch eine förmliche Einweihung unter die Priester aufgenommen, so daß er zu priesterlichen Handlungen befähigt war, und jeden Morgen öffentlich ein Opfer brachte. Groß war das Ansehen, welches die Könige genossen; eine ungemeine Ehrfurcht gegen sie erfüllte das Volk; aber sie waren an sehr genaue gesetzliche Vorschriften gebunden, welche sich nicht nur auf die Regierungshandlungen jeder Art, sondern auch auf Geschäfte, Erholungen, Vergnügungen des Privatlebens, bis auf die Tageszeit, in der sie vorzunehmen waren, bis auf die Speisen, die auf dem königlichen Tisch erscheinen durften, erstreckten. In so fern nun die Priester die Urheber dieser Vorschriften waren, und als Räthe und Begleiter der Könige über deren Erfüllung wachten, stand das Königthum allerdings unter dem Priesterthum, doch darf man dies Verhältniß nicht, wie es oft geschehen ist, als ein bloß priesterlicher Herrschgier und Selbstsucht dienendes betrachten. Es war eine Einrichtung, welche der Willkür der Könige den mächtigsten Damm entgegensetzte, und die Aegypter standen auf einer Stufe der Entwickelung, wo strenge Befolgung der altherkömmlichen Gesetze und Lebensordnungen dem Volke frommte, zur Erhaltung der Bildung und der geselligen

Bande unerlaßlich war. Andererseits aber mischten sich bei den Priestern auch unlautre Beweggründe, Stolz, Herrsucht, Habgier ein, einzelne Könige verfolgten theils ein freieres Streben, theils durchbrachen sie, von Laune, Lust und despotischem Sinn getrieben, die gesetzlichen Schranken, und so konnte es an Reibungen nicht fehlen.

Die Priester.

Die Priesterkaste war mehrfach getheilt, nach dem Rang in höhere und niedre, ferner nach den Gottheiten, zu deren Dienst sie bestimmt waren, und nach deren verschiedenen Tempeln, wo bei jedem, wenigstens bei den Haupttempeln, die Priester eine eigene Genossenschaft bildeten, dann nach den Geschäften, indem dieser Stand, wie in Indien, sich nicht blos auf die Verrichtungen des Götterdienstes beschränkte, sondern die ganze intelligente Seite des Volkslebens in sich schloß, so daß zu den Priestern auch die obern Staatsdiener, die Richter, Schriftgelehrten, Aerzte, Baukundigen u. s. w. gehörten. Es war ihnen Enthaltsamkeit in Speisen und Getränken auferlegt, die Vielweiberei untersagt. Dagegen waren sie aber auch die herrschende Seele des Ganzen, ihre Ländereien waren steuerfrei, und für ihren Unterhalt war auf öffentliche Kosten gesorgt.

Die Krieger, Ackerbauer u. Handwerker.

— Die Krieger, von Herodot auf 410,000 Mann angegeben, waren über verschiedene Provinzen vertheilt, wo sie zinsfreie Aecker besaßen. Diodors Angabe, daß sämmtliche Grundstücke im Besitz des Königs und der beiden obersten Stände waren, wird durch die Denkmale bestätigt [1]), die Landbauern waren daher nur Pächter, der wahrscheinlichste Grund, warum sie Herodot gar nicht als besondere Kaste aufführt. Doch scheinen städtische Bürger in den Marken ihrer Orte eigenthümlichen Grundbesitz gehabt zu haben [2]). In der Kaste der Handwerker waren ohne Zweifel die ein-

---

1) Wilkinson, a. a. O. Ser. I. Vol. I. p. 263.

2) Böckh, Erklärung einer ägypt. Urkunde in griech. Cursivschrift, in den Abhandl. d. histor. phil. Classe d. Berl. Akad. f. 1820 — 21 S. 27.

zelnen Gewerbe wiederum vollständig von einander geschieden, so daß sie sich von den Vätern auf die Söhne vererbten [1]).

Kriegskunst. Die angegebene Zahl der auf den Wink der Könige bereiten Krieger erscheint sehr groß, aber Aegypten war in den Zeiten seiner Blüthe dicht bevölkert, die Könige hatten Neigung zu Eroberungskriegen, mußten sich aber auch oft innerhalb der Landesgrenzen gegen Einfälle fremder Völker schützen. Die Kriegskunst war eine sehr ausgebildete. Außer den Bogenschützen, welche die größte Zahl und die Hauptstärke der Heere ausmachten, gab es ein mit Schild, Speer und Schwert, oder mit Streitärten, Streitkolben und ähnlichen Waffen mannigfach ausgerüstetes schweres Fußvolk, zuweilen in den Schlachten in gedrängten Massen phalanxartig aufgestellt, ferner Reiterei und Streitwagen, von welchen herab, nach Art der Griechen im heroischen Zeitalter, die Vornehmsten, die Könige, ihre Söhne, die Feldherren, kämpften und anführten; dem Streiter auf dem Wagen stand dessen Lenker zur Seite. Auch die Belagerung fester Städte wurde nicht ohne Kunst betrieben, besonders wußte man den Eingeschlossenen durch Untergrabungen Schaden zuzufügen [2]).

Gerechtigkeitspflege. Es liegt in der Natur eines so wohlgeregelten Staates wie der ägyptische war, daß auf die Gerechtigkeitspflege ein großes Gewicht gelegt wurde. Die höchste richterliche Behörde bestand aus dreißig Männern, je zehn aus den drei angesehensten Städten, Theben, Memphis und Heliopolis, ohne Zweifel aus den Priestercollegien dieser Orte, obschon Diodor, bei dem sich diese Nachricht findet, es nicht ausdrücklich hinzufügt. Vor diesem Gerichte wurde Alles schriftlich verhandelt, denn die Aegypter sollen nach Diodor [3]) gemeint haben, daß die Richter durch die Redekünste der

1) Daselbst S. 24.
2) Wilkinson, Ser. I. Vol. I. p. 282. b. z. Ende des Bandes.
3) I, 76.

Sachwalter und die Thränen der Angeklagten leicht würden hingerissen werden, der strafenden Gerechtigkeit nicht ihren Lauf zu lassen; ein Grund, der wahrscheinliich einem griechischen Sophisten angehört. Die Gesetze, obschon einzelne Könige nach den Bedürfnissen der Zeit Zusätze gemacht hatten, waren dem Hauptbestandtheil nach uralt und als von den Göttern selbst gegeben heilig gehalten. Mit dem Tode bestraft wurden: Mörder, auch von Sklaven; diejenigen, welche einen Menschen hatten umbringen, oder sonst Gewalt leiden sehen, ohne ihm zu helfen, wenn es in ihrer Gewalt stand; Meineidige, und nach einem spätern Gesetz [1]) auch die, welche bei der Obrigkeit falsche Angaben über die Art ihres Unterhalts machten, und die einen ungerechten Erwerb trieben. Dagegen wurden Feige und Flüchtige nur mit Entehrung bestraft, weil, wie Diodor sagt, der Gesetzgeber die Schande zu einer schärfern Strafe machen wollte als selbst den Tod. Was derselbe Schriftsteller von den ägyptischen Dieben erzählt, die eine Art von Zunft ausgemacht, und unter einem Diebsobersten gestanden haben sollen, bei welchem die Bestohlenen das Ihrige gegen Erlegung des vierten Theils vom Werthe zurückbekommen konnten — paßt schlecht zu dem, was er selbst sagt über die wohleingerichtete Rechtspflege in Aegypten, und von der Todesstrafe, die auf das Betreiben eines unredlichen Gewerbes gesetzt war. Sollte dieser Erzählung vielleicht eine satirische Verspottung der Achtung, in welcher die Gabe schlauer Uebervortheilung bei den Aegyptern stand, zu Grunde liegen, die der eben nicht scharfsinnige Diodor bei irgend einem Griechen las, und für Ernst hielt? Man würde zu einer solchen Annahme geneigt seyn, wenn die seltsame Einrichtung nicht auch in dem heutigen Aegypten angetroffen würde. In Kairo bilden die Diebe wirklich eine Innung, die ihren eignen Vorsteher hat, von dem der Bestohlne das Entwendete gegen eine Vergütung zurücker-

---

1) Herodot II, 177. S. Bemerk. und Erläuter. XIII.

halten kann. Man rühmt, daß dies der öffentlichen Sicherheit einen größern Schutz gewähre, als die gesetzliche Verfolgung der Diebe an andern Orten [1]. Ob nun etwa der Oberdieb der Todesstrafe entging, weil sein Gewerbe als ein nützliches angesehen wurde, wird schwer auszumachen seyn.

Handel. Der große Reichthum und die Civilisation des Landes mußten einen starken und ausgebreiteten Handel erzeugen. Er scheint mehr zu Lande und durch Caravanen als zur See getrieben worden zu seyn; doch brachte er darum nicht weniger Erzeugnisse sehr weit entlegener Länder nach Aegypten. Ein ungemein merkwürdiger Umstand, der dies vollständig beweis't, ist, daß in thebischen Gräbern aus dem zweiten Jahrtausend vor Chr. eine Anzahl Flaschen von chinesischer Fabrication und mit chinesischer Schrift aufgefunden worden ist, von denen mehrere jetzt in europäischen Sammlungen aufbewahrt werden [2]. Ohne Zweifel wurde der Handel weit mehr von Fremden nach Aegypten als von Aegyptern nach der Fremde getrieben. Diese flohen überhaupt in ältern Zeiten die Berührung mit andern Nationen mehr, als daß sie sie suchten; was bei einem Volke von so eigenthümlicher Geistesrichtung, so abweichenden Gesetzen, Gebräuchen und Gewohnheiten, so lange sie in voller Kraft lebten und bestanden, sehr natürlich ist. Doch verwahrte man sich schon im Alterthum gegen übertriebene Vorstellungen von der Ungastlichkeit der Aegypter, die im Umlauf waren [3].

Ländliche Beschäftigungen. Die Arbeiten und Beschäftigungen, das ganze häusliche Leben der Aegypter tritt uns, wie oben schon bemerkt ist, besonders in den Malereien der Grabkammern und den darin enthaltenen mannigfachen Geräthen mit großer Anschaulichkeit entgegen. „Unter allen alten Völkern — sagt

1) Parthey a. a. O. S. 150.
2) Wilkinson, Ser. I. Vol. III. p. 106.
3) Eratosthenes bei Strabo XVII. p. 802 B.

mit Recht der Italiener Rosellini [1]), der sich um diese Studien große Verdienste erworben hat — haben die Aegypter allein Denkmale hinterlassen, welche uns ihr häusliches Leben bis in alle seine kleinsten Besonderheiten zeigen." Was sich von den Alterthümern eines Volkes auf der Civilisationsstufe der Aegypter aus Abbildungen lernen läßt, lernen wir hier; aber eben dies hat seine sehr bestimmten Grenzen, und wir sehen zugleich, wie der Hauptschlüssel zu dem geistigen Zusammenhange der verschiedenen Erscheinungen des Volkslebens in der Litteratur liegt, die uns hier fehlt.

Die Aegypter betrieben außer dem Ackerbau — dessen Geschäfte wir vom Pflügen bis zum Einscheuern der Feldfrüchte dargestellt sehen — die Gartencultur, die Obstzucht und den Weinbau (auch die Art zu keltern ist dargestellt) mit Vorliebe und Sorgfalt. Nicht minder widmeten sie sie der Viehzucht, sie hielten Heerden großen und kleinen Viehes, von Gänsen u. s. w. Viehhirten waren bei ihnen allerdings verachtet und verhaßt; die Zeichner lieben es, sie häßlich und ungestalt darzustellen [2]), wahrscheinlich hat dieses seinen Grund in dem Abscheu vor nomadisch umherziehenden Stämmen, der dann auf das Hirtenleben überhaupt übertragen wurde; dies hinderte aber den ägyptischen Landbesitzer nicht, die großen Vortheile der Viehzucht und ihres Ertrages nach ihrem ganzen Werthe anzuerkennen und sich anzueignen. Der Jagd wilder Thiere mit Pfeil und Bogen, Schlingen, Hunden, sogar mit Löwen (die man überhaupt zu zähmen verstand), welche dazu abgerichtet waren, wurde fleißig obgelegen. Vogelfang und Fischen gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen.

---

1) I Monumenti dell' Egitto e della Nubia P. II. T. I. p. 7. Wer rasch übersehen will, bis zu welchem Detail man die ägyptischen Alterthümer durch die neueren Entdeckungen kennen lernt, hat nur das mehrfach angeführte Wilkinsonsche Werk durchzugehen Die häuslichen Alterthümer sind im 2ten und 3ten Bande der ersten Serie enthalten.

2) Wilkinson, Ser. II. Vol. I. p. 126.

Gewerbe, Kunstfleiß. Auch die städtischen Gewerbe lernen wir kennen, sowol die, welche den gewöhnlichen, unumgänglichen Bedürfnissen, als die, welche dem Prunk und der Prachtliebe und den Forderungen des Schönheitssinnes dienen. Wir sehen dargestellt die rohen und feinen Bearbeitungen des Holzes, das Behauen und Fortschaffen der Steine, das Weben der Zeuge, die Arbeiten des Goldschmieds und Juweliers, des Malers, Bildhauers, und viele andere. Auch die noch vorhandenen Gegenstände selbst belehren uns, daß der Kunstfleiß einen bedeutenden Grad erreicht hatte; die gewebten Zeuge, baumwollene und leinene, waren trefflich; man bewundert die ungemeine Feinheit der besseren Gattungen. Schon sehr früh verstand man sich auf die Verfertigung des Glases. Vielfach war der Gebrauch, den man von der berühmten Papyruspflanze machte, einer in den Nilniederungen ehedem sehr häufig angetroffenen, jetzt dort verschwundenen Schilfart. Die Wurzel diente als Brenn- und Nutzholz, aus der Pflanze selbst machte man Decken, Kleider, Segel, sogar Fahrzeuge, und besonders das auch in Griechenland und Rom und bis ins Mittelalter hinein gebräuchlichste Papier, wovon auch das unsere, obschon aus einem ganz andern Stoffe verfertigt, den Namen behalten hat. — Einige Kenntniß von Stoffen und Mischungen, welche dem Bereich der Chemie angehören, muß der altägyptischen Technik zu Hülfe gekommen seyn. Dies beweis't die Beschaffenheit mehrerer Farben an erhaltenen Gegenständen. Man verstand sogar ein weißes gewebtes Zeug mit chemischen Beizen so zu bearbeiten, daß es in Farbe getaucht augenblicklich daraus, wie bedruckt, mit einer Mannigfaltigkeit verschiedener und unauslöschlicher Farben hervorging [1]). In dieser so weit ausgebildeten Technik der Purpurfärberei scheinen die Aegypter die Tyrier noch weit übertroffen zu haben.

---

1) W. A. Schmidt, Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums Th. I. S. 210. nach Plinius Hist. nat. XXXV, 42.

Nicht minder zahlreich und ausführlich als die das Gewerbe betreffenden Abbildungen sind diejenigen, welche sich auf das Hauswesen und das gesellige Leben beziehen. Wir lernen die Küche und den Gesellschaftssaal, und was in beiden vorgeht, kennen. Und hier haben die alten Bilder besonders dazu beigetragen, gangbare Vorstellungen zu berichtigen. Man stellte sich die alten Aegypter gewöhnlich als ein finsteres und trübsinniges, den glänzenden Bequemlichkeiten und dem heitern Schmucke des Lebens abholdes Volk vor, und führte dafür besonders eine Stelle Diodors [1]) an, wo dieser sagt, daß die Aegypter, weil sie die Zeit dieses Lebens gegen die nach dem Tode gehalten für gering achten, auf die Häuser der Lebenden nur geringe Sorgfalt verwandt, die Gräber aber mit einem übermäßigen Aufwand ausgestattet hätten. Aber so gewiß es auch ist, daß die Grabkammern mit ungemeiner Sorgfalt und großen Kosten eingerichtet und geschmückt waren, so hat man doch aus dieser Stelle zu viel geschlossen. Die Abbildungen und die noch vorhandenen Geräthe belehren uns, daß es den Häusern und Villen der Reichen und Wohlhabenden weder an Größe noch an Bequemlichkeit noch an zierlicher Ausschmückung fehlte; der Hausrath war mannigfach, die verschieden gestalteten Tische, Sessel, Ruhebetten, Vasen u. s. w. zum Theil sehr reich und kostbar. Wir finden Geräthe von so schönen Formen, daß ein mit dem Luxus Hand in Hand gehender feiner Geschmack sich deutlich zeigt. Man liebte Erheiterungen und Ergötzlichkeiten verschiedener Art, Würfel-, Brett- und Ballspiel; auch Stiergefechte kommen vor. Nichts weniger als einsam muß das Leben der höheren Classen gewesen seyn. Wir finden mehrfach häusliche Feste, Gastmähler, Gesellschaften dargestellt, wo Alles auf Ueppigkeit deutet; die Gäste wurden von Sklaven gesalbt und bekränzt. Nach heutiger Weise nahmen Geselliges Leben.

1) I, 51.

die Frauen Theil daran; ein merkwürdiger Umstand, weil er als Beweis dient, daß sie weit mehr Freiheit genossen als bei den meisten orientalischen Völkern und selbst als bei den Griechen, worauf auch Nachrichten der Alten [1]) deuten, die man mit Unrecht in Zweifel gezogen hat. Daß sie sich der Mäßigkeit nicht sehr befleißigten, geht aus Bildern hervor, in denen die Zeichner — die überhaupt die Neigung verrathen, zuweilen einen satirischen Zug einzumischen — sie in Lagen darstellen, welche die schlimmen Folgen der Völlerei nur zu deutlich darstellen [2]). Man beschränkte sich bei den Gastmählern nicht bloß auf die Tafelfreuden; man ließ Musiker, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen kommen, die mit ihren Künsten die Gäste erheiterten. Die aufgeführten Tänze scheinen, wenn auch in abgemeßneren, langsamern Schritten und Bewegungen, den jetzt in Europa beliebten Schautänzen nicht unähnlich gewesen zu seyn [3]). Herodot erzählt, daß bei den Gastmählern der Reichen Jemand ein hölzernes Todtenbild umhergereicht, und jedem Gast gezeigt habe mit den Worten: „trinke und sei fröhlich, denn wenn du gestorben bist, wirst du seyn wie dieses.“ Die Mahnung an die Vergänglichkeit des irdischen Daseyns ist oft nach beiden Seiten hin gebraucht worden, sowol um den Lebensgenuß als das einzig Reale zu empfehlen, als um vor der Hingebung an ihn zu warnen, und von seiner Nichtigkeit aus auf die Nothwendigkeit einer höhern und dauernden Befriedigung hinzuweisen. Hier lassen die hinzugefügten Worte keinen Zweifel, daß die Sitte im erstern Sinne gemeint war; sonst würde sich, bei einem so religiösen Volke wie es die Aegypter waren, die letztere Deutung als die wahrscheinlichere empfehlen.

---

1) Herodot II, 35. Diodor, I, 27.

2) Wilkinson, Ser. I. Vol. II. p. 167.

3) Deutlich erscheint die Pirouette unserer Balletkünstler a. a. O. Vol. II. Abbild. Nr. 237.

Religion.

Denn religiöse Beziehungen, Gedanken, Gebräuche, höchst eigenthümlich ausgebildet, durchdrangen bei aller Genußliebe der Reichen das Leben der Aegypter. Sie galten bei den Griechen für ein in heilige Dinge und Gebräuche besonders eingeweihtes und ihrer kundiges Volk. Herodot[1]) meint, daß sie zuerst heilige Festaufzüge, feierliche Opfer, Weissagungen daraus und Wunderzeichen gehabt, und daß alles dieses von ihnen wie zu andern Völkern so auch zu den Griechen gekommen sei. — Wie sehr wir nun auch die religiösen Ideen dieses merkwürdigen Volkes vergröbert, und durch seltsamen Aberglauben entstellt finden, sie stammten doch aus tiefen Quellen, und das Beste, was es geleistet, die Erhabenheit seiner bewundernswürdigen Denkmale, verdankt es ihnen. Aber die ägyptische Mythologie ist ihren Grundlagen nach sehr dunkel; das Volk selbst hat sie der Nachwelt nur in Bildern und Zeichen überliefert, in griechischen Schriftstellern haben wir nähere Berichte, aber weder zuverlässige noch übereinstimmende; sie selbst stellen über die Bedeutung der Gottheiten verschiedene Ansichten neben einander auf, und enthalten manche Mißverständnisse, indem sie die Mythen und Philosopheme ihres eigenen Volkes mit den ägyptischen vermengen. Es kommt dazu, daß Bedeutung, Eigenschaften, Geschäfte der Gottheiten in einander übergehen, die eine die Stelle der andern vertritt und unter deren Gestalt erscheint, oder zwei mit einander verbunden zu neuen Gestalten werden. Aus allem diesem geht eine Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Göttersystems hervor, welche zu sehr verschiedenen Meinungen Anlaß gegeben haben. Man hat bald geschichtliche Thatsachen, bald philosophische, physikalische, astronomische Lehren, auch wol nur eine sinnbildliche Darstellung des Calenders dahinter vermuthet, und sich mit diesen einseitigen Erklärungsversuchen fast immer in willkürliche Hypothesen verloren. Im allgemeinen war die ägyptische Re-

1) II, 58. 82.

ligion, wie mehrere asiatische, die wir schon kennen gelernt haben, gewiß Naturreligion, d. i. Anbetung der in der Natur wirkenden, persönlich gedachten und mit Bewußtseyn und Willen begabten Kräfte, doch so, daß in diese Göttergestalten auch wieder andere Beziehungen gelegt wurden. Das Besondere ist es, wo viele Zweifel bleiben. Einiges hat man auch hier durch die Denkmale und die Hieroglyphenlesung berichtigen und näher bestimmen können[1]).

Die Alten sprechen von acht großen Göttern der ägyptischen Mythologie. Zu diesen gehörte Kneph oder Neph, der bei der Schöpfung waltende Geist Gottes, Pthah, der eigentliche Weltschöpfer, den die Griechen Hephästos nannten, weil sie sein Wesen in dem kunstreichen Feuergott am meisten wiederzuerkennen meinten, und Ammon oder Amun, bei den Griechen Zeus-Ammon, der Götterkönig. Außer diesen höchsten Wesen wurden noch viele andere geringerer Art gedacht. Die Verehrung der Götter war nicht im ganzen Lande dieselbe, sondern in den verschiedenen Bezirken — Nomen von den Griechen genannt — war der vorzüglichste Dienst hier der einen dort der andern

Isis u. Osiris. Gottheit geweiht. Nur Isis und Osiris wurden, wie Herodot sagt, von allen Aegyptern gleichmäßig verehrt. Daher denn diese auch unter allen mythologischen Gestalten dieses Volkes die berühmtesten sind, obschon sie von den Alten nicht in die Reihe jener acht großen Götter gesetzt werden, und schon darum nicht, weil sie, obschon Götter, geboren werden, menschliche Schicksale theilen und sterben; aber grade das menschlich Nahe erscheint oft auch wieder als das Verehrteste, weil es das dem sterblichen Geschlecht Begreiflichste ist. Eine diesen beiden Gottheiten gewidmete, für die Kenntniß der ägyptischen Mythologie überhaupt

1) Wilkinson hat diesen Untersuchungen den größten Theil der Second Series seiner Manners and customs etc. gewidmet. Das Werk eines andern Engländers, Prichard, ist in Deutschland auch durch eine Uebersetzung, unter dem Titel: Darstellung der ägypt. Mythologie, bekannt.

sehr wichtige Schrift Plutarchs enthält eine merkwürdige, mit vielen Details vorgetragene mythische Erzählung von ihren Schicksalen folgenden Hauptinhalts. Osiris, Isis und drei andere Götter, Horus, Typhon und Nephthys, waren von der Rhea an den fünf Schalttagen des Jahres geboren; Osiris und Isis liebten und vermählten sich schon von der Entstehung an. Nachdem Osiris den Aegyptern Götterverehrung, Gesetze und Ackerbau gegeben, durchzieht er die Erde, um auch die andern Völker zu entwildern. Bei seiner Rückkehr trachtet ihm sein böser Bruder Typhon nach dem Leben. Durch List bringt er ihn in einen Kasten, der fest verschlossen in den Nil geworfen wird, und weiter in das Meer gelangt. Trauernd und wehklagend sucht Isis überall den Gemahl, entdeckt den Kasten endlich zu Byblus an der phönicischen Küste, und bringt den geliebten Leichnam nach Aegypten, wo Typhon ihn aber wieder auffindet und in vierzehn Theile zerstückelt, die er umherwirft. Isis findet sie alle wieder bis auf das männliche Glied, Osiris steigt aus der Unterwelt empor, und weiht seinen und der Isis Sohn, den jüngern Horus, zum Rächer, der auch den Typhon in mehreren Treffen besiegt, und seiner gänzlich Meister wird. — Daß diese Erzählung mehr als ein müßiges Volksmährchen sei, und allegorisch zu fassen, ist leicht zu erachten, aber der Auslegungen einer Allegorie sind oft mehrere möglich, die Schwierigkeit, die rechte zu treffen, ist um so größer, wenn, wie bei den Götterfabeln gewöhnlich, ihre Urgestalt durch die Ausschmückung der freischaltenden Phantasie mehr oder weniger verwischt ist. Plutarch selbst führt schon mehrere Deutungen an, unter andern die, daß Osiris (eine den Alten auch sonst sehr geläufige Vorstellung) der Nil sei, der sich mit Isis, der Erde, begatte, Typhon aber das Meer, der den Nil verschlingt. Der Sinn der Fabel läge dann in der jährlichen Ueberfluthung des Landes durch die Nilgewässer und ihrer Wiederabnahme. In der Zeit der Dürre ist der große, fruchtbringende Wohlthäter des Landes todt, die

Erde trauert um ihn und schmachtet nach ihm, bis seine Kraft von neuem siegreich hervortritt durch die Hülfe seines Sohnes Horus, welcher die Sonne als Erzeugerinn der belebenden Wärme bedeutet. Nun ist aber nach Anderen Osiris die Sonne und Isis der Mond, beide sind daher offenbar nicht Sonne oder Nil, Erde oder Mond allein, sondern Osiris überhaupt das männliche, erzeugende Princip in der Natur, Isis das weibliche, befruchtete, die Natur, als die große, vielgestaltiges Leben hervorbringende Mutter. In jener Fabel erscheinen sie in nächster Beziehung zu der örtlichen Natur des Landes, wie im Mythus oft das Allgemeine und das Besondere sich verschlingen. Typhon [1]) ist der Ahriman des ägyptischen Glaubens, das böse, Schaden bringende Princip, dem heilbringenden, in Osiris verkörperten gegenüber. Wie er daher in jenem Mythus das den Nil verschlingende Meer bedeutet, so rührt auch wiederum von ihm her die verderbliche Dürre, der aus der Wüste kommende (noch heut zu Tage diesen Namen tragende) Wirbelwind, der auf das Ackerland Flugsand führt, welchen der Nil mit seinen fruchtbaren Fluthen jährlich wieder überdeckt.

Thierdienst. In allem diesem ist viel mit den religiösen Vorstellungen anderer heidnischer Völker Uebereinstimmendes; was aber weit darüber hinausgeht in einer Art, die Mit- und Nachwelt mit Recht im höchsten Grade seltsam und befremdlich gefunden haben, ist der ägyptische Thierdienst. Einige Thiergattungen, der Stier, der Hund, die Katze, der Habicht, der Ibis und einige Fische wurden allgemein, andere dagegen, unter ihnen der Widder, der Wolf, der Löwe, die Spitzmaus, der Adler, das Krokodil, der Ichneumon, nur in einzelnen Nomen verehrt; ja manche, die in einer Gegend angebetet wurden, waren in einer

1) Nach Wilkinson Ser. II. Vol. I. p. 414 sqq. war Typhon bei den Aegyptern zwar einer andern Gottheit Name, welchen die Griechen aus Mißverständniß auf den Schadenstifter übertrugen; in jedem Falle war dieser aber als göttliches Wesen personificirt.

andern verabscheut. Wer ein heiliges Thier aus Vorsatz tödtete, war des Todes schuldig; wenn es unvorsätzlich geschah, konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze oder einen Ibis auch unvorsätzlich umbrachte, mußte durchaus hingerichtet werden, sonst würde das erbitterte Volk die Todesstrafe selbst vollzogen haben. Wenn Jemand daher ein heiliges Thier todt erblickte, blieb er in der Ferne stehen, schrie, wehklagte, und betheuerte, daß er es schon todt gefunden habe. Es sollen sogar blutige Kriege zwischen verschiedenen Bezirken ausgebrochen seyn, wenn in dem einen ein Thier getödtet worden war, welches der andere als heilig verehrte. Und dieser erstaunliche Fanatismus erhielt sich bis in Zeiten, wo das Volk seit Jahrhunderten unter fremder Herrschaft gestanden hatte, wo fremde Sitten, die feine griechische Bildung, mitten unter ihm heimisch geworden waren. Diodor erzählt — was, wenn er nicht versichert, es bei seinem Aufenthalte in Aegypten selbst erlebt zu haben, kaum glaublich seyn würde, daß ein Römer, der dort eine Katze umgebracht hatte, zu einer Zeit, wo des Landes Schicksal in Roms Händen war, die Todesstrafe leiden mußte; weder die herrschende Furcht vor der gewaltigen Republik, noch die inständigen Bitten des Königs konnten den Unglücklichen retten. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, tragen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzt, wird große Wehklage erhoben. Starb in einem Hause eine Katze eines natürlichen Todes, so schoren sich alle Bewohner desselben die Augenbrauen ab; starb ein Hund, so schor man sich den ganzen Leib und den Kopf kahl. Sogar einbalsamirt, mumisirt und in Gräbern beigesetzt wurden die heiligen Thiere. Dieses geschah jedem Thiere der geweihten Gattungen; eine ganz besondere Verehrung aber genossen gewisse Thierindividuen. Sie wurden in heiligen Höfen gehalten, gebadet und mit großem Aufwande gesalbt, gefütttert und geschmückt. Das

Amt, ihrer zu warten, wurde als ein besonders ehrenvolles betrachtet, die damit Bekleideten standen in großem Ansehen. Unter diesen Thierindividuen ist keines berühmter, als der Stier Apis, der zu Memphis gehalten wurde. Er war schwarz, hatte einen dreieckigen weißen Fleck auf der Stirn, auf dem Nacken das Bild eines Adlers, unter der Zunge einen Knoten, einem Käfer gleich. Man glaubte, daß er Knaben, die ihn umgaben, zu Vorhersagungen begeistre. Starb er — und wenn er ein Alter von fünf und zwanzig Jahren erreicht hatte, wurde er getödtet — so ward er mit allem ersinnlichen Pomp bestattet, und es herrschte große und allgemeine Trauer, die einer nicht minder großen und begeisterten Freude Platz machte, wenn die Priester seinen Nachfolger, ein Kalb mit denselben Zeichen geboren, oder vielmehr von ihnen damit versehen, aufgefunden hatten.

Wahrscheinlichste Quellen desselben.

Kein Wunder, daß ein mit so erstaunlichem Aberglauben betriebener Cultus die Spottlust der Griechen und Römer, besonders der spätern, über ein Volk, zu dessen Göttern Hunde und Katzen gehörten, reizte, während Andere den Ursachen desselben nachforschten. Einige Gründe, welche Diodor und Plutarch, als von den Aegyptern selbst angegeben, mittheilen, sind sehr unzureichend oder gradezu abgeschmackt zu nennen. Zu den ersteren gehört, daß die Thiere aus Dankbarkeit, wegen ihres großen Nutzens für den Menschen angebetet würden, da doch auch schädliche darunter waren; zu den letzteren, man diene gewissen Thieren, weil man einst unter Feldzeichen aus ihren Bildern bestehend große Siege erkämpft habe. Es sind dies offenbar spätere Erklärungsversuche, welche deutlich zeigen, daß damals der wahre Sinn des Dienstes auch den Priestern nicht mehr klar war, wenn nicht etwa Einige das, was sie für den wahren Schlüssel hielten, vor den Fremden zu verbergen suchten, indem sie sie absichtlich irre führten. Die Wahrheit scheint, daß, wie in den heidnischen Religionen so oft roher Aberglaube und höhere Ahndungen sich ver-

schmelzen, auch dieser Dienst aus sehr verschiedenen Quellen floß, ohne daß man mit Sicherheit angeben kann, welche als die ältere zu betrachten ist, ob ein grober Fetischismus, der den sinnlichen Gegenstand der Verehrung für das göttliche Wesen selbst hielt, eine Vorstellung, die vermuthlich unter dem großen Haufen sehr verbreitet war; oder Gedanken geistigerer Art, nach welchen in dem Instinct der Thiere der wunderbare, unbegreifliche Naturgeist in seiner Unmittelbarkeit, wie er mächtig wirkt, ohne durch Ueberlegung und Reflexion hindurch gegangen zu seyn, angeschaut und verehrt wurde. Oder es können nach einer dieser Betrachtungsweise ähnlichen Vorstellung die Thiere verehrt worden seyn als Sinnbilder der Gottheiten, denen sie geheiligt waren, in so fern die Götter gedacht waren als Repräsentanten der in der Natur waltenden Kräfte. In Bezug auf diese von dem höchsten Wesen ausgeflossenen Kräfte, sagt Plutarch [1]), ist es wenigstens eben so schicklich, sich die Gottheit unter belebten Wesen vorzustellen als unter ehernen und steinernen Kunstwerken, die dem Untergange so gut als jene unterworfen, und noch überdies des Gefühls und Bewußtseyns beraubt sind. — Ueberhaupt scheinen die Naturmächte, welche den Asiaten besonders in ihrer wunderbaren, sich ewig gleich bleibenden Gesetzmäßigkeit Verehrung einflößten, und sie daher zum Gestirndienst führten, von den Aegyptern mehr als die das organische Leben beseelenden Kräfte aufgefaßt, daher vorzugsweise in den Thieren angebetet worden zu seyn.

Seelenwanderung und Todtenreich.

Daß im Apis eigentlich Osiris verehrt wurde, sagen die Alten ausdrücklich; man glaubte, daß die Seele dieses Gottes in dem Stier sey, und sich nach dem Tode desselben in den neuen begebe, der an seine Stelle gesetzt wurde. Dieses hängt mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen, welcher, von den Aegyptern gehegt wie von den Indern, einen der Punkte bildet, die einen

1) De Is. et Osir. c. 76.

uralten Zusammenhang zwischen beiden Völkern vermuthen lassen. Doch war die Lehre bei den Aegyptern anders ausgebildet. Sie glaubten, dem Herodot zufolge, daß die Seele nach dem Tode des Leibes durch alle Thiere des Landes und des Meeres und durch alle Vögel wandre, nach dreitausend Jahren aber wieder in einen Menschenleib komme. Es wurde aber auch ein eignes Todtenreich gedacht, Amenthes oder Amenti genannt. In diesem herrscht Osiris, und richtet die Todten. Ein solches Gericht findet sich öfters bildlich dargestellt: vor dem auf einem Throne sitzenden Osiris werden von dazu bestellten Göttern die Thaten des Hingeschiedenen förmlich gewogen. Will man den Glauben an Seelenwanderung mit dieser Vorstellung in Uebereinstimmung bringen, so muß man annehmen, die Art der Wanderung, sei vom Ausspruche des Osiris abhängig gedacht worden; die Vorstellung eines fortdauernden Aufenthalts der Seelen in der Unterwelt aber wird durch die von dem Umherwandern natürlich ausgeschlossen. Dem in der Unterwelt angenommenen Gerichte entsprach übrigens nach Diodor ein auf der Oberwelt wirklich vollzogenes, vermöge dessen auf die erwiesene Anklage, daß der Verstorbene einen verwerflichen Wandel geführt, die Bestattung der Leiche untersagt ward. Nach der Erzählung desselben Schriftstellers wurde auch über die Könige ein solches Gericht gehalten. Die Priester lobten den hingeschiedenen Herrscher, das zahlreich versammelte Volk stimmte entweder mit ein, oder gab durch Lärmen sein Mißfallen zu erkennen, welche Verdammung durch die Volksstimme zur Folge hatte, daß der Verstorbene der herkömmlichen prachtvollen Bestattung beraubt ward. Die Furcht vor einer solchen Beschimpfung, fügt Diodor hinzu, sey den Herrschern ein Antrieb, gerecht zu regieren, gewesen [1]).

Todtengericht.

Nicht leicht konnte auch wol in irgend einem andern

1) S. Bemerk. und Erläuter. XIV.

Lande diese Ausschließung einen so großen Eindruck machen, wie in Aegypten, wo die Leichenbestattung ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit war und mit erstaunlichem Aufwande vollzogen wurde. Außer den Berichten der Schriftsteller bezeugen dies die Grabkammern und ihr Inhalt auf das anschaulichste. Mit der größten Sorgfalt wurden die Leichen, um sie der Verwesung zu entziehen, einbalsamirt und in Mumien umgeschaffen. Es geschah die Zubereitung der Leichname, je nachdem die Verwandten es mehr oder minder kostbar verlangten, auf verschiedene Weise. Herodot und Diodor geben drei solche Abstufungen des Balsamirens an, die Untersuchungen der Mumien haben gelehrt, daß diese Hauptarten wieder in Unterabtheilungen zerfielen [1]). War die Balsamirung geschehen, so wurde jeder einzelne Theil des Körpers vielfach mit den feinsten Stoffen umwunden, das Ganze in Decken gewickelt. In den Binden, auf Leib und Brust findet man goldne oder silberne Idole, besonders Osirisbilder, Scarabäen und dergleichen. Ueber die Mumien der theureren Zubereitungen machte man einen aus zusammengeleimtem Kattun und Gips bestehenden Ueberzug, wo auf die Stelle des Gesichts eine Abbildung desselben, auf den übrigen Leib Hieroglyphen gemalt wurden, die fertigen Mumien dann oft mit reichen Halsbändern und anderm Schmuck versehen. Darauf ward die Mumie in einen Sarg von Sykomorenholz gelegt, dieser zuweilen noch in einen mit Sculpturen versehenen Granitsarkophag; so wurde sie in den Grabkammern aufrecht hingestellt. Von den Eingeweiden, welche bei der kostbarsten Balsamirungsart vorher herausgenommen wurden, berichten spätere Griechen, sie seien, als die Ursache aller Vergehungen, in einem Kasten in den Nil geworfen worden. Aber dies ist einer von den ganz irrigen griechischen Berichten, da man die Eingeweide so mumisirter Lei-

Höchst sorgfältige und kostbare Leichenbestattung.

---

1) Wilkinson, Ser. II. Vol. II. p. 469. und die daselbst angeführten Schriften.

chen bei den Särgen, mit Specereien wohl balsamirt, in vier Gefässen von mehr oder minder kostbarer Beschaffenheit besonders beigesetzt findet[1]). Daß außerdem auch noch Prachtgefäße, Schmucksachen und dergleichen, so wie Geräthschaften, die den Verstorbenen im Leben gedient, mit in die Grabkammern gesetzt wurden, ist oben schon angeführt.

mit dem Glauben an Seelenwanderung streitend.

Eine so beispiellose Sorge für die leiblichen Reste der Abgeschiedenen und ihre Behausungen scheint auf sehr rohe, ganz materielle Vorstellungen von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode zu deuten, und mit den Lehren von der Seelenwanderung und einem Todtenreiche noch schwerer in Uebereinstimmung zu bringen, als diese letzteren unter sich. Mehrere [2]) haben daher geglaubt, dieser Widerspruch sei nur aus dem Unterschiede zwischen Volks- und Priesterglauben zu erklären; während jener über die Vorstellung der durch das Balsamiren und Mumisiren hervorgebrachten Unzerstörbarkeit als nothwendige Bedingung der Fortdauer nicht hinausgekonnt, habe dieser ein von von dem Körper getrenntes Leben der Seele angenommen. Wenn man aber eine gewisse Verschiedenheit des Volksglaubens und der Priesterlehre bei den Aegyptern annehmen darf, können in der letztern doch nicht Dinge vorgetragen worden seyn, die einem Gebrauche, auf den grade die Reichsten und Angesehensten ein so außerordentliches Gewicht legten, nicht etwa eine höhere Auslegung gaben, sondern seinem Sinn schnurstracks widersprachen [3]); wie wenig man auch bezweifeln kann, daß in spätern Zeiten die Priester bemüht waren, alte zu starrem Aberglauben gewordene Satzungen zu ihrem Vortheil aufrecht zu erhalten.

Wissenschaftliche Kenntnisse der Priester.

So bleiben uns über die religiösen Lehren der Priester viele Zweifel übrig; und über den Umfang und das

1) Wilkinson a. a. O. p. 463.

2) Z. B. Heeren, Th. II. Abth. 2. S. 193

2) S. Bemerk. und Erläuter. XV.

Maß ihrer wissenschaftlichen Kenntnisse können wir bei dem Mangel an unmittelbaren, aus einer Litteratur des Volkes selbst fließenden Quellen auch nicht im Klaren seyn. Die gelehrten Kenntnisse, die Erfindungen, alle geistigen Gaben, hatten ihren Gott in dem Thoth oder Taut, den die Griechen Hermes nennen. Ihm wurde die Erfindung der Zahlen, der Rechenkunst, der Meß- und Sternkunde, so wie der Buchstaben zugeschrieben. Mit ihm wird gewöhnlich verwechselt ein anderer Gott, gleichfalls Hermes genannt, mit dem Beinamen Trismegistus, der dreimal Größte, welcher nach späteren griechischen Schriftstellern ein Mensch, ein Priester und Philosoph war, der zwei und vierzig Bücher über die von ihm gelehrten Wissenschaften hinterlassen habe. Aber Thoth und der dreimal größte Hermes sind zwei von einander verschiedene Göttergestalten [1]). Nicht ohne Bedeutung wird dem erstern die Erfindung der Geometrie und Astronomie zugeschrieben, da die ägyptischen Priester, durch die natürliche Beschaffenheit des Landes getrieben, sich mit beiden beschäftigten, denn die jährlichen Ueberschwemmungen leiteten auf die Nothwendigkeit sowol der Feldmeßkunst, da die Grenzmale der Aecker nicht bleibend seyn können, als eines sichern Calenders, der ohne Beobachtung der Gestirne nicht berechnet werden kann. Das ägyptische Jahr bestand aus 12 dreißigtägigen Monaten und 5 Ergänzungstagen. Es war daher ein solches, welches die Chronologen ein wanderndes Sonnenjahr nennen, weil, da der fast einen Vierteltag betragende Unterschied zwischen seiner Dauer und der des wirklichen Erdumlaufs um die Sonne dabei vernachlässigt wird, sein Anfang allmählich durch alle Jahreszeiten wandert. Mit dem julianischen Jahre von 365¼ Tagen verglichen, beträgt der Unterschied nach 1460 Jahren ein volles Jahr, so daß der Anfang des ägyptischen nach diesem Zeitverlauf mit dem des julianischen wieder übereinkommt. Wir wissen aus be-

1) Wilkinson, Ser. II. Vol. II. p. 12.

stimmten Zeugnissen der Alten, daß die Aegypter diese große Periode, welche die Hundssternperiode genannt wurde [1]), kannten, und können daher nicht bezweifeln, daß der überschießende Viertelstag von ihnen berechnet worden, oder ihnen bekannt war. Denn auch die Babylonier kannten ihn. Aber dies berührt wieder jene Frage nach dem uralten Zusammenhang beider Völker, die wir als eine nicht mehr zu lösende betrachten müssen. Auch welches Volk hier das mittheilende, und welches das empfangende war, bleibt völlig im Dunkeln. Mögen übrigens die sternkundigen Kenntnisse der Aegypter entlehnte, oder selbstgefundene gewesen seyn; eine weitere Entwickelung der seit uralten Zeiten vorhandenen ist bei den ägyptischen Priestern nicht zu suchen. Auf einer gewissen Stufe der erlangten Bildung blieben sie stehen, Jegliches behielt die feste Form und Regel, die es einmal angenommen hatte. Waren doch sogar die Aerzte, wenn sie den Versuch wagten, von der in alten heilig geachteten Büchern vorgeschriebnen Heilart abzuweichen, in Lebensgefahr, denn wenn bei einer solchen Neuerung der Kranke starb, konnten sie peinlich angeklagt werden. Für so bedenklich und sträflich hielten es die ägyptischen Gesetzgeber, die alten von den Vorfahren gezogenen Kreise zu verlassen. Uebrigens gab es für die verschiedenen Haupttheile des Körpers, welche von einem Uebel befallen waren, verschiedene Aerzte, ein Beweis für die große Sorgfalt, die man auf die Krankenheilung wandte, andrerseits aber auch für den Mangel an Einsicht in den innigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Organen des Leibes.

Die Anfänge der Buchstabenschrift höchst wahrscheinlich von ihnen erfunden.

Die Aegypter rühmten sich, wie alte Schriftsteller berichten, auch der Erfindung der Buchstabenschrift, und der Mythus, der sie ihrem einheimischen Gotte Thoth zuschrieb, beweis't wenigstens, daß diesem Ruhme ein sehr alter Glaube an einheimische Entstehung, nicht etwa blos späte Priester-

1) M. s. darüber Ideler, Handbuch der Chronologie Bd. I. S. 124 fg. oder dessen kürzeres Lehrbuch S. 66 fg.

eitelkeit zu Grunde liegt. Die Neueren, als sie die Hieroglyphen noch für eine bloße Bilderschrift hielten, mußte es indeß befremden, daß man dem Gotte eher die Volksschrift als die Kunst der feierlichen Gedankenmittheilung durch die heiligen Zeichen verdanken wollte. Nunmehr, da man weiß, daß diese auch Lautschrift enthalten, erklärt es sich leicht; man sieht, wie der Mythus hier keineswegs ein Gebiet in Anspruch nahm, von dem sich der religiöse Gebrauch fern hielt. Wir können den Aegyptern den Ruhm lassen, die Anfänge der Buchstabenschrift gefunden zu haben, und zwar nicht nur für sich die phonetischen Hieroglyphen, sondern auch, wie sehr wahrscheinlich ist, für Vorderasien und Europa den Anstoß zur Erfindung eines ungleich vollkommenern Systems gegeben zu haben, nämlich des begrenzten und festen, eben dadurch zum leichten und bequemen Gebrauche fähigen semitischen Alphabets, welches das Werkzeug der ganzen vorderasiatischen, dann der europäischen Litteratur geworden ist. Denn die Alphabete ostasiatischer Völker sind gewiß auf ihrem eigenen Boden gewachsen, daß aber die Griechen das ihrige von den Phöniciern empfingen, bezeugt nicht nur die übereinstimmende Ueberlieferung der Alten, sondern auch die semitische Natur und Grundlage desselben. Nun hatte aber das ursprüngliche semitische Alphabet ein und dasselbe Princip mit dem ägyptischen; es wurde nämlich ein Gegenstand abgebildet, dessen Name mit dem Buchstaben anfängt, den man hinsetzen wollte; aus diesen für den Gebrauch abgekürzten Bildern entstanden die alphabetischen Zeichen. Daß aber diese Art der Lautbezeichnung nicht von den Semiten den Aegyptern mitgetheilt wurde, sondern daß jene es von diesen annahmen, dafür spricht sowol die frühere Cultur der Aegypter, als daß sie auf der ersten, noch unvollkommnen Stufe der alphabetischen Schrift stehen blieben, während die Semiten die Methode ausbildeten und erst recht fruchtbar machten. Die phonetischen Hieroglyphen und die von Champollion gemachte Entdeckung ihres Lautbezeich-

nungsprincips lassen uns wie in die Werkstatt der Buchstabenerfindung hineinsehen, und befreien uns von der Vorstellung einer Uebereinkunft, vermöge deren die Lautzeichen eine nach bloßer Willkür angenommene Geltung haben sollten, auf welchem Wege selten große Erfindungen gemacht sind. Vielmehr ist der Weg der Erfindung ohne Zweifel folgender gewesen. Nachdem man zur Mittheilung von Vorstellungen von der figurativen Hieroglyphe zur symbolischen übergegangen war, und auch diese ungenügend fand, kam man, noch immer auf dem Boden der Bilderzeichen stehend, auf den sinnreichen Gedanken, sich derselben auf die oben beschriebene Weise auch für die anschauliche Darstellung der einzelnen Laute, in die sich das Wort zerlegen läßt, zu bedienen, indem man durch das Bild das Hörbare sichtbar zu machen strebte. Hierüber kamen aber die Aegypter nicht hinaus, erst ein semitisches Volk, welches ihre Methode bei ihnen kennen gelernt hatte, klareren, schärferen, beweglicheren Sinnes als sie, ging weiter. Durch Wegwerfung der figurativen und symbolischen Zeichen machte es die Schrift gänzlich zu einer Darstellung der hörbar zu reproducirenden Rede, und nahm dem Alphabet seinen Bildercharakter, d. h. seine noch immer nothwendige Beziehung auf die abgebildeten Gegenstände, indem es dasselbe von der willkürlichen Wahl unter einer Menge von Gegenständen, deren Wort denselben Anfangslaut hat, auf eine kleine Zahl fester Zeichen zurückführte. Aber welchem semitischen Volke die Ehre dieser Durchführung gebührt, ob, nach der Ueberlieferung der Alten, den Phöniciern, oder, wie Einigen wahrscheinlicher däucht, den Israeliten, oder irgend einem dritten semitischen Volksstamme, wird sich schwerlich jemals mit einiger Sicherheit entscheiden lassen [1]).

Mangel der Poesie und Redekunst.

Daß den Aegyptern zum Ausdruck ihrer Gedanken nur eine mangelhafte, noch überdies durch Zeichen anderer

1) S. Bemerk. und Erläuter. XVI.

Art unterbrochene Buchstabenschrift zu Gebot stand, macht schon zum Theil die Unvollkommenheit ihrer Litteratur erklärlich. Ein anderer tieferer Grund davon liegt in der eigenthümlichen Geistes- und Sinnesart des Volkes, welche der freiern Entwickelung der Rede, der Schattirung des Gedankens durch Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, durchaus ungünstig war. Und so ist auch wiederum ihr Stehenbleiben in der Erfindung der alphabetischen Schrift nichts Zufälliges, sondern erklärt sich aus dem geringern Bedürfniß einer ausführlichen, vielgestaltigen Rede. Wir dürfen annehmen, daß die Schriften der Aegypter nur eine ganz kurze und trockene Ueberlieferung von Thatsachen und Lehren, ohne alle Rücksicht auf Schönheit der Redeform enthielten. Beredsamkeit und Poesie waren ihnen fremd [1]), was einer der ausgezeichnetsten Orientalisten dem steifen, unbiegsamen Charakter der koptischen Sprache völlig gemäß findet [2]). In der Tonkunst zeigt sich zwar ihr Sinn und Geschick für technische Fertigkeiten in der großen Mannigfaltigkeit von musikalischen Instrumenten, verschieden gestalteten Harfen, Lauten, Zithern, Flöten, Doppelflöten, Pfeifen, Tambourins, Trommeln u. s. w., die sich abgebildet finden; daß sie aber über sehr einfache und einförmige Melodien nicht hinausgekommen sind, können wir aus der Stufe, auf welcher die Tonkunst bei allen der orientalischen Culturweise angehörigen Völkern immer gestanden hat, mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit schließen. Tonkunst.

Dagegen war die bildende Kunst das Gebiet, auf welchem der ägyptische Geist Bedeutendes zu schaffen berufen war, weil die sichtbar erscheinende Gestalt, in der sich immer etwas ungleich Festeres und Dauernderes ausspricht als in Wort und Ton, seiner Richtung auf das Baukunst.

1) S. Bemerk. und Erläuter. XVII.

2) Peyron, citirt bei I. K. Ideler, Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae litterat. p. 68.

in scharfen Grenzen Beharrende vollkommen entsprach. Besonders tritt in der ägyptischen Baukunst ein ungemein kräftiger, fester, ernster Charakter hervor, welcher, zumal in den großartigen Tempelbauten Thebens, in Verbindung mit der colossalen Ausdehnung jenen erhabenen Eindruck hervorruft, den die Reisenden einen weder durch Bild noch durch Wort zu schildernden nennen. Der Eindruck der Festigkeit der großen Bauwerke wird erhöht durch die schräge Richtung der äußern Mauern, während die Dächer dem trocknen Klima gemäß völlig platt sind. Was der Anlage der Tempel in Vergleichung mit den griechischen besonders fehlt, ist die innere Einheit. Der ägyptische Tempel ist nicht ein abgeschlossenes Ganzes, er besteht aus einzelnen Theilen, die durch Anbauten willkürlich vermehrt werden können, und es, wie die Geschichte lehrt, wirklich wurden. Für den Zweck aber, den man erreichen, für die Stimmung, die man erwecken wollte, sind Einrichtung und Anordnung der großen Tempel eben so kunstreich als zweckmäßig. Durch eine Sphinx- oder Widderallee und einige große, freistehende Thore gelangt man zu einem höchst eigenthümlichen Eingangsthor (Pylon genannt), mit welchem das Hauptgebäude beginnt. Der Pylon besteht aus zwei thurmartigen Gebäuden, in deren Mitte sich eine Thür befindet; davor stehen Obelisken oder Colosse oder, wie am Tempel in Luxor, beide. Gewöhnlich folgt auf den Pylon ein Vorhof mit Säulenreihen, aus dem man durch einen zweiten Pylon in eine von Mauern umgebene bedeckte Säulenhalle kommt, oder aus dem ersten Pylon sogleich in diese, die nie fehlt. Und diese vielsäulige Halle ist zuweilen noch durch andere Säle getrennt von dem zuletzt folgenden Allerheiligsten, welches immer klein und unbeleuchtet ist. So war alles darauf berechnet, daß sich der Priester dem Allerheiligsten, das Volk den davorliegenden heiligen Räumen, allmählich fortschreitend nahten, durch die gewaltigen, erhabenen Eindrücke, die sie hier empfingen, vorberei-

Charakter der ägyptischen Tempel.

tet[1]). War aber so viel Gewicht auf das Fortschreiten gelegt, so war es gewiß ein abgemessenes, feierliches, vorschriftsmäßiges, und man sieht, welche Rolle die Procession im ägyptischen Götterdienste gespielt haben muß.

Gegensatz der äußern und innern Architekturformen.

Ein auffallender Unterschied in der Art und dem Charakter der Architektur findet sich zwischen dem Aeußern und Innern der großen Bauten. Dieses enthält nicht nur einen großen Reichthum von Säulen, sondern es herrscht in den Capitälern derselben das von der lebendigen Natur hergenommene Princip der Mannigfaltigkeit. Die Capitälverzierungen sind Nachahmungen vegetativer Formen, besonders von Nilpflanzen, und, selbst in einer und derselben Tempelhalle, von sehr verschiedner Art. Indeß lassen sie sich meistens auf zwei Hauptformen zurückführen, auf die Nachahmung einer Frucht oder geschlossenen Blüthe, und auf die eines geöffneten Kelchs. Dagegen entbehren die äußern Mauern jeder Unterbrechung und Gliederung durch Säulen und Fensteröffnungen, und bieten nur eine große Einfachheit der Linien dar, in welcher sich die Einförmigkeit der ägyptischen Landschaft abspiegelt, und in Verbindung mit ihr das Großartige des Eindrucks erhöht. Gemildert wird diese architektonische Einförmigkeit der Mauern durch Verzierungen mit Bildwerk und einen hellen Farbenanstrich, der sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die Pyramiden.

Von einer durchaus andern Beschaffenheit sind die früher unter den Bauwerken Aegyptens allein berühmten und seit den Reisen der Griechen und Römer in das Land als hohe Wunder angestaunten Pyramiden, von Bruchsteinen erbaute Massen einfachster Form, die sich auf meist quadrater Grundlage zu einer Spitze oder kleinen Fläche erheben, im Innern fast ausgefüllt, nur von wenigen engen Gängen und Räumen durchbrochen sind. In Oberägypten

---

1) Diesen Sinn und diese Absicht entwickelt aus der Bauconstruction trefflich Schnaase a. a. O. Bd. I. S. 393.

finden sie sich nicht, sondern nur in der Gegend von Memphis, wo sie in bedeutender Zahl in verschiednen Gruppen auf Hochebnen der libyschen Bergkette stehen, die höchsten in der Gruppe von Gizeh. Von diesen heißt die größte die des Cheops, weil man sie mit Recht für die hält, als deren Erbauer dieser König von Herodot genannt wird. Jede Seite ihrer Grundfläche mißt 716 pariser Fuß[1]), die Höhe beträgt etwa 450 (die Angaben stimmen nicht völlig überein), was ziemlich mit derjenigen der beiden höchsten Kirchthürme Europa's, der Kathedrale von Antwerpen und des Straßburger Münsters übereinkommt. Natürlich aber übertrifft sie diese Kirchen außerordentlich an Masse, und dieses Riesenhafte ist es, was den Beschauern immer imponirt hat, nicht irgend ein künstlerisches Element, welches vielmehr gänzlich fehlt. Jetzt ist es um so mehr die bloße Masse, welche die Wirkung hervorbringt, da der ursprüngliche Schmuck, eine Bekleidung der äußern Wände mit glänzenden Steinen von verschiedenen Farben, was im Glanze der ägyptischen Sonne einen herrlichen Anblick gewährt haben muß, seit dem Mittelalter durch die Araber allmählich weggenommen worden ist; auch von der Spitze jener höchsten Pyramide haben sie immer mehr heruntergebrochen. Doch sind es die ungeheuern Steinmassen nicht allein, die den Beschauer ergreifen; es kommen dazu der Standort, die Stille der Wüste in der Nähe des belebten fruchtbaren Flußthals, und die geschichtliche Erinnerung, der Gedanke an das Volk, welches diese gewaltigen Anstrengungen gemacht hat, um sein Andenken durch Jahrtausende, nachdem es selbst verschwunden ist, fortleben zu lassen, und diese Absicht vollständig erreicht hat. Früher erhöhte auch der Reiz des Geheimnißvollen das Interesse

1) Die Erbauer nahmen für diese Ausdehnung eine runde Zahl ihres Maßes, 500 altägyptische Ellen, was, wenn die Dicke der Bekleidung mitgerechnet wird, völlig genau herauskommt. M. s. Böckh, Metrologische Untersuchungen S. 236 fg.

an diesen merkwürdigen Bauwerken nicht wenig. Denn welches neben dem allgemeinen monumentalen Zwecke die besondere Bestimmung der Pyramiden gewesen sei, liegt nicht ohne Weiteres am Tage; man glaubte aber um so lieber an verborgene Beziehungen und Absichten, weil man in allem Aegyptischen etwas Mysteriöses suchte. Daher eine ganze Reihe von Hypothesen über den Zweck der Pyramiden ersonnen worden ist. Bald sollten sie der Sonne geweiht gewesen, bald zu astronomischen Beobachtungen, bald als Sonnenzeiger, bald zur Aufbewahrung von Getreide, bald als Wasserbehälter gebraucht worden seyn, zu geheimen Zusammenkünften, oder zur Feier von Mysterien gedient haben, ja als bloße Symbole der Unsterblichkeit hat man sie betrachtet wissen wollen. Alle diese leeren Vermuthungen hat man jetzt verlassen, und nimmt fast übereinstimmend an, daß sie Grabdenkmale der Könige waren. Für diese Meinung sprechen, außer den Ueberlieferungen des Alterthums, das Innere der Pyramiden, da in allen denen, in die man mit unsäglicher Mühe gedrungen ist, ein Sarkophag gefunden worden ist, und ihr Standort, mitten in der Todtenstadt des alten Memphis, umgeben von vielen andern Gräbern in verschiedener Form. Diese, deren allergrößter Theil erst ganz kürzlich unter dem Sande, der ihn bedeckte, aufgegraben worden ist, enthalten einen großen Reichthum von Darstellungen des altägyptischen Lebens, und versprechen neue bedeutende Aufschlüsse [1]). Warum aber die Pyramiden als gewaltige Grabmäler in allen Stücken von der Einrichtung und Art der Königsgräber in Theben abweichen, ist eine mit ihrer Erbauungszeit zusammenhängende Frage, auf die wir im nächsten Capitel noch zurückkommen werden.

Bildnerkunst und Malerei.

In inniger Verbindung mit der Baukunst standen Bildhauerei und Malerei bei den Aegyptern; sie wuchsen

---

1) Lepsius, Ueber den Bau der Pyramiden, in dem Bericht über die Verhandlungen der Berl. Akad. 1843. S. 177.

so zu sagen aus ihr hervor; nicht nur das Relief und die Malerei gehören der Wand an, sondern auch die freistehenden Statuen lehnen sich entweder an Wände, Pfeiler, Pylonen, oder sie stehen, wie die Sphinxalleen, in bestimmter Beziehung zu den Gebäuden, zu welchen sie leiten, und sind architektonisch geordnet. Bewundernswürdig ist die technische Geschicklichkeit, welche die ägyptischen Bildhauer besaßen; aus Granit, Porphyr, oder anderm Gestein der härtesten Art sind die Bildsäulen mit meisterhafter Sicherheit gehauen, auf das sauberste ausgeführt und geglättet. Die Körperformen sind kräftig und im Ganzen naturgemäß, Muskeln und Sehnen der Glieder jedoch bei der Mehrzahl der Statuen, die nach einem hergebrachten festen Typus gebildet ist, nicht richtig angegeben. Indeß zeigen einige vorzügliche Arbeiten, daß die besseren Künstler der Natur näher zu kommen vermochten. Dasselbe ist bei den Köpfen der Fall; die Gesichtsform, welche zwischen der kaukasischen und der negerartigen in der Mitte steht, ist nicht unedel, aber der Ausdruck starr, ohne Leben, ohne Wärme der Empfindung, und meistens gleichfalls streng typisch; aber auch hier erheben sich einzelne Meisterarbeiten über das Gewöhnliche, es giebt Portraitköpfe mit einem weit individuellern und mannigfaltigern Ausdruck, als man, ungenauen Abzeichnungen folgend, gewöhnlich annimmt[1]). Die Statuen in sitzender oder schreitender Stellung haben eine sich stets gleich bleibende, steife Haltung; es zeigt sich, wie die ernste, feierliche Ruhe, in welcher sich der Aegypter seinem Charakter gemäß am liebsten zeigen wollte, auf die Kunst übertragen, in das Leblose überging. In den Reliefs fehlt die Kenntniß, wie die körperliche Ausdehnung auf die Fläche zu übertragen und naturgetreu darzustellen ist, so wie auch die Gemälde ohne Schatten und Licht sind; aber Leben und Bewegung herrschen in den histori-

---

1) Waagen, Kunstwerke und Künstler in England und Paris Th. III. S. 96.

schen Reliefs und Malereien, besonders in denen, welche Kriegsscenen darstellen; wir finden hier ein oft sehr gelungenes Bestreben, verwickelte Situationen anschaulich zu machen, das Eigenthümliche der verschiedenen nationalen Gesichtszüge gut aufgefaßt. In ähnlicher Weise sind die Scenen aus dem häuslichen und geselligen Leben behandelt, wobei, wie oben schon bemerkt ist, sich zuweilen ein Hang zeigt, die Darstellung durch einen spottenden, humoristischen Zug zu beleben. Es ist, als ob die Kunst, wenn ihr Gegenstand es ihr erlaubte, hinauszugehen über jene typisch gewordene Gravität und Unbeweglichkeit, sich entfesselt gefühlt hätte; aber der Aufgabe, das bewegte Leben durch Zeichnung und Farbe mit täuschender Wahrheit hinzustellen, war sie noch keinesweges gewachsen.

Die Thiergestalten.

Glücklicher und freier als die Menschengestalt zeigt sich in Statuen und Reliefs die der Thiere aufgefaßt und nachgebildet [1]). Es ist dies eine natürliche Folge der ägyp tischen Kunstauffassung, denn die typische Einerleiheit, welche als Regel galt, findet sich bei den Thieren in Form und Bewegung in der Natur selbst, bei der Menschengestalt wird sie gegen die Natur willkürlich angenommen. Mit Köpfen verschiedener Thiere, des Widders, des Sperbers, des Ibis, der Kuh, auf Menschenleiber gesetzt, werden die Götter dargestellt [2]), um wie bei den Indern durch die symbolische Beziehung, die in den bekannten Eigenschaften jener Thiere liegt, zu ersetzen, was die Kunst durch Körperhaltung und Gesichtszüge nicht auszudrücken vermochte. Nach demselben Gedanken, doch in umgekehrter, treffenderer und geschmackvollerer Weise, ist die Sphinx, der Löwenleib mit dem Menschenkopfe, Symbol der verbündeten höch-

---

1) Daselbst und Th. I. S. 75. Der Vorzug der Thiergestalten ist so einleuchtend, daß ihn schon Winckelmann, Gesch. d. Kunst Th. I. S. 40 nach den wenigen Exemplaren, die er in Dresden und Rom sah, hervorhebt.

2) S. Bemerk. und Erläuter. XVIII.

sten leiblichen und höchsten geistigen Kraft. Eine andere Art der Bezeichnung übermenschlicher Kraftfülle ist die riesenhaften Größe; vereint zeigen sich beide in den Sphinxkolossalen, von denen der größte, überhaupt das Riesenwerk ägyptischer Sculptur, am Fuße des Pyramidenhügels von Gizeh errichtet, jetzt zur Hälfte der Höhe mit Sand überdeckt ist. Der Kopf, der einen menschlichen an Größe mehr als dreißigmal übertrifft, und ein Theil des Halses ragen vierzig Fuß hoch aus dem Boden hervor, der Leib des Löwen ist beinahe neunzig Fuß lang. Auch im Mittelalter und bei den Arabern, einem Volke, welches sonst keine besondere Empfänglichkeit für Bildwerke zeigt, hat diese Sphinx die höchste Bewundrung erregt. Ein Schriftsteller jener Nation aus dem zwölften Jahrhundert weiß sie nicht genug zu rühmen, und nicht etwa bloß die ungeheure Masse, sondern auch den feinen und lieblichen Ausdruck der Gesichtszüge. Leider ist der Kopf in unseren Tagen durch die Barbarei roher Kriegsschaaren auf die traurigste Weise zerstört worden, indem ihn in einem der letzten Kriege zwischen den ägyptischen Beys ein Mameluckenhaufe zum Ziel für Kanonenkugeln gemacht hat [1]).

Im Allgemeinen ist der Charakter der ägyptischen Kunst monumental, d. h. ihr Sinn und Zweck geht hauptsächlich dahin, das Thatsachliche durch anschauliche Darstellung festzuhalten und zu überliefern; an den höhern Kunstzweck, die sinnliche Erscheinung durch Schönheit zu erheben und zu veredeln, streift sie kaum [2]). Doch ist schon das künstlerische Geschick, welches sich in so vielen erhaltenen Werken zeigt, als eine sehr bedeutende Vorstufe für eine höhere Entwickelung zu betrachten [3]).

---

1) Parthey a. a. O. S. 120.

2) Vergl. K. O. Müller, Handbuch d. Archäol. d Kunst S. 246.

3) „Gewiß konnten die Griechen von diesem Volke in der Technik Alles, in der Zeichnung ungleich mehr lernen, als man früher geglaubt hat.“ Waagen a. a. O. Th. I. S. 78.

Der ägyptische Culturgeist mit dem chinesischen und dem indischen verglichen.

Wollen wir zum Schlusse das ganze Wesen der ägyptischen Cultur in ihrer Beziehung zu der Eigenthümlichkeit und Geistesrichtung der übrigen Völker des ältesten Orients auffassen, so haben wir es im Allgemeinen mit China und Indien zusammenzustellen, denn mit diesen hat es das ganz auf sich beruhende, in sich fest geschlossne Wesen gemein, gegenüber den Iraniern und den Semiten, welche dem Strome des übrigen geschichtlichen Lebens weit näher stehen, und mehr oder weniger von ihm ergriffen und bewegt werden. Jene drei Völker kommen auch noch darin überein, daß das Naturelement in ihre Entwickelung weit stärker hineinspielt als in die aller andern Culturvölker. Die Chinesen und Aegypter gehören, jene völlig, diese in einem starken Mischungsverhältniß, nichtkaukasischen Rassen an; die arischen Inder sind zwar reine Kaukasier, aber das Klima hat sie ergriffen, die Sonnengluth des tropischen Himmels hat nicht nur ihre Haut, sondern auch ihre Gefühls- und Anschauungsweise gefärbt. Und gewiß liegt in diesem starken Natureinflusse eine der Hauptursachen, warum die Cultur dieser Völker nicht über gewisse Grenzen hinausgekommen ist, fremden Einflüssen gegenüber eine große Starrheit behauptet hat. Zugleich sehen wir, wie der Einfluß des Unkaukasischen auf Civilisationsgestaltungen nur in der ersten Periode der Entwickelung unsers Geschlechts hervortritt; die folgenden gehören ganz der kaukasischen Rasse an. Im Besondern findet in der Beschaffenheit der Entwickelungsgrenzen unter den drei Völkern eine große Verschiedenheit Statt. In China sind sie ganz nach den Bedürfnissen der äußerlichen Civilisation gesteckt, die Cultur hat sich in diese verwandelt, und über die materielle Nützlichkeitsforderung hinaus gar keine Wesenheit. In Indien und Aegypten hat die Cultur bedeutende Civilisationsfrüchte getragen; sie ist doch aber vornehmlich um ihrer selbst willen da, sie ist von Beziehungen zur übersinnlichen Welt durchdrungen. Aber die geistige Entwickelung dieser Völker ist auf einer Stufe stehen geblieben,

welcher Wesen und Form des priesterlichen Kastenstaats entsprechen, so daß diese eben aus ihrer innern Beschaffenheit hervorgegangen sind, nicht als äußere Schranke den sonst freien Geist zurückgehalten haben. Darum haben sich auch nach der verschiedenen geistigen Natur beider Völker diese Schranken wiederum ganz verschieden gestaltet. In Indien ist dem Geiste Freiheit gelassen, das in der Ueberlieferung Gegebene, wenn er es nach seiner allgemeinen Grundlage stehen läßt, in beliebiger Weise weiter mannigfach zu gestalten und auszuschmücken; während das ägyptische Streben sich darauf beschränkt, es als eine Welt auch äußerlich ganz bestimmter Formen festzuhalten und wiederzugeben, wodurch denn das als Symbol Aufgefaßte, als Symbol Erscheinende seine freie Bewegung ganz verliert, unveränderlich und starr wird. In Indien herrscht der Naturgeist über den Menschengeist in seiner Allgemeinheit, in Aegypten in den bestimmten Gestalten seiner einzelnen Erscheinungen, als Thiergattung, ja als Thierindividuum. Daher ist dort für Phantasie und Scharfsinn ein weiter Spielraum auf den Gebieten der Poesie und Philosophie geblieben; hier bleibt wegen der herrschenden Richtung auf bestimmte Formen die für höhere Zwecke schaffende Thätigkeit fast ganz eine plastische, sie beschränkt sich auf Bau- und Bildwerke, welche der zerstörenden Zeit Trotz bieten sollen, und in ihrer staunenswerthen Dauerbarkeit die wandellose Festigkeit des Volkssinnes auf das vollkommenste darstellen. Daher ist ferner in Indien selbst innerhalb des religiösen Lebens, so genau die Vorschriften auch lauten, dem Individuum noch Freiheit gelassen, die Ascetik überbietet das Gesetz in phantastischer Weise; in Aegypten haben sich die religiösen Antriebe des Lebens und der Sitte nicht weniger bemächtigt, aber das Gesetz, in welchem sie sich aussprechen, wird äußerlicher aufgefaßt, und wenn man sich mit seiner Erfüllung abgefunden hat, bleibt Raum genug für die üppig schwelgerische Lebensweise, deren wir oben gedachten. Der Verstand, der bei

den Indern als speculativer Scharfsinn erscheint, ist hier gewandte List, sich in den Besitz der gewünschten Lebensgüter zu setzen. — Es ist zu bedauern, daß wir die allmähliche Entwickelung, die Veränderung, den Wandel in dieser Cultur noch weniger verfolgen können als bei der indischen; denn obschon wir von der ägyptischen Geschichte, wie die folgende Uebersicht zu zeigen hat, mehr Thatsachen wissen, und sie trotz mancher Zweifel in einem weit bestimmtern Zusammenhang verfolgen können als jene, so wirft doch die Kenntniß der äußern Begebenheiten wenig oder gar kein Licht auf die Entwickelung der Zustände und der Denkart. Indeß sind wir vollkommen berechtigt anzunehmen, daß, wenn sich im alten Aegypten eine Revolution, etwa der Entstehung und dem Fortgange des Buddhismus ähnlich, zugetragen hätte, deutliche Spuren davon vorhanden seyn müßten, daß folglich auch von dieser Seite Aegypten gegen Indien gehalten als das unbeweglichere erscheint.

Zehntes Capitel.

Uebersicht der ägyptischen Geschichte.

Beschaffenheit der Quellen.

Mehr oder weniger unvollständig und lückenhaft ist die Geschichte aller alten Völker auf uns gekommen, sowol wegen ursprünglichen Mangels historischer Ueberlieferung, als wegen der Zerstörung schriftlicher und anderer Denkmale durch die Zeit und Barbarenhände. Dieser Armuth an Nachrichten steht oft ein scheinbarer Reichthum gegenüber: Ueberlieferungen, aus verschiedenen Quellen stammend, bieten sich dar, aber sie weichen von einander ab, und widersprechen einander, ohne ein hinreichendes Licht zu gewähren, um sich für die einen oder die andern mit Bestimmtheit entscheiden zu können. Dies macht die Enthüllung der Wahrheit zuweilen noch schwerer, als die Dürftigkeit der Kunde. In der ägyptischen Geschichte hat der Forscher mit beidem zu kämpfen, mit der Spärlichkeit der Nachrichten über das für uns Wissenswürdigste, und mit dem abweichenden Inhalt der Berichte in verschiedenen Schriftstellern. Was Herodot über frühere Begebenheiten nach eigenen Erkundigungen im Lande mittheilt, und was vier Jahrhunderte nach ihm Diodor, theils gleichfalls aus ägyptischen Berichten, noch mehr aus Griechen, die vor ihm geschrieben, schöpfend, zusammengestellt hat, stimmt theilweise überein, theilweise klingt es so verschieden, daß

es die Geschichte eines andern Landes zu seyn scheint. Wenn wir das Werk, welches der Aegypter Manetho in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts vor Chr., nach der Aufforderung des Königs Ptolemäus Philadelphus, über die Geschichte seines Volkes in griechischer Sprache verfaßte, noch hätten, würden wir darin eine ungleich wichtigere und zuverlässigere Quelle als jene beiden besitzen. Denn Manetho, Oberpriester zu Heliopolis, konnte sich nicht nur leicht in Besitz aller Priesterverzeichnungen setzen, sondern war auch ihrer Deutung selbst kundig, während die Griechen sie meistens gar nicht verstanden, oder, mit äußerst wenigen Ausnahmen vielleicht, nur sehr oberflächlich. Aber das Werk des Manetho ist bis auf sehr wenige Fragmente untergegangen; was zusammenhängend daraus auf uns gekommen ist, besteht aus 31 Königsreihen oder Dynastien, bloße Namensverzeichnisse von Königen mit den Jahren ihrer Regierungsdauer, und auch diese bei zwei späten Epitomatoren, die sie aufbehalten haben, mit so erheblichen Abweichungen in Namen und Zahlen, daß ihr Gebrauch manchem Zweifel unterliegt. Manetho's Dynastien.

Zu diesen Quellen kommt nun die neue, in der Hieroglyphenentzifferung eröffnete. Sehr viele Pharaonennamen, mit Beinamen, Titeln, die sich auf ein angenommenes Verhältniß der Könige zu den Göttern beziehen, mit Familiennachrichten und Regierungsjahren, kommen in den Inschriften auf den Wänden der Tempel, Paläste und Gräber, auf Obelisken und Papyrusrollen vor, und in den Ruinen des Palasttempels von Abydos, einer Stadt, die einst die zweite Aegyptens war, ist sogar eine hieroglyphische Stammtafel von Königen entdeckt und entziffert worden. Und sehr bedeutend ist die Verbindung, in welcher die Namen mit den Bauwerken und den Reliefs stehen. Je öfter und an je verschiednern Orten der Name eines Königs durch Inschriften verherrlicht ist, desto größer müssen seine Thätigkeit und seine Berühmtheit gewesen seyn. Aber

durch die Denkmale theilweise bestätigt.

auch Manetho's Dynastien und Königsnamen haben durch jene Entzifferungen theilweise eine unerwartete Bestätigung gefunden, obgleich die Uebereinstimmung nicht so groß ist, als Champollion, Rosellini und einige andere Forscher in der begeisterten Freude über die höchst merkwürdige und überraschende Entdeckung angenommen haben. Unwidersprechlich aber bleibt dadurch festgestellt, daß Manetho's Dynastien nicht ein spätes aus der Luft gegriffenes Machwerk sind, wie einige Kritiker wegen der höchst verworrenen Beschaffenheit der auf uns gekommenen Auszüge haben annehmen wollen [1]), und daß die Monumente ungleich mehr mit ihnen übereinstimmen, als mit Herodot und Diodor, von deren Anordnung der Könige und der Begebenheiten wir nun mit Bestimmtheit wissen, daß sie mit der urkundlichen Geschichte wenig oder gar nicht vereinbar sind. Sie mischen Erzählungen ein, die ihrer Art nach aus einer monumental aufbehaltenen Geschichte nicht geschöpft, und dieser an Werth und Glaubwürdigkeit nicht gleich seyn können. Indeß hat Herodot die seinen nur aus dem Munde der Priester, die sie vielleicht aus Aufzeichnungen nahmen, die in den Tempeln außer den Hieroglyphen-Inschriften vorhanden waren. Einige aber haben so entschieden den Charakter von Volkssagen, daß man kaum anders kann, als auf mündliche Ueberlieferung schließen, die sich wol um so eher fortpflanzte, je weniger die monumentale Geschichte das nie zurückzudrängende Bedürfniß ausführlicher Erzählungen befriedigen konnte. Auch ist Herodot selbst weit entfernt, alle seine Nachrichten zuverlässiger Geschichte gleich zu achten. Er giebt vielmehr [2]) deutlich zu verstehen, daß ihm diese erst mit der weiter unten zu erwähnenden Dodekarchie, etwa 700 Jahre vor Chr., beginnt.

Herodots und Diodors Berichte.

---

1) S. Bemerk. und Erläuter. XIX.
2) II, 147.

Unsicherheit der Zeitrechnung.

Um eine Zeitrechnung für die ägyptische Geschichte zu gewinnen, hat man bald Manetho in Verbindung mit einigen anderen bei den griechischen Chronographen erhaltenen Königsreihen, bald Herodot und Diodor zu Grunde gelegt; man hat alle diese verschiedenen Nachrichten und Zahlen sowol unter sich, als mit der Chronologie anderer Völker, besonders der Bibel, in Uebereinstimmung zu bringen gesucht. Die Gelehrten haben auf diese Untersuchungen erstaunlich vielen Fleiß und Scharfsinn verwandt, und eine ganze Reihe von Systemen, welche die großen hier obwaltenden Schwierigkeiten lösen sollten, zu Tage gefördert; aber keines derselben kann als durch vollständige Beweise befriedigend betrachtet werden, denn keines konnte, bei dem Mangel hinreichend fester Grundlagen der Zeitbestimmung, ohne mehr oder weniger willkürliche Annahmen aufgestellt werden. Wenn man die Zahlen der Manethonischen Dynastien zusammenrechnet, so erhält man von der Gründung des Reiches bis zu seiner Eroberung durch die Perser mehr als fünf Jahrtausende, eine kaum denkbare Dauer, und der Anfang der ersten Dynastie fällt in das sechste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, also in eine Zeit, die sowol dem muthmaßlichen Beginn anderer fester Civilisationszustände, als den Anfangsepochen anderer orientalischer Reiche mit ähnlichen Formen und innerhalb desselben Entwickelungskreises, um Jahrtausende voraus eilt. Daher haben viele neuere Schriftsteller die Meinung, die sich auch schon im spätern Alterthum findet, angenommen, daß die Manethonischen Dynastien theilweise, und besonders in der ersten Hälfte, nicht auf einander folgende Reihen von Herrschern sind, die über das ganze Reich, sondern Verzeichnisse von Königen, die gleichzeitig und neben einander über einzelne bedeutende Städte und deren Gebiet regiert haben. Eine Meinung, welche mit der Annahme zusammenhängt, daß die Städte Aegyptens als einzeln und allmählich angelegte, von einander unabhängige Priestercolonien entstanden, und erst nach dem Verlaufe einer langen Zeit zu einem Reiche

von großer Macht zusammengeschmolzen seien. Indeß ist neuerdings die entgegengesetzte Ansicht, die, daß die Dynastien als auf einander folgende sich vom Anfange auf ein das ganze Aegypten zusammenfassendes Königreich beziehen, mit siegreichen Gründen vertheidigt worden [1]). Wenn aber dieser Weg der Erklärung abgeschnitten ist, muß man es aufgeben, den Namen und Zahlen der älteren unter den Manethonischen Reihen Glaubwürdigkeit beizulegen. Die Denkmale widersprechen der Annahme, daß wir uns hier auf einem ungewissen Boden befinden, nicht, da sie verhältnißmäßig wenige Namen aus den ersten funfzehn Dynastien darbieten, und erst mit der achtzehnten die fortlaufende Erläuterung der Geschichte durch Inschriften beginnt. Was die Zahlen im Manetho betrifft, die eine scheinbare chronologische Genauigkeit in das Dunkel fabelhafter Zeiten bringen, so scheinen sie auf dem, wie schon in der Einleitung erwähnt ist, im Alterthum mehrfach vorkommenden Gedanken zu beruhen, den Ablauf großer Geschichtsperioden auf astronomische Zeitkreise zurückzuführen. Manetho, oder wer schon vor ihm dieses System erfand, wollte wahrscheinlich seine Königschronologie mit den oben erwähnten Hundssternperioden in Uebereinstimmung bringen [2]). Der Anfang der ersten Manethonischen Dynastie fällt, wenn man unter den überlieferten Zahlen die passendsten wählt, in das Jahr 5702 vor Chr. Dieses sind — zurückgerechnet vom Jahre 1322 vor Chr., wo eine neue Hundssternperiode anfing — genau drei jener Cykeln zu 1460 Jahren. Der Urheber dieses Systems muß also, um seine Cykeln zu füllen, die Regierungsjahre der Könige willkürlich angesetzt haben, er hat aber wol auch die Königsnamen vervielfältigt, da es schwer halten würde, die sämmtlichen von ihm aufgeführten nach einer gewissen mittlern Dauer von Regierungsjahren in

1) M. s. besonders Rosellini, Monum. storici T. I. c. 1. §. 8. und Böckh, Manetho und die Hundssternperiode S. 1 fg.

2) Böckh in der eben angef. Schrift Abschn. I. u. II.

einen historisch wahrscheinlichen Zeitlauf einzufügen. Wie dem aber auch sei; Manetho's Zahlen der älteren Dynastien können von keinem eigentlich chronologischen Gebrauch seyn, wogegen sie für spätere gewiß aus monumentalen Quellen geschöpft sind. Höchst wahrscheinlich beginnt diese Sicherheit mit der achtzehnten Dynastie.

Menes.

Uebereinstimmend nennen alle unsere Quellen den ersten König Menes, wie auch sonst verschiedene Fäden einer mehr oder weniger sagenhaften Geschichte auf einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt zurückzulaufen pflegen. Nachdem die Priester dem Herodot den Menes genannt, lasen sie ihm die Namen von 330 Königen vor, die nach ihm geherrscht hatten, von denen sie ihm weiter nichts mittheilten. Dieser erstaunlichen Reihe scheinen die ersten sechzehn oder siebzehn Dynastien des Manetho einigermaßen zu entsprechen.

Die Herrschaft der Hirtenkönige (Hyksos).

Der achtzehnten Dynastie desselben Schriftstellers gehen drei von ausländischen sogenannten Hirtenkönigen vorher, die über Aegypten herrschten. Ueber diese Fremdherrschaft ist uns aus dem ausführlichen Werke Manetho's eine Stelle aufbehalten, die etwas mehr enthält als bloße Namen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mehrere die Begebenheiten seines Volkes betreffende Werke in griechischer Sprache abfaßte, führt diese Stelle an in einer Streitschrift gegen den Grammatiker Apion, welcher das Alterthum der Israeliten angegriffen hatte. Das Fragment berichtet, daß zur Zeit eines ägyptischen Königs Timaus (oder Timios) von Osten her ein fremdes Volk in Aegypten eingebrochen sei, das Land ohne Kampf unterworfen, die Einwohner getödtet oder zu Sklaven gemacht, die Städte verbrannt, die Göttertempel zerstört habe. Diese Eroberer führten den Namen Hyksos (ein Wort, das nach Manetho Könige-Hirten bedeutet), und eine Reihe von Herrschern aus ihrer Mitte regierte in Aegypten 511 Jahre; nach Verlauf dieser Zeit erhoben sich die Könige der thebäi-

schen Landschaft, besiegten die Fremden und drängten sie in den festen Ort Abaris. Dort belagert nahmen die Hyksos das Erbieten eines freien Abzugs aus dem Reiche an, verließen Aegypten, gingen durch die Wüste nach Palästina, und gründeten dort Jerusalem.

Dieser letzte Umstand scheint ganz besonders auf die Israeliten zu deuten. Josephus bezweifelt es nicht, er sieht in den Hyksos die Vorfahren seines Volkes, in der ganzen Erzählung den siegreichsten Beweisgrund für dessen alte große Macht und Bedeutung. Und viele Neuere haben mit ihm die Identität der Hyksos und der Israeliten angenommen; man hat behauptet, die ganze Erzählung, die Josephus bei Manetho gefunden, sei nichts als ägyptische Fabelei und willkürliche Entstellung des Aufenthalts der Israeliten in Aegypten[1]). Aber diese Annahme kann vor einer genauern Erwägung der Verhältnisse nicht bestehen. Wie gering man auch von dem Werthe der ägyptischen Ueberlieferung denken mag, so schlecht kann sie nicht gewesen seyn, daß man eine Begebenheit aus den Annalen eines andern Volkes herübergenommen, ganz entstellt und in ihr Gegentheil verwandelt, ohne weiteres hätte einschalten können, und noch überdies als unmittelbar einer Zeit vorhergehend, über welche auf den Monumenten genaue und zusammenhängende Nachrichten zu lesen waren. — Wie ungenau also auch Einzelnes in der Erzählung, die Josephus im Manetho las, seyn mag: es ist als Thatsache anzunehmen, daß Jahrhunderte lang die Hyksos in Aegypten nicht dienten, sondern herrschten. Sie waren nicht die Israeliten, aber ohne Zweifel ein ihnen verwandtes semitisches Volk, höchst wahrscheinlich seit langer Zeit eben so zum Kriege geneigte und kriegsgewohnte Nomaden, wie jene friedliche Hirten waren. Nach der Art roher Sieger verübten sie in Aegypten erst gewaltsame Zerstörungen, später lebten sie sich in die Sitten und Gewohnheiten des unterworfnen,

1) S. Bemerk. und Erläuter. XX.

gebildeten Volkes ein. Unter ihrer Herrschaft kam der Erzvater Joseph nach Aegypten. Sein Verhältniß zum Könige, die Aufnahme, die sein Stamm fand, haben, wenn man nur an das eigentlich ägyptische Volk, an seine starre Abgeschlossenheit, seinen Abscheu gegen wandernde Hirten denkt, etwas sehr Räthselhaftes, erklären sich aber leicht durch die Stammverwandtschaft der Hyksos mit den Hebräern und ihre altgewohnte Lebensweise. Weiter ist dann „der neue König, der aufkam und von Joseph nichts wußte," leicht auf die nach der Verdrängung der Hyksos wieder zur Gewalt gelangte einheimische Dynastie zu deuten, welche sich dem alten Volksabscheu gegen Nomaden wieder ganz überließ, die Israeliten aufs äußerste drückte, auch die Auswanderung, die ihnen als letzte Zuflucht blieb, gern verhindert hätte, es aber nicht vermochte. Daß übrigens die Erhebung gegen die Hyksos von Theben ausging, zeigt, daß diese nicht ganz Aegypten unterworfen hatten. Vermuthlich erstreckte sich ihre Herrschaft nur über die mittleren und unteren Theile des Landes. Es scheint, daß sie allmählich immer mehr und mehr zurückgedrängt wurden, und daß der Kampf — mit vielen Unterbrechungen — Jahrhunderte dauerte. Auf den Befreiungskrieg gegen sie können mit Wahrscheinlichkeit mehrere Darstellungen auf den Denkmalen gedeutet werden. Sie erscheinen dort als besiegte, fliehende Barbaren.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die glanzvollste Periode des ägyptischen Reiches. Es ist die Zeit der achtzehnten und neunzehnten Dynastie Manetho's, deren Pharaonen ihren Herrschersitz Theben mit den bewunderswürdigsten seiner Denkmale, die ihren Namen tragen, schmückten, ihre Macht und ihren Ruhm weit über die Grenzen ihres Landes hinaus verbreiteten. Eben die An-

XVIIIte Dynastie 1655 bis 1326 v. Chr. XIXte Dynastie. 1326 bis 1183 [1]).

1) Ich gebe bis auf den Psammitich die Zahlen, wie sie Böckh auf der Grundlage des Julius Africanus festgestellt hat Wahrscheinlich kommen sie von der 18ten Dynastie an der Wahrheit sehr nahe.

strengungen, welche die Nation hatte machen müssen, um sich von fremden Drängern zu befreien, gaben ihr einen Schwung und erzeugten eine Kraftentwickelung, durch die sie große Thaten verrichtete. Allem Anschein nach waren diese Jahrhunderte, vom siebzehnten bis zum zwölften vor Chr., auch die Blüthenzeit der ägyptischen Bildung. Gewiß ist, daß damals die vollkommensten Werke der Baukunst und Bildnerei entstanden. Den vierten König dieser Dynastie, Thutmes oder Thutmosis IV. halten Champollion und Andere für den Moeris Herodots und Diodors [1]), welcher diesen Schriftstellern zufolge einen großen See, der seinen Namen führt, ausgraben, und durch einen Canal mit dem Nil verbinden ließ, um das weiter unten liegende Land vor zu großen Ueberschwemmungen des Flusses schützen, oder bei zu geringem Austreten wässern zu können. Die meisten neueren Reisenden haben diesen See in dem, welcher gegenwärtig Birket-el-Kerun heißt, und in der heutigen Landschaft Fayum liegt, wiederzufinden geglaubt [2]). Doch kann dieses kein Werk von Menschenhänden gewesen seyn; es erweis't sich vielmehr als ein natürliches Seebecken. Nach den neuesten Untersuchungen ist der alte Moerissee ein anderer gewesen, von dem jetzt nur ein Theil der Riesendämme, die seine Wasser zurückhielten, übrig sind, das Wasser selbst abgeflossen ist [3]).

König Moeris.

Ramses der Große (Sesostris) 1411 bis 1345 v. Chr.

Den höchsten Ruhm unter den Pharaonen der achtzehnten Dynastie, ja unter allen, die über Aegypten geherrscht, erlangte der, welcher im Manetho und auf den Denkmalen [4])

---

1) Rosellini, Monum. dell' Egitto P. I. T. I. p. 231. Nach Lepsius, in dem oben angef. Bericht S. 206., war Moeris vielmehr der letzte König des alten Reiches vor der Eroberung der Hyksos.

2) Ritter, Erdkunde Th. I. S. 803 fg.

3) Lepsius a. a. O. Er beruft sich auf die Arbeit eines französischen Architecten, Linant.

4) Wilkinson, Ser. I. Vol. I. p. 63 und vor ihm Rosellini, Monum. stor. T. I. p. 265 u. p. 301 gegen Champollion, welcher, Précis du syst. hiérogl. p. 223, den ersten König der 19ten Dynastie,

Ramesses oder Ramses (der IIte oder IIIte), im Diodor Sesoosis, im Herodot und bei andern Griechen Sesostris heißt. Es sind aber nicht Manetho und die Monumente allein, welche ihn Ramses nennen, wir wissen aus dem Tacitus [1]) daß dieser Name auch sonst dem Alterthum nicht unbekannt war. Die Hieroglypheninschriften, die seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen sollten, finden sich nicht nur in seinem Königssitze zu Theben auf den Tempelwänden von Luxor und Karnak, sondern auch auf vielen andern Denkmalen von den Ausflüssen des Nil bis in Nubien hinein. Im Diodor lesen wir seine sagenhaft ausgeschmückte Geschichte am ausführlichsten. Sein Vater, heißt es dort, ließ alle mit dem Sohne an demselben Tage geborne Knaben mit ihm erziehen, unterweisen und durch angestrengte Leibesübungen abhärten, damit der künftige König in ihnen treue, engverbundene Freunde, tapfre Mitstreiter, wohlunterrichtete Räthe finde. Als Sesostris den Thron bestiegen hatte, unternahm er gewaltige Eroberungszüge zu Lande und zur See, zu welchen Diodor ihn eine Macht von 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen zusammenbringen läßt, und eine Flotte von 400 Schiffen auf dem rothen Meere ausrüsten. Nachdem er zuerst Aethiopien unterworfen, habe er, weit über die Eroberungen Alexanders hinaus, ganz Asien bis an den Ganges bezwungen, dann in Europa Thracien durchzogen, von wo er nach einer neunjährigen Abwesenheit mit einer unermeßlichen Beute nach Aegypten zurückgekehrt sei, und mit unzähligen Gefangenen, die er zur Arbeit an den großen

---

Sethos, für Ramses den Großen hielt. Später nahm Champollion an, daß beide Könige, die denselben Namen, Ramses, getragen, und einer wie der andere durch große Kriegsthaten geglänzt haben, den griechischen Historikern zu einer Person zusammengeflossen seien. Lettres écrites d'Egypte p. 398. Auch Böckh a. a. O. S. 294 fg. erkennt den vorletzten König der 18ten Dynastie als Ramses-Sesostris an.

1) Annal. II, 59.

Bauwerken, die er errichten, und an den vielen Canälen, die er graben ließ, verwandte. Wie sehr die außerordentliche Uebertreibung in den Angaben der Heereszahl und der durchzogenen und besiegten Länderstrecken auch in die Augen springt; ist es doch gewiß, daß Ramses-Sesostris, oder Ramses der Große, wie man ihn jetzt zu nennen pflegt, ein gewaltiger Kriegsfürst war, der über die Grenzen Aegyptens hinaus Eroberungen machte. Daß er über Aethiopien herrschte, kann nach den Denkmalen in Nubien, die seinen Namen tragen, gar nicht bezweifelt werden. An den Wänden des großen Palasttempels von Karnak, wo eine Reihe von Schlachtbildern seine Thaten verherrlicht, sieht man ihn bald zu Fuß, bald auf dem Streitwagen kämpfen, bald im offnen Felde die Feinde in die Flucht treiben, bald die Mauern ihrer Festen stürmen [1]). In der Abbildung eines Treffens, die sich zu Medinet-Habu findet, wo zu Lande und zu Wasser gekämpft wird, hat man die weiten Seezüge des Sesostris bestätigt finden wollen, aber zu voreilig, da das hier dargestellte Wasser vielmehr der Nil, die Feinde Nubier zu seyn scheinen [2]). Aber von großer Merkwürdigkeit ist eine andere Bestätigung der asiatischen Feldzüge dieses Königs. Herodot, Diodor und Strabo erzählen nämlich von Denksäulen, die er in den Ländern der bezwungenen Völker zum Andenken seiner Siege über sie aufrichten ließ; und nun sind in unsern Tagen in der Nähe des alten Berytus (Beirut) in Syrien Basreliefs in den Felsen gehauen entdeckt worden, die mit der höchsten Wahrscheinlichkeit auf diese Denkmäler zu deuten sind, da auf einem derselben, welches einen opfernden König darstellt, die hieroglyphische Inschrift zwar größtentheils erloschen und zerstört ist, aber Fragmente des

1) Wilkinson, Topography of Thebes p. 193 sqq.

2) M. s. Mure, Sopra i popoli stranieri nei monumenti egiziani in den Annali dell' instit. di corrisp. archeol. Vol. VIII. p. 344.

Namens Ramses sich noch entziffern lassen [1]). Wenn sich also die Züge des Sesostris auch wol nicht über den Euphrat hinaus erstreckt haben, so sind doch Eroberungen, die er in Vorderasien gemacht, als eine geschichtliche Thatsache außer Zweifel gestellt. Von langer Dauer können sie allerdings nicht gewesen seyn, da uns die jüdischen Geschichtsbücher in den nächstfolgenden Zeiten das südliche Syrien als ein Land zeigen, von Kämpfen der einheimischen Völker mannigfach bewegt, aber ohne Spur von ägyptischer Herrschaft.

Mehrere Menschenalter nach dem Sesostris setzt Herodot einen König Rhampsinit, von dem er eine anmuthige Sage mittheilt, die wie ein Mährchen oder eine Novelle klingt, und eben darum merkwürdig ist, weil sie zeigt, daß den Aegyptern solche Erzählungen von wundersamem, spannendem Inhalt so zusagten, daß sogar die Priester sie der Geschichte der Könige einverleibten. Rhampsinit, erzählt Herodot, reicher als irgend ein König nach ihm, ließ zur Aufbewahrung seiner Schätze ein besonderes Gemach aufführen. Der Baumeister fügte in eine Wand desselben einen Stein so ein, daß er mit Leichtigkeit herausgenommen werden konnte, und theilte sterbend zwei Söhnen, die er hinterließ, das Geheimniß mit. Diese waren nicht träge, es zu benutzen, der König merkte die Abnahme der Schätze, ohne errathen zu können, von wem und wie sie entwandt wurden, da das Schloß und die aufgedrückten Siegel unversehrt waren, und kam auf den Gedanken, Fußschlingen zu legen. In diesen fing sich auch, als sie wiederkamen, einer der Diebe, und damit nicht, wenn man ihn finde und erkenne, Beide ins Verderben geriethen, ermahnte er den Bruder, ihm den Kopf abzuschneiden und mit sich hinwegzunehmen, wozu sich dieser auch verstand. Als nun der König den kopflosen Leichnam aufhängen ließ, und zu beobachten befahl, ob nicht Jemand kommen würde, ihn zu beklagen, begehrte

Rhampsinit und sein Schatzhaus.

1) Lepsius, Monumens de Beirout in den eben angef. Annali Vol. X. p. 12 sqq.

die Mutter der Brüder von dem Geretteten, er solle ihr die Leiche schaffen, und der Listige fand ein Mittel, ihr Verlangen zu erfüllen. Er machte die Wächter trunken, schor ihnen zum Schimpfe den halben Bart ab, und nahm den Leichnam mit sich fort. Der König, immer zorniger und zugleich begieriger zu erfahren, wer ihn so überliste, ging endlich so weit, seiner eignen Tochter zu befehlen, sie solle sich Jedem preis geben, der ihr vorher den klügsten und den gottlosesten Streich seines Lebens erzählt habe. Der Dieb erschien, erzählte auf die gethane Frage seine Begebenheit, die Beides enthielt, und als die Königstochter nach ihm greifen wollte, hielt er ihr den unterm Mantel verborgnen Arm seines todten Bruders hin, und entwischte. Da ließ Rhampsinit in allen Städten ausrufen, der Thäter möge ohne Furcht vor sein Angesicht kommen, er solle straflos bleiben und eine große Belohnung erhalten. Der Dieb traute und stellte sich, und der König gab ihm seine Tochter zur Gemahlinn, als dem klügsten aller Menschen. Denn wie die Aegypter hierin allen Völkern vorangingen, so dieser wiederum den übrigen Aegyptern. In dieser Gedankenspitze der Geschichte zeigt sich recht, welch einen Werth die Aegypter auf Schlauheit und List legten, und wie viel sie sich auf die darin erlangte Meisterschaft zu gute thaten [1]).

Die Pyramidenkönige, Cheops, Chephren und Mykerinus.

Auf den Rhampsinit läßt Herodot die drei Könige, welche die drei großen Pyramiden bauten, Cheops, Chephren und Mykerinus, folgen. Die beiden ersten, ward ihm erzählt, seien überaus gottlos und böse gewesen, hätten die Tempel geschlossen, die Aegypter vom Opfern abgehalten, und sie zu harten Frohnen gezwungen, zu welchen besonders die Arbeiten an den Pyramiden gehörten, deren größte, wie schon oben erwähnt ist, Cheops errichten ließ. Herodot beschreibt den Bau derselben so, daß er in Stufen oder Absätzen geschah, und man die Steine von einer zur andern bis zur höchsten brachte; fertig gemacht aber sei die Pyra-

1) S. Bemerk. und Erläuter. XVII.

mide in umgekehrter Ordnung, indem man mit dem obersten Absatze den Anfang machte, und mit dem untersten schloß. Wie der Dolmetscher, der dem Herodot die Inschriften an der Pyramide erklärte, versicherte, war darin angegeben, wie viel für das, was die Arbeiter während des Baues nur an Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, bezahlt worden sei, nämlich 1600 Talente (über zwei Millionen Thaler). Und wie seltsam fabelhaft dies auch klingt, der Aufwand bei diesem Denkmale, zu dem mehr menschliche Mühe und Kräfte verwandt worden sind, als je zu einem andern, muß in Zahlen ausgedrückt erstaunliche Summen gegeben haben. Vom Cheops ward dem Herodot ferner erzählt, es sei seine Schlechtigkeit so weit gegangen, daß er, da seine Schätze erschöpft waren, seine eigene Tochter in ein liederliches Haus gebracht habe, um ihm eine gewisse Summe zu erwerben. Hundert und sechs Jahre, so lange als Cheops und sein Bruder Chephren regierten, soll die Zeit der Gottlosigkeit gedauert haben; der Nachfolger Mykerinus dagegen, des erstern Sohn, dem Vater und dem Oheim völlig ungleich, habe die Tempel wieder geöffnet, dem Volke die schweren Lasten abgenommen, und musterhafte Gerechtigkeit geübt. Doch habe er den Zorn der Götter erfahren, seine Tochter, sein einziges Kind, habe er vor sich hinsterben sehen müssen, und seine Regierung sei nur von kurzer Dauer gewesen.

Durch diesen durchaus sagenhaften Charakter ihrer Geschichte scheinen die Pyramidenkönige in ein ungewisses Dunkel zurückzutreten; auch müssen die Priester den über die Pyramidenerbauer nachforschenden Reisenden sehr abweichende Antworten gegeben haben; wir wissen, daß von einer ganzen Reihe griechischer Schriftsteller, die hierüber gesprochen, keiner mit dem andern übereinstimmte[1]). Daß aber

---

1) Plinius hat die Namen dieser Griechen, Hist. nat. XXXVI, 17. und setzt hinzu: iustissimo casu oblitteratis tantae vanitatis auctoribus.

jene von Herodot genannten Könige nicht nur wirklich existirten, sondern auch die Erbauer der drei großen Pyramiden waren, ist jetzt nicht mehr zu bezweifeln, da neuerlich an Ort und Stelle hieroglyphische Inschriften gefunden und gelesen worden sind mit Namen, welche den Herodotischen ähnlich lauten, nämlich in zwei sehr alten Gräbern in der Nähe der zweiten Pyramide den Namen Chafre und auf einer hölzernen Todtenkiste in der dritten Pyramide Menkhare[1]). Auch Cheops scheint in den Namen Schufo, Schufu oder Kufu zu stecken, welche man auf den Steinen der größten Pyramide gefunden hat. Schufo oder Schufu kommt wieder mit Suphis überein, ein Name, den bei Manetho zwei Könige der vierten Dynastie führen; und von dem ersten Suphis sagt eine den vorhandenen Auszügen beigefügte Bemerkung, daß er die größte der Pyramiden erbaut habe. Nach der Chronologie Manetho's lebte dieser Suphis um 4900 v. Chr., eine ganz fabelhafte Angabe, die jede annähernde Bestimmung verbietet, da aber die Anordnung der Dynastien schwerlich aus der Luft gegriffen ist, so muß er in jedem Falle ziemlich lange vor dem Einfalle der Hyksos regiert haben, also in einer Zeit, wo die ägyptische Baukunst von der Höhe, auf der sie sich während der achtzehnten Dynastie zeigte, gewiß noch weit entfernt war. Dann wird begreiflich, warum der Baustil der Pyramiden so sehr von dem der großen Monumente dieser Blüthezeit abweicht, und durchaus auf eine frühere Entwickelungsstufe der Kunst hinweist. Herodot hat so freilich einen sehr starken Irrthum begangen, und das chronologische Verhältniß gradezu umgekehrt; wie aber auf seine ägyptischen Geschichtsüberlieferungen überhaupt nicht sicher zu fußen ist, so am wenigsten hier, wo er ein Zeugniß Manetho's und das Verhältniß der Kunstentwickelung gegen sich hat. Warum aber die Pyramidenerbauer in der

---

1) M. s. Bunsen im Bulletino dell' inst. di corrisp. archeol. 1839. p. 34 sqq.

Sage als so gottlose Tyrannen erscheinen, warum der Haß der Priester gegen den Cheops so groß war, daß sie sein Andenken mit einer so unglaublichen Schändlichkeit wie die öffentliche Unzucht seiner Tochter um des Gewinnes willen befleckten; ob ein diesen Sagen zum Grunde liegender historischer Kern mit dem Pyramidenbau in einigem Zusammenhang steht oder nicht, läßt sich, aus den bis jetzt bekannt gewordnen Thatsachen wenigstens, nicht ermitteln[1]). Uebrigens findet der neueste reisende Forscher[2]) Herodots Beschreibung des Pyramidenbaues vollkommen gerechtfertigt. Er nimmt an, daß die äußere Bekleidung oben früher fertig gemacht wurde als unten, weil die obere Arbeit nach vollendeter Abglättung der unteren Theile mit ungleich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben würde. Die ganze Abglättung aber geschah erst, wenn man die Masse als abgeschlossen betrachtete, und keine weitere Vergrößerung derselben beabsichtigte. Denn es entstanden nach denselben Untersuchungen die großen Pyramiden so, daß sie allmählich nach allen Seiten hin von innen nach außen wuchsen, indem man zuerst eine mäßige Pyramide bis zur Spitze in Stufen baute, und um diesen Kern Mäntel, d. h. gleichmäßige Erweiterungen, legte, eine nach der andern, je nachdem die Regierung des Königs, der sich durch ein solches Riesendenkmal verewigen wollte, kürzere oder längere Zeit dauerte.

Nach der neunzehnten Dynastie des Manetho müssen Glanz und Macht Aegyptens allmählich gesunken seyn; etwa fünfthalb Jahrhunderte nach dem Ende derselben un- XXVte Dynastie, Aethiopier, 719–679 v. Chr.

1) Schnaase, Gesch. d. bild. Künste Bd. I. S. 379 fg., sucht dieses durch die Hypothese zu erklären, daß die Pyramidenerbauer äthiopische Eroberer waren, welche, dem ägyptischen Cultus feindlich, sich Denkmale gesetzt nach der Weise ihres Landes. Daraus würde das Abstechende der Bauweise dieser Monumente, selbst wenn sie später als die thebischen errichtet wären, und auch der heftige Priesterhaß gegen die Erbauer begreiflich werden.

2) Lepsius, in dem oben angef. Bericht S. 184 fg.

terliegt das Reich fremden Eroberern aus Aethiopien. Nach Manetho herrschten drei Könige aus diesem Lande, die seine fünf und zwanzigste Dynastie ausmachen, der erste heißt Sabakon. Nur diesen (er schreibt fast gleichlautend Sabakos) kennt Herodot. Den einheimischen König, den der Aethiopier stürzte, nennt er Anysis. Dieser sei blind gewesen, und habe sich vor den Fremden in die Sumpfgegenden des Landes geflüchtet; als nach funfzig Jahren Sabakos, durch ein Traumgesicht bewogen, Aegypten freiwillig wieder verlassen habe, sei der Blinde aus seinem Zufluchtsort wieder hervorgekommen. Dann läßt Herodot einen Priester des Hephästos (Pthah) Namens Sethos folgen, in dessen Tagen der assyrische Eroberer Sanherib Aegypten mit einem großen Heere bedrohte. Dadurch gerieth er in große Noth, denn er hatte die Kriegerkaste sehr geringschätzig und übel behandelt, und nun weigerte sie sich, ihm in den Streit zu folgen. Es tröstete ihn aber ein Traum, in dem ihm der Gott erschien, ihm Muth einsprach und Hülfe verhieß. Im Vertrauen auf dieses Traumgesicht bildete er sich ein Heer von Krämern, Handwerkern und müßigen Leuten, und zog getrost den Feinden entgegen. Da kam über diese des Nachts ein Schwarm von Feldmäusen, welche ihre Köcher, Bogen und die Handhaben der Schilde zernagten, so daß sie sich auf die Flucht begeben mußten, wo viele ums Leben kamen. Daher, fügt Herodot hinzu, hat die Bildsäule des Sethos im Tempel zu Memphis eine Maus in der Hand.

Sethos.

So die Sage. Daß diese aber hier auf dem Boden der Geschichte steht, wissen wir aus den jüdischen Jahrbüchern, die derselben Begebenheit erwähnen. Es ist oben erzählt, daß König Hiskia, von Sanherib aufs äußerste bedrängt, Schutz und Bündniß bei Aegypten suchte. Kein Zweifel, daß das assyrische Heer bestimmt und bereit war, in Aegypten einzubrechen, sobald es Jerusalem eingenommen hatte. Aber es ging, ehe es dieses vollbringen konnte, plötzlich zu Grunde, und merkwürdig genug schreiben beide

Völker, Aegypter und Juden, diesen Untergang einer durch ein Wunder bewirkten unmittelbaren göttlichen Hülfe zu, doch in sehr verschiedner Art. Es wird in der Bibel [1]) ein äthiopischer König Thirhaka erwähnt, der ausgezogen war, gegen die Assyrier zu streiten. Tarakos heißt aber im Manetho der dritte und letzte König der fünf und zwanzigsten Dynastie, und sein Name fehlt auch auf den Monumenten nicht, wo er Tahraka, also der hebräischen Schreibung fast ganz gleich lautet. Mit Recht nennt ihn die Bibel einen König von Aethiopien, da die Fürsten dieser Dynastie auch dieses Land beherrschten und daher stammten. Es ist dies auch ein Beweis, daß Manetho's Quellen echter waren, als die Priestererzählungen, denen Herodot folgt. Doch darf man daraus, daß unsere Manethonischen Verzeichnisse weder Anysis noch Sethos kennen, nicht schließen, daß sie ganz erdichtet seien. Es scheinen Fürsten gewesen zu seyn, die sich in Niederägypten, wohin die Fremdherrschaft nicht dringen konnte, hielten, und deren Geschichte sagenhaft ausgeschmückt ist.

Wenn der Erzählung vom Zwiespalt des Priesterkönigs Sethos und der Kriegerkaste nur einige Wahrheit zu Grunde liegt, so war die Festigkeit der alten Staatsordnungen schon auf sehr bedenkliche Weise erschüttert. Und als ein andres Zeichen eines solchen Zustandes kann die Zwölfherrschaft (Dodekarchie) gelten, welche nach Herodot nun eintrat. Die Aegypter, sagt er, waren nach dem Ende der Regierung des Sethos frei geworden, da sie aber zu keiner Zeit im Stande waren, ohne König zu leben, setzten sie sich deren Zwölf, die das Reich unter sich theilten, sich durch Verschwägerungen und Verträge eng verbanden, und Gerechtigkeit übten. Ihnen schreibt Herodot auch die Errichtung des Labyrinths zu, eines gewaltigen Bauwerkes, etwas oberhalb des Mörissees gelegen, welches zu ihren Begräbnissen dienen sollte. Er beschreibt es als Augen-

Die Dodekarchie.

1) II. Kön. 19, 9. Jesaia 37, 9.

zeuge, wie ein die Pyramiden noch übertreffendes Wunder; zwölf bedeckte Höfe sah er darin, und funfzehnhundert Gemächer über der Erde; daß eben so viele unterirdische vorhanden seien, versicherten ihm die ägyptischen Aufseher. Neuerlich sind die Reste dieses Riesenbaues aufgefunden worden, Ruinen von solcher Bedeutung, daß die Zahl von dreitausend darin befindlich gewesenen Gemächern keineswegs übertrieben scheint [1]). Aber über die Erbauungszeit ist Herodot in eben so augenscheinlichem Irrthum, wie über die der Pyramiden, und die Nachrichten anderer alter Schriftsteller geben dem Labyrinth ein weit höheres Alterthum. Es scheint ein Werk desselben Königs Moeris, der den großen See graben ließ, welcher seinen Namen führte, und gehört gewiß keiner spätern Zeit an als der der beginnenden achtzehnten Dynastie.

Aber weder dieser Irrthum Herodots, noch der Umstand, daß sich in den Manethonischen Königsreihen gar keine Erwähnung der Dodekarchie findet, können berechtigen, sie ganz zu verwerfen [2]); wol aber geht aus dem Berichte jenes Geschichtschreibers von der Wiederherstellung der Einherrschaft hervor, daß die Geschichte der Zwölf noch auf sagenhaftem Boden steht. Es war ihnen, erzählt er, gleich im Anfange ihrer Regierung ein Göttersprüch geworden: dem unter ihnen, der einmal im Hephästostempel aus einer ehernen Schale den Opferguß verrichten würde, sei die Herrschaft über das ganze Land beschieden. Einst nun hatte der Oberpriester statt zwölf goldner Schalen nur elf herbeigebracht; da nahm der letzte der Zwölf, Psammitichus aus Sais, statt der Schale seinen ehernen Helm, und opferte. Die Elf erschraken wegen des Göttersprüchs, und um seine Erfüllung zu verhindern, verbannten sie den Psammitich in die Sumpfgegenden. Jetzt voll von Begierde, sich zu rächen, beschickte der Vertriebene ein im großen Rufe stehen-

1) Lepsius a. a. O. S. 208.

2) Vgl. Böckh a. a. O. S. 332.

des Orakel zu Buto, und erhielt die Antwort: es würde ihm Rache werden vom Meere her durch die Erscheinung eherner Männer. Dies schien ihm unglaublich, aber nach kurzer Zeit zwang die Noth ionische und karische Seeräuber an der ägyptischen Küste zu landen, und an ihren ehernen Rüstungen erkannte Psammitich die Bedeutung und die Erfüllung des Orakels. Durch große Versprechungen bewog er sie, auf seine Seite zu treten, und mit ihrem und seiner ägyptischen Anhänger Beistand stürzte er seine früheren Mitkönige und ward Alleinherr.

Bedeutung der Orakel im Sinn der geschichtlichen Ueberlieferung.

In den Zeiten, wo der Glaube an die Voraussicht der Götter und ihre in große Wendungen des Schicksals sichtbar eingreifende Macht noch feststand, knüpfte die Sage diesen Glauben an die Einflechtung von Orakelsprüchen, die, oft in Räthseln ertheilt, erst bei der Erfüllung verstanden werden, dadurch die waltende Göttermacht desto geheimnißreicher erscheinen lassen, und der Erzählung die anziehendste Spannung geben. Besonders liebt es Herodot, Sagen dieser Art einzuflechten, und die Rechtfertigung der Göttersprüche durch den Ausgang hervorzuheben. Es ist die Nothwendigkeit, welche als tiefen Grund des scheinbar Zufälligen zu suchen, der Denkende immer getrieben wird, in dem Vorherwissen der Götter sichtbar und anschaulich gemacht. Entkleidet von der sagenhaften Zuthat, ist das Historische in der eben mitgetheilten Erzählung unschwer zu erkennen. Die Elf ahnen in der Strebsamkeit und dem Ehrgeiz des Psammitichus Gefahr; ihr zu entgehen, verbannen sie ihn an die Meeresküste, doch grade hier findet er Gelegenheit, sein Ziel zu erreichen, da er sich mit griechischen Söldnern in Verbindung setzen kann.

Veränderte Verhältnisse des Königthums.

Indem nun aber das Königthum des sonst durch die feste Geschlossenheit seiner Einrichtungen ganz auf sich ruhenden Aegyptens sich auf ein fremdes Element stützt, beginnt eine neue Periode seiner Geschichte, eine Zeit, in der es noch einmal nicht ohne Glanz und Ruhm dasteht, die aber von keiner langen Dauer seyn können, da die

ägyptische Nationalität, mit jenen alten Formen auf das innigste verschmolzen, die Biegsamkeit nicht hatte, aus der Einwirkung fremder Bestandtheile eine innere Umwandlung und Wiedergeburt hervorgehen zu lassen. Psammitich freilich hatte es ganz auf eine Erfrischung des Aegyptischen durch griechische Civilisation abgesehen. Er gab den Ioniern und Kariern, die ihm beigestanden, Ländereien an einer der Nilmündungen zu fester Ansiedelung, und ließ durch sie ägyptische Knaben in der griechischen Sprache unterrichten und in griechischer Weise erziehen. Verbindung und Verkehr mit dem Auslande sollten des Reiches Kräfte heben, daher wurden den Fremden die ihnen sonst verschlossen gewesenen Häfen geöffnet, der Handel durch das ganze Land ihnen erlaubt. Ein großer Theil der Kriegerkaste verließ unter dieser Regierung das Reich, suchte und erhielt Aufnahme in Aethiopien. Höchst wahrscheinlich war Verdruß über die Bevorzugung der fremden Krieger der Hauptanlaß zu dieser Trennung von Heimath und Familie. Und gewiß theilten viele Zurückbleibende den Mißmuth der Auswanderer. Aber Psammitich ließ sich dadurch nicht bewegen, von dem betretenen Wege abzugehen, und seine Nachfolger, die seine Pläne verfolgten, stützten sich wie er auf die fremden Söldner, die ihre Leibwache und den Kern ihrer Heere bildeten. Sonst aber entsagten diese Könige darum den ägyptischen Lebenseinrichtungen keinesweges. Sie waren eifrige Verehrer der Landesgötter; wir sehen sie fortbauen an unvollendeten Tempeln derselben ganz in der alten Art.

Psammitichus, 670–616 v. Chr. [1]

Nechao, 616–600 v. Chr.

Des Psammitich Sohn und Nachfolger war Nechao, oder, wie Herodot ihn nennt, Nekos, dessen schon in der phönicischen Geschichte wegen der auf seine Veranlassung unternommenen Umschiffung von Africa gedacht ist, wie in der israelitischen wegen des über den König Josia von Juda davongetragenen Sieges, und der gegen den babylo-

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXI.

nischen Nebucadnezar erlittenen Niederlage. Diese Kriegsbegebenheiten hatten Statt, als Nechao den Plan, zu dessen Ausführung sein Vater einen kleinen Anfang gemacht hatte, weiter verfolgte, nämlich Syrien der ägyptischen Botmäßigkeit zu unterwerfen. Es war nicht bloß die hohe Blüthe der phönicischen Städte, ihre Schifffahrt, ihr Handel, ihre Schätze, die zu einem solchen Unternehmen lockten, sondern auch die Einsicht in den von der Natur gesetzten Zusammenhang zwischen beiden Ländern, vermöge dessen das eine die Schutzwehr des andern ist, das eine das andere, je nachdem sie unter verbündeter oder entzweiter Herrschaft stehen, gegen feindliche Ueberfälle deckt, oder sie ihnen preis giebt. Daß diese Könige nicht die ersten waren, welche Syrien dem ägyptischen Reiche einverleiben wollten, wissen wir aus der Geschichte des Ramses-Sesostris, die letzten waren sie so wenig, daß eine wichtige politische Frage der neuesten Zeit sich um dieses Verhältniß gedreht hat. Und von den räumlich entgegengesetzten, aber von denselben Antrieben ausgehenden Bestrebungen, von Asien aus Aegypten zu unterwerfen, ist die Weltgeschichte nicht minder erfüllt. Die Abhängigkeit, in die Nechao das Reich Juda versetzte, wäre ein guter Anfang zur Ausführung der großen Absicht gewesen, aber dem kriegerischen Schwunge von dem damals die Babylonier ergriffen waren, war er nicht gewachsen, und es scheint, daß das ägyptische Land selbst nur mit Mühe gegen Nebukadnezar vertheidigt wurde. Es wollte übrigens Nechao durch Gründung einer bedeutenden Seemacht die Ausführung seiner Pläne unterstützen; er wußte, daß er ohne eine solche eroberte Küstenländer nicht behaupten, mit ihr Aegypten zum Mittelpunkt des einträglichsten Handelsverkehrs würde machen können. Er ließ daher sowol auf dem mittelländischen als auf dem rothen Meere Flotten bauen. Daß er damals nicht in feindlichen Verhältnissen zu den Phöniciern stand, beweis't jene durch sie veranstaltete Umsegelung Africas, eine Unternehmung, die wol auch auf Handelszwecke deutet. Und in keiner

Pläne auf Syrien.

Seeunternehmungen.

andern Absicht kann er auf den Gedanken gekommen seyn, beide Meere durch einen Canal, der vom rothen aus nach dem Nil gehen sollte, in Verbindung zu setzen. Nach Herodots Erzählung ließ er diese Arbeit anfangen, gab sie aber vor ihrer Vollendung auf, weil 120,000 Menschen dabei ihr Leben eingebüßt hatten, und ein Göttersspruch ihm verkündete, daß er für einen Barbaren arbeitete. — Später, unter der persischen Herrschaft, wurde das Werk wieder aufgenommen, und unter der macedonischen ganz vollendet [1]). Der Canal ging aus dem Nil etwas oberhalb der Stadt Bubastis nach Arsinoë (in der Nähe des heutigen Suez) am arabischen Busen. Aber es war sehr schwer, ihn schiffbar zu erhalten, wegen des von jedem Winde aufgeregten lockern Sandes, welcher die Wüste von Suez damals bedeckte, nun aber verweht ist [2]). Von Zeit zu Zeit ließ man den Canal wieder ausräumen, seit länger als tausend Jahren ist er verfallen.

Die Herrschaft blieb im Hause des Psammitich bis auf seinen Urenkel Apries, den vierten König in dieser Reihe. Die Pläne seiner Ahnen verfolgend bekriegte Apries die Phönicier mit Glück, auf einem Zuge gegen die Cyre-

Apries durch Amasis gestürzt. 569 v. Chr.

näer aber erlitt er eine Niederlage, die seinen Sturz herbeiführte. Denn unmuthig über den erlittenen Verlust, empörten sich die ägyptischen Krieger gegen den König, dessen Stamm ihr volles Zutrauen nie gewonnen hatte, erhoben den Amasis, der abgeschickt worden war, sie zu begütigen, zum Herrscher, und griffen unter dessen Anführung den Apries an, der, da ihm nur die tapfern, jenen aber an Zahl weit nachstehenden ionischen und karischen Söldner treu geblieben waren, das Treffen und die Freiheit verlor, und bald durch das aufgebrachte Volk das Leben. Amasis, von niedrer Geburt, hatte früher einen unwürdigen Wandel geführt (es kommt hier wieder der merkwürdige Zug

1) Diodor I, 33. Strabo XVII. p. 804 C. D.
2) Ritter, Erdkunde Th. I. S. 856.

vor, daß er der Dieberei sehr ergeben gewesen, und deswegen mehrfach bestraft worden sei); auch auf dem Throne blieb er noch schwelgerisch, leichtfertig und spottsüchtig. Aber er regierte doch mit vieler Klugheit; die Verbindung mit den Griechen brach er, obschon er ein ihnen befreundetes Geschlecht gestürzt, nicht ab, gewährte ihnen vielmehr fortdauernd große Begünstigungen. Aegypten stand unter ihm in einer Blüthe, wie es sich keiner wieder unter Königen seines eigenen Stammes erfreute; gleich nach dem Tode 526
des Amasis wurde es von den Persern erobert und ihnen v. Chr.
unterthan.

Elftes Capitel.

Die Gründung und Machthöhe des persischen Reiches.

Die Landschaft Persis und ihre Bewohner.

Die iranische Landschaft Persis, heut zu Tage Farsistan, ist das ursprüngliche Vaterland des Perservolkes, welches vermöge des großen Glanzes, den seine Herrschaft verbreitete, einen berühmtern Namen erlangt hat als alle übrige Iranier, seine Bruderstämme. Persis ist von dreifacher Beschaffenheit; der zunächst am Meerbusen gleiches Namens gelegene südlichste Landstrich und der nördlichste sind, jener wegen zu großer Hitze und Dürre, dieser wegen zu hoher Lage und zu starker Kälte, zum Anbau wenig geeignet und unfruchtbar; wogegen das zwischen beiden befindliche, von Thalgründen durchschnittene Bergland sich eines sehr glücklichen Klimas erfreut, und gepriesen ist wegen seiner Gesundheit und Fruchtbarkeit. Die Bewohner waren in früheren Zeiten ein in einfachen Verhältnissen lebendes, abgehärtetes, kriegerisches, unverdorbenes Volk. Bis zum zwanzigsten Jahre, sagt Herodot, hielten die Perser ihre Söhne zu drei Dingen an: zum Reiten, zum Bogenschießen, und die Wahrheit zu reden. Denn nichts galt ihnen für schändlicher als das Lügen. Derselbe Schriftsteller zählt ihre verschiedenen Stämme auf, er unterscheidet nomadische, feldbauende, und solche, denen die übrigen unterthan waren, ohne Zweifel adelige Kriegerstämme. Von diesen, sagt er,

waren wiederum die vornehmsten die Pasargaden, zu welchen das Geschlecht der Achämeniden gehörte, das den Persern die Könige gab.

Denn von diesem Geschlechte stammte Kyros [1]) oder (nach lateinischer Schreibart) Cyrus, welcher die Perser an der Stelle der Meder zum herrschenden Volke unter den iranischen Stämmen machte, und sein Reich dann weit über Irans Grenzen hinaus bis zum mittelländischen und ägäischen Meere erweiterte. Aber die Art, wie er zum Herrn der Meder wurde, ist sehr verschieden berichtet. Herodots Erzählung ist der Hauptsache nach folgende. Astyages, der König von Medien (oben S. 147), hatte keine männliche Nachkommenschaft, sondern nur eine Tochter Mandane. Diese gab er, durch die Deutung eines Traumgesichts geschreckt, keinem Meder zum Weibe, sondern einem vornehmen Perser Namens Kambyses. Mandane ward schwanger, und Astyages hatte ein zweites Nachtgesicht, woraus die Magier, bestimmter als aus dem ersten prophezeiten, daß der Sprößling seiner Tochter König werden würde an seiner Statt. Diesem Schicksale zu entgehen, befahl er, als Mandane den Cyrus geboren hatte, dem Harpagus, seinem Verwandten und Vertrautesten, das Knäblein zu tödten. Harpagus wollte nicht selbst der Henker seyn, sondern übergab es einem Rinderhirten, daß er es in der Wüste aussetze und umkommen lasse. Dies verhinderte jedoch die mitleidige Frau des Hirten, sie überredete ihren

Abweichende Nachrichten über Cyrus.

Die Jugendgeschichte nach Herodot.

---

1) Die Eigennamen des Alterthums sind uns in der Sprache des Volkes, von dem die auf uns gekommene Ueberlieferung zunächst stammt, des römischen, am geläufigsten. Die einheimischen Formen klingen uns um so fremdartiger, je ferner uns die Sprachen stehen; die ursprüngliche Gestalt solcher Eigennamen, besonders orientalischer, ist zuweilen gar nicht bekannt. Den wahren altpersischen Namen des Cyrus hat erst eben aus einer persepolitanischen Inschrift Lassen (Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. Bd. VI. Heft I. S. 153) ermittelt. Er lautet Qurus, daraus haben die Griechen Kyros, die Hebräer Koresch gemacht.

Mann, ein todtgebornes Kind, mit dem sie eben niedergekommen war, für den Cyrus, der umgekommen sei, auszugeben, und diesen an dessen Stelle als ihren Sohn aufzuziehen. So wuchs Cyrus bis in sein zehntes Jahr unter den Hirten auf. Da geschah es, daß er in einem Knabenspiele, wo er von den Uebrigen zum König gesetzt war, den Sohn eines Edeln mit Geißelhieben derb züchtigte, und deßwegen vor den König gestellt ward. Das Edle und Furchtlose in des Knaben Benehmen und die Aehnlichkeit, die er in den Zügen entdeckte, ließen den Astyages die Wahrheit ahnen; der herbeigerufene Rinderhirt, als ihm mit der Folter gedroht ward, bekannte sie, und auch Harpagus läugnete nicht. Jenen entließ der König, diesem aber zürnte er so, daß er eine Rache der unmenschlichsten Art an ihm nahm. Er lud ihn zum Mahle, ließ ihm das Fleisch seines eignen Sohnes vorsetzen, den er hatte schlachten lassen, und als der unglückliche Vater sich, unwissend woran, gesättigt, ihm Kopf, Hände und Füße des Erwürgten darreichen. Harpagus bewältigte sich; was der König thue, sagte er, sei wohlgethan; in seinem Herzen aber sann er darauf, dem Astyages mit nichts geringerem als mit dem Verluste der Herrschaft zu vergelten Indeß sandte dieser, da die Magier ihm erklärten, durch das Königsspiel sei der Traum in Erfüllung gegangen, den Cyrus zu seinen Eltern nach Persis, wo ihn seine großen Gaben vor Allen auszeichneten und beliebt machten, während Astyages in Medien wegen seiner Strenge äußerst verhaßt war. Auf diese Gesinnung baute Harpagus. Er trat heimlich mit den medischen Großen in Verbindung, und gewann sie für den Plan, den Astyages vom Thron zu stürzen, und an seine Stelle den Cyrus zu setzen. Als er diesem so den Weg bereitet, ermunterte er ihn in einem Briefe — den er, um die Späher zu täuschen, in den Bauch eines Hasen gelegt — mit seinen Persern vom Mederkönige abzufallen, und dessen Herrschaft für sich zu nehmen. Genug für den mächtig emporstrebenden Geist des Cyrus, sogleich die Hand ans

Werk zu legen. Seine Perser für das Wagniß zu stimmen, zeigte er ihnen wie in einem Bilde, um was es sich handle, und welch einen Gewinn ihnen das Gelingen verheiße. Er versammelte sie, und gab ihnen das mühselige Tagewerk auf, ein großes Dornengefilde urbar zu machen. Am folgenden Tage bewirthete er sie mit Wein und trefflichen Speisen, und am Ende des Schmauses fragte er sie, ob sie diesem Leben oder dem des vorigen Tages den Vorzug gäben. Und da sie nun Alle für den Freudentag stimmten, sagte er: so steht es mit euch, ihr persischen Männer; wenn ihr mir folgen wollt, und das medische Joch abschütteln, werden euch immer Genüsse wie die heutigen und viele andere der mannigfachsten Art zu Theil werden; wenn aber nicht, so werdet ihr stets zahllose Beschwerden haben, den gestrigen gleich. — Die Perser, der lästigen medischen Herrschaft längst müde, folgten ihm gern in den Streit. Astyages aber war so verblendet, daß er dem Heere, welches er ihnen entgegensandte, den Harpagus vorsetzte. Desto leichter ward dessen Anschlag vollführt; ein Theil der Meder ging zum Cyrus über, die meisten ergriffen die Flucht. Astyages bewaffnete nun zwar ein zweites Heer, aber auch dies ward von Cyrus geschlagen, und der König, der es selbst anführte, gefangen. Höhnend erinnerte ihn jetzt Harpagus an das Gastmahl, das ihm alles dieses Unglück zu Wege gebracht, denn er sei es gewesen, der dem Cyrus den Gedanken des Aufstandes eingegeben. Da schalt ihn Astyages den einfältigsten und ungerechtesten aller Menschen, den einfältigsten, weil er, da er den Aufruhr angezettelt, sich nicht selbst zum König gemacht, und den ungerechtesten, weil er seiner persönlichen Rache wegen seine eigenen Stammgenossen zu Knechten gemacht. — Vom Cyrus erfuhr Astyages weiter nichts Uebles; er behielt ihn in Ehren bei sich bis an sein Ende.

So kam nach Herodot die Herrschaft von den Medern an die Perser und an Cyrus. Ganz anders lautet der Bericht des spätern Xenophon in seiner Cyropädie, einem *Die Berichte des Xenophon,*

Werke, worin er Leben, Thaten und Regentenweisheit des Cyrus beschreibt. Hier verläuft des Helden Jugend bei seinen Eltern in Persis ohne besondere Gefahren und Rettungen, er steht mit seinem Großvater Astyages auf dem besten Fuße, und empört sich nicht gegen ihn. Es folgt im medischen Reiche bei dessen Tode sein Sohn Kyaxares II. Diesem steht der Neffe Cyrus zur Seite; er führt seine Kriege, erhält die Tochter zur Gemahlinn, und folgt, da Kyaxares stirbt und keine Söhne hinterläßt, dem Oheim und Schwiegervater in Medien in rechtmäßiger und gesetzlicher Weise. — Wiederum anders hatte Ktesias die Begebenheit erzählt. Nach ihm war Cyrus gar kein Verwandter des Astyages, er überwand ihn im Kriege, und nahm ihn in seiner Hauptstadt gefangen, befreite ihn jedoch bald wieder, ehrte ihn wie einen Vater, setzte ihn zum Statthalter über das Volk der Barkanier, und heirathete seine Tochter Amytis. Später, da Tochter und Schwiegersohn sich sehnen, ihn wiederzusehen, wird er auf dessen Befehl abgeholt, um nach Persis gebracht zu werden, aber der Eunuch, der ihn geleitet, läßt ihn in der Wüste zurück, wo er verschmachtet.

und des Ktesias.

Verhältniß der verschiedenen Ueberlieferungen.

Die Cyropädie erweis't sich auf den ersten Blick nicht als ein geschichtliches Werk sondern als einen historisch-politischen Roman. Xenophon will in Cyrus das Musterbild eines Herrschers zeichnen, der, groß als Feldherr und aus Ruhmliebe Eroberer, im Frieden durch die klügsten Einrichtungen seine Herrschaft befestigt, und durch Gerechtigkeit und Milde der Vater aller seiner Unterthanen wird. Es kann sich nur fragen, ob die Grundlage, die der Verfasser seinen Schilderungen gegeben, namentlich das durchaus friedliche Verhältniß des Cyrus zu den medischen Herrschern, den Vorzug verdiene vor der beiden anderen Erzähler Darstellung, welche den Herrscherwechsel in Iran aus Krieg und Eroberung hervorgehen läßt. Einen solchen Vorzug kann man dem Bericht des Xenophon durchaus nicht einräumen; es ist sogar wahrscheinlicher, daß er die

Verhältnisse, so wie er sie nach seinen Absichten am bequemsten ausbilden konnte, aus seinem Kopfe genommen, als daß er irgend einer in Umlauf gewesenen Sage gefolgt sei [1]). Denn solcher Sagen gab es allerdings sehr verschiedene. Herodot sagt, daß er außer der von ihm vorgetragenen Geschichte noch drei andere Erzählungsweisen über Cyrus kenne. Er hat diejenige gewählt, in der ihm die wenigsten Uebertreibungen vorzukommen schienen. Aber seine höchst anmuthige und liebliche Jugendgeschichte des Helden verräth auch ihren Sagencharakter deutlich genug. Oefters kommt es vor, daß die Volksmeinung sich große und glückliche Helden, besonders Staatenstifter, als unter einem besondern göttlichen Schutze stehend vorstellt; dieser zeigt sich denn schon in wunderbaren Rettungen aus großen Gefahren, die ihnen gleich bei der Geburt drohen. Es scheint aber auch die Abstammung des Cyrus von einer Tochter des Astyages ersonnen und zwar von Medern, um ihr Volk zu trösten über den Verlust der Oberherrschaft durch die Vorstellung, daß die neue Dynastie doch aus dem Blute der alten entsprungen sei, und daher dies Vorgeben schnell Glauben gefunden zu haben, wie ähnliche Tröstungen, denen man sich gern hingiebt, auch sonst vorkommen [2]). Daher dürfte über diesen Punkt die Erzählung des Ktesias, die wir übrigens nur in einem dürftigen Auszuge kennen, den meisten Glauben verdienen, obschon er sonst über Cyrus mährchenhafte Dinge berichtet. Diese Abweichungen und Uebertreibungen stammen aus der Natur des Gegenstandes. Nirgends wird die Phantasie so zu Ausschmückungen hingerissen wie bei den Thaten und Schicksalen großer Fürsten, zumal unter den Orientalen, und wo die gewisse Geschichte von der Volksüberlieferung noch nicht scharf geschieden ist, behalten sie eine gewisse Geltung. So erken-

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXII.

2) Dahlmann, Herodot, in den Forschungen Bd. II. Abth. I. S. 142.

nen wir von allen Seiten den sagenhaften Charakter der Berichte von dem Umsturze des medischen Reiches, und auch dadurch verräth er sich, daß sich in ihnen Alles um wunderbare Schicksale einzelner Personen dreht, von allgemeinen Verhältnissen sehr wenig abhängt. Das Beziehungsreichste in der mitgetheilten Herodotischen Sage ist wol die Erzählung von den beiden Tagen, dem der Arbeit und dem der Freude; sie zeigt uns, daß Cyrus kein wirkungsreicheres Mittel kannte, die Perser zum angestrengten Kampfe um Selbständigkeit und Herrschaft zu begeistern, als wenn er sie auf die Genüsse hinwies, die ihnen durch die Bezwingung ihrer reicheren Nachbaren zu Theil werden würden [1]). Uebrigens hat es große Wahrscheinlichkeit, daß Ktesias persischen Ueberlieferungen folgt, Herodot medischen [2]). Das letztere zeigt sich nicht nur in jener verwandtschaftlichen Anknüpfung der Achämeniden an den Astyages, sondern auch in dem Gewicht, welches auf die Rache und die List des Harpagus gelegt wird. Denn auch darin findet bis auf den heutigen Tag verletzter Nationalstolz Beruhigung, daß die Fremden nicht gesiegt haben würden ohne Verrätherei der Einheimischen.

Sturz der medischen Monarchie. Anfang des Cyrus. 559 v. Chr.

Sonach bleibt an der historischen Zuverlässigkeit des Punktes, über welchen beide Ueberlieferungen, die medische und die persische, übereinstimmen, kein gegründeter Zweifel übrig: daß nämlich Astyages nach einer fünfunddreißigjährigen Regierung durch einen schnell entschiedenen Krieg seine und seines Volkes Herrschaft an Cyrus und die Perser verlor. Die Meder hatten indeß einen viel wesentlichern Grund des Trostes über diesen Verlust als den Glauben an Verrath und an die Verwandtschaft der königlichen Häuser. Sie wurden nicht genöthigt, ihre Gesetze und Einrichtungen gegen die des siegenden Volkes zu vertauschen;

---

1) Lassen, in der Ersch-Gruberschen Encykl. Sect. III. Thl. XVII. S. 441.

2) Blum, Herodot und Ktesias S. 210 fg.

vielmehr konnte es, da die Sieger keine Barbaren waren, und herrschen aber nicht zerstören wollten, gar nicht anders kommen, als daß Königthum, Hofleben, Regierungsweise, Verhältniß der Stände, im Wesentlichen die Gestalt behielten, die sie bei dem gebildeten Volke hatten. Das Reich wird daher eben so oft das medische als das persische genannt, nicht mit Unrecht, da die Perser in einen schon fertigen Zustand eintraten, und ihn fortsetzten. Von der Religion ist es jedoch schwerlich gegründet, daß sie sie damals erst von den Medern angenommen hätten, wie Manche behauptet haben, sondern viel wahrscheinlicher, daß sie sich längst wie Meder, Baktrer und andere Iranier zur Lehre Zoroasters bekannten. In die Lebensweise der Meder fügten sie sich um so leichter, da sie, wie Herodot bemerkt, mehr als andere Völker geneigt waren, sich fremde Sitten anzueignen. Sie hatten auch später, als ihre Herrschaft schon weit ausgebreitet war, Lust, ihr kleines, rauhes Land zu verlassen, und sich ein besseres zu suchen, wie es nach ihrem Ausdrucke dem herrschenden Volke zieme. Aber Cyrus, vor dem sie mit diesem Verlangen erschienen, sagte ihnen, das könnten sie allerdings thun, dann sollten sie sich aber gleich vorbereiten, aus Herren Beherrschte zu werden, denn ein üppiges Land mache auch seine Männer üppig und unkriegerisch. Diese Warnung that ihre Wirkung, sie standen von ihrem Vorsatze ab, ohne sich jedoch darum für die Dauer die Tapferkeit und Kriegslust zu bewahren, vermöge deren sie jetzt, in dem Schwunge, den ihnen die Erhebung gegeben, die Werkzeuge der weiteren Unternehmungen des Cyrus wurden. Diese waren theils gegen die iranischen Stämme, die ihn nach dem Falle des Astyages noch nicht anerkannten, und gegen Barbaren im Norden und Osten gerichtet, theils gegen die Länder und Völker im Westen der großen Zwillingsströme. Die letzteren Eroberungen des Cyrus sind die bei weitem wichtigeren und folgereicheren; sie verleibten seiner Monarchie das lydische und das babylonische Reich ein.

Weitere Eroberungen.

Die kleinasiatische Halbinsel.

Das erstere erstreckte sich über den größten Theil Kleinasiens. Diese an Größe Deutschland ziemlich gleichkommende Halbinsel enthält im Innern eine weite, baumlose, für Ziegen- und Schafzucht trefflich geeignete, von Randgebirgen umkränzte Hochebne; den Südrand bildet die Bergkette des Taurus; wie diese zum mittelländischen Meere, senkt sich das Gebirge im Westen zum ägäischen, im Norden zum schwarzen Meere. In dem schönen gemäßigten Klima, der reichen Bewaldung und der hohen Fruchtbarkeit der Abfallsländer und Thäler, hat die Natur dem Lande Quellen großen Segens gegeben; seine höchst vortheilhafte Lage, die es zur großen Brücke von Asien nach Europa macht, die trefflichen Häfen, mit denen seine Küsten reich besetzt sind, scheinen es zu einem ausgebreiteten Handelsverkehr einzuladen. Dennoch hat Kleinasien in der Geschichte nie eine diesen Vorzügen angemessene Rolle gespielt; es ist weit mehr der Schauplatz einer dahin verpflanzten fremden Culturentwickelung als einer aus ihm selbst hervorgegangenen gewesen, und seit dem Sturze der lydischen Herrschaft war es fast immer der abhängige Bestandtheil entweder eines asiatischen oder eines europäischen Reiches. Ein Hauptgrund dieser Erscheinung ist die große Mannigfaltigkeit seiner Völker, die von der verschiedensten Abkunft waren. Im Osten waren Stämme, die zur semitischen Völkerfamilie gehörten, ein Theil der Westküste war, noch ehe die Griechen hier zahlreiche Pflanzstädte gründeten, von einem Zweige des griechischen Urvolkes bewohnt; von den meisten kleinasiatischen Völkern aber ist die Abkunft unbekannt; es scheinen hier zum Theil Sprachen geredet worden zu seyn, die mit keiner uns bekannten verwandt waren. Eine eigenthümliche Cultur scheinen Phrygier und Lydier gehabt zu haben; ihre frühe Berührung mit Griechen wird durch das Hineinspielen ihrer fabelhaften Urgeschichte und ihrer Göttergestalten in griechische Mythen bezeugt.

Nach zwei früheren Königsgeschlechtern, die über Lydien geherrscht, wurde Gyges der Mermnade Stifter eines

dritten, welches Eroberungen anfing, und der letzte dieses Stammes, der wegen seiner Reichthümer sprichwörtlich gewordene Krösus, machte alle griechische Pflanzstädte an der Küste Kleinasiens zinspflichtig, und dehnte im Osten seine Herrschaft bis an den Halys aus. Auch in seine Geschichte sind, wie in die des Cyrus, Sagen eingeflochten, bei denen Herodot gern verweilt, weil sie ihm Beweise liefern für seine Grundanschauung der menschlichen Verhängnisse, daß diese nämlich allein durch einen unwandelbaren Rathschluß der Gottheit geordnet seien, welche Unrecht und Uebermuth strafe, aber auch aus einem gewissen Neide, aus Eifersucht auf ihre höhere Macht, das zu hervorragende Glück der Sterblichen mit ihrem Hasse verfolge und es demüthige oder vernichte. Orakelsprüche deuten hin auf einen solchen Glückswechsel, aber in so zweideutigen Aussprüchen, daß sie mehr die Voraussicht der Götter bezeugen, als den Menschen den Abgrund, an dem sie stehen, enthüllen. Die Lehre, welche der Geschichtschreiber daraus ziehen will, scheint die, daß die Warnung vor verderblicher Zuversicht aus des Menschen eigner Brust stammen muß und aus großen Lebenserfahrungen. In diesem Sinne erzählt er, wie Krösus, als er in aller seiner Pracht und Herrlichkeit zu Sardes thronte, von allen damals lebenden weisen Männern Griechenlands besucht ward, unter ihnen auch von dem berühmten Solon, aus dessen Munde den Preis seines hohen Glückes zu vernehmen, den König besonders gelüstete. Aber auf seine Frage, wen er für den glücklichsten aller Menschen halte, nannte Solon den Athener Tellus, dem nach einem glücklichen Leben ein herrliches Ende zu Theil geworden, und weiter befragt setzte er in die zweite Stelle zwei Jünglinge, Kleobis und Biton, Söhne einer Priesterinn der Hera zu Argos, die einst, da ihre Mutter in den Tempel gefahren werden mußte, sich statt der ausbleibenden Stiere selbst vor den Wagen spannten, und hierauf, da die Mutter von der Göttinn zum

Das lydische Reich. Die Dynastie der Mermnaden, seit 716 v. Chr.

Herodots Ansichten von den Gründen des Glückswechsels.

Krösus. Angeblicher Besuch des Solon bei ihm.

Lohne für ihre Kinder erflehte, was den Menschen das Beste sei, im Tempel entschliefen und nicht wieder erwachten. Da verhehlte Krösus seinen Unwillen nicht, daß Solon sein Glück nicht einmal dem bloßer Bürger gleich achte, worauf dieser erwiederte, er könne Niemand vor seinem Ende glücklich nennen, denn die Gottheit habe Vielen das Glück wol gezeigt, sie dann aber zu Grunde gerichtet. — Und wie Solon fort war, fing Krösus auch an die Wandelbarkeit des Glückes zu erfahren. Er hatte zwei Söhne, der eine war taubstumm [1]), der andere, Atys genannt, ausgezeichnet vor allen seinen Gespielen. Von diesem hatte Krösus einen Traum, daß ihm ein eiserner Speer den Tod bringen würde. Ihn davor zu hüten, ließ der besorgte Vater Waffen aller Art aus seiner Nähe bringen, erlaubte ihm aber doch einst, auf sein dringendes Bitten, an der Jagd gegen einen gewaltigen Eber Theil zu nehmen, der ja, wie der Jüngling sagte, kein eisernes Geschoß habe. Aber ein solches flog auf ihn aus der Hand eines Genossen, der nach dem Thiere zielte, und traf ihn zum Tode.

Vertrauen des Krösus auf Orakelsprüche.

Dies Unglück versenkte den Krösus in tiefe Trauer, bis nach zwei Jahren sein Sinn auf die wachsende Macht des Cyrus gelenkt ward, und er auf Mittel sann, ihr zu begegnen, ehe sie unwiderstehlich würde, und zugleich den Astyages, der sein Schwager war, an Cyrus zu rächen. Ein so wichtiges Unternehmen wollte er aber ohne Göttersprüche nicht beginnen, und um die Wahrhaftigkeit derselben zu prüfen, sandte er zu verschiedenen griechischen Orakeln Boten, welche an einem und demselben Tage fragen mußten, womit der König eben beschäftigt sei. Unter den eingegangnen Antworten genügten dem Krösus zwei, die des Amphiaraus und besonders die des Delphischen Apoll. Zu diesem Gott faßte er das größte Vertrauen; sich ihn geneigt zu machen, ließ er ihm Opfer in großer Menge schlach-

1) Nach Schweighäusers Erklärung zu Herodot I, 38.

ten, und sandte Weihgeschenke von hohem Werthe nach Delphi, welches auch schon sein Ahnherr Gyges mit reichen Gaben bedacht hatte. Dann ließ er beide nach seiner Meinung hinreichend erprobte Orakel fragen, ob er den Krieg gegen die Perser getrost beginnen könne, und erhielt die übereinstimmende Antwort, daß er, wenn er wider die Perser zöge, eine große Herrschaft vernichten würde. Diesen Spruch deutete er ganz zu seinen Gunsten, und sandte zu einer dritten Erkundung nach Delphi, ob seine eigene Herrschaft lange bestehen würde, worauf erwiedert ward: nur wenn über die Meder einst ein Maulthier herrschen würde, solle er sich zur Flucht wenden. Hierüber freute er sich am meisten, da der Gott seinen Fall an ein, wie er meinte, unmögliches Ereigniß geknüpft habe. Schon hatte er Bündnisse mit Aegypten und Babylon geschlossen, jetzt vermochte er auch die Spartaner einen Bund mit ihm einzugehen, da ihm das Orakel den Rath gegeben hatte, sich um die Freundschaft der mächtigsten Hellenen zu bewerben. Und nun führte er sein Heer über den Halys, den Grenzfluß, der sein Reich vom medischen schied.

In allem diesem ist der Charakter der Sage nicht zu verkennen; selbst ein Umstand, der ganz geschichtlich scheint, der Besuch des Solon beim Krösus, ist höchst zweifelhaft, da er mit der Zeitrechnung nicht stimmen will [1]). Zweierlei aber ist als der historische Kern dieser Herodotischen Erzählung zu betrachten, daß Krösus es war, der den Krieg durch seinen Angriff herbeiführte, obschon er wahrscheinlich dem kampflustigen Cyrus nur zuvorkam, und daß er den

1) M. s. Grauert, De Aesopo et fabulis Aesop. p. 49 sqq. wo gezeigt wird, daß Solon, der in der 55ten Olymp. starb, in der 58ten nach Sardes gekommen seyn müßte. Will man, wie Fischer, Griechische Zeittafeln zum J. 564, thut, Solon zum Krösus, als dieser noch Satrap war, kommen lassen, so paßt dies gar nicht zu Herodots Beschreibung. Mehr Nachweisungen hierüber und über andere Schwierigkeiten in der Chronologie des Krösus findet man in d. Real-Encykl. d. class. Alterthumsw. Bd. II. S. 765.

Angriff wagte im Vertrauen auf zweideutige Orakelsprüche. Verheerend drang er vor, Cyrus rückte ihm entgegen, es geschah eine Schlacht, die unentschieden blieb, Krösus hielt es aber für gerathen heim zu ziehen, seine Bundesgenossen aufzubieten, und im nächsten Frühling den Krieg zu erneuern. Aber der rasche, thätige Cyrus ließ ihm dazu keine Zeit; er erschien vor Sardes, ehe Krösus es ahndete. Dieser führte nun alle Truppen, die er zusammenbringen konnte, hinaus zum Streite, aber so tapfer die Lydier auch fochten, sie verloren das Treffen, und die Perser begannen sofort die Belagerung der Stadt. Am vierzehnten Tage wurde die Burg erstiegen an einer Stelle, die gar nicht bewacht war, weil man sie wegen ihrer Steilheit für unersteiglich hielt. So ward Sardes erobert und verwüstet, und Krösus gefangen. Der Sieger wollte ihn lebendig verbrennen lassen; schon auf dem bereits angezündeten Scheiterhaufen stehend habe Krösus, erzählt Herodot, den Namen Solons gerufen, da er des Weisen gedachte, dessen Ausspruch über die Wandelbarkeit des Glückes sich an ihm so bewährte; Cyrus habe zu wissen verlangt, wen er rufe, und als er es erfahren, und die Unbeständigkeit menschlicher Größe bedacht, habe er befohlen, den Krösus von dem Scheiterhaufen herunter zu nehmen. Auch habe er ihm erlaubt, Boten nach Delphi zu senden, um über die Trüglichkeit und Undankbarkeit des Gottes Klage zu führen. Darauf sei die Antwort gewesen: Krösus büße die Sünde seines Ahnherrn Gyges, der von der List eines Weibes verführt, seinen König erschlagen, und sich an dessen Stelle gesetzt hatte, und dem Geschicke habe der Gott nicht widerstreben können. Ueber seine Aussprüche beklage sich Krösus mit Unrecht; denn ob unter der großen Herrschaft, die zum Fall bestimmt gewesen, seine oder die des Cyrus zu verstehen gewesen, darüber hätte er zu forschen unterlassen, und das über die Meder herrschende Maulthier sei eben Cyrus, als von Eltern ungleicher Art, einer medischen Königstochter und einem Perser, der ein Unterthan gewesen, entsprossen. —

Sardes durch die Perser erobert. Ende des lydischen Reiches. 546 v. Chr.

Und dieser Bescheid habe den Krösus beruhigt, denn es habe ihm eingeleuchtet, daß das Unglück nicht durch des Gottes, sondern durch seine Schuld über ihn gekommen sei. Uebrigens beschränkte sich dieses Unglück auf den Verlust des Thrones, anderes Leid hatte er so wenig wie Astyages zu bejammern, Cyrus gab ihm eine ehrenvolle Stelle in seiner nächsten Umgebung, und er, der sich selbst nicht zu rathen gewußt, mußte in wichtigen Fällen seinem Sieger Rath ertheilen, der auch nicht selten befolgt ward. Unter diesen Rathschlägen war nach Herodots Bericht ein merkwürdiger, das Volk der Lydier selbst betreffender. Da diese nämlich, als Cyrus den Rücken gewandt hatte, eine Empörung versuchten, wollte der zürnende König sie sämmtlich in die Sklaverei verkaufen lassen. Sie vor diesem schrecklichen Loose zu bewahren, rieth Krösus, ihnen lieber die Waffen zu nehmen, und zu gebieten, daß ihre Knaben nur im Tonspiel und Gesang geübt werden dürften, und zur Kaufmannschaft erzogen werden müßten; so würden sie bald entnervt, und kein weiterer Aufstand von ihnen zu befürchten seyn. Dieser Vorschlag sey ausgeführt worden, und wirklich erscheinen die Lyder später als ein unkriegerisches, entartetes Volk. — Die Bezwingung der Griechen in den Pflanzstädten an der Küste und einiger benachbarten Völker überließ Cyrus seinen Feldherren. Harpagus vollendete sie.

Der König selbst wandte sich nach einiger Zeit gegen das babylonische Reich, welches büßen mußte, daß es nicht zur rechten Zeit mit Lydien vereint seine Kraft aufgeboten hatte gegen den Feind, der Alle bedrohte. Aber es ist schon oben bemerkt, daß die Babylonier seit Nebukadnezars Tagen schnell erschlafft waren. Nachdem Cyrus sie in offener Feldschlacht besiegt hatte, setzte ihn die Belagerung der Hauptstadt in große Verlegenheit. Bei der doppelten Schutzwehr ihrer festen Mauern und ihrer Gewässer glaubten die Eingeschlossenen ihm ohne Gefahr trotzen zu können, sie hatten sich im voraus auf mehrere Jahre mit Le-

Angriff auf das babylonische Reich.

bensmitteln versehen, und der Erfolg schien ihrer Zuversicht zu entsprechen. Endlich kam Cyrus nach Herodots Erzählung auf den Gedanken, durch einen Theil seines Heeres das Wasser des Euphrats in einen See ableiten zu lassen, ein Werk, weniger riesenhaft als es auf den ersten Blick erscheint, weil der See und Canäle, die ihn mit dem Flusse verbanden, schon durch die Nitokris angelegt waren (oben S. 156). Es bedurfte also wol nur eines tiefern Ausgrabens dieser Canäle, um den Euphrat für einige Zeit seicht zum Durchwaten zu machen. Sobald das Wasser so weit gefallen seyn würde, sollte nach dem Befehle des Königs das übrige Heer durch das Flußbett in die Stadt dringen. Alles ward glücklich vollführt, die Babylonier wurden bei der Feier eines Festes überrascht, und mit der Hauptstadt war das ganze Reich in die Gewalt der Perser gekommen. Die phönicischen Städte unterwarfen sich freiwillig, ohne Zweifel, weil sie lieber Tribut entrichten und Schiffe stellen wollten, als sich den Bedrängnissen und Gefahren schwerer Belagerungen aussetzen. Doch hat diese Unterwerfung wahrscheinlich erst unter dem Nachfolger des Cyrus Statt gefunden [1]).

Eroberung Babylons, 538 v. Chr.

Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft.

Ein Befreier wurde Cyrus für die zu Babylon in der Gefangenschaft schmachtenden Juden. Er ertheilte ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland, eine Handlung, zu der es schwerlich der Aufsuchung andrer Gründe bedarf, als daß es der Staatsklugheit angemessen war, ein Volk zu begünstigen, in dessen Herzen Haß gegen Babylon, das ihm Alles geraubt hatte, tief eingepflanzt seyn mußte, und es in eine Provinz des gestürzten Reiches zu senden, welche damals gewiß noch von keinem persischen Heere betreten wurde. Diejenigen Juden, die sich indeß mit ihrem Schicksale ausgesöhnt hatten, und ihre Lage in Babylon erträglich fanden, blieben zurück, viele Andere, in welchen die Sehnsucht nach dem Lande ihrer Väter

1) Dahlmann a. a. O. S. 151.

nicht erloschen war, folgten dem Rufe des mächtigen Herrschers, setzten sich besonders zu Jerusalem fest, und bevölkerten bald auch andere Städte des ehemaligen Königreichs Juda. Eine Hauptangelegenheit für sie mußte die Wiederherstellung des Nationalcultus und daher der Bau eines neuen Tempels seyn, doch hatte dies Unternehmen anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders durch die feindliche Gesinnung der Samariter. Diese wollten daran Theil nehmen, da sie aber als Götzendiener zurückgewiesen wurden, rächten sie sich durch Verläumdungen der Ankömmlinge am persischen Hofe, so daß mehrere male Verbote ergingen, den begonnenen Bau weiter zu führen.

Cyrus würde übrigens selbst nach Palästina gekommen seyn, wenn er sein Vorhaben, den zweiten Bundesgenossen des Krösus, Aegypten, zu züchtigen, ausgeführt hätte. Daran scheinen ihn aber Bewegungen an der Nordgrenze seines weiten Reiches gehindert zu haben. Denn wir sehen ihn sich gegen die dort hausenden Stämme wenden, die nur im Zaum zu halten waren, wenn man den Krieg in ihr Land trug. Schwerlich war es also bloßer Uebermuth, der ihn in diesen Kampf trieb, wie Herodot es darstellt, der doch selbst sagt, daß er Aegypten im Sinne gehabt, welches ihn in jeder Hinsicht mehr reizen mußte. Dort, im unwirthbaren Norden, war dem Helden das Ende seiner Thaten und seines Lebens bereitet. Nach Herodot waren es die Massageten, gegen die er umkam, ein den Scythen verwandtes und ihnen in der ganzen Lebensweise ähnliches Volk, dessen Wanderplätze wahrscheinlich in den heutigen Kirgisensteppen im Norden des Sir-Darja (dem Jaxartes [1]) der Alten) zu suchen sind. Es herrschte über

Krieg des Cyrus gegen nördliche Barbaren.

1) Daß Herodot, I, 202, den Jaxartes meint, und nur durch eine Namenverwechslung den in Armenien fließenden Araxes nennt, ist die Meinung der meisten Geographen und Ausleger. M. s. Ritter, Erdkunde 1te Ausg. Th. II. S. 658, Bähr zu der Stelle Herodots, und noch einige andere Nachweisungen bei Forbiger,

sie damals ein Weib, Tomyris genannt. Die Perser gingen über den Strom, und machten bei einem glücklich ausgeführten Ueberfall viele Gefangene, unter ihnen einen Sohn der Königinn, welche dem Cyrus eine Botschaft sandte: er möge ihm die Freiheit geben, wo nicht, wolle sie ihn, so unersättlich im Blut er sei, damit sättigen. Da Cyrus dieser Drohung nicht achtete, geschah eine Schlacht, von der unser Geschichtschreiber sagt, seines Wissens sei sie die gewaltigste von allen gewesen, die je unter Barbaren gefochten worden. Der Ausgang blieb lange zweifelhaft, endlich aber siegten die Massageten, der größte Theil des persischen Heeres war gefallen, und unter den Erschlagenen war Cyrus selbst. Tomyris erfüllte ihre Drohung buchstäblich, sie tauchte seinen Kopf in einen Schlauch mit Menschenblut. — Dieser Bericht über das Lebensende des Cyrus, fügt Herodot hinzu, scheine ihm unter mancherlei darüber umlaufenden Erzählungen der glaubwürdigste. Weiteres theilt er über die abweichenden Berichte nicht mit, wir kennen aber einige aus anderen Quellen. Diodor läßt die Scythenköniginn den gefangenen Cyrus sogar ans Kreuz schlagen, wogegen Ktesias erzählt hatte, Cyrus sei in einer Schlacht gegen die Derbiker (ein anderes scythisches Volk im Nordosten von Iran) verwundet, von seinen Freunden noch lebend ins Lager gebracht worden, und dort gestorben. Es scheint somit, daß es über das Ende des Helden zwei Classen von Erzählungen gab, die eine ließ ihn ein schmachvolles finden, die andere ein ehrenvolles. Wenn man bedenkt, daß zu Alexanders Zeiten die Leiche des Cyrus in dem für ihn errichteten Grabdenkmal gefunden wurde, kann man nicht umhin, der letztern den Vorzug zu geben [1]).

Sein Ausgang, 529 v. Chr.

Handb. d. alten Geogr. Bd. II. S. 77. Dagegen ist Niebuhr, Kl. hist. Schr. Samml. I. S. 154, der Ansicht, daß dem Geschichtschreiber durch eine dunkle und unbestimmte Kunde beide Ströme zu Einem geworden sind.

1) Für den Bericht des Ktesias erklären sich unter andern St. Croix Exam. crit. des anc. histor. d'Alex. p. 424. und der fast stete

Gewiß ist aber zu den Ueberlieferungen, die das Volk kannte, nicht der Bericht des Xenophon zu rechnen, welcher den König in der Heimath, von seinen Söhnen, Freunden und den vornehmsten Persern umgeben, unmittelbar nach einer an sie gehaltenen Abschiedsrede, einen ruhigen, sanften Tod sterben läßt. Denn dies ist nur der zu dem didaktischen Roman am meisten passende Schluß.

Seine welthistorische Bedeutung.

Was den Cyrus zu einem welthistorischen Fürsten im vollsten Sinne des Wortes macht, ist die durch ihn geschehene Gründung einer Herrschaft, welche, in nie vorhanden gewesener Ausbreitung, außer Indien und China alle reichen und gebildeten Länder Asiens umfaßte, und fast Alles, was sonst noch als höhere Cultur Bedeutung hatte, an seinen Grenzen berührte, daher nothwendig neue Weltverhältnisse herbeiführen mußte, wie sie weder die früheren ägyptischen Eroberungen hatten hervorrufen können, noch auch die assyrischen und babylonischen. Cyrus muß einer jener gewaltigen Menschen gewesen seyn, die schon durch ihr Erscheinen Unzählige mit sich fortreißen, und wenn sie große Umwälzungen bewirken, von den Völkern als besondere Werkzeuge der Gottheit betrachtet werden. In diesem Lichte betrachtet und schildert ihn ein hebräischer Prophet[1]). „So spricht Jehova zu seinem Gesalbten, zu Koresch, den ich halte bei seiner Rechten, um vor ihm Nationen zu stürzen, und daß ich der Könige Hüften entgürte, um vor ihm Pforten zu öffnen, und daß Thore nicht verschlossen bleiben. Ich will vor dir hergehen, und die Höcker ebnen; eherne Pforten will ich sprengen, und eiserne Riegel wegschlagen. Und ich schenke dir Schätze des Dunkels und Reichthümer der Verborgenheit."

Wie sehr aber die großen Eigenschaften des Cyrus die Perser auch hingerissen hatten, so war doch die ange-

---

Vertheidiger dieses Geschichtschreibers, Bähr in seiner Ausg. d. Fragmente p. 111.

1) Jesaia 45, 1 – 3.

Ursachen des Wachsthums und des beginnenden Verfalls der persischen Macht.

stammte Liebe zur Unabhängigkeit kein geringerer Beweggrund für sie gewesen, ihn zu erheben und ihm zu folgen. Dieses Gefühl, diese Gesinnung blieb ihnen noch eine Zeit lang; ein despotisches Verhältniß zwischen dem Könige und seinen persischen Unterthanen konnte damals noch nicht Statt finden. Plato [1]) bemerkt, daß die Perser sich in diesen Zeiten in einer gewissen Mitte zwischen Dienstbarkeit und Freiheit befanden, und daß in dieser Freiheit, dem freundschaftlichen Verhältniß zwischen dem König und seinen Kriegern, der Gemeinsamkeit der Berathungen, die Gründe des großen Wachsthums ihrer Macht zu suchen seien. Die des Verfalls sieht er vornehmlich in der verkehrten und verwahrlos'ten Erziehung der Jugend, und macht dem Cyrus den, wie es scheint, sehr gegründeten Vorwurf, daß er, groß als Heerführer und Staatsverwalter, sorglos über seine Söhne gewesen sei, und zugegeben habe, daß sie statt der kräftigen persischen Erziehung die medische verderbte und weichliche durch Weiber und Verschnittne erhalten hätten. Wenigstens ist gewiß, daß sein Nachfolger Kambyses ein zügelloser Despot war, wie orientalische Fürstensöhne, die mitten unter der Unnatur und den Lüsten des Harems erwachsen sind, es nur zu oft zu werden pflegen.

Kambyses. Seine Pläne auf Aegypten.

In die Fußstapfen des Vaters trat Kambyses nur als Eroberer. Im fünften Jahre seiner Herrschaft griff er Aegypten an, um es dem ererbten Reiche einzuverleiben. Nach der von Herodot mitgetheilten Erzählung der Perser begehrte er von Amasis seine Tochter zur Frau; dieser, aus Furcht, er werde sie nur als Kebsweib halten, sandte statt ihrer die Nitetis, des von ihm gestürzten Apries Tochter, und gab sie für die seine aus. Nitetis aber, um dadurch die Rache ihres Vaters an Amasis herbeizuführen, entdeckte dem Perserkönige das Geheimniß, und erreichte ihren Zweck, denn Kambyses gerieth in großen Zorn, und beschloß Krieg. Es gibt keinen Grund, die Wahrheit dieser

1) Gesetze III. p. 694.

Erzählung zu bezweifeln, aber gewiß ist darin nur die nächste Veranlassung, nicht die tiefere Ursache des Krieges zu suchen. Diese lag in jener feindseligen Spannung, welche durch die natürlichen Verhältnisse zwischen Aegypten und Syrien gesetzt ist, wenn sie nicht zu demselben Staate gehören. Persien, an den Thoren von Aegypten angekommen, konnte hier am wenigsten still stehen.

Aegypten von den Persern bezwungen. 525 v. Chr

Es war die Zeit, wo die Ueberlegenheit der Griechen an Geist, Muth und Gewandtheit tief einzugreifen anfing in die Geschicke anderer Völker. Die ägyptischen Könige sahen ihre griechischen Söldnerschaaren als eine Hauptstütze ihrer Herrschaft an, aber ein Führer derselben, Phanes aus Halikarnaß, hegte einen Groll gegen Amasis, floh zum Kambyses, und gab ihm Mittel an, den schwierigen Zug durch die Sandwüste, welche die beiden Welttheile trennt, zu vollbringen. Indeß war Amasis gestorben, und als die Perser in Aegypten eingedrungen waren, trafen sie seinen Sohn und Nachfolger Psammenit am östlichsten Nilarm, dem pelusischen, gelagert, ihnen zu widerstehen. Es ward eine heftige und blutige Schlacht gestritten, bis sich die Aegypter zu ordnungsloser Flucht wandten. Memphis versuchte Widerstand, die Eingeschlossenen schienen einem Kampfe äußerster Verzweiflung entgegengehen zu wollen, da sie einen persischen Herold mit seinen Begleitern tödteten, ergaben sich aber doch nach einiger Zeit; Psammenit und die Seinen fielen in des Siegers Hände. Dieser, erbittert über den begangenen Frevel, ließ die Tochter des Königs und andere vornehme Jungfrauen in Sklavenkleider stecken und nöthigen Wasser zu tragen, und seinen Sohn mit zweitausend jungen Aegyptern zum Tode führen. Mitten unter dem lauten Wehklagen aller Anwesenden blieb Psammenit allein thränenlos. Als aber einer seiner ehemaligen Tischgenossen, nun im Alter ein Bettler, vor ihm vorüberzog und die Soldaten um ein Almosen anflehte, fing er an laut zu weinen. Ueber die Ursache dieses seltsamen Benehmens auf Befehl des Kambyses befragt, ant-

wortete er: mein häusliches Unglück ist zu groß, um beweint zu werden, aber diese Noth eines Freundes ist der Thränen werth. — Eine solche Tiefe des Elends ließ selbst den Kambyses nicht ungerührt, er wollte dem unglücklichen Vater den Sohn erhalten, aber es war zu spät; man hatte ihn zuerst hingerichtet. Psammenit hätte übrigens nun ein leidliches Geschick erfahren, wenn er nicht den Versuch gemacht hätte, die Aegypter zum Aufstand zu reizen. Dies wurde entdeckt, und er mußte sterben, indem man ihn zwang, Stierblut zu trinken, eine bei den Alten auch sonst noch vorkommende Todesart [1]).

Aegypten war schnell gefallen; einst hatte seine Macht auf viel festeren Grundlagen geruht als die der beiden von Cyrus unterworfenen Reiche; damals aber war sie längst morsch geworden, die Nation war erschlafft, ihr eigenthümliches Leben ging der Auflösung entgegen, die Mittel, durch welche die Könige dem Staate seit anderthalb Jahrhunderten hatten aufhelfen wollen, eine aus tapfern Fremden bestehende Kriegsmacht, und die Ausbreitung des Handels und Seeverkehrs, waren äußerliche, welche die mangelnde Erfrischung von innen heraus nicht zu ersetzen im Stande waren. Indeß genügte dem Kambyses die Eroberung eines solchen Reiches mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten noch nicht, auch die sich daran knüpfende freiwillige Unterwerfung mehrerer benachbarter, durch die gewaltige Macht der Perser eingeschreckter Stämme und Landschaften befriedigte nicht seinen Ehrgeiz. Berauscht durch sein Glück setzte er sich vor, weiter zu erobern bis an die Enden der Erde. Er wollte Karthago angreifen, aber diesen Plan mußte er aufgeben, denn dazu bedurfte es einer Seemacht, und die Phönicier, die allein eine tüchtige stellen konnten, weigerten sich, gegen ihren eigenen Pflanzort zu ziehen. Dagegen wurde ein Zug gegen ein Volk am Meere, im Süden von Meroe, welches Herodot

1) M. s. Bähr zum Ktesias p. 128.

die langlebenden Aethiopier nennt, beschlossen und vorbereitet. Zuerst sandte Kambyses Leute aus einem andern äthiopischen Stamm zu diesem fernen Volke, um Erkundigungen einzuziehen. Die Nachrichten, die sie dem Berichte Herodots zufolge zurückbrachten, daß jene Aethiopier gewöhnlich ein Alter von hundert und zwanzig Jahren erreichten, daß sie die größten und schönsten aller Menschen wären, daß sie den an Leibeslänge und entsprechender Körperkraft Hervorragendsten zum König wählten, daß die Fesseln der Gefangnen von Gold wären u. s. w. scheinen nicht bloße Erfindungen und Fabeln, sondern übertriebene als Wunder ausgemalte Schilderungen wirklicher Zustände eines durch Größe, Schönheit und Körperkraft ausgezeichneten, mit Golde reichlich versehenen Volkes zu seyn [1]. Einen gewaltigen Bogen brachten die Kundschafter mit, von dem sie erzählten, es habe ihnen denselben der König jenes Landes gegeben mit dem Auftrage an Kambyses: wenn die Perser ihn leicht spannen könnten, dann möge er gegen die Aethiopier mit überlegener Menschenzahl zu Felde ziehen, wenn aber nicht, solle er den Göttern danken, daß den Aethiopern nicht nach fremden Ländern gelüste. Diese stolze Rede reizte den Kambyses nur desto mehr den Zug zu unternehmen, aber so übereilt und sorglos geschah es, daß die Lebensmittel schon fehlten, als man erst den fünften Theil des Weges vollendet hatte, und doch trieb Kambyses noch vorwärts, bis die Hungersnoth so stieg, daß die Perser unter einander das Loos warfen, wer den Andern zur Speise dienen sollte. Da erst entschloß er sich zur Rückkehr. Eine Heeresabtheilung von 50,000 Mann, die er von Theben aus gegen Ammonium geschickt hatte, um es zu unterwerfen, erfuhr ein noch weit traurigeres Schicksal. Es erhob sich, als sie auf dem Wege war, ein heftiger Südwind, der so große Sandwirbel aufrührte, daß sie dar-

Zug des Kambyses wider die langlebenden Aethiopier.

---

1) Heeren, Ideen Th. II. Abth. I. S. 333 fg. Mannert, Geogr. Th. X. Abth. I. S. 105.

unter verschüttet wurde. Hier ist schwerlich etwas übertrieben als die Größe des Heeres, denn mit Unrecht hat man oft diese und ähnliche Geschichten von verschwundenen, durch Sand überdeckten Caravanen in diesen Wüsten für Mährchen gehalten; solche Unglücksfälle haben sich bis in die neuesten Zeiten zugetragen, und sind von den glaubwürdigsten Männern bezeugt. Noch immer wüthen dort jährlich in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche die furchtbarsten Sandstürme [1]).

Seine Rasereien und Grausamkeiten.

Dies zwiefache Mißgeschick versetzte den König in eine Stimmung, die an Raserei grenzte. Als er zurück nach Memphis kam, fand er die Stadt voll von Jubel und Festlichkeiten, weil eben ein neuer Apis gefunden worden war. In Wuth über eine Volksfreude, die sein Leid zu höhnen schien, tödtete er den Apis mit einem Dolchstoße, ließ die Priester geißeln, und viele Menschen tödten. Und von der Zeit an überließ er sich seinen Zorneswallungen, seiner Tyrannenlaune und Blutgier in einer Weise, daß man ihn für halb wahnsinnig halten konnte. Einst ließ er wegen einer unbedeutenden Ursache zwölf der vornehmsten Perser bis an den Kopf lebendig eingraben, und als Krösus ihm darüber Vorstellungen machte, und auf die Gefahren, die ihm eine so wilde Grausamkeit bringen könnte, hinwies, entsprang er mit Mühe einem Pfeilschuß des Wütherichs. Herodot vernahm diese und ähnliche Dinge von ägyptischen Priestern, welche aus Haß gegen einen König, der an der Schändung ihrer Heiligthümer Gefallen fand, übertrieben haben mögen; aber ganz erfunden sind diese Frevelthaten gewiß nicht, und nur zu erklärlich, wenn man hört, daß Kambyses von Jugend auf epileptischen Zufällen unterworfen war, und sich später unmäßigem Trunke ergab, und bedenkt, wie er erzogen ward, und daß niedrige, feige Schmeichler zu allen Zeiten den Despotensinn, der sich Jegliches erlauben zu dürfen glaubt, genährt haben.

---

1) Ritter, Erdkunde Th. I. S. 1023.

Auch gegen seine eigenen Geschwister wüthete Kambyses. Er hatte zwei seiner Schwestern geheirathet, nachdem er vorher die persischen Richter befragt hatte, ob dies nach den Gesetzen erlaubt sei. Diese, die wol ahnen konnten, was ihrer warte, wenn sie den Begierden des Tyrannen unbedingt entgegenträten, hatten sich mit der Antwort geholfen: es gebe kein Gesetz, welches dies gestatte, aber ein anderes, wonach dem Perserkönige frei stehe zu thun, was ihm beliebe. Die jüngere dieser Schwestern wagte einst, ihm einen Vorwurf zu machen. Da gab er ihr, die schwanger war, einen Fußtritt, daß sie fehlgebar und starb. Der Vorwurf hatte die Ermordung eines Bruders Namens Smerdis betroffen. Es hatte nämlich dem Kambyses einst geträumt, Smerdis sitze auf dem königlichen Throne, und berühre mit dem Haupte den Himmel. Voll Furcht, daß dieses Gesicht in Erfüllung gehen werde, hatte er durch den Prexaspes, seinen vertrautesten Günstling, den er zu diesem Ende nach Persien geschickt, den Gefürchteten heimlich aus dem Wege räumen lassen. Plötzlich aber kam, da Kambyses noch immer in Aegypten weilte, die Nachricht dahin aus Iran, es werde dort jetzt Smerdis als König anerkannt, sogar die Aufforderung an das Heer, dem Beispiele der Heimath zu folgen. Der erschrockene Kambyses glaubte anfangs, Prexaspes habe ihn getäuscht, dieser aber versicherte aufs neue, daß er den ihm gewordenen Auftrag vollzogen habe. „Ich glaube, fügte er hinzu, die Sache zu durchschauen. Es ist der Magier, der dem Ermordeten ungemein ähnlich sieht, und sogar dessen Namen führt, der sich für den Sohn des Cyrus ausgiebt, was er um so leichter kann, da der Mord ein Geheimniß geblieben ist. Mit Hülfe seines Bruders Patizithes, der dem königlichen Hause vorsteht, wird er sich auf den Thron geschwungen haben." Dies leuchtete dem Kambyses ein, er glaubte nun auch die wahre Bedeutung des prophetischen Traumes zu begreifen, und jammerte um den ohne Grund hingeopferten Bruder; gegen den Thronräuber beschloß er sofort sein

Ermordung des Smerdis.

Heer zu führen. Auf dem Wege, in Syrien, fuhr ihm zufällig sein eignes Schwert in den Schenkel, und verwundete ihn zum Tode. Um sein Sterbelager versammelte er die vornehmsten Perser im Heere, klagte sich vor ihnen als frevelhaften Brudermörder an, und ermahnte sie, nicht zu dulden, daß durch den Betrug des Magiers die Herrschaft wieder an die Meder komme. Wirklich verhielt es sich so, wie Prexaspes die plötzliche Erscheinung eines Smerdis erklärt hatte. Durch große Milde gegen alle Unterthanen, durch Erlaß der Steuern und Kriegsdienste auf drei Jahre, suchte der Magier, der die Rolle spielte, sich in der angemaßten Herrschaft zu befestigen.

Tod des Kambyses, 522 v. Chr.

Regierung des falschen Smerdis.

Unwahrscheinlicher Bericht des Ktesias.

Dies ist die Erzählung des Hergangs, wie Herodot sie giebt. Ktesias nennt den nachgebornen Sohn des Cyrus Tanyoxarces, und berichtet, daß der Vater ihm einige Reichstheile zu eigener Verwaltung hinterlassen habe. Ein Magier, Sphendadates, habe ihn beim Kambyses verläumdet, und da er dem Prinzen sehr ähnlich gesehen, habe er vorgeschlagen, diesen hinrichten zu lassen, ihn selbst aber an die Stelle zu setzen. Dies sei geschehen, Sphendadates, mit königlichen Kleidern angethan, sei, mit Ausnahme von drei Vertrauten, die um die Sache gewußt, von Allen für den getödteten Tanyoxarces gehalten worden, und als Kambyses auf dem Heimwege aus Aegypten an einer Verletzung, die er sich selbst beigebracht, gestorben sei, habe er leicht, als angeblicher nächster Erbe, den erledigten Thron besteigen können. Von einer gegen den Kambyses ausgebrochenen Revolution ist also hier nicht die Rede. Aber diese Erzählung klingt viel unwahrscheinlicher als jene; daß ein mißtrauischer Despot sich dazu verstehen soll, einen Fremden für seinen Bruder auszugeben, und ihm dadurch Ansprüche auf den Thron einzuräumen, ist völlig unglaublich. Die Aehnlichkeit kann indeß leicht Statt gefunden haben, und so ist es in der Darstellung Herodots etwa nur der Traum, der sich als sagenhaften Zusatz verräth, er paßt ganz in die Vorstellung des Schriftstellers von zweideuti-

gen, in schweres Unglück verlockenden Weissagungen, und wird daher gern von ihm nacherzählt. Schwerlich bedurfte es aber eines vorbedeutenden Traumes, den Kambyses zum Brudermord zu reizen. Im Orient hat der despotische, stetes Mißtrauen und Argwohn erzeugende Sinn die Sprößlinge herrschender Geschlechter stets gegen einander gekehrt. Die Thronveränderung wird im Mittelpunkte des Reiches sehr leicht von Statten gegangen seyn, da die Perser einen Sohn des Cyrus mit dem andern zu vertauschen glaubten, und Kambyses sich im höchsten Grade verhaßt gemacht hatte. Mehrere neuere Schriftsteller [1]) sehen zwar als den eigentlichen Zweck der Revolution die Wiederherstellung der medischen Herrschaft an, und es ist nicht unmöglich, daß man die Absicht hatte, sie in der Folge daraus hervorgehen zu lassen. Zunächst aber konnte es nicht anders seyn, als daß die Perser der herrschende Volksstamm blieben, da der Magier unter persischer Maske König war. Wol aber erregte der Augenblick, wo zwischen zwei vermeintlichen Brüdern ein Bürgerkrieg bevorzustehen schien, in den Provinzen eine unruhige Bewegung der Gemüther; Hoffnungen, das fremde Joch abschütteln zu können, knüpften sich daran [2]). Indeß dauerte die Herrschaft des falschen Smerdis nur sieben Monate. Die Art, wie er gestürzt wurde, erzählt Herodot sehr ausführlich und anschaulich, der Hauptsache nach folgendergestalt.

Die Revolution, keine Wiederherstellung der medischen Herrschaft.

Die völlige Unzugänglichkeit des neuen Königs fing an Verdacht zu erwecken. Ihn zur Gewißheit zu bringen, gelang dem Otanes, einem der vornehmsten Perser. War es, wie er vermuthete, der Magier Smerdis, der die Rolle spielte, so mußte er am Mangel der Ohren zu entdecken

Verschwörung wider den falschen Smerdis.

1) Besonders Heeren, Th. I. Abth. I. S. 412. Die Stellen Herodots III, 65. 73, auf die er sich beruft, können nichts beweisen, da sie Personen, die Unwillen erregen wollen, in den Mund gelegt sind.

2) Ἐν ταύτῃ τῇ ταραχῇ. Herod. III, 126; und Cap. 150 ist wieder von der damaligen ταραχῇ die Rede.

25 *

seyn, die ihm einst Cyrus eines Verbrechens wegen hatte abschneiden lassen. Dies ließ Otanes durch seine Tochter Phaedime, die als eine der Frauen des Kambyses auf den Nachfolger übergegangen war, erforschen, und als sie den Smerdis wirklich ohrenlos fand, berathschlagte er mit sechs andern der vornehmsten Perser, die den wahren Zusammenhang schon ahndeten, was zu thun sei, die große Schmach zu enden. Darius[1]) des Hystaspes Sohn aus dem Stamme der Achämeniden, der unter ihnen war, rieth, ohne alles Säumen Hand ans Werk zu legen, in den Palast zu dringen und den falschen König mit dem Bruder zu tödten, und sein Muth riß die Uebrigen mit fort. Indeß waren der Magier Smerdis und sein Bruder — der wol die Seele seiner Regierung war — inne geworden, daß Zweifel rege zu werden begannen; diesen entschieden zu begegnen, suchten sie den Prexaspes durch große Versprechungen zu bewegen, daß er von einem Thurme der Burg herab vor dem versammelten Volke bezeuge, es sei der Sohn des Cyrus der herrsche. Prexaspes stieg hinauf, statt aber zu thun, was Jene ihm angesonnen, bekannte er vielmehr, daß er auf des Kambyses Befehl den wahren Smerdis umgebracht habe, stürzte sich dann vom Thurme herab, und besiegelte die Wahrheit seiner Rede mit dem Tode. Die Sieben waren grade auf dem Wege zum Palaste, als dies geschah, Otanes rieth der entstandenen Gährung wegen zum Aufschub, wieder aber drang Darius mit seiner Meinung durch, sich nicht irre machen zu lassen, sondern den gefaßten Beschluß auszuführen. Die Wachen am Palastthore ließen die ersten Männer Persiens ehrerbietig durch,

---

1) Altpersisch lautet der Name Darjawus (d. i. der Festhalter, nämlich der Ordnung), der des Vaters Vistaçp (d. i. der Pferdebesitzer, Pferdereich). Lassen, in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Bd. VI. Heft 1. S. 9. Die Form Darjawus ist der von den Auslegern zu Strabo XVI. p. 785 A. vermutheten sehr ähnlich.

Verschnittne, die sie aufhalten wollten, wurden niedergestoßen. Die beiden Magier, im Männersaal überfallen, wehrten sich tapfer, und verwundeten zwei der Angreifenden, dann wurden sie überwältigt und getödtet. Mit ihren abgeschnittnen Köpfen eilten die Verschwornen hinaus zum Volke, welches durch Alles, was es sah und hörte, zur Wuth gereizt, jeden Magier, der sich sehen ließ, erwürgte. Das Andenken dieser Begebenheit wurde alljährlich als ein Fest, das vor allen andern hoch gehalten wurde, unter dem Namen des Magiermordes gefeiert.

Seine Ermordung. 521 v. Chr.

Nachdem die Sieben so die Usurpation gestürzt hatten, berathschlagten sie, was weiter zu thun sei. Nach Herodots Bericht kam selbst die Verfassungsform zur Frage. Otanes wollte die Regierung der ganzen persischen Volksgemeinde gegeben wissen, ein zweiter, Megabyzus, war für eine Herrschaft der Edeln, endlich Darius für die Fortdauer der Monarchie; und Jeden läßt Herodot in einer Rede die geäußerte Meinung mit Gründen verfechten. Es ist merkwürdig, daß er nöthig findet, die Wahrheit dieser Thatsache gegen die Zweifel einiger Hellenen ausdrücklich in Schutz zu nehmen; man sieht, daß diese sich zu seiner Zeit in den Köpfen der Perser gar keine anderen politischen Vorstellungen denken konnten, als die von einer despotischen Regierungsform. Und nicht weniger befremdend haben neuere Schriftsteller [1]) eine solche Berathung gefunden, gewiß mit Recht, wenn man an die gehaltenen Reden glauben soll, wie Herodot sie mittheilt, denn so sind sie ganz auf griechische Verhältnisse und Begriffe gegründet. Sieht man aber davon ab, so ist die Sache an sich gar nicht unglaublich. Man muß bedenken, daß die Perser ein Jahrhundert früher noch in freien Verhältnissen gelebt hatten; da konnte im Augenblick einer großen Thronerschütterung die Frage, ob es nicht gerathen sei, zu jenen Zuständen

Berathung über die Verfassungsform.

1) Z. B. Creuzer, Die historische Kunst der Griechen S. 108.

zurückzukehren, gar wol in Anregung kommen. Was Herodot hier Demokratie nennt, wird als Theilnahme sämmtlicher Glieder der adeligen Kriegerstämme an der Regierung, die Oligarchie als Herrschaft der Stammhäupter zu deuten seyn; in jedem Falle würde die republikanische Regierungsform sich nur auf das eigentliche Perservolk bezogen haben, die unterworfenen Völker frei zu lassen, kann Niemand in den Sinn gekommen seyn. — Indeß behielt die Meinung des Darius die Oberhand. Die Sieben hatten Alles in Händen, es kam also nur darauf an, unter ihnen den neuen Herrscher zu wählen, Otanes trat freiwillig zurück, die Andern kamen überein, ein Pferdeorakel (das Pferd war ein der Sonne heiliges Thier) entscheiden zu lassen: König sollte Der seyn, dessen Roß bei einer Zusammenkunft am folgenden Morgen vor der Stadt zuerst wiehern würde. Sie dachten es so in die Hände der Götter zu legen, aber es war, nach Herodots Erzählung, des Darius listiger Stallmeister, der die Entscheidung herbeiführte. Er band an dem verabredeten Orte eine Stute an, und ließ den Hengst seines Herrn zu ihr, so daß er am nächsten Morgen wiehernd auf die Stelle zulief. Sogleich sprangen die Anderen von den Pferden, und warfen sich nieder vor ihrem Könige.

Darius Hystaspis, König.

Zur Befestigung der so gewonnenen Herrschaft heirathete Darius zwei Töchter des Cyrus, eine Enkelinn desselben und eine Tochter des Otanes. Am schwierigsten schien seine Stellung zu den Verschwornen, denn wer einem Fürsten zum Throne verholfen hat, pflegt mitherrschen, oder ihn auch gelegentlich durch einen Andern ersetzen zu wollen. Als daher einst einer der Sieben, Intaphernes, den Leibwächtern, die ihm den Eintritt zum Könige verweigerten, im Zorn und Uebermuth Nasen und Ohren abhieb, erschrak Darius sehr, denn er fürchtete, es sei der Anfang einer unter den Sechs verabredeten Empörung. Er überzeugte sich aber bald, daß die Uebrigen keinen Antheil an der That gehabt, die er nun, um zu zeigen, daß er Nie-

Frevel und Strafe des Intaphernes.

mand fürchte, auf das strengste zu strafen beschloß, und, damit Keiner bleibe, der Anlaß zur Rache habe, an dem ganzen Geschlechte des Frevlers. Dieser, seine Söhne und alle seine Anverwandten mußten sterben. Auf das klägliche Flehen der Frau des einst Gewaltigen schenkte er Einem ihrer Angehörigen das Leben nach ihrer Bestimmung. Sie wählte ihren Bruder, und befragt, warum sie diesen dem Manne und den Kindern vorzöge, antwortete sie: einen Mann und Kinder kann ich wol noch wieder bekommen, aber keinen Bruder, denn meine Aeltern sind todt. Die Antwort gefiel dem Darius so, daß er ihr auch noch den ältesten Sohn freigab.

Und doch wagte derselbe König gegen den Droetes, Statthalter von Lydien und Phrygien, der einen andern kleinasiatischen Statthalter, Mitrobates, und dessen Sohn getödtet und manche andere Frevel verübt hatte, so offen nicht zu verfahren, weil er seine Macht fürchtete. Er sandte mit großer Behutsamkeit einen angesehenen Perser, den Bagaeus, ohne Heeresmacht nach Sardes, die Strafe an dem Uebermüthigen zu vollziehen, ehe er Anstalten zum Widerstand machen konnte, denn er hatte eine ansehnliche Zahl von Leibwächtern. Diese erforschte Bagaeus erst im Stillen, und als er sie voll Ehrfurcht vor dem Könige fand, machte er ihnen dessen Gebot bekannt, ihren Befehlshaber zu tödten, und sie gehorchten auf der Stelle. Es war jene unruhige Spannung der Usurpationszeit, während welcher Droetes ungestraft freveln zu dürfen geglaubt hatte; in denselben Tagen hatten auch die Babylonier Anstalten zu einer Empörung gemacht, die nun zum Ausbruche kam. Was Herodot von dieser Begebenheit vernommen und überliefert hat, ist schwerlich frei von orientalischer Ausschmückung. Nach seiner Erzählung bereiteten sich die Babylonier gleich im Anfange zu einem so verzweifelten Widerstande, daß sie in jedem Hause nur Ein Weib ließen, die übrigen erwürgten, damit die Lebensmittel desto länger ausreichten. Neunzehn Monate hatte Darius

und des Droetes.

Aufruhr der Babylonier.

vor der Stadt gelegen, ohne sie einnehmen zu können, Gewalt und List waren gleich vergeblich geblieben, auch der Kunstgriff des Cyrus ohne Erfolg angewandt worden, da die Eingeschlossenen stets auf ihrer Hut waren. Da erschien eines Tages vor dem höchst mißmuthig gewordnen König einer der angesehensten Perser, Zopyrus, der Sohn des Megabyzus, der unter den Sieben gewesen, an Nase und Ohren verstümmelt und von Geißelhieben blutend. Auf die Frage des erschrocknen Darius, wer es gewagt, ihn so zu mißhandeln, antwortete er, er selbst habe es gethan, denn unerträglich sei ihm geworden, die Perser von den Babyloniern so verhöhnt zu sehen. Er sei daher entschlossen, zu den Belagerten überzugehen und vorzugeben, daß er, auf Befehl des Königs verstümmelt, nach Rache dürste; dazu wolle er sich ein Heer erbitten und als Führer desselben einige Kriegshaufen, die ihm Darius mit der nöthigen Anweisung entgegenschicken solle, in die Flucht schlagen; wenn er solche Thaten ausgerichtet, würden die Babylonier ihm Alles, auch die Schlüssel der Thore, anvertrauen, die er dann den Persern öffnen würde. Der Anschlag gelang vollkommen; Zopyrus stieg in Babylon bis zum Oberbefehlshaber empor, und während an einem verabredeten Tage die Belagerten anstürmende Perser von den Mauern abwehrten, ließ er andere durch zwei Thore in die Stadt. Darius hielt ein furchtbares Strafgericht über sie, ihre Mauern und Thore ließ er schleifen, alle angesehenen Einwohner, gegen dreitausend, auf Pfähle spießen. Die beispiellose Aufopferung des Zopyrus ehrte und belohnte er nach Gebühr. Er pflegte zu sagen, daß das Verdienst seiner That das größte sei, welches sich nächst dem Cyrus ein Perser je erworben, und daß er einen solchen Freund von seiner Verstümmelung lieber frei sehen, als noch zwanzig Städte wie Babylon haben möchte.

Patriotische Aufopferung des Zopyrus.

Zug wider die Scythen in Europa.

Die Waffen ruhten nicht nach der Bezwingung Babylons; Ruhmsucht, Eroberungslust und das Gefühl der Nothwendigkeit, die Perser zu beschäftigen, trieben den

Darius zu auswärtigen Kriegen. Zunächst griff er die Scythen in ihrem europäischen Lande an; zum Vorwand nahm er ihren ein Jahrhundert vor ihm geschehenen Einfall in Asien, der gerächt werden müsse. Die Macht, die er ins Feld führte, giebt Herodot auf 700,000 Mann und 600 Schiffe an. Statt des nächsten Weges am Kaukasus hin wählte er den längern durch Kleinasien und Thracien. Ueber den Bosporus hatte er durch den Mandrokles von Samos eine Schiffbrücke schlagen lassen, auf welcher das Heer nach Europa geführt wurde. Indeß war ein Schiffsheer von asiatischen Griechen, geführt von Männern, die unter persischem Schutze die Herrschaft in ihren Städten behaupteten, der Anordnung des Königs gemäß in die Donau gesegelt, und hatte über diesen Strom, zwei Tagereisen von seinem Ausflusse, eine zweite Schiffbrücke geschlagen. Als das Heer auch diese überschritten hatte, wollte Darius, daß sie abgebrochen würde, und die Griechen ihm gegen die Scythen folgten. Aber Koës aus Lesbos stellte ihm vor, wie unerlaßlich es sei, sich bei dem Zuge in ein unwirthbares Land ohne Städte und Anbau einen Rückzug zu sichern, ein Rath, den Darius dankbar annahm, und die griechischen Truppen zur Hütung der Brücke zurückließ. Ihre Führer empfingen von ihm einen Riemen mit sechzig Knoten, von diesen sollten sie täglich einen lösen; wenn alle gelös't wären und er noch nicht wieder erschienen sei, heimkehren in ihr Vaterland. So drang die gewaltige Macht in das Land der Scythen ein, die wol sahen, daß sie allein sie nicht würden bestehen können, daher Hülfe suchten bei den benachbarten Völkern. Die Könige derselben versammelten sich, und hielten Rath. Die Scythen stellten ihnen vor, daß ihre Gefahr die Gefahr Aller sei, da die Perser in unersättlicher Eroberungsgier sich alle Völker zu unterwerfen trachteten. Dennoch erklärten sich von acht anwesenden Königen nur drei zum Beistande der Angegriffenen bereit. Diese beschlossen nun, jede offene Feldschlacht zu vermeiden, sich zurückzuziehen, und die Perser

hinter sich her zu locken, auf dem Wege aber alle Brunnen und Quellen zu verschütten und alles Gras zu verderben. In zwei Haufen getheilt führten sie diesen Vorsatz aus, ihre Reiterei ermüdete die persische durch unversehene Anfälle zur Tages- und Nachtzeit, und brachte ihr empfindliche Verluste bei; wenn dann das Fußvolk herbeikam, waren die scythischen Reiter zerstoben. Nichts desto weniger setzte Darius seine Verfolgung fort über die Grenzen des scythischen Landes und den Fluß Tanais hinaus in die Gebiete anderer Völker, bis in die Gegend der heutigen Wolga. Hier gerieth er in eine völlig menschenleere Einöde und verlor die Spur der Scythen, bis er erfuhr, daß sie umgekehrt seien und abendwärts zögen. Auch er schlug nun diese Richtung ein, und hatte die Scythen stets eine Tagereise vor sich. Immer weiter gelockt, forderte er endlich einen ihrer Könige durch einen Boten auf, ihm entweder zum Gefecht Stand zu halten, oder, wenn er sich dazu zu schwach fühle, ihm die üblichen Zeichen der Unterwerfung, Erde und Wasser, zu senden. Der Scythe antwortete, er sei aus Furcht noch nie vor einem Menschen geflohen, sich aber voreilig in eine Schlacht einzulassen, habe er keinen Grund, da die Scythen weder Städte noch Fruchtfelder zu vertheidigen hätten. Statt der Erde und des Wassers werde er ihm andere Geschenke senden. Ein Herold brachte sie, als die Noth der Perser schon sehr groß geworden war. Es waren ein Vogel, eine Maus, ein Frosch und fünf Pfeile. Darius wollte diese symbolische Gabe als Unterwerfung deuten, Gobryas aber, einer der Sieben, erklärte sie für eine Botschaft dieses Inhalts: wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und zum Himmel fliegt, oder Mäuse und in die Erde kriecht, oder Frösche und in die Sümpfe springt, so werdet ihr diesen Pfeilen nicht entfliehen.

Gefahr und Rettung des persischen Heeres.

In der That versuchten die Scythen den Persern durch Versperrung des Rettungsweges gänzlichen Untergang zu bereiten. Darius hatte sich endlich entschlossen, so schnell

als möglich an die Donau zu ziehen, aber die sechzig Tage waren verflossen ehe er sie erreichen konnte, und die Scythen früher an der Brücke als er. Hier stellten sie den Führern der Griechen vor, daß sie ihrer Verpflichtung Genüge geleistet hätten, sie sollten nun die Brücke abbrechen, und in ihrer Heimat fortan als freie Leute leben, ihr bisheriger Gebieter solle keinem Menschen mehr schaden können. Dieser Aufforderung zu folgen und die treffliche Gelegenheit zur Erlangung der Freiheit zu benutzen, rieth den Gefährten dringend Miltiades von Athen, Herrscher im thracischen Chersones, jetzt auch von den Persern abhängig, wogegen Histiäus von Milet vorstellte, mit dem Untergange der persischen Herrschaft würden sie auch die ihrige an die Gemeinden ihrer Städte verlieren. Diesem selbstsüchtigen Rathe folgten die Uebrigen, die Perser entgingen glücklich den sie vergeblich aufsuchenden Scythen, fanden die Brücke erhalten und bewacht, und kamen glücklich hinüber.

Augenscheinliche Uebertreibungen in Herodots Erzählung.

Abermals haben wir in kurzer Uebersicht eine Darstellung Herodots wiedergegeben, weil Das, was seit Jahrtausenden von allen Gebildeten mit höchstem Interesse gelesen worden ist und sich ihnen als Geschichte eingeprägt hat, seinen Platz in historischen Darstellungen zu behaupten verdient, wenn es auch in seinen besondern Umständen mit der Wahrheit nicht übereinstimmt. Dieses aber läßt sich hier vollständig darthun, nicht aus dem allgemeinen Charakter, sondern aus dem Inhalte der Erzählung. Denn daß auch ein weit kleineres Heer in der angegebenen Zeit eine so ausgedehnte Strecke wie die von der Donau bis an die Wolga sollte haben zurücklegen, in Gegenden, wo bis auf Brunnen und Gras Alles verderbt ist, sich nähren, in baumlosen Steppen über breite Ströme Brücken bauen können, muß man gradehin für unmöglich erklären[1]). Wir stehen also hier bei einer Begebenheit, die sich kaum ein Menschenalter vor des Geschichtschreibers Geburt zu-

1) M. s. besonders Dahlmann, a. a. O. S. 159 fg.

getragen, noch immer auf dem Boden einer reich ausschmückenden Ueberlieferung. Der Zug ging wahrscheinlich nicht weit ins Scythenland[1]), und doch konnte Darius verloren seyn, wenn die griechischen Führer an der Brücke vor Allem die Freiheit ihres Volkes im Sinne gehabt hätten. Weil ihre Mehrzahl nicht so dachte, entging er nicht nur der augenscheinlichsten Gefahr, sondern die Unternehmung trug auch ihre Früchte. Denn Megabyzus, welchen der nach Asien zurückkehrende Darius mit 80,000 Mann in Europa zurückließ, unterwarf ihm das östliche und südliche Thracien, und auf seine Aufforderung sandte auch König Amyntas von Macedonien Erde und Wasser, ohne einen Kampf zu wagen, so sehr fürchtete er die persische Macht.

Erweiterungen des Reiches unter Darius, besonders gegen die Griechen.

Um die Zeit des scythischen Zuges trug ein anderes persisches Heer von Aegypten aus die Schrecken seiner Waffen bis zu der griechisch-libyschen Stadt Barke, eroberte sie und schleppte einen Theil der Bewohner in die Knechtschaft fort. Auch an der südöstlichen Grenze, am Indus, wurden Eroberungen gemacht. Aber das Hauptaugenmerk des Darius blieben die Griechen. Schon früher war, von der nahen kleinasiatischen Küste aus, Samos erobert und einem vom persischen Hofe abhängigen Herrscher übergeben worden; von Thracien aus wurde das Werk des Megabyzus fortgesetzt, sein Nachfolger im Oberbefehle, Otanes, nahm unter verschiedenen Vorwänden nahgelegene griechische Städte und Inseln. So gehorchten schon viele Griechen dem Großreiche, ihr Hauptland wurde allmählich immer mehr umklammert; es gab keine Eroberung, nach der Darius lüsterner seyn konnte, keinen sehnlichern Wunsch konnte er haben, als sich und den Persern eine Nation dienstbar zu machen, deren feinen Geist, Kenntnisse, Gewandtheit, Brauchbarkeit zu Geschäften aller Art er vielfach zu erproben Gelegenheit gehabt.

Schicksale des Arztes Demokedes.

So hatte ihn einst Demokedes, ein berühmter Arzt aus Kroton in Unterita-

---

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXIII.

lien, der in persische Gefangenschaft und Sklaverei gerathen war, in einem bedenklichen Falle geheilt, als seine ägyptischen Aerzte sich höchst ungeschickt gezeigt, darauf auch an seiner Gemahlin Atossa, Tochter des Cyrus, seine Kunst erwiesen, und dafür Ehre und Lohn davon getragen. Aber alles dieses war ihm nichts gegen die Heimath, er ersann eine List, durch welche es ihm gelang, auf persischen Schiffen an die italische Küste gebracht zu werden, wo er dann nach seiner Vaterstadt entkam. Die Befehlshaber der Schiffe wußten, welchen Werth ihr König auf den Mann legte, sie verfolgten ihn und drohten den Krotoniaten sogar mit Krieg, wenn sie ihn nicht auslieferten, erreichten aber doch ihre Absicht nicht. Es war aber die List des Demokedes die gewesen, daß auf seinen Antrieb Atossa dem Könige vorgestellt hatte, wie vortheilhaft es seyn würde, durch den griechischen, von Persern zu begleitenden Mann die Ufer von Hellas auskundschaften zu lassen zum Behuf eines künftigen Angriffs auf das Land. Dieser Vorschlag erhielt den Beifall des Darius; persische Späher, von Demokedes geleitet, umsegelten auf zwei sidonischen Schiffen die hellenischen Küsten, und nahmen sie auf. Dies war schon vor dem scythischen Zuge geschehen; solche Pläne waren damals schon vorhanden. Nach diesem Unternehmen und der Eroberung von Thracien, als die persische Macht immer mehr um sich griff, konnte es kaum anders kommen, als daß die nächste Zeit einen Zusammenstoß herbeiführte zwischen dem Reiche, welchem schon so viele Griechen gehorchten, und deren noch unabhängigen Volksgenossen, denen nur die Wahl blieb, sich gleichfalls der Dienstbarkeit zu fügen oder Widerstand zu leisten. Der weiterhin zu beschreibende Kampf um ihre Freiheit, den sie wagten und durchführten, ist einer der folgenreichsten in der Weltgeschichte; dem persischen Großreiche gab er einen Stoß, von dem es sich nicht wieder erholte, es blieb eine offene Wunde zurück, an der es, bei vielen bösen Säften in seinem Innern, kränkelte bis zum Tode. Von diesem

Verhängnißvolle Beziehungen zu Griechenland.

Augenblicke war von weitern Eroberungen nicht mehr die Rede, da das schon Erworbene bald nicht mehr vollständig erhalten werden konnte. So erreichte denn das vor kurzem erst gestiftete persische Reich unter dem Darius seine größte Ausdehnung und seinen höchsten Gipfel, um von demselben gleich wieder hinunterzusinken. Darius, obschon man ihn keineswegs zu den großen Herrschergeistern zählen kann, war doch nächst Cyrus der bedeutendste König, den die alten Perser hatten, seine Nachfolger waren ganz untüchtig, ihre Geschichte ist aus Schwächen und Lastern zusammengesetzt. Stolz und Neigung trieben ihn zu weiteren Vergrößerungskriegen, aber er war doch auch für das Innere sehr thätig, und bedacht, der Krone die Früchte so vieler Eroberungen durch eine bestimmte Verwaltungsordnung zu sichern, wenn es auch freilich nach unsern Begriffen eine ziemlich nothdürftige war. Es wird daher hier, ehe wir von Asien scheiden, ein passender Ort seyn, noch einen Blick auf die innern Zustände des medisch-persischen Reiches, wie sie sich damals entwickelt hatten, zu werfen.

Die Zustände des medisch-persischen Reiches.

Die eigentlichen Perser haben bis auf die Zeiten des Phraortes ohne Zweifel die Form des politischen Lebens gehabt, die wir als den patriarchalischen Nomadenstaat bezeichnet haben, und als sie den medischen Königen dienstbar wurden, änderte sich darin nichts, als daß ihre Stammhäupter unter deren Oberhoheit kamen. Diese Form schmolz durch Cyrus mit der eines Kastenstaates zusammen, in welchem die königliche Macht schon bei weitem das Uebergewicht hatte. Die Ormuzdreligion blieb herrschend, ihre Diener, die Magier, standen also für Lehre und Cultus noch auf der frühern Stelle; wie wenig sie aber noch die Fülle des alten Ansehens und der alten Ehre genossen, geht schon aus der einzigen Thatsache hervor, daß das Andenken an die Ausrottung vieler Glieder ihrer Kaste für das höchste Fest galt. Ihr politisches Gewicht war vom Throne völlig überflügelt, und doch mußten sie durch die

Gesunkenes Ansehen der Magier.

religiöse Weihe, welche jeder die Regierung antretende König von ihnen empfing, die Macht noch heben und stärken, welche die ihrige ganz in den Hintergrund gedrängt hatte. Die beiden Wurzeln des Despotismus im Orient, die religiöse Heiligkeit, mit welcher der Kastenstaat den Herrscher umgiebt, und die große Gewalt, welche der Nomade seinem Stammhaupte einräumt, vereinigten sich im medisch-persischen Reiche; dagegen fehlte, was in jener Form durch das hohe Ansehen der Priester und ihres Gesetzes, in dieser durch die unverdorbnere Sitte und das Freiheitsgefühl des Nomaden die königliche Gewalt beschränkt und mäßigt; so kam der ungebundene Despotismus auf seinen Gipfel. Dem Könige gegenüber war Jeder Sklav, in seiner Hand war das Leben Aller. Damit der Eindruck, den seine Person machen sollte, desto tiefer und stärker sei, zeigte er sich dem Volke sehr selten. Unangemeldet vor ihm zu erscheinen, galt für Frevel, die Vorgelassenen mußten ihm wie einem Gott ihre Verehrung bezeugen, indem sie sich vor ihm niederwarfen und den Boden küßten. Zu seinen steten Umgebungen gehörten viele Edle, eine zahlreiche Leibwache und eine erstaunliche Menge von Hofbedienten, wie die Hofsitte und der außerordentliche Luxus sie erforderten. Funfzehntausend Menschen wurden täglich am Hofe gespeis't. Die für den König selbst bestimmte Tafel wurde mit den ausgesuchtesten Speisen besetzt, auch die gewöhnlichen Nahrungsmittel mußten von den Orten hergeholt werden, welche dafür galten, sie am besten zu erzeugen, der Weizen aus Aeolien, das Salz von Ammonium, der Wein von Chalybon in Syrien. Das Wasser wurde aus dem bei Susa vorbeiströmenden Choaspes geschöpft, und den Königen auf ihren Reisen in silbernen Gefäßen nachgefahren. Reisen aber unternahmen die persischen Könige nicht bloß zu besondern Zwecken, und wenn sie Kriege führten, sondern nach den Jahreszeiten wechselten sie ihren Aufenthalt. Den Winter brachten sie in dem heißen Babylon, den Frühling in Susa, den Sommer in

Höhe der despotischen Herrschergewalt.

Großer Luxus der Könige.

Wechselnder Aufenthalt nach den Jahreszeiten.

dem kühlen Ekbatana zu. Auf diesen Zügen von einem Orte zum andern begleitete sie das ganze unermeßliche Hofgesinde, die Leibwache, der Harem. Man hat in diesen Zügen Reste des alten persischen Nomadenlebens, von dem sich die Achaemeniden auf dem medischen Throne nicht ganz hätten entwöhnen können, sehen wollen. Aber nur Wanderungen des Krieges oder der Weide für die Heerden wegen, von einem Lagerplatze zum andern, von Orten zu Orten, die noch nicht zu festen Wohnplätzen geworden sind, unternommen, können in nomadischen Sitten gegründet seyn; jene Königsreisen hatten keinen Zweck als den eines verfeinerten Lebensgenusses. Mehr erinnert an die alten Stammgewohnheiten die fortwährende Lust der Achaemeniden an der Jagd und dem Leben in der freien Natur. In allen Theilen ihres Reiches hatten sie große Gartenanlagen, sogenannte Paradiese, in denen sie gern weilten theils zur Obstzucht bestimmte, theils parkartige Thiergärten, wo Wild gehegt und gejagt wurde.

Der königliche Harem.

Wie überall in ihrer Lebensweise zeigte sich die Ueppigkeit der Könige auch in ihrem Harem. Zuerst waren der eigentlichen Gemahlinnen, wie schon das Beispiel des Darius zeigt, mehrere; der Prunk, mit dem sie auftraten, war so groß, daß für jedes Stück ihrer Kleidung und ihres Schmuckes, für den Gürtel, den Kopfputz u. s. w. die Einkünfte von Städten und ganzen Gegenden angewiesen waren [1]). Nächst ihnen war eine außerordentliche Zahl von Beischläferinnen bestimmt, den Lüsten des Herrschers den Reiz eines steten Wechsels darzubieten. Hier wurden die Könige an Leib und Seele verderbt, hier war der Schauplatz der Ränke der Weiber und der sie bewachenden Verschnittenen, hier übten sie ihren schädlichen Einfluß auf die Könige und die Reichsregierung, ein Unheil, welches zwar erst nach den Zeiten des Darius mit allen seinen furcht-

1) M. s. die Stellen der Alten, welche diesen erstaunlichen Luxus bezeugen, beim Brissonius, De regio Persar. principatu p. 100.

baren Folgen hervortrat, aber in einem Zustande wurzelte, der damals schon ganz vorhanden war.

Verwaltung der Provinzen. Die Satrapen.

In den unterworfenen Völkern sah der persische Despotismus vor Allem Werkzeuge zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, Launen und Gelüste, besonders durch Herbeischaffung von Geld und Soldaten, als der wichtigsten Herrschaftsmittel. Dies war das Hauptziel, welches die Reichsverwaltung im Auge hatte, und wenn daneben die Sorge für einen thätigen und zweckmäßigen Anbau der Provinzen nicht außer Acht gelassen ward, so geschah es, um sie desto einträglicher zu machen. Zur gehörigen Benutzung aller Hülfsquellen, die das weite Reich gewähren konnte, gehörte vor Allem eine regelmäßige Vertheilung der Leistungen und Lasten, und eine solche war es, die Darius anordnete. Er theilte das Ganze in zwanzig Provinzen, Satrapien genannt, nach ihren Vorstehern, den Satrapen. Diese waren in der Regel aus den angesehensten Familien, zuweilen Verwandte, auch Brüder der Könige. Ihr Hauptgeschäft bestand in der allgemeinen Verwaltung ihrer Provinz, besonders in der Erhebung der Abgaben, auch hatten sie in Friedenszeiten den Oberbefehl über die in der Landschaft stehende Kriegsmacht [1]). Den Mißbrauch so großer Befugnisse zu verhüten, wurden sie durch besondere Bevollmächtigte, welche die Könige in die Provinzen sandten, controlirt; doch war dies keineswegs zureichend, der eigenmächtigen Willkür vieler Satrapen, die oft bis zum Trotz gegen den Hof ging, Grenzen zu setzen. Schon Darius wußte dem gesetzlosen Treiben des Oroetes nur mit einem nicht minder gesetzlosen zu begegnen; dies geschah in der Folge immer öfter; schien ein Satrap gefährlich, oder wurde durch Ränke das Mißfallen des Königs gegen ihn erregt, so fiel sein Haupt ohne alles Rechtsverfahren.

---

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXIV.

Die Steuern und übrigen Lasten.

Die Geldabgaben hatten Cyrus und Kambyses ohne Satz und Regel unter dem Namen von Geschenken erhoben. Darius veranschlagte jede Provinz mit einem bestimmten Betrage; nur das eigentliche Persis, als vom herrschenden Stamme bewohnt, war abgabenfrei. Den gesammten Belauf der Steuern in baarem Gelde, welche Darius schon vor den Eroberungen in Europa erhob, berechnet Herodot[1]), ohne die Tribute einiger benachbarten äthiopischen und arabischen Stämme, auf 14,560 euböische Talente, mehr als dreißig Millionen Thaler unsres Geldes, eine Summe, welche bei aller Größe des Reiches, bei dem hohen Natursegen und dem ausgebreiteten Handel vieler seiner Landschaften doch als sehr bedeutend erscheint, wenn man den damaligen hohen Geldwerth in Anschlag bringt. Kein Wunder, daß Darius wegen seines Geizes verschrien war. Und doch erschöpfen diese Geldabgaben noch lange nicht das ganze Maß der Leistungen, welche die Unterthanen aufzubringen hatten. Denn es kommen noch andere Erpressungen vor, z. B. für die Benutzung der königlichen Schleusenwerke, die man als Bewässerungsmittel nicht entbehren konnte; besonders aber mußten die Provinzen auch für alle Bedürfnisse des Hofes, seiner zahllosen Dienerschaft und der Truppen durch Naturallieferungen sorgen, und dann noch die oft sehr hohen Forderungen der Satrapen befriedigen, die nicht unterließen, den Luxus des Hofes nachzuahmen. Von Tritantaechmes, der Satrap des reichen Babylonien war, erzählt Herodot, daß er seine täglichen Einkünfte auf einen Scheffel Silber berechnete. Er

1) III, 95. Die Hauptsumme ist vielleicht etwas zu groß angegeben, da die Rechnung nicht recht stimmen will, und die Zahl verschrieben scheint. In keinem Falle jedoch ist die Verschiedenheit eine irgend beträchtliche. Die Schwierigkeit ist am besten von Schöll in einer Note zu seiner Uebersetzung beleuchtet. — Der oben angegebene Betrag kommt heraus, wenn man mit Böckh, Metrol. Unters. S. 108, das Verhältniß des euböischen Talents zum attischen wie 25 : 18 setzt, folglich 14,560 euböische Talente = 20,222 2/9 attischen.

unterhielt außer den Kriegspferden eine Stuterei von achthundert Zuchthengsten und sechzehntausend Stuten. Für die Fütterung der gewaltigen Menge seiner indischen Hunde hatten vier große Dörfer zu sorgen, wofür sie steuerfrei waren. Dieses war ohne Zweifel auch der Fall bei den Städten und Gebieten, deren Einkünfte für den Putz der Königinnen, oder, was öfters vorkommt, für den Unterhalt von verdienten Männern und Günstlingen angewiesen wurden. Sonst wären solche Gebiete in kurzer Zeit völlig zu Grunde gerichtet gewesen.

Die Kriegsmacht.

Die Truppen, welche auch in Friedenszeiten durch die Provinzen vertheilt waren, bestanden größtentheils aus eigentlichen Persern, zum Theil auch aus Miethstruppen, besonders griechischen. Daß die Unterworfenen diese zu ihrer Bewachung dienende Heeresmacht selbst unterhalten mußten, befreite sie doch vom Kriegsdienste nicht. Vielmehr mußten sie, wenn bei großen Heerfahrten allgemeine Aufgebote ergingen, Leute stellen, die mit in den Streit zogen. Jedes Volk erschien hier so, wie seine Sitten und Gewohnheiten von Alters her es mit sich brachten; daher bei solchen Aufgeboten eine große Verschiedenheit in Tracht und Waffen, die einem persischen Reichsheere ein sehr buntscheckiges Ansehen gab, Statt fand. Die Anwohner des Mittelmeers, die Kleinasiaten, Aegypter und besonders die Phönicier, mußten den Seedienst verrichten und Schiffe stellen; sie bildeten die Seekriegsmacht Persiens.

Der Despotismus nicht bis zur Vernichtung der Nationalitäten verfeinert.

In jedem Betracht war und blieb das medisch-persische Reich eine äußerlich ganz mechanisch zusammengeschobene Anhäufung verschiedenartiger Bestandtheile, durch kein inneres Band zusammengehalten, durch keinen andern Hebel regiert und in Bewegung gesetzt, als durch Furcht und Schrecken; in so fern eine neue Erscheinung, als hier zuerst auf den Verlauf der uns näher angehenden Weltgeschichte eine bloß materielle Macht eine dauernde und folgenreiche Wirkung ausübt, ohne ein anderes Ziel zu haben als massenhafte Vergrößerung, und ohne für das Zusammenhalten dieser Massen einen innerlichen,

geistigen Kitt zu suchen. Das Mittel, dessen man sich später in Großreichen bedient hat und fortwährend bedient, durch möglichste Herbeiführung der Gleichheit in Sprache, Sitte und Religion die Nationalitäten der Besiegten auszurotten und dadurch alle Freiheitsgedanken in ihnen zu ertödten, ist ein zu feines, als daß der Despotismus auf dieser Stufe der Entwickelung darauf verfallen und zur Ausführung die Wege finden sollte. In der Regel ließen die Perser den Besiegten ihre Weise und ihre väterlichen Einrichtungen, zufrieden, wenn sie den erlassenen Befehlen unweigerlich gehorchten und die gestellten Forderungen befriedigten. Eine Anordnung wie die, welche den Unabhängigkeitssinn der Lydier brechen sollte, ist sonst schwerlich vorgekommen, und auch diese hatte nicht die Umbildung der Nationalität zum Zwecke. Kambyses schändete in Aegypten die Heiligthümer und verfolgte die Priester, aber ein Versuch, den dortigen Cultus durch einen andern zu verdrängen, wurde hier eben so wenig gemacht als bei andern Völkern. Herodot fand ihn, so wie die Civilgesetze und alle übrige Einrichtungen, ganz so wie sie zu den Zeiten der Nationalunabhängigkeit und der eingeborenen Könige gewesen waren, eben so in Babylon noch den alten Götterdienst; bei den Phöniciern begnügte man sich, den furchtbaren Menschenopfern entgegenzuwirken; daß dieses Volk unter einheimischen Fürsten und Obrigkeiten fortlebte, ist schon oben bemerkt. Dasselbe wissen wir von den Juden und den kleinasiatischen Griechen. Als die ionischen Städte nach ihrem in der Folge zu erzählenden Abfalle von neuem unterworfen waren, nahm doch der Satrap Artaphernes keine weitern Maßregeln, als daß er sie nöthigte, in Frieden unter einander zu leben, und ein genaues Kataster über ihre liegenden Gründe aufnehmen ließ, wonach sie künftig die Steuern zu zahlen hatten [1]. Gegen Besiegte, von denen man Trotz und häufige Wider-

1) Herodot V, 42.

spenstigkeit fürchtete, wandte man hier und da das rohe Mittel gewaltsamer Versetzung nach andern Gegenden des weiten Reiches an, wie die Assyrier und die Babylonier die Juden aus ihrem Lande fortgeführt hatten. Gegen diese der Heimath Entrissenen gehalten, war die Lage Derer, welchen man ihr Vaterland und die Form ihrer Gemeinwesen ließ, immer eine leidliche zu nennen: aber kein durch bestimmte Gesetze geregelter Rechtszustand schirmte sie gegen Uebermuth und Frevel der Satrapen und ihrer Diener, der Steuerdruck zehrte an ihrem Wohlstande, und wenn ihre Volksthümlichkeit auch nicht durch List und Gewalt vernichtet ward, so krankte sie doch an dem innern Uebel des Verlustes der politischen Unabhängigkeit, ohne welche der nationale Sinn Schwung und Entwickelungskraft verliert. Aus dieser traurigen Schicksalswendung haben sich die schönen Länder zwischen den Zwillingsströmen und dem Mittelmeere in den dritthalb Jahrtausenden, die seit ihrer Unterwerfung durch die persische Macht verflossen sind, nicht wieder emporzuarbeiten vermocht. Sie sind seitdem aus einer Erobererhand in die andere übergegangen, hin und wieder haben einzelne Landschaften wieder eine Blüthezeit erlebt, aber keine ist von langer Dauer gewesen, es waren mit äußerst wenigen Ausnahmen Schöpfungen der Fremden, deren Bildung sich die alten Volkszustände nie vollkommen assimiliren konnte, und nach einiger Zeit immer wieder von einer andern verdrängt wurde. So ist es gekommen, daß diese Länder immer tiefer gesunken sind, daß auf ihrem Boden jedes höhere geistige Leben vor stumpfsinniger Barbarei gewichen ist.

Die eroberten Länder dennoch allmählich in Barbarei versunken.

Blicken wir von dem unterworfnen Vorderasien nach dem herrschenden Iran hin, und fragen nach dem geistigen Zustande des medisch-persischen Volkes in der Zeit seines Glanzes und seiner Herrschaft, so kann die Geschichte aus Mangel an Quellen nur eine sehr unvollständige Antwort geben. Die Religion erfuhr einige Menschenalter nach Darius eine Veränderung, welche ihrem geistigen Charakter

Veränderter Charakter der Ormuzdreligion. Bilderdienst.

Eintrag that. Man fing an, Götterbilder aufzustellen und zu verehren, wahrscheinlich durch den Einfluß der vorderasiatischen Culte, mit denen man in Berührung gekommen war. Mithras, welcher in den ältern Handbüchern nur als Ized vorkommt, tritt jetzt als eines der obersten göttlichen Wesen, vornehmlich als Sonnengott hervor, und genießt einer besonders hohen Verehrung. Sein Dienst, der in Mysterien begangen wurde, verbreitete sich in späteren Jahrhunderten über das römische Reich; in einer symbolischen Gruppe, wo er in der Gestalt eines schönen Jünglings einen Stier tödtet, erscheint er auf zahlreichen Denkmalen. Ob diese Abartung von der reinen Ormuzdlehre zum Bilderdienst dazu beitrug, ihre alte moralische, stählende Kraft zu schwächen, ist schwer zu sagen, gewiß aber, daß die Religion nicht mehr den frühern wohlthätigen Einfluß auf die Gesinnung übte, sonst würde der Despotismus nicht so viele willige Werkzeuge für alle seine Ungerechtigkeiten und Gelüste gefunden haben. Die Entnervung, in welche die Perser bald nach den Tagen des Darius verfielen, zeigt deutlich, wie ansteckend die wachsende Sittenlosigkeit des Hofes und der Großen war. Ueber den Zustand der iranischen Litteratur in diesen Jahrhunderten sind wir gar nicht unterrichtet, und wenn auch einige Bücher des Zendavesta in der Zeit zwischen Cyrus und Alexander geschrieben seyn sollten, würden sich daraus keine weiteren Folgerungen ziehen lassen. In der Arzneikunst müssen die Iranier sehr ungeschickt gewesen seyn; Darius hat, wie wir sahen, ägyptische Aerzte an seinem Hofe, als diese ihm nicht helfen können, bringt man ihm einen Griechen. Weit mehr Material als für die Beurtheilung der Litteratur und Wissenschaft hat sich für die Kenntniß des Zustandes der bildenden Kunst erhalten in den merkwürdigen Ueberbleibseln großer Baudenkmale, besonders in den berühmten Ruinen von Persepolis, deren Bildwerke uns auch über persische Vorstellungen, Sitten, Gebräuche, Trachten einige Belehrung gewähren.

Die Denkmale von Persepolis.

Persepolis [1]), d. i. Perserstadt, lag in der Landschaft Persis, in einer schönen, fruchtbaren, ihrer gesunden Luft wegen berühmten Ebne; auf einem Vorsprunge der niedern, sie begrenzenden Berge, wo man auf fruchtbare Ebnen mit reicher Bewässerung, auf Anhöhen mit Wäldern und Jagdrevieren der schönsten Aussicht genoß, lag die Königsburg, deren Herrlichkeit Alexander der Große der Zerstörung preis gab; doch haben sich großartige Reste erhalten bis auf den heutigen Tag. Das Volk nennt sie jetzt Takht-i-Dschemschid, d. h. Thron des Dschemschid, oder Tschil-Minär, d. h. die vierzig Säulen, nach einer ungenauen Zählung der noch vorhandenen. Viele europäische Reisende haben sie besucht und beschrieben. Sie stehen auf einer Terrasse, zu welcher eine Doppeltreppe hinaufführt, die der berühmte Reisende Karsten Niebuhr die größte, dauerhafteste und schönste nennt, die je erbaut worden ist; sie ist so breit und bequem, daß noch jetzt Caravanen mit beladenen Kameelen hinaufreiten. Oben fällt der Blick zunächst auf die Reste einer Thorhalle, an deren Pilastern zwei Paar riesenhafte Wunderthiere ausgehauen sind. Das eine Paar stellt eingehörnte Stiere dar, das zweite sogenannte persische Sphinxe, Stiere mit Flügeln und Menschengesichtern mit Bärten, die Tiara auf dem Kopfe. Von dieser Ter-

1) Das Folgende besonders nach Lassen in dem Artikel Persepolis in Ersch und Grubers Encyklopädie Sect. III. Bd. XVII. S. 347., in welchem er die scharfsinnigen Ergebnisse seiner genauen Forschungen, nach seiner Schrift über die altpersischen Keilinschriften und einigen Abhandlungen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, zusammengefaßt hat. Es kommt jetzt noch die neueste dieser Abhandlungen (Zeitschr. Bd. VI. Heft 1.) dazu. In Bezug auf die Bau- und Bildwerke stimmt Lassen in den Hauptsachen mit den Deutungen Heerens in dessen vielgelesener Beschreibung der persepolitanischen Alterthümer, Ideen Th. I. Abth. 1. S. 194 fg. M. vgl. außerdem Ritter, Erdkunde Th. VIII. S. 889 fg. und Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, Bd. I. S. 215 fg.

rassenstufe führt zu einer höheren eine zweite Doppeltreppe, etwas geringer in den Massen als jene, aber höchst prachtvoll verziert, die Wände mit Basreliefs bedeckt. Man sieht Kämpfe des Löwen mit dem fabelhaften Einhorn dargestellt, ferner bewaffnete Männer, zuerst als Thorwächter sieben, eine Zahl, welche auf die Amschaspands geht, dann Leibwachen in größrer Anzahl. Sie tragen den Bart gekräuselt und eine künstliche Haarfrisur, einige das weite medische Gewand und die hohe Tiara, andere eine knapp anliegende, höchst wahrscheinlich die eigentlich persische Bekleidung, und als Kopfbedeckung eine flache Mütze. Weiterhin finden sich feierliche Aufzüge, persische Kämmerer führen Gesandte der unterworfenen Völker an der Hand, andere Abgeordnete, welche die dem Könige bestimmten Geschenke tragen, folgen ihnen.

Auf der höheren Terrasse, zu welcher diese zweite Treppe emporsteigt, findet man zuerst die Reste der Säulenhalle, von welchen Tschil-Minär den Namen führt. Von zwei und siebzig Säulen, die einst in Gruppen geordnet das Gebälk trugen, stehen nur noch siebzehn aufrecht, und auch diese sind vielfach beschädigt. Es scheint dieser luftige Raum die Vorhalle gebildet zu haben zu den palastartigen Gebäuden, welche dahinter lagen, theils auf dieser zweiten Terrasse selbst, theils auf einer noch höhern, dritten. Von etwa zehn solcher Bauwerke sind noch Trümmer vorhanden mit vielen Säulengängen, Treppenabsätzen, Ummauerungen mit meist polirten Marmorwänden und Bildwerken. Einer der Paläste scheint Speisesäle, ein andrer einen großen Gerichtssaal enthalten zu haben. Auf den Basreliefs, welche die Wände dieser Gebäude zieren, ist mehrere Mal der König abgebildet, theils schreitend, an Größe weit hervorragend über seine ihm folgenden Begleiter, unter welchen einer den Sonnenschirm, ein anderer den Fliegenwedel trägt, theils auf einem Thronsessel sitzend, unter ihm ein an der weibischen Tracht als Eunuch zu erkennender Fliegenwedelträger, über ihm eine schwebende Gestalt,

ohne Zweifel sein Ferver. Ein Mal steht vor dem so dargestellten Könige ein Gesandter, der den Mund mit der Hand bedeckt, als ob er seinen Athem verhindern wollte, den König zu verunreinigen, wie es die persische Hofsitte erforderte; unter dem Throne stehen in vier Reihen vierzig Leibwächter; es wird hier also dem Könige gehuldigt, indem er ruht auf der Kraft und Tapferkeit seines Heeres, und unter der Obhut seines Schutzgeistes steht. Auf andern Reliefs ist er vorgestellt ohne königlichen Schmuck, in einem losen, aufgeschürzten Gewande, mit nackten Armen, im Kampfe begriffen mit einem Ungethüm, dem er einen gewaltigen Dolch in den Leib rennt. Diese Vorstellung wiederholt sich vier Mal, aber die Ungeheuer sind sich nicht gleich. Es sind phantastische aber nicht ungefällige Zusammensetzungen aus Theilen verschiedner Thiere. Das eine, der sogenannte Greif, hat den Leib eines Vierfüßers, den Kopf und die Klauen eines Adlers, und ist geflügelt. Man hat geglaubt, die Urbilder dieser Wundergestalten, so wie der colossalen in der Thorhalle, in gewissen Fabelthieren des indischen Volksglaubens, welche Ktesias beschreibt, zu entdecken, sie scheinen aber eher der babylonischen Symbolik entnommen zu seyn. Symbolisch sind nämlich diese Darstellungen alle zu fassen. Die erlegten Ungethüme bedeuten die Schöpfung Ahrimans, welche der König als Kämpfer Ormuzds besiegt; von den Thieren am Eingange scheinen die Sphinxe das mit Weisheit und Kraft herrschende Königthum, die eingehörnten Stiere das starke, thätige, arbeitsame Volk zu bezeichnen. Auf den Wänden der Treppen und Säle findet sich eine große Zahl von Inschriften in Keilschrift, die alle entweder noch in dreifacher Schrift und Sprache eingehauen sind, oder es ursprünglich waren. Die eine dieser Gattungen, die den Forschern zu lesen und zu entziffern gelungen ist, ist altpersische Schrift und Sprache, die beiden andern scheinen assyrisch und babylonisch zu seyn, als die Sprachen derjenigen Reiche und Völker, deren Herrschaft die medisch-persischen Könige

als der ihrigen am nächsten verwandt betrachteten, auf deren Unterwerfung sie das meiste Gewicht legten. Der Inhalt der Inschriften bezieht sich meist auf Darius I. und seinen Sohn Xerxes, sie besagen, daß einer oder der andere dieser Fürsten dieses oder jenes Bauwerk gegründet habe, nach dem Willen des großen Gottes Ormuzd, Schöpfers des Himmels und der Erde; sie zählen die Völker auf, welche ihnen dienen. Es mag seyn, daß Kambyses, vielleicht auch schon Cyrus, den Grund zar Königsburg von Persepolis gelegt haben; aber wir können nach dem Inhalte der Inschriften nicht bezweifeln, daß die meisten und wichtigsten Bauten von Darius und Xerxes herrührten, ihre Nachfolger haben gewiß sehr wenig hinzugefügt. Cyrus hatte sich an dem Orte, wo er durch den Sieg über das Heer des Astyages zu seiner Macht und seinem Reiche den Grund gelegt, eine andere Stadt gegründet, Pasargadae [1]); dort war er begraben, die Grabstätten der übrigen Achaemeniden waren zu Persepolis. Auch diese Königsgräber sind noch vorhanden, drei ganz in der Nähe der Palastruinen, vier andere an einem entferntern Orte, der jetzt Naksch-i-Rustam heißt, d. i. Bild des Rustam, eines Helden aus der Sage der neueren Perser. Sie sind einander fast ganz gleich, wenigstens sind es ihre großen tief in den Felsen gehauenen Façaden mit merkwürdigen Reliefs. Jedes derselben zeigt eine Art von Katafalk oder Doppelthron, von männlichen Figuren mit emporgestreckten Armen getragen, auf dem obersten Gebälk desselben, einem Altar mit loderndem Feuer gegenüber, die Gestalt des hier begrabenen Königs, ohne den Schmuck und die Zeichen seiner Würde. Die linke Hand trägt einen Bogen, dem die Sehne fehlt, denn der Kampf des diesseitigen Lebens ist ausgekämpft; die rechte ist, wie die des über ihm schwe-

Die Gräber der Achaemeniden.

1) Die Identität von Pasargadae und Persepolis behauptet irrig Heeren a. a. O. S. 269 fg. M. s. dagegen Lassen in der Encyklopädie von Ersch und Gruber Sect. III. Bd. XII. S. 467 fg.

benden Fervers, im Gebet zu Ormuzd erhoben, von dem er sein Loos im künftigen Leben zu erwarten hat.

Aus dieser Nähe der Königsgräber, und aus dem Umstande, daß Babylon, Susa und Ekbatana als die Städte, wo die persischen Könige ihren Aufenthalt abwechselnd nahmen, genannt werden, nicht aber Persepolis, hat man schließen wollen, daß dieses in den blühenden Zeiten des Reiches nicht Residenz der Könige gewesen sei, sondern ein großes, zu ihren Grabstätten bestimmtes Nationalheiligthum. Dem widersprechen aber die deutlichen Bezüge der Basreliefs auf Handlungen und Genüsse des Weltlebens. Persepolis war gewiß heilige Todtenstätte der Könige, aber nicht diese allein, wenigstens haben Darius und Xerxes in den Palästen, die sie dort für das Leben erbauten, gewiß auch zuweilen für einige Zeit ihren Sitz genommen. Unter ihren Nachfolgern scheint dies nur sehr selten geschehen zu seyn, und daher rührt es wol, daß Persepolis unter den gewöhnlichen Aufenthaltsorten der Könige nicht mehr genannt wird.

Kunststil der Bau- und Bildwerke.

Ein eigenthümlicher Baustil ist in den persepolitanischen Denkmalen nicht zu verkennen; man gewahrt ihn besonders in den Säulen. Capitäl und Basis treten zurück gegen den schlanken zierlichen Stamm, welcher dem Bauwerke den Eindruck des Leichten, Emporstrebenden giebt, eine Neigung und Richtung, die sich auch in der terrassenartigen Anlage des Ganzen zeigen. Die Trefflichkeit der Ausführung, die Schärfe und Glätte der behauenen Steine, die Genauigkeit ihrer Einfügung werden von allen Reisenden bewundert. In den Sculpturen fehlt der Ausdruck lebendiger Bewegung und die Individualisirung, die Künstler verstanden es nicht, den einzelnen Gliedern des menschlichen Körpers die Richtung zu geben, welche sie nach der Stellung der ganzen Figur haben müßten. Aber im Einzelnen herrscht, bei einer meist saubern und fleißigen Ausführung, ein tüchtiges und gelungenes Streben, die Natur nachzuahmen, den Köpfen liegt ein wohlgebildeter

Typus zu Grunde, die der Könige besonders machen den Eindruck einer ernsten, sich sehr würdig darstellenden Männlichkeit [1]).

Daß die besondere Kunstgestaltung, welche sich hier zeigt, nicht Eigenthum der eigentlichen Perser seyn kann, springt in die Augen. Die Grundlage ihrer Bildung war die des gesammten Zendvolkes, in der Civilisation blieben sie lange hinter den Medern zurück; Alles, was die Kunst angeht, wird also weit eher medisch als persisch zu nennen, und unter den Medern am meisten von der Kaste der Magier betrieben worden seyn, wie auf dieser Stufe der Entwickelung überall das höhere geistige Gebiet von den Priestern gepflegt wird. Die persepolitanischen Paläste werden also nach medischen Mustern gebaut seyn. Die Neigung zum Terrassenartigen erinnert an ein Bergland, das war aber Medien nicht minder als Persien, für die Einerleiheit des Baustils spricht überdies die an der Stelle, wo das alte Ekbatana stand, aufgefundene Basis eines cannelirten Säulenschafts, vollkommen in der Art und mit den Verzierungen der persepolitanischen. Nichts hindert, diesen medischen Baustil als einen in Iran einheimischen, oder doch, wenn auch fremde Muster zum Grunde lagen, nach den Bedürfnissen und der Richtung des Volkes eigenthümlich ausgebildeten zu betrachten. Anders verhält es sich mit der Sculptur. Denn diese erwächst zunächst aus dem Bedürfnisse eines Cultus, dessen Göttern die Phantasie eine bestimmte Gestalt gegeben hat, die iranische Götter- und Dämonenlehre aber war, als Darius und Xerxes bauten, noch eine gestaltlose. Von einer andern Anwendung und Ausbildung der zeichnenden Künste bei Medern und Persern ist nichts bekannt, es stehen die persepolitanischen Reliefs für uns als etwas Vereinzeltes da, daher man wol auf den Gedanken kommen kann, daß fremde Künst-

---

1) Waagen, Kunstwerke und Künstler in England und Paris Th. I. S. 108.

ler diese Bildwerke nach den Angaben der Magier und dem persischen Leben gemäß, welches sie vor sich sahen, anfertigten. Doch läßt sich kein Volk angeben, mit dessen plastischem Stil sie ganz harmonirten. Am ersten könnte man nach den neuesten Entdeckungen an eine assyrische Kunstschule denken, da die zu Ninive ausgegrabenen Reliefs mit den persepolitanischen Aehnlichkeit zu haben scheinen; dann muß man aber einen bedeutenden Rückschritt jener Künstler annehmen, da die Werke von Ninive lebendiger und ausdrucksvoller sind. Es könnte also doch wol eine eigene medische Bildnerkunst gegeben haben, die mit der assyrischen aus einer Wurzel stammte, aber nicht so entwickelt war wie diese, und immer eine untergeordnete blieb.

Unreife der medisch-persischen Entwickelung.

So erscheint nach vielen Seiten hin das medisch-persische Wesen als ein unreif und unvollkommen gebliebenes. Der iranische Kastenstaat stand an Durchbildung hinter dem indischen und dem ägyptischen weit zurück, und konnte sich daher leicht in einen Kriegerstaat auflösen, aber auch als solcher gewann er die Festigkeit nicht, die er bedurft hätte, um dem Despotismus Schranken zu setzen, und der Entnervung, die er hervorrief, zu entgehen. Der alte Orient scheint bestimmt gewesen zu seyn, seine Wirkungen auf die Welt durch die Energie einer streng in sich gekehrten Abgeschlossenheit zu üben; die mannigfachen Gestaltungen, welche aus einem stets thätigen, in die Weite strebenden Ringen hervorgehen, gehören dem freien Geiste an, für dessen Wachsthum und Entwickelung die Geschichte einen andern Schauplatz, den europäischen, bestimmt hatte.

Zwölftes Capitel.

Griechenlands geographische Beschaffenheit und älteste Zeiten.

Gaben und Vorzüge des griechischen Volksgeistes

Gleich bei dem Uebertritte von Asiens am weitesten nach Westen vorgeschobenen Küsten nach Europa findet die Geschichte das Volk der Griechen, dessen Cultur dem ganzen Welttheile als Muster vorgeleuchtet hat, und in vielem Betracht unerreicht geblieben ist. Man nennt diese Bildung häufig die classische, und begreift dann darunter auch die römische, und in der That stehen beide zum classischen Alterthume gerechneten Völker, die Griechen und die Römer, auf demselben geistigen Boden und in demselben Kreise geistiger Entwickelung; aber innerhalb desselben kommt den Griechen ein großer und entschiedener Vorzug zu, nicht nur weil ihre Bildung das Ur- und Vorbild der römischen, sondern auch, weil sie eine ungleich feinere und vielseitigere war. In Griechenland ist der im Menschengeschlechte lebende und sich durch eine Reihe von Völkern fortentwickelnde Geist in eine neue Periode seiner Gestaltung und Wirksamkeit getreten. Große Gaben und Triebe, dem Orientalen entweder ganz versagt oder nur in geringem Maße zu Theil geworden, waren dem glücklich organisirten Volke der Griechen verliehen: eine ungemeine Feinheit, Beweglichkeit und Gewandtheit des Geistes; die

Kraft, innerhalb des Ganzen der Nationalität viele individuelle Gestalten zu erzeugen, und der Trieb, sie mannigfach auszubilden; das Bedürfniß und die Fähigkeit, veraltete, leblos gewordene Formen abzustreifen und sich neue anzueignen; das Bewußtseyn des ganzen Werthes der Freiheit im Staatsleben, und das kräftigste Ringen nach ihrer Erlangung und Behauptung; ein klarer, die Formen der erscheinenden Natur scharf erkennender und in die Gedankenwelt tief eindringender Blick, und die Gabe, dem hier Geschauten sein Ab- und Gegenbild zu geben in Kunst und Wissenschaft.

Durch alles dieses war, dem Geiste des Morgenlandes gegenüber, ein großer Fortschritt begründet: der Orientale gab sich entweder der erscheinenden Natur ganz hin und wurde von ihr unterjocht, oder er verwarf sie ganz, indem er sie nur als ein Negatives, als bloße Schranke betrachtete, und die Befriedigung für den Geist jenseits aller Erscheinung suchte; die lebendige Mitte des Geistes und des Gegenstandes, in der beide sich stets auf einander beziehen, blieb ihm fremd. In diese Mitte zu dringen, war zuerst dem Griechen vergönnt. Er ließ sich von der sinnlichen Erscheinung eben so wenig überwältigen, als er sie wegwarf, er adelte und erhob sie und zugleich den Genuß, den sie gewährt. Die Natur zeigte sich ihm vom Geiste durchdrungen; er hatte das lebendigste und feinste Gefühl für die Schönheit ihrer Formen und für die Bedeutung derselben; und indem er sie so darstellte, wurde er der Schöpfer der bildenden Kunst im höhern Sinne, von der die Orientalen nur Anfänge hatten haben können. Derselbe von jener lebendigen Mitte befruchtete Geist sprach sich in seiner Poesie aus. Hier auf dem Kunstgebiete wie im Staate und im ganzen praktischen Leben, genoß der Grieche des großen Vorzugs, seine Seelenkräfte ganz auf das unmittelbar Gegenwärtige, Wirkliche, Nächste zu concentriren, weil er in ihm die Befriedigung fand, die dem oft in einer Unendlichkeit von Betrachtungen umherschwei-

im Gegensatz zum orientalischen.

fenden Neuern abgeht. Und weil Kunst und Poesie so vom Leben ausgingen und auf dem Boden desselben standen, wirkten sie auch wieder auf das Leben und durchdrangen es, sie gaben ihm Schwung und Anmuth. Die Kunst empfing die Realität vom Leben, und gab ihm Idealität zurück. Andererseits verknüpfte der Grieche die reine Betrachtung der Idee mit den Ergebnissen der Erfahrung und Beobachtung, und gestaltete so die Wissenschaft.

Seine Schattenseiten.

Indeß kann keine irdische Erscheinung die Trefflichkeit und Begabung aller Entwickelungsstufen in sich schließen; vielmehr zeigen sich im Völkerleben manche Eigenschaften um so vollkommner, je mehr andere schon in die Vergangenheit zurückgetreten, oder der Zukunft noch vorbehalten sind. So verhält es sich auch mit den alten Griechen. Wenn es wahr ist, daß jenes Festhalten der lebendigen Gestalt, jenes rein auf die Gegenwart und das Nächste gerichtete Wirken und Schaffen als Vorzüge erscheinen, nur erreichbar durch einen heidnischen Sinn, welcher die Befriedigung durch die Welt der Erscheinung und ein volles Vertrauen zu sich selbst herbeiführt [1]): so waren doch diese Vorzüge erkauft durch den Mangel der Beseligung, welche der Glaube an einen einigen, alle Menschen mit gleicher Liebe umfassenden Gott gewährt. Aber auch ohne zu der Höhe des Unterschieds zwischen heidnischer und christlicher Weltansicht emporzusteigen, springen jenen glänzenden Lichtpunkten gegenüber die Schattenseiten des griechischen Wesens stark genug in die Augen. Heftige Leidenschaften und Begierden, Leichtsinn, Unstätigkeit, fortwährende Eifersucht und Zwietracht unter den verschiedenen Staaten und im Innern derselben, Zerrissenheit durch Parteiung, Hader und Verrath haben die schönsten und edelsten Erscheinungen oft befleckt und getrübt, und den beklagenswerthen Untergang der Nationalunabhängigkeit viel

1) Göthe, Winckelmann und sein Jahrhundert S. 397; Werke Th. XXX. S. 13.

früher herbeigeführt, als geistiger Verfall und Erschlaffung eingetreten waren. Trotz dem allen hat es seinen guten Grund, wenn wir über dem Herrlichen und Fesselnden des altgriechischen Lebens die Unvollkommenheiten desselben leicht außer Acht lassen. Es ist das harmonische Zusammenstimmen verschiedener Richtungen und Fähigkeiten, der wunderbare Schönheitssinn und Kunstgeist, der Alles durchdringt, verschmelzt und färbt, die uns das Ganze wie eine einer höhern Region angehörende, über die gemeine Wirklichkeit erhabene Erscheinung erblicken lassen. „Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, sagt ein tief eindringender Beobachter, liegt der Vorzug der Alten gegen uns nicht sowol in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Lichte, das sich bei ihnen über sie ergoß" [1]).

Eindruck des Ganzen seiner Erscheinung.

Daß Europa's Naturbeschaffenheit die Entwickelung von Völkern begünstigt, in welchen verschiedene Lebensrichtungen einander so ausgleichen, daß keine zu einer einseitig überwiegenden Herrschaft gelangt, ist der Beobachtung der Alten nicht entgangen. Der Erdbeschreiber Strabo, er selbst ein kleinasiatischer Grieche, nennt [2]) Europa den zur Hervorbringung von Menschen- und Bürgertugenden geeignetsten Erdtheil; denn in den warmen und ebenen Strichen blühen wegen der Fruchtbarkeit und Lebensbehaglichkeit die Künste des Friedens, die rauhen und gebirgigen erzeugen wehrhafte und kriegerische Männer, beiderlei Bodenbeschaffenheit aber berühre und durchkreuze sich in dem vielgestaltigen Erdtheil so mannigfach, daß jene verschiedenen Eigenschaften der Bewohner einander leicht ergänzen. — Was Strabo hier über vielfache Berührung von Gegenden, die durch ein warmes Klima fruchtbar sind, mit kälteren Bergländern sagt, gilt besonders von den drei

Wirkung der Natur Europa's auf seine Bewohner.

1) W. v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache, Einleitung S. XLIII.

2) II. p. 126 u. 127.

Halbinseln, in welche Europa, in dieser Gestaltung merkwürdiger Weise ganz mit Asien übereinstimmend, nach Süden ausläuft. Und wie im Innern dieser Halbinseln Bergland, Abhang und Ebne sich durchschlingen und auf einander wirken, so regt an ihren Grenzen das Meer, welches ihre buchtenreichen Küsten mannigfach gestaltet, zur Thätigkeit auf, und hat keinen geringen Antheil an der Entwickelung der Cultur.

Die griechisch-türkische Halbinsel.

Die östliche dieser drei Halbinseln, die wir nach den Hauptbewohnern im Alterthum und in der neuern Zeit die griechisch-türkische zu nennen pflegen, bietet nach der geographischen Gestaltung wie nach dem Völkerleben die größten Verschiedenheiten dar. Im Norden ist sie breit, zusammenhängend, massenhaft; je weiter nach Süden, je unregelmäßiger wird ihre Figur, je mehr verengt, verästet sie sich, je größer wird die Ausdehnung der Küsten. Sie ist ganz erfüllt von zusammenhängenden Bergreihen, die als fortlaufende Kettengebirge die natürlichen Grenzen ihrer einzelnen Theile ausmachen, und diese bestehen wiederum fast nur aus Berg- und Hügellandschaften; ausgedehnte Hoch- und Tiefebenen fehlen. Daher eine große natürliche Theilung des Ganzen in getrennte, größere und kleinere Gebiete Statt findet, deren Vereinzelung und Abgeschlossenheit durch den Mangel an großen und bedeutenden Flüssen noch vermehrt wird. Und daraus erklärt sich auch die Leichtigkeit der Absonderung der Bewohner, nicht nur der Stämme desselben Volkes, sondern auch einander ganz fremder Nationen, welche auf dieser Halbinsel immer neben einander lebten und fortwährend leben. Zu keiner Zeit hat eine derselben alle andern um- und sich einzubilden vermocht; ja die schroffsten Gegensätze des Lebens, der Cultur und Gesittung, der Regierungsformen und Religionen sind stets herrschend geblieben. Während das Alterthum im Süden der Halbinsel das griechische Volksthum seine hohe Blüthe und Reife erreichen sah, blieb ein großer Theil des Nordens barbarisch.

Vom übrigen Europa wird die Halbinsel durch eine Gebirgskette geschieden, welche sich von Westen nach Osten, von den julischen Alpen und dem adriatischen Meere bis zum schwarzen hinzieht, in ihrem östlichen Verlaufe Hämus oder Balkan heißt. Die Abhänge derselben nach Süden sind rauher, unwirthlicher Natur, ein Hauptgrund, warum die Bewohner derselben immer der Cultur wenig zugänglich gewesen sind. Thracien, Macedonien und Illyrien sind die Namen der Länder, welche von Osten nach Westen auf einander folgend an diesen Abhängen liegen. Gebirgsarme, welche von der großen Kette aus nach Süden gehen, bilden natürliche Scheidewände zwischen ihnen. Thracien ist ein Kesselland, Macedonien hat eine terrassenförmige Bildung, beide enthalten, mitten unter Bergmassen, Ebnen und Thäler von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. Sie stoßen im Süden an das, Griechenland von der kleinasiatischen Halbinsel trennende, ägäische Meer, aus welchem die schmale Straße des Hellespont in das kleine, Propontis genannte Meerbecken, aus diesem die noch schmalere flußähnliche des Bosporus in das schwarze Meer führt, so daß im Süden von Thracien die Festländer Europa's und Asiens nur durch enge Meeresarme von einander geschieden sind. Das schwarze Meer, welches die Alten euphemistisch das gastliche nannten, da es früher wegen der Stürme, Seeräuber und wilden Anwohner das ungastliche geheißen hatte, bespült Thraciens Ostküste. Thracien und Macedonien.

Südlich von Illyrien und Macedonien folgen im Osten Epirus, im Westen Thessalien. Diese Landschaften pflegt man unter dem gemeinschaftlichen Namen von Nordgriechenland zu begreifen, da Einige sie, besonders Thessalien, schon zu Hellas rechneten. In Epirus zeigt das Gebirge eine durch die Thätigkeit alter, nun seit Jahrtausenden ruhender Vulcane wild zerklüftete und zertrümmerte Gestalt[1]; Epirus und Thessalien.

---

1) v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Abth. II. S. 636.

das beckenförmig gebildete Thessalien ist in seinen Bergabhängen und Ebnen sehr fruchtbar. Die zwischen beiden Ländern laufende Fortsetzung einer großen von Norden nach Süden ziehenden Bergreihe, deren wilde, nackte, zackige, fast immer beschneite Felsgipfel sich sehr hoch, wahrscheinlich sieben bis achttausend Fuß über das Meer erheben, führt den Namen des Pindus. Es ist dieser als der Hauptknotenpunkt aller griechischen Berge zu betrachten. Die Gebirge des westlichen Hellas, die mit verschiedenen Namen belegt werden, sind der Hauptsache nach eine von seinem Südfuße auslaufende, von Nordwest nach Südost bis zur mittäglichen Spitze von Attika laufende Bergkette. Im Norden Thessaliens sendet er einen Zug nach Osten, der dieses Land von Macedonien scheidet, und im Olympus, dem berühmtesten der verschiedenen Berge, welche diesen Namen hatten, endet. In der Nähe der Meeresküste, welche die Ostgrenze Thessaliens bildet, sind die Berge Ossa und Pelion; zwischen dem Olymp und dem Ossa fällt der Penëus, der ansehnlichste aller hellenischen Flüsse, ins Meer und bildet hier das Thal von Tempe, bei den Alten wegen seiner ungemeinen Naturschönheit hochgefeiert. Sie schildern den Eindruck des ruhig und anmuthig hinfließenden Stromes, der hohen und grottenreichen Felswände, die ihn umgeben, der reizenden Bäche, die sich von ihnen herab ergießen, des malerisch geordneten, schattenreichen Gebüsches, der Fülle der Singvögel, die es beleben, als einen entzückenden. Im Süden Thessaliens erhebt sich der Oeta. Durch diese Gebirge ist das Land nach allen Seiten gegen feindliche Anfälle geschützt, wenn die wenigen Pässe, die einen Eingang gewähren, behauptet werden. Die berühmtesten derselben sind im Norden der durch das Thal von Tempe führende, im Süden die Thermopylen, gebildet durch eine Straße, die zwischen dem letzten steilen Absturz des Oeta und dem Meere hinläuft. Dieser etwa zwei Wegstunden lange Paß war nicht minder als für Thessalien für das eigentliche Hellas von der größten Wich-

tigkeit; nur durch ihn war es Heeren aus dem Norden in dasselbe zu dringen möglich, und bei gehöriger Besetzung wurde er ohne Schwierigkeit vertheidigt, da er an einigen Stellen so schmal war, daß nicht zwei Wagen neben einander fahren konnten. Jetzt haben Anschwemmungen des Meeres den Weg sehr erweitert; aber noch läßt die Gegend, ganz wie die Alten sie beschreiben, sich erkennen, auch die warme Quelle, nach welcher der Paß den Namen führt, ist noch vorhanden, und noch sprudelt ihr heißes Schwefelwasser aus einem Waldhügel hervor [1]).

Naturbeschaffenheit des eigentlichen Hellas.

Im Süden der Thermopylen beginnt Hellas im engern Sinne. „Hier tritt die eigenthümliche Bildung des Landes am vollkommensten hervor in dem außerordentlichen Wechsel zwischen den gewöhnlich steilen, häufig nackten, allein sehr romantischen Bergen und den reichen und üppigen Ebnen, in der vielfachen Zerstückelung der meist nur beschränkten Gebirgsgruppen, die gewöhnlich durch niedrigere Rücken verbunden werden, in der daraus hervorgehenden leichtern Zugänglichkeit und der Möglichkeit einer größern Einheit bei steter Zerspaltung im Einzelnen.“ [2]) Die Natur selbst ist es also, welche hier die Einerleiheit, das Verschmelzen des Volkes zu einer Masse, wodurch freilich gemeinsames Wirken, aber auch Geistesverflachung und Despotismus gefördert werden, unmöglich gemacht hat. Hellas ist das Land der schärfsten, dicht neben einander stehenden Contraste. Nicht nur Meer und Land, Berg und Thal, jäher Fels und erdreiche Ebne wechseln mannigfach mit einander ab, sondern so verschieden ist zuweilen in zwei nachbarlichen Ebnen die Bodenbeschaffenheit, daß in der einen die Betten der Flüßchen und Bäche fast immer mit Wasser gefüllt, in der andern fast immer trocken sind [3]). In der heißen Jahreszeit sind die meisten ausge-

1) Brandis, Mittheilungen über Griechenland Th. I. S. 139 fg.
2) Meinicke, Lehrbuch der Geographie S. 143.
3) Forchhammer, Hellenika S. 3.

trocknet; ein reichlicher Thau ersetzt diese Wasserarmuth hinlänglich.

Seine reiche Küstenentwickelung und Gebirgsgliederung.

Der Lauf der Flüsse kann meist nur kurz seyn, da das Land schmal ist zwischen den Meerestheilen, die es von allen Seiten umgeben und einengen. Tief dringt das Meer ein in alle Küsten, gliedert und gestaltet sie auf das mannigfachste, bildet zahlreiche Busen und in ihnen Buchten. Kein Theil des Festlandes hat bei gleicher Raumgröße eine so ausgezeichnete Uferentwickelung wie Griechenland; auf 3¼ Geviertmeile Flächeninhalt kommt eine Meile Küstenlänge [1]), ein höchst vortheilhaftes Verhältniß, denn in dem Maße, wie die Berührungen der Länder mit dem Alles bewegenden und verbindenden Meere zunehmen, wachsen unter sonst gleich vortheilhaften Umständen die Rührigkeit und Thätigkeit der Völker, die Schnelligkeit ihrer Entwickelung, ihr Wechselverhältniß zu andern Nationen. Gänzlich vom Meere getrennte Binnenländer sind fast ohne Ausnahme zu einer sehr untergeordneten, oder zu einer passiven Stellung bestimmt, sie empfangen höchstens Cultur von außen, entwickeln sie nicht weiter und erzeugen keine eigenthümliche. Wie sehr begünstigte dagegen Griechenlands Raum- und Bodenbeschaffenheit das Wachsthum der Bildung! Die natürliche Sonderung der Landschaften vermöge der Bergrücken und der Unwegsamkeit der Landstraßen beförderte eine große Mannigfaltigkeit von Verhältnissen und Zuständen, während das Meer doch auch wieder eine leichte Verbindung darbot. Das Gebirgs- und das Meereselement sind einander in ihren Wirkungen so entgegengesetzt, daß jenes die Menschen abschließt und beharrlich macht, dieses zu einer stets regen, an unruhige Neuerungssucht grenzenden Thätigkeit treibt; neben einander gestellt und aufeinander wirkend, vermögen ihre Einseitigkei-

1) Bobrik, Griechenland in altgeographischer Beziehung S. 26. Ein für die gedrängte Uebersicht reicher Details sehr empfehlenswerthes Buch.

ten sich auszugleichen. Beide haben aber auch das mit einander gemein, daß sie die Kräfte des Menschen vor Trägheit und Weichlichkeit bewahren, sie stählen, spannen, wach erhalten. Und in beiderlei Leben bewegten sich die Griechen.

Klima und Fruchtbarkeit.

Eben so ausgleichender Art sind in diesem Lande die Wirkungen des Klima's, der Luftbeschaffenheit, der Fruchtbarkeit, befriedigend und genußreich auf der einen, zu unerlaßlicher Kraftübung spornend auf der andern Seite. Die Hitze, welche die Lage zwischen dem 36ten und 39ten Breitengrade mit sich bringt, wird durch die Winde, die von der See und den vielen hohen Berggipfeln, deren manche den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, herwehen, sehr gemäßigt; die ungemein klare Luft, der Glanz der Sonne und des Himmels lassen alle Gegenstände in einem reinern und hellern Lichte erscheinen als im mittlern Europa, selbst als in Italien. Das Klima befördert die Fruchtbarkeit des Bodens auch da, wo unter höhern Breitegraden die gebirgige Beschaffenheit sie ganz verhindern würde. So läßt die Natur das Getreide den Weinstock, den Oel- und Feigenbaum reichlich gedeihen; aber arbeitlos giebt und gab sie nichts, und bewahrte dadurch die Griechen vor der Erschlaffung, die eine zu üppige, keine Mühe des Anbauers erfordernde Fruchtbarkeit mit sich führt.

Mittelgriechenland.

Dies ist im Allgemeinen die Naturbeschaffenheit von Hellas; die einzelnen Landschaften vereinen jene eigenthümlichen Contraste theils in sich selber, theils trägt die eine diesen, die andere jenen überwiegenden Charakter. Zunächst von den Thermopylen kam man in das sich an der Küste des östlichen Meeres hin erstreckende Gebiet der epiknemidischen und der opuntischen Lokrer, von da in das phocische Land, wo der hochberühmte Musenberg Parnaß lag, und an dessen südwestlichem Abhange der nicht minder berühmte Orakelort Delphi, welcher den Hellenen als Mittelpunkt ihres Landes, ja der ganzen Erdscheibe galt, und deswegen der Nabel der Erde genannt wurde. Der vom

Lokris, Phocis.

Delphi.

korinthischen Meerbusen hinansteigende Wanderer sah Stadt und Tempel in einem abgeschlossenen, erhabenen Felsthale vor sich liegen [1]). Von der Herrlichkeit der Bauwerke, die er erblickte, sind nur äußerst spärliche Trümmer übrig; aber noch dringt aus einer Schlucht des Thales das schöne, kühle Wasser der castalischen Quelle hervor, einst das Weihwasser für Alle, die irgend ein religiöser Zweck zum Heiligthum des Apollo führte, da ihm eine sündentilgende Kraft zugeschrieben wurde. Zu dem Musenborn, aus welchem poetische Begeisterung getrunken wird, ist der castalische Quell erst von späten römischen Dichtern umgedeutet worden [2]).

Das westliche Hellas. Westwärts von Phocis lagen das äußerst kleine Bergland Doris und das Gebiet der ozolischen Lokrer, weiter Aetolien, welches die Rauhheit und Wildheit seines Bodens dem Charakter seiner Bewohner aufdrückte, und, durch den Fluß Achelous vom ätolischen Lande geschieden, Akarnanien, welches, an das jonische Meer stoßend, Hellas nach Westen hin beschloß. Wendet man sich von Phocis nach Böotien. Osten, so kommt man nach Böotien, welches durch den Helikon und eine Reihe von diesem ausgehender niedriger Berge in einen nördlichen und einen südlichen Theil getrennt ist. Der erstere ist ein tiefer Gebirgskessel, zum Theil erfüllt von dem See Kopais, oder vielmehr von einer diesen Namen tragenden Seebene, denn zu einem zusammenhängenden See wird sie erst gegen das Ende des Winters, wenn die hineingehenden Flüsse, von den Regengüssen angeschwellt, immer mehr Wasser zusammengeführt haben. Mit dem Frühling und dem Vertrocknen der Winterbäche beginnt die Wasserfläche allmählich zu sinken, Ackerland tritt hervor, und während des Sommers bleiben nur einige tiefe Sümpfe übrig. Der Abfluß in das Meer erfolgt

---

1) Brandis a. a. O. S. 259.

2) Ulrichs, Reisen und Forschungen in Griechenland Th. I. S. 40. 48 fg.

durch unterirdische Abzugskanäle, Katabothren genannt; es sind lang gezogene natürliche Höhlen im Kalkgebirge, welches den See umgiebt. Am Ufer desselben lag das einst berühmte und bedeutende Orchomenos. Zuweilen sind die Ueberschwemmungen weit über das gewöhnliche Maß hinausgegangen; in uralten Zeiten ereigneten sich einige so gewaltige, daß ganze Städte verschlungen wurden [1]). — In einer ziemlich großen, fruchtbaren Ebene des südöstlichen Böotiens war das in der historischen Zeit an der Spitze der ganzen Landschaft stehende Theben erbaut. Böotien war eines der fruchtbarsten Gebiete Griechenlands und gewöhnte seine Bewohner an die Freuden des Schmausens; sie waren als Prasser und Schlemmer bekannt [2]).

Attika.

Die Südgrenze Böotiens bilden die rauhen Gebirge Kithäron und Parnes; jenseits derselben breitet sich Attika aus, die Krone von Griechenland in jeder geistigen Lebensthätigkeit, aber nicht in der Ergiebigkeit des Bodens. Dagegen hat es in dem durch ausgedehnte Küstenstrecken allen andern Ländern vorangehenden Hellas wieder die ausgedehntesten, und konnte also seine Bewohner mit dem Elemente des Meeres besonders befreunden. An der westlichen Küste, wo das vom Süden her eintretende Meer den saronischen Busen bildet, liegt mit seinem Hafen Athen, dem Peloponnes zugekehrt; zu Lande ist dieser von Attika noch durch die kleine Landschaft Megaris getrennt.

Der Peloponnes.

Der großen östlichen Halbinsel ist als ihr Schluß und Südende eine besondere kleine angehängt, der Peloponnes; doch ist er fast mehr Insel als Halbinsel zu nennen, da er, mit Mittel-Griechenland nur durch die schmale Landenge von Korinth verbunden, von vier Seiten vom Meere umflossen ist, also ein abgeschlossenes, abgerundetes Ganzes bildet, welches sich eben darum, obschon in Volksthum und Bildung ein Theil von Hellas, in manchem Betrachte

---

1) Ulrichs a. a. O. S. 205 fg.
2) Otfr. Müller, Orchomenos S. 408.

selbständig entwickeln konnte, wie es in sich selbst wiederum Verschiedenheiten und Gegensätze darbot. Auch der Peloponnes ist fast ganz Gebirgsland, und zum Theil sehr hohes. In der Mitte ist ein unebnes, wellenförmiges Tafelland, Arkadien, mit rauhem Klima aber herrlichen Triften, für Viehzucht ganz geeignet; auf diese wies es seine Bewohner hin, die daher an der feinen Lebensentwickelung von Hellas wenig Theil nahmen. Der berühmte Geschichtschreiber Polybius, selbst ein Arkadier, schreibt der kalten und unfreundlichen Luftbeschaffenheit die rauhen Sitten seiner Landsleute zu [1]). Das arkadische Hochland ist, was bei größern Plateaubildungen häufig vorkommt, auf allen Seiten von höhern Randgebirgen eingeschlossen, welche Abzweigungen in die östliche und die drei südlichen Landzungen der Halbinsel senden. Das peloponnesische Gebirge zeigt eine große Zerklüftung und Zertrümmerung, die Höhen sind bald zu steilen, gewaltigen Massen aufgethürmt, bald erscheinen sie durch Abgründe und Felsklüfte fast bis zu ihrem Fuße eingeborsten und zerspalten [2]). Um Arkadien lagern sich die übrigen Landschaften. Den Nordrand bildet Achaja mit Sicyon und Korinth; nach Osten ist Argolis und füllt die sich Attika gegenüber hinziehende Landzunge. Der mittägliche Rand Arkadiens sendet nach Süden das höchste Gebirge des Peloponnes, den Taygetus, welcher Lakonien von Messenien scheidet, dieses im Westen, jenes im Osten hat. Des erstern Hauptstadt Sparta oder Lacedämon war erbaut in dem muldenförmigen Thale des Gebirgsflusses Eurotas, in ziemlicher Entfernung vom Meere. Diese Lage und der Mangel an Häfen in der ganzen Landschaft bestimmte es zu einer continentalen Entwickelung und Bedeutung. Der größere Theil Lakoniens

---

1) IV, 21, 1. Denn das Klima, fügt er hinzu, und keine andere Ursache, bewirkt die große Verschiedenheit unter den weit von einander wohnenden Menschen an Gestalt wie an Sitten.

2) v. Roon, a. a. O. Abth. II. S. 645.

war als rauhes Gebirgsland des Anbaus nicht fähig; wo es Feldfrucht trug, war die Bearbeitung sehr mühsam; doch gab es im Eurotasthale einige sehr ergiebige Striche. Dagegen besteht in Messenien wol die Hälfte des Bodens aus Ebnen, und diese sind die fruchtbarsten Griechenlands. Zwischen Messenien und Achaja schließt den Kreis der um Arkadien her liegenden Landschaften das nach Westen gekehrte, mit lieblich mildem Klima und Ergiebigkeit des Bodens gesegnete Elis. Unter den darin gelegenen Ortschaften ist viel berühmter als die gleichnamige Hauptstadt das am Alpheus erbaute Olympia, eigentlich keine Stadt, sondern eine allmählich entstandene Masse von Hainen, Altären, Tempeln, Rennbahnen und andern Gebäuden, hauptsächlich zur Feier der weltbekannten Spiele, die dort begangen wurden, bestimmt.

Die Inseln um Hellas.

In jeder Rücksicht sind zu Hellas zu rechnen die großen und kleinen Inseln, die es in reicher Fülle umgeben. Ganz findet sich in ihnen seine Natur und Bodenbeschaffenheit wieder, ja sie haben höchst wahrscheinlich einst unmittelbar mit dem Lande zusammengehangen. Sie gehören nämlich zu den Inseln, welche die Geognosten jetzt die continentalen nennen [1]), und schon an ihrer äußern, länglichen Gestalt kenntlich sind. Sie pflegen neben und hinter einander in Reihen zu liegen, welche, eben so wie die in ihrem Innern fortlaufenden Gebirgszüge, in einer mehr oder minder deutlichen Beziehung zu einander stehen. Niemals finden sie sich in beträchtlicher Entfernung von den Küsten der größern Continente, häufig begleiten sie sie in parallelen Gestalten, wie die erweiterten Umrisse derselben, und stimmen auch in geognostischer Hinsicht mit ihnen überein. Man kann sie daher mit vollem Rechte als abgerissene Splitter der durch vulcanische oder neptunische Kräfte zertrümmerten Ränder des Festlandes betrachten, dessen ehe-

1) Fr. Hoffmann, Physikalische Geographie S. 104 fg. besonders nach Leopold v. Buch.

malige Größe in ihren Umrissen angedeutet ist. Von dieser Art sind unter vielen andern Inselgruppen in allen Erdtheilen auch die griechischen. Dicht an Lokris, Böotien und Attika lagert sich, wie die erweiterte Küstengestalt dieser Landschaften, das langgestreckte, von hohen Bergen durchzogene, aber sehr fruchtbare Euböa. Diese Berge gehören zu dem System der großen Pinduskette, und sind ein der Reihe, welche vom Oeta aus durch Phocis, Böotien und Attika streicht, paralleler Arm. Und beide Arme setzen sich, der eine vom südöstlichen Ende Euböa's, der andere von demselben Ende Attika's aus, in zwei Inselreihen mit unverändertem geognostischen Charakter fort, die letztere geht bis zur Insel Astypaläa (dem heutigen Stampalia), mit welcher diese gleichartige Beschaffenheit, also das gleichsam noch ins Meer hinausgesandte Festland von Europa, endet; die ihr nahe und gegenüber liegende Insel Kos gehört dagegen Asien an [1]). Die Alten gaben diesen an der asiatischen Küste gelegenen Inseln den Namen der zerstreuten (Sporaden), jenen europäischen den der im Kreise liegenden (Cykladen). Das Aegäische Meer, in dem sie liegen, wird südwärts abgeschlossen durch das von einer vulcanisch zertrümmerten Bergkette durchzogene Kreta, die größte aller griechischen Inseln. Von der Beschaffenheit der Continentalinseln sind auch die in der Nähe der Ostküste Griechenlands, im jonischen Meere liegenden, welche jetzt nach diesem Meere den Namen führen.

Vortheile Griechenlands durch seine Natur und Weltstellung.

Alle diese und noch manche andere Inseln, die Hellas in reicher Fülle umgeben, dienen ihm als eine Schutzwehr, in so fern das Meer ihren Bewohnern zum vertrautesten Element wird und sie zu den tüchtigsten Seeleuten bildet, wie dies, wenn schon selten ganz in dem Maße, auch bei mehreren Küstenanwohnern des Festlandes der Fall war. Denn wie Berg und Meer die beiden den Menschen stählenden und kräftigenden Elemente, so sind sie auch die na-

1) Leopold v. Buch, cit. von Hoffmann a. a. O. S. 109.

türlichen Vertheidigungsmittel gegen Eroberer, die Gebirge als Mauern, das Meer, weil auf demselben die Uebermacht der Zahl nicht leicht in dem Verhältnisse auftreten kann wie bei Landheeren, das Uebergewicht der Fähigkeit und Geschicklichkeit dagegen am sichersten ist, der Masse den Sieg zu entreißen. Daher hat die Geschichte in sehr verschiedenen Perioden kleine Völker ihre Unabhängigkeit gegen übermächtige Unterdrückungsversuche auf dem Meere behaupten sehen. Diesen außerordentlichen Vortheilen für die Vertheidigung entsprechen die, welche aus Griechenlands Weltstellung für seinen Einfluß auf andere Länder und Völker in Krieg und Frieden hervorgehen. Asien öffnet sich ihm, und berührt es in mannigfacher Gliederung und mit reichen Küstensäumen, das Mittelmeer setzt es schnell mit den Küsten Nordafrica's wie mit Italien und seinen Inseln in Verbindung; mit der größten Leichtigkeit kann es nach allen Richtungen Handel treiben, nach allen Seiten Colonien aussenden und ein Mittelpunkt für sie bleiben. Und welch eine Mitte kann sein Besitz auch abgeben für die Gründung und Behauptung einer Herrschaft, die sich nach Osten, Süden und Westen, selbst nach dem Norden hin verbreiten will! Darum war auch im spätern Alterthume kein Land so sehr das Ziel ehrgeiziger Bestrebungen von den verschiedensten Seiten her.

Quellen der griechischen Geschichte.

Gleichgültigkeit, Stumpfsinn und Zerstörungen der Barbaren haben von der überaus reichen altgriechischen Litteratur das Allermeiste untergehen lassen, und ihren historischen Theil hat kein besseres Loos getroffen. Es ist hauptsächlich nur eine Periode aus der Mitte der griechischen Geschichte, ein Jahrhundert und etwas darüber von dem Ausbruche des großen persischen Krieges an umfassend, die uns durch Darstellungen gleichzeitiger Geschichtschreiber, besonders des Herodot und des Thucydides, bekannt ist, Schriftsteller, die mehr wegen der anerkannten hohen Vortrefflichkeit ihrer historischen Kunst erhalten worden sind, als wegen des Inhalts. Diesen begnügten sich

spätere Geschlechter durch Auszüge kennen zu lernen, daher auch wir für den übrigen Theil der griechischen Geschichte meistens auf solche gewiesen sind. Sie sind theilweise äußerst flüchtig und unkritisch gemacht, und lassen überdies oft noch gänzliche Lücken. Glücklicher Weise bieten Erd- und Reisebeschreiber, Redner, Dichter, Philosophen manchen Stoff zu einiger Ergänzung der mangelhaften historischen Berichte und zur Ausfüllung der Lücken dar. Aus diesen Quellen und Bruchstücken ein die gesammte Geschichte Altgriechenlands umfassendes Ganzes zu bilden, ist eine den Modernen gebliebene Aufgabe [1]).

Die mythische Heldensage.

Indem wir nun mit den ältesten Zeiten beginnen, betreten wir wieder einen dunkeln Raum, nur von einem spärlichen, oft sehr zweifelhaften Dämmerlichte erhellt, welches uns kaum unbestimmte Umrisse der sich darin bewegenden Gestalten erkennen läßt. Daß dieses am wenigsten von dem Untergange vieler Schriftwerke herrührt, darf nicht erst erinnert werden. Die älteste Periode der griechischen Geschichte ist völlig mythisch, jede Ueberlieferung hat schon bei ihrem Entstehen diesen Charakter, sie bezieht alle Begebenheiten, die Schicksale einzelner Menschen und ganzer Städte und Stämme, auf eine gedachte Welt von Göttern und höheren Wesen, die mit ihren Wunderkräften einwirken. Daher die Periode, welche für die Geschichte die dunkelste ist, in der Vorstellung der Nation grade in einem besonders hel-

---

1) Das beste Werk dieser Art, welches wir jetzt haben, ist die seit 1835 in 8 Bänden erschienene History of Greece des Bischofs Thirlwall. Dieses Werk ist zum großen Theile auf die Arbeiten Deutscher gegründet, wie unsere Nation öfters die Ergebnisse ihrer Forschungen zu einem vollständigen Bilde zusammenzufügen Ausländern überläßt. Von den beiden Werken, die wir neben Thirlwall zu nennen haben: Zinkeisens Geschichte Griechenlands und Wachsmuths Hellenische Alterthumskunde, ist das erstere nur ein geistvoller Umriß, das zweite gliedert das volle, kritisch gesichtete Material zu einer umfassenden griechischen Geschichte allerdings zu einem System, entsagt aber der Form der Erzählung.

len Glanze strahlt, als die Zeit, in der die großen Heroen, die sie als Vorfahren und Musterbilder verehrte, von den Göttern geleitet oder gegen ihre Verfolgungen kämpfend, wirkten und litten, als die Zeit, deren Begebenheiten die Dichter in ihren Gesängen verherrlichten, deren Andenken auf die Nachkommen zu bringen lange Zeit als ein ganz der Poesie zufallender Beruf betrachtet wurde. Aber man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß die mythischen Heldensagen eine Erfindung der Dichter gewesen seien, von den Hörern als heitere Ausfüllung müßiger Stunden betrachtet. Die Poesie hatte dem Volke den Inhalt dieser Sagen nicht zugeführt, sondern aus schon vorhandenen geschöpft; darum war sie ihm so verständlich, darum war es so vertraut mit ihr. In und außerhalb der Poesie waren die Sagen für die Nationalbildung und für die Formen, die sie annahm, von der größten Bedeutung, Geist und Gemüth des Volkes sogen eine Hauptnahrung daraus [1]). Der Glaube an ihre Wahrheit war sehr lange ein allgemein verbreiteter; das Andenken der Heroen lebte nicht bloß in Liedern, Reliquien von ihnen wurden an verschiedenen Orten gezeigt, noch häufiger ihre Gräber, und besonders waren es die ihnen geweihten Orte und Tempel, denen man in ganz Hellas begegnete, welche die Erinnerung an sie beim Volke lebendig erhielten.

Die Ueberlieferungen aus der halb sagenhaften Periode.

Die Periode, in welche die Sage das Leben der Heroen versetzte, und die eben darum als eine dem Mythus so zu sagen ganz eingeräumte zu betrachten ist, endet mit der Heraklidenwanderung um das Jahr 1100 vor Chr. Geburt; aber es tritt doch noch lange keine rein geschichtliche Zeit ein. Denn eine solche ist immer an eigentliche Geschichtschreibung gebunden, und diese findet sich bei den Griechen in einer viel spätern Periode ihrer Culturentwickelung als bei den orientalischen Völkern, die eine hi-

1) W. Nitzsch, Die Heldensagen der Griechen nach ihrer nationalen Geltung, in den Kieler philologischen Studien S. 377 fg.

-storische Litteratur hatten; erst nachdem seit der Herakliden-wanderung mehr als ein halbes Jahrtausend verflossen war, nicht lange vor dem Ausbruche der großen Perserkriege, beginnt die Geschichtschreibung unter den Griechen. In dieser Zwischenzeit ist die mythenbildende Geistesthätigkeit noch keineswegs erloschen, vielmehr die Auffassung der Begebenheiten für die Ueberlieferung noch immer mehr mythischer als eigentlich geschichtlicher Art: aber der Mythus bildet die Ereignisse nicht mehr in dem Grade um, wie früher, die Dichtkunst nimmt ihre Stoffe gar nicht, oder erst sehr spät aus dieser Periode, die allgemeine Theilnahme für die Begebenheiten derselben fehlt, Alles erscheint mehr örtlich und vereinzelt; der poetische Zusammenhang ist nicht vorhanden, und den geschichtlichen vermag die Ueberlieferung nicht aufzufassen. Den Späteren kann daher der allergrößte Theil dieser Periode nur dürftig und in den allgemeinsten Umrissen oder sagenhaft bekannt seyn.

Reichthum und Mannigfaltigkeit der griechischen Mythen.

Das Ausschälen des historischen Kerns aus der Hülle von Mythen und poetischen Sagen bildet demnach die Grundlage aller historischen Forschung über das älteste Griechenland. Aber dies Geschäft ist hier, wenn irgendwo, ein höchst schwieriges. Schon überhaupt ist das Verhältniß des Mythus, einerseits zur historischen Thatsache als seiner Grundlage, andererseits zu der Poesie, die ihn ausbildet, vielen Zweifeln unterworfen; bei den Griechen kommt die erstaunliche Menge von mythischen Ueberlieferungen dazu, die sich gewöhnlich so durchkreuzen und über denselben Gegenstand widersprechen, daß sie auf den ersten Blick ein gar nicht zu entwirrendes Chaos zu enthalten scheinen. Dieser große Sagenreichthum entsprang theils aus der Fülle von Gedanken und Vorstellungen des geistig so lebendigen und angeregten Volkes und der Leichtigkeit, mit welcher seine schöpferische Phantasie Gestalten schuf und auf das mannigfachste mit einander in Verbindung brachte, theils aus der großen Vereinzelung und Spaltung des Natio-

nalganzen, vermöge deren jeder Stamm, jedes Ländchen, oft jeder Ort an der Mythenbildung thätigen Antheil nahm, Localsagen, die doch auch wieder in das Ganze eingriffen, schuf, oder allgemeine Vorstellungen nach seinen besondern Anschauungen umformte. Den Hauptinhalt dieser Ueberlieferungen bilden die Heroensagen, und sie sind es auch, mit welchen es die Forschung, die im Mythus Geschichte entdecken will, eigentlich zu thun hat, aber sie sind theilweise so sehr in die Götterfabel verwebt, daß auch diese aus dem Kreise der Betrachtung nicht ausgeschlossen werden kann.

Ueber die Deutung der Götter und ihrer Geschichte haben aber nicht nur die neuern Zeiten sehr abweichende Ansichten aufstellen und einen lebhaften Streit führen sehen; schon das spätere, an die Wahrheit der mythischen Erzählungen nicht mehr gläubige Alterthum kannte verschiedene Erklärungsweisen. Einige hielten die Mythen für Allegorien, Andere die Götter für bloße Sinnbilder von Naturkräften, noch Andere für geschichtliche Personen. Als Hauptrepräsentant der Letztern ist Euhemerus zu betrachten, ein Schriftsteller, der unter den nächsten Nachfolgern Alexanders ein eigenes Werk schrieb, um zu beweisen, daß die vom Volke verehrten Götter Menschen, Könige oder andere hervorragende Personen gewesen seien, denen man, weil ihre Macht oder Weisheit übermenschlich geschienen, nach ihrem Tode als unsterblichen, die Schicksale der Menschen fortwährend bestimmenden Wesen göttliche Verehrung erwiesen habe. Diese Annahme ist unter allen denen, welche die Entstehung der Göttermythen begreiflich machen will, die oberflächlichste; auch erklärt sie den Ursprung des religiösen Glaubens auf keine Weise, da die Erhebung von Menschen zu göttlichen Wesen schon Vorstellungen von der Gottheit voraussetzt, wie denn Euhemerus selbst außer den vergötterten Menschen Götter anderer Art angenommen hat. Dennoch fand der Euhemerismus schon im Alterthume vielen Beifall, und bis auf die neueste Zeit hat er Anhänger

Euhemeristische Erklärung derselben.

gezählt [1]). Wir kommen auf die Bedeutung der griechischen Götter noch zurück; hier wollen wir nur bemerken, daß, wenn die Geschichte der olympischen sich auf die wirklichen nur mit Wundern ausgeschmückten Begebenheiten von Menschen zurückführen ließe, dies bei den Heroen noch weit mehr der Fall seyn müßte, wobei der ganze Unterschied zwischen mythischer und historischer Auffassung wegfallen würde. Aber dieser zeigt sich, je näher angesehen, desto begründeter, seine Auffindung und Anwendung ist eines der bedeutendsten Ergebnisse der Alterthumsforschung in den letzten Generationen; es ist ein großer Fortschritt derselben, der durch Deutsche gemacht ist.

Verknüpfung von Thatsachen und Vorstellungen in den Mythen.

Die Mythen sind nicht durch ein willkürliches, regel- und zweckloses Spiel entstanden, sondern aus der in der Jugendzeit der Völker herrschenden Betrachtungsweise vermöge einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen. Diesen schon in der Einleitung (oben S. 47 fg.) aufgestellten und weiter entwickelten Satz, und die dort angegebene Art, wie das Jugendalter der Welt Thatsachen und festgewurzelte Vorstellungen von den Ursachen aller Erscheinungen zu Mythen verknüpft, müssen wir dem Leser hier in Erinnerung bringen. Besonders lassen sich die Gesetze, nach welchen die Mythenbildung bei den Griechen erfolgte, nachweisen [2]), da hier ein so großer Reichthum von Fällen, aus denen Schlüsse zu ziehen sind, vorliegt, und so viele Quellen vorhanden sind, die uns die Denkweise dieses Volkes kennen lehren. Die Frage nach dem Ursprunge von Gebräuchen und Einrichtungen, die man sich nicht erklären kann, läßt mythische Erzählungen von Begebenheiten der Vorzeit entstehen, die sie veranlaßt haben sollen; That-

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXV.

2) Dies ist eben so scharfsinnig als gründlich geschehen von Otfried Müller in seinen Prolegomenen zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Der darin gegebene Schlüssel ist vortrefflich; nur von der Unsicherheit der Resultate, wenn er auf erloschene oder falsch übermalte Zeichen angewendet werden soll, ist zu wenig die Rede.

sachen, welche die Verehrung der Götter betreffen, verwandeln sich in Sagen von persönlichen Erscheinungen und Einwirkungen derselben; wenn Auswanderer den Cultus einer Gottheit aus ihren alten Wohnsitzen in die neuen mitbringen, so bildet sich daraus die Erzählung, daß der Gott selbst ihnen geheißen, ihr Vaterland zu verlassen, und sie schützend an die fernen Gestade geleitet habe. Diese Wanderungen haben überhaupt auf die Mythengestaltung einen sehr großen Einfluß geübt, da die Sagen, welche die Ankömmlinge vorfanden, in ihren Vorstellungen mit denen des Stammlandes entweder von selbst zusammenschmolzen, oder ihnen absichtlich angepaßt wurden. Nichts desto weniger werden bei der Anwendung dieser Gesetze auf bestimmte Fälle oft Zweifel entstehen, und mehr als eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit die Mythen zu deuten, wird sich oft zeigen, bei den griechischen um so mehr, da Sagen, die eine und dieselbe Begebenheit betreffen, sehr oft die verschiedensten Gestalten angenommen haben. Und nicht wenig erschwert und verwickelt wird die Lösung der sich hier darbietenden Aufgaben durch die in der Regel zwiefache Beschaffenheit derselben, indem die Mythen erst aus den Veränderungen und Ausschmückungen, die sie durch die Dichter erfuhren, auf ihre einfachen Urbestandtheile zurückzuführen, dann diese Elemente, in so fern sie historische Grundzüge enthalten, in Geschichte zu übersetzen sind. Die Griechen selbst, als sie gegen die Zeit Alexanders des Großen anfingen, die älteren Begebenheiten ihres Volkes auf gelehrte Weise in zusammenhängende Darstellungen zu bringen, mußten dabei vornehmlich eine solche Uebersetzung der Mythen in Geschichte zu Grunde legen; sie thaten es, der lebendigen Sage noch nahe stehend und gestützt auf einen ungleich größern Reichthum von Ueberlieferungen als uns heut zu Tage zu Gebote stehen; aber auch mit weit weniger klaren und durchgebildeten Begriffen über die Natur mythischer Erzählungen als unsere Forscher. Daher ihre Darstellungen, die ohnehin nur in Aus-

Die Aufgabe ihrer Deutung.

zügen und fragmentarisch auf uns gekommen sind, kein unbedingtes Vertrauen verdienen, und die mehrfachen Versuche rechtfertigen, die man angestellt hat, um zu unterscheiden, welche Bestandtheile ihrer Erzählungen Bausteine sind, die sie schon vorgefunden, und welche nur aus der Verkittung bestehen, die sie selbst hinzugethan haben. Daß diese Versuche in manchen Fällen nur unvollkommen gelingen, daß es uns in andern ganz an Mitteln fehlt, die Scheidung zu vollziehen, liegt in der Natur der Sache [1]).

Fragen über die älteste Bevölkerung Griechenlands.

So treten uns gleich bei den Verhältnissen der Urvölker, die Griechenland bewohnten, Fragen entgegen, die sich keineswegs vollständig lösen lassen. Die Hellenen, mit deren Namen wir später das Gesammtvolk der Griechen, eben die mit jener bewundernswürdigen Begabung ausgestattete Nation bezeichnet sehen, erscheinen in den ältesten Zeiten nur in einem kleinen Theile Griechenlands, dessen Boden sie in der Folge ganz besaßen und erfüllten, herrschend; sie hatten andere Stämme neben sich, besonders

Die Pelasger.

den großen, weitverbreiteten Stamm der Pelasger, welchem gegenüber sie erst allmählich zu höherer Bedeutung und zur Herrschaft gelangten. Daß diese Pelasger kein unbedeutendes Volk gewesen seyn können, geht daraus hervor, daß ihr Name nicht etwa nur in trocknen ethnographischen Meldungen vorkommt, sondern viele Schriftsteller des Alterthums ihrer oft und in verschiedenen Beziehungen

Widersprechende Ansichten über sie.

mit Interesse erwähnen. Aber schon ihnen war das Bild dieses Volkes in der farblosen Unbestimmtheit der Urzeit zerronnen, und so widersprechend lauten die Nachrichten, daß die Pelasger bald als ein Urvolk auf dem Boden Griechenlands, bald als ein eingewandertes, bald als ein seßhaftes, bald als ein unter unglücklichen Verhältnissen umherziehendes, zu einem unsteten Krieger- und Räuberleben genöthigtes, bald als ein wildes und rohes, bald als ein cultivirtes erscheinen. Daher denn auch die neuern

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXVI.

Forscher die Entscheidung zwischen diesen streitenden Vorstellungen als sehr schwierig betrachtet, und besonders eine Grundfrage, ob die Pelasger ein den Hellenen nach der Abstammung verwandtes, oder ihnen ganz fremdes Volk waren, verschieden beantwortet haben.

Nach den Berichten der griechischen Schriftsteller wohnten die Pelasger vor Alters in einem großen Theile des Peloponnes und des mittlern Hellas, in Thessalien und Epirus, so wie auf mehreren nahen Inseln, aber auch außerhalb der griechischen Lande nach Morgen und Abend hin, im westlichen Kleinasien und in Italien. Fast übereinstimmend erklären die Schriftsteller die peloponnesischen Pelasger für Autochthonen; die Arkadier, die zu ihnen gehörten, nannten sich vor dem Monde dagewesene Menschen; dort hatte die schwarze Erde den göttergleichen Pelasgus erzeugt [1]), den mythischen Ahnherrn des Volkes, der eben nur das Volk selbst, sein ursprüngliches Daseyn in Arkadien, bedeutet. Es kommen noch vier oder fünf andere Heroen dieses Namens in verschiedenen genealogischen Verbindungen vor [2]), die aber sämmtlich gleichfalls nichts als Personificationen pelasgischer Stämme in andern Gegenden sind. Ein Sohn des arkadischen Pelasgus heißt Lykaon, ihn läßt die Sage Lykosura erbauen, „die älteste Ihre Ursitze.

1) Der Dichter Asius beim Pausanias VIII, 1, 4. Dieser Letztere fügt hinzu, daß zugleich mit dem Pelasgus auch andere Menschen entstanden seyn müßten; denn über welche hätte er wol sonst herrschen können? Freilich muß man im Mythus immer Lücken, ja Ungereimtheiten sehen, wenn man seine Personificationen nicht im prägnantesten Sinne nimmt.

2) Clinton, Fast. Hellen. V. I. p. 10 sqq. hat sehr viele Mühe aufgewandt, das Verhältniß dieser verschiedenen Fabeln zu entwirren, sogar p. 18. eine Stammtafel entworfen, welche den genealogischen Zusammenhang der fünf von ihm angenommenen Pelasgus nachweisen soll, im Sinne der Alten nämlich, denn er selbst sieht ganz richtig, that Pelasgus, being not an individual, but a nation, in reality existed through all these generations.

Stadt auf dem Festlande wie auf den Inseln, vor der die Sonne keine gesehen, von der die übrigen Menschen Städte bauen lernten"[1]). Auch in Argolis wohnten zuerst Pelasger, und hier soll Inachus, Sohn des Okeanos und Vater der in den Fabeln berühmten Io, der erste König gewesen seyn, der dem die Landschaft durchströmenden Flusse den Namen gegeben habe. Nach andern Sagen war er der Flußgott, das heißt, es ist der Fluß selbst, der als das kleinere Wasser aus dem großen Urwasser, dem Okeanos, erzeugt gedacht wird, und dann — da die lebengebenden Ströme, von denen die Fruchtbarkeit des Landes und die Ernährung des Menschengeschlechts abhängt, oft als die ersten Voraltern erscheinen[2]) — hier zu einem Heros umgedeutet, zum Stammvater der argivischen Könige gemacht wurde. Sein Sohn heißt Aegialeus, einer seiner Enkel Apis, in denen nur zwei uralte Ländernamen, Apia des ganzen Peloponnes, Aegialea seines nördlichen Theiles, persönlich werden, wie es in des Apis Sohne Argos mit der gleichnamigen Stadt der Fall ist. In seiner umkehrenden Weise pflegt dies der Mythus so auszudrücken: der Heros gab dem Lande seinen eigenen Namen. Vermöge einer Genealogie, die man aus den Mythen zusammenstellte, rechnete man zwanzig Menschengeschlechter von der Zerstörung Troja's bis auf Inachus zurück, wonach er denn der gewöhnlichen Durchschnittsannahme, drei Generationen auf ein Jahrhundert gerechnet, zufolge ins neunzehnte Jahrhundert vor Chr. zu setzen ist, somit in eine Periode, die dem lebendig quellenden, reichen Mythenstrome der griechischen Vorzeit noch außerordentlich fern liegt. Alles das deutet auf ein Zurückschieben der Pelasger in die fernste Urwelt, welches eben bei den Alten mit der Vorstellung von Autochthonen zusammenfällt. Man kann sie mit der entgegengesetzten, von den wandernden Pelasgern, nicht

Inachus.

1) Pausanias VIII 2, 1. 38, 1.
2) O. Müller, Prolegomena S. 61.

etwa so verbinden, daß diese, wenn auch die erste Bevölkerung Griechenlands, doch von der gegenüberliegenden Küste von Kleinasien dahin gekommen seyn können, denn einer solchen vormythischen Wanderung, wie wir sie nennen müssen, entsprechen die Vorstellungen von einem langen heimathlosen Umhertreiben keineswegs. Es sind diese vielmehr in die früheste Zeit übertragen von einer verhältnißmäßig späten, wo einzelne pelasgische Stämme, in Folge von Eroberungen, die nach der Zerstörung von Troja einen veränderten Besitzstand in Griechenland herbeiführten, genöthigt waren, ihren väterlichen Boden zu verlassen, und sich hier und dort eine neue Heimath zu suchen. Diese wandernden Stämme erscheinen auch unter dem besondern Namen der tyrrhenischen Pelasger, oder werden auch bloß Tyrrhener genannt.

Die Pelasger, ein Zweig des urgriechischen Gesammtvolkes.

Der größere Theil der Pelasger aber war damals schon mit den eigentlichen Hellenen, die sich über Griechenland ausgebreitet und in den meisten Landschaften die Herrschaft errungen hatten, verschmolzen. Diese Verschmelzung ging um so leichter von Statten, da beide Nationen — wie wir anzunehmen allen Grund haben — nahe verwandte Zweige eines und desselben Völkerastes, eines uralten griechischen Gesammtvolkes waren, und Sprachen redeten, die unter einander nicht viel mehr als mundartlich verschieden waren. Sie werden sich ungefähr verhalten haben wie Gothen und Sachsen vor der Völkerwanderung. Wenn man bedenkt, wie diese, bei allem innern Zusammenhange, doch nach der Entwickelung und dem Klange der Sprache und nach den Sitten auf den ersten Blick für Völker ganz verschiedener Abkunft gehalten werden konnten, wird man begreifen, wie Ueberlieferungen entstehen, und im spätern Alterthume so wie von neueren Schriftstellern als begründete Vorstellungen festgehalten werden konnten, nach welchen die Pelasger mit den Hellenen ursprünglich nichts gemein hatten, sondern ihnen gegenüber standen als Barbaren.

Beschaffenheit ihrer Cultur.

Viel leichter als die entgegenstehenden Meinungen bei den Fragen von der Seßhaftigkeit und der Hellenenverwandtschaft der Pelasger kann die Ansicht beseitigt werden, welche Wilde aus ihnen macht, denn sie ist ohne Zweifel nur aus der Hypothese, die in allen Ursprüngen Wildheit und Thierheit sieht, entstanden. Wir haben entschiedene Gründe, uns die Pelasger als ein in Cultur und Civilisation freilich noch wenig fortgeschrittenes, aber doch innerhalb der Anfänge derselben lebendes Volk vorzustellen. Dahin deutet, daß ein Sohn des Pelasgus die erste Stadt auf Erden baute, daß überhaupt uralte Städte und Staatsgründungen auf sie zurückgeführt werden, dahin deuten Mythen, welche Pelasger als Erfinder von allerlei zum Landbau gehörigen Dingen nennen [1]. Auch die Sage [2], daß sie zuerst von den durch die Phönicier nach Griechenland gebrachten Buchstaben Gebrauch gemacht, zeigt wenigstens, daß man ihren Bildungszustand mit einiger Kenntniß der Schrift verträglich fand. Und bis auf unsre Tage haben sich in Griechenland Zeugnisse ihrer Civilisation erhalten in großen Mauerresten uralter Königsburgen und Städte.

Die cyklopischen Mauern.

Theils bestehen diese aus ungeheuern, unregelmäßig und vieleckig geformten, ganz unbehauen aufeinander gelegten Steinblöcken, theils sind die Steine nach einer schon vervollkommneten Art mit Geschick behauen, und die obern in die scharfen Winkel der untern genau eingefugt, woraus die unverwüstlichsten Mauern entstehen. Daß Pelasger die Erbauer dieser Mauern waren, läßt sich schwerlich bezweifeln. Von einem Theile der Burgmauer zu Athen ist es ausdrücklich überliefert, und besonders häufig finden sich diese Ruinen in den Hauptwohnsitzen der Pelasger, in Arkadien, Argolis und Epirus. Man nannte

1) Wachsmuth, Hellen. Alterthumskunde, 2te Ausg. Bd. I. S. 53.

2) Diodor III. 66. Vgl. Bernhardy, Grundriß der griechischen Litteratur Th. I. S. 166.

sie cyklopische Mauern, weil sie späteren Geschlechtern als Werke übermenschlicher Kraft erschienen [1]). Derselben Periode und demselben Baustile gehören die Schatzhäuser an, die sich an mehreren Orten Griechenlands als eigenthümliche, zur Aufbewahrung kostbarer Waffenstücke und Geräthe bestimmte Theile der alten Königsburgen erhalten haben. Auch auf große Wasserbauten, auf Anlagen von Dämmen und Canälen, um stehendes Wasser abzuleiten, scheint dieses uralte Volk sich verstanden zu haben [2]).

Religion der Pelasger.

Die Religion der Pelasger war ohne Zweifel im Wesentlichen Naturdienst, sie verehrten in ihren Göttern vor Allem die Kräfte der Natur, dann auch andere sich daran knüpfende übermenschliche Eigenschaften. Ihr Hauptgott war Zeus; als einem Naturgotte war ihm die Eiche heilig, deren eßbare Früchte für die älteste Nahrung der Menschen galten. Ein uralter Cultus desselben war zu Dodona in Epirus; Zeus erscheint hier vorzugsweise als Weissager; Dodona war der älteste Orakelort in Griechenland, und blieb als solcher lange in hohem Ansehen, obschon es später, als Epirus nicht mehr so mit Hellas in Verbindung stand wie in der mythischen Zeit, hinter Delphi zurücktrat. Die Weissagungen geschahen hier nicht durch Worte, sondern durch Zeichen. Diese wurden aus dem Rauschen des Windes in der Krone heiliger Eichen und aus dem Rieseln und Plätschern einer Quelle, die an ihrem Fuße entsprang, entnommen. Später sah man im Tempel eine eherne Menschenfigur, die sich über einen Kessel bog. Sie hielt eine Kette, an der Klöppel hingen; wenn diese vom Winde bewegt an den Kessel schlugen, entstanden lang anhaltende Töne, aus deren Klang ebenfalls geweissagt worden seyn soll. Doch melden dies nur einige sehr späte Schriftsteller. Die Deuter der Zeichen waren

Das Orakel zu Dodona.

---

1) O. Müller, Handb. d. Archäol. d. Kunst, 2te Ausg. S. 27.

2) Krause, in der Encykl. von Ersch und Gruber Sect. III. Th. XV. S. 135.

in den ältern Zeiten Priester, Sellen oder Hellen genannt, später alte Frauen [1]). Dem pelasgischen oder dodonäischen Zeus steht als Gemahlinn, dem männlichen Naturprincip als das weibliche, zur Seite nicht Hera, sondern Dione. Sie ist die Mutter der Aphrodite, und auch Aphrodite selbst, die Göttinn der Liebe und der Fruchtbarkeit [2]). Das Symbol beider unter den Thieren, die Taube, war ihr heilig; daraus ist wol die Fabel zu erklären, daß einst eine schwarze Taube nach Dodona gekommen sei, und von dem Gipfel einer Eiche herab mit menschlicher Stimme den Befehl gegeben habe, dort ein Orakel zu stiften. Ferner wurde ein phallischer Hermes als zeugender, Leben gebender Gott von den Pelasgern angebetet, und noch andere Götter, die später in der hellenischen Periode anders gedeutet und gestaltet wurden, haben bei ihnen ihren ersten Cultus gehabt, besonders Hephästos, ursprünglich als der in dem mächtigen Feuerelemente waltende Gott gedacht.

Die Kabiren. Ganz eigenthümlich und gegen spätere Götterdienste fremdartig erscheint der, nach den bestimmtesten Zeugnissen auf die Pelasger zurückzuführende Cult der Kabiren. Auf den im nördlichsten Theile des Aegäischen Meeres zwischen Thracien und Kleinasien gelegenen Inseln Samothrake, Imbros und Lemnos, wo Pelasger wohnten, war er besonders heimisch; in Samothrake gab es sehr alte und berühmte Mysterien dieses Cultus, in welche sich viele Fremde aufnehmen ließen, doch findet er sich auch an anderen Orten. Die Nachrichten der Alten über die Kabiren sind voller Widersprüche und Räthsel. Sogar über ihre Zahl weichen sie ab; Einige nennen zwei, Andere drei, zwei weib-

---

1) Ueber das Orakel zu Dodona s. m. besonders Preller in der Real-Encyklopädie d. class. Alterthumswissenschaft von Pauly Bd. II. S. 1190 fg., wo auch weitere Nachweisungen gegeben sind.

2) Creuzer, im Auszuge aus der Symbolik von Moser S. 764. Otfr. Müller bei Eckermann, Lehrbuch d. Religionsgeschichte und Mythologie Bd. I. S. 239.

liche, Axieros und Axiokersa, und einen männlichen, Axiokerses genannt, denen wiederum Andere auch noch einen vierten, Kadmilos, beigesellen. Man sieht, daß diese Göttergestalten und ihr Wesen schon den alten Schriftstellern dunkel, die Ueberlieferung ihnen selbst zum Theil nicht mehr verständlich war. Die Ursachen davon liegen in dem Geheimnißreichen dieses Cultus, in seinem Zusammenhange mit uralten, im Bewußtseyn der Menschen schon fast erloschenen Vorstellungen. Dazu kommt das Streben, in diesen alten unbekannten Wesen spätere wohlbekannte wiederzuerkennen. Alte Erklärer glaubten in der Zweizahl der Kabiren Zeus und Dionysos zu finden, andere in Axieros und Axiokersa Demeter und ihre Tochter Persephone, in Axiokersos den Gemahl der Letztern, den Schattenfürsten Hades, und so die drei alten Götter in dieselbe Verbindung gesetzt zu haben, in der die drei neueren in der spätern Fabel stehen. Daß wir aber in diesen Annahmen die richtigen Deutungen haben, ist stark zu bezweifeln. Allerdings hat der stets bewegliche und sich verwandelnde Mythus oft Götterwesen verschiedenen Ursprungs aber ähnlichen Charakters zusammengeschmolzen, die alten Götter scheinen oft in jüngeren, bestimmter personificirten und schärfer gestalteten, wieder aufzuleben; oft verfuhren aber die Deuter bei diesen Gleichstellungen mit großer Willkür, so daß mehr als ein mythologisches Problem dadurch eher verdunkelt als aufgehellt worden ist. Hier kommt dazu, daß die Alten auch in ägyptischen und in phönicischen Gottheiten Kabiren zu sehen glaubten. Kurz, es vereinigt sich Alles, diese Frage zu einer der räthselhaftesten in der Alterthumswissenschaft zu machen, und den Vermuthungen neuerer Forscher über die eigentliche, älteste Bedeutung der Kabiren hat sich der weiteste Spielraum eröffnet. Auch sind sie sehr abweichend ausgefallen, selbst ob an den verschiedenen Orten Griechenlands, wo ein Cult dieser Dämonen Statt fand, dieselben Wesen darunter verstanden worden sind, ist in Frage gestellt worden. Darin stimmen

die meisten Ansichten wol überein, daß in ihnen auch wieder die erzeugenden, befruchtenden und fruchtbringenden Kräfte in der Natur verehrt worden sind, aber dieser Grundgedanke ist durch eine große Mannigfaltigkeit von Combinationen so verschieden ausgebildet worden, daß die Kabiren Einigen als die höchsten, überweltlichen und weltschöpferischen Kräfte, Anderen als untergeordnete Dämonen der Fruchtbarkeit erscheinen [1]). So erblicken wir Alles, was die Pelasger betrifft und von ihnen ausgeht, in einem ungewissen Dämmerlichte. Sie haben unzweifelhafte Spuren ihres Daseyns und ihrer Wirksamkeit hinterlassen, aber wegen des hohen Alterthums, aus dem sie stammen, fast unkenntlich gewordene und schwer zu deutende [2]).

Die pierischen Thracier, Urheber der Musenkünste.

Wir übergehen die Leleger und einige andere nicht bedeutende Stämme, die neben den Pelasgern als Urbewohner Griechenlands genannt werden, haben aber die Thracier zu beachten, da sich an sie ein eigenthümliches Culturelement knüpft. Diese Thracier der mythischen Zeit, die in der macedonischen Landschaft Pierien am Nordabhange des Olympus ihre Heimath hatten, von wo aus sie nach verschiedenen Gegenden von Hellas zogen, haben höchst wahrscheinlich mit den barbarischen Thraciern in dem Lande dieses Namens nichts gemein. Thracien scheint den ältesten Griechen das unbestimmt gedachte Land im Norden des ihrigen gewesen zu seyn [3]), Pierien wurde damals noch

---

1) Eine Uebersicht der von den namhaftesten neueren Forschern über die Kabiren vorgetragenen Meinungen findet man in der Real-Encykl. d. class. Alterthumswissenschaft v. Pauly Bd. II. S. 2 fg. Hinzuzufügen wäre besonders noch die von Gerhard, Grundzüge d. Archäologie in den Hyperbor.-römischen Studien Th. I. S. 34 fg. gegebene. M. vgl. auch Jacobi, Handwörterb. d. griech. u röm. Mythologie S. 513 fg., ein Buch, welches sich durch Gründlichkeit, scharfe Bestimmtheit und große Präcision sehr empfiehlt.

2) S. Bemerk. und Erläuter. XXVII.

3) Stuhr, Religionsformen der heidnischen Völker Th. II. S. 136.

darunter begriffen, bei späterer genauerer Kunde wurden die thracischen Grenzen weiter nach Mitternacht gerückt, und so der Name auf ganz andere Völker übertragen. Die pierischen Thracier waren gewiß ein den Hellenen nahe verwandter Volksstamm [1]) wie die Pelasger, und wurden wie diese später zu Hellenen [2]), daher es auch zu erklären ist, daß sie nur in der mythischen Zeit vorkommen. Wie die Pelasger als Gründer der Civilisation zu betrachten sind, welche den Menschen an den Boden fesselt und die Bedürfnisse des Lebens befriedigt, so diese Thracier als Urheber der musischen Künste, als Väter der griechischen Poesie [3]). Schon darum können sie kein ungriechisches Volk gewesen seyn; auf ein solches würde die Sage den Ursprung der glänzendsten Geistesthätigkeit, welche die Hellenen berühmt gemacht hat, nicht zurückgeführt haben; dazu war das Bewußtseyn der Eigenthümlichkeit der griechischen Dichtkunst zu stark. Denn den Thraciern oder Pieriern wird die Einführung des Musendienstes in Griechenland zugeschrieben. Wir finden sie am Helikon und Parnaß, den Musenbergen, deren Natur, deren Wälder und Quellen zum Gesange begeistern, wo gleichsam der Gesang der Natur den menschlichen hervorruft. Die ältesten, noch ganz dem Mythus angehörenden Dichter, Sänger, Tonkünstler werden Thracier genannt. Hieher gehört vor Allen Orpheus, Orpheus. der entweder ein Sohn des Apollo und der Muse Kalliope heißt, oder, wenn ihm ein anderer Vater gegeben wird, doch von Apollo die von Hermes erfundene Laute erhalten hat. Was von den Wirkungen erzählt wird, die er durch die wunderbare Macht ihrer Töne und seiner Stimme hervorbrachte, gehört zu den bekanntesten griechischen Fabeln.

---

1) Otfr. Müller, Prolegomena S. 219. Geschichte der griech. Litteratur Bd. I. S. 43.

2) Wachsmuth a. a. O. Bd. I. S. 60. Schömann, Antiquitat. Juris publ. Graecor. p. 38.

3) Bernhardy a. a. O. Th. I. S. 169 fg.

Er entzückt die Menschen und zähmt die wilden Thiere, Bäume und Felsen ihrer Stelle entrückt folgen ihm, ja selbst die unerbittlichen Götter der Unterwelt werden von diesem unwiderstehlichen Zauber so ergriffen, daß sie ihm gestatten, seine schon gestorbene Gattinn Eurydice aus dem Schattenreiche in die Oberwelt zurückzuführen. Doch schützt ihn alle diese Gewalt, die er übt, nicht vor einem traurigen Tode. Er wird nach einer Erzählung von Zeus mit einem Blitzstrahl erschlagen, nach einer andern von den Mänaden zerrissen.

Bedeutung der Mythen von ihm.

Orpheus ist der rein mythische Ausdruck für die von den Göttern stammenden und sich in dankbarer, preisender Verehrung zu ihnen zurückwendenden Anfänge der Musenkünste, für die erste Auffassung und Verbreitung derselben durch die pierischen Thracier, und für die zauberische, zähmende, entwildernde Macht, die sie auf rohe Gemüther üben. Diese Vorstellungen werden ganz im Allgemeinen an den Orpheus geknüpft, er deutet nicht etwa eine bestimmt gedachte Form ältester Poesie an. Noch weniger ist in den Sagen von ihm ein historischer Kern, der sich auf die Person irgend eines alten Naturdichters bezöge, zu suchen; dies verbietet schon der gänzlich wunderbare Charakter seiner Geschichte, die von aller Anknüpfung an bestimmte Thatsachen entblößt ist. Auch war es den tiefer eindringenden Forschern des Alterthums nicht verborgen, daß ein Orpheus nie gelebt hat [1]). Sein tragisches Ende läßt sich eben so gut auf allgemeine Vorstellungen zurückführen wie sein Leben. Ist es der Strahl des Zeus, der ihn tödtet, so erkennen wir darin einen den älteren Griechen überhaupt geläufigen Gedanken, daß jedes kühne

---

1) Aristoteles bei Cicero, de Nat. Deor. I. 38. Cicero wenigstens kann den Aristoteles nur so verstanden haben; daß er ihn mißverstanden, hat, obschon dies die Meinung eines berühmten Kritikers unserer Tage ist, wenig für sich. M. s. Bernhardy a. a. O. Th. II. S. 288.

Hinausgreifen über die der Menschheit gesetzten Grenzen, und sei es ein noch so heilsames, von den Göttern als eine bedenkliche Verwirrung der Naturordnung geahndet wird [1]), eine Ansicht, die sich später, als man die Menschen den Göttern gegenüber selbständiger dachte, ausbildete zu jenem seltsamen Glauben an einen Neid der Götter, der, wie wir sahen, im Herodot eine so große Rolle spielt. Was die andere Todesart betrifft, so finden wir verschiedene Angaben über die Ursache des wüthenden Zornes jener bacchischen Weiber. Die älteste ist die, daß sie gesandt waren von Dionysos selbst, welcher dem Orpheus zürnte, weil er ihm die Verehrung verweigerte, und den Apollo den größten der Götter nannte. Wenn dem Orpheus dieser Ausspruch in den Mund gelegt wird, wird er aufgefaßt als der von Apollo begeisterte, seinem Dienste eifrig obliegende Sänger. Dieser Dienst, als der eines lichten, in steter Klarheit und erhabener Ruhe gedachten Gottes, muß sich in einem nothwendigen Gegensatze befinden zu dem des Dionysos, der mit wilden, lärmenden Orgien in Rausch und Taumel gefeiert wird. Wie nun, nach der oben gemachten Bemerkung, den Mythen überhaupt öfters die Geschichte der Götterdienste zu Grunde liegt, dürfen wir in dem vom Tode des Orpheus die Hindeutung auf ein uraltes feindliches Zusammenstoßen der Priester jener beiden Culte vermuthen [2]), und um so mehr, da sich auch in anderen Mythen vom Dionysos der Widerstand, den die Ausbreitung seines Dienstes in Griechenland fand, unzweideutig zeigt. Nun erscheint Orpheus aber auch wieder als Diener und fördernder Verehrer des Bacchus, ja als Urheber seiner Mysterien. Hier meint man auf den ersten Blick zwei einander aufhebende Vorstellungen zu sehen. Denn wenn es eben nur die Person eines Sängers

---

1) Klausen in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. III. Th. VI. S. 15.

2) Creuzer a. a. O. S. 591 fg.

und Priesters Orpheus wäre, die in Betracht kommt, würde sich leicht sagen lassen, Spätere haben Mancherlei, sogar Widersprechendes auf ihn gehäuft. Wie ist aber zu denken, daß der Stamm der pierischen Thracier, der in ihm personificirt erscheint, zugleich zwei einander widerstrebende Culte verbreitet habe? Diese Schwierigkeit lös't sich, wenn man erwägt, daß der eigentliche Dienst des Apollo gar nicht auf die Pierier zurückzuführen ist, sondern nur der der Musen. Denn nur diese waren ursprünglich die Göttinnen der Poesie, Apollo als Gott des Saitenspiels wird erst später als ihr Führer gefaßt, und da wird Orpheus auch erst von dem stets weiter ausbildenden und umbildenden Mythus zum Apollodiener gemacht. Andererseits sind Bacchus und die Musen einander nicht fremd, Bacchus ist es, von dem die stürmische Begeisterung der lyrischen Dichtkunst abgeleitet wird. In seinem Cultus scheinen früh heilige Gesänge eine große Bedeutung gehabt zu haben, und dies ist wol der Grund, warum den Pieriern bei der Verbreitung desselben eine große Rolle zugetheilt wird [1]).

Indem nun Orpheus als Vater der Lieder, wie ihn Pindar nennt, betrachtet ward, wurden ihm Hymnen und andere heilige Gedichte, deren Entstehung sich in ein fernes Alterthum verlor, zugeschrieben, in ganz späten Zeiten aber auch Werke, die schon der gesunkenen griechischen Poesie angehören, unter seinem Namen in die Welt geschickt. Und weil Orpheus auch mit dem Dionysos in Verbindung gebracht war, nannte sich eine besondere aus dem Dienste dieses Gottes hervorgegangene Verbrüderung orphisch [2]). Es waren diese Orphiker durch heilige Weihen und ascetische Lebensweise verbündet; sie hatten eine eigenthümliche, mythisch vorgetragene Lehre über die Entstehung der Welt und das Verhältniß der Gottheit zu ihr, die gewiß in

---

1) M. vgl. Hoeck, Kreta Bd. III. S. 174.
2) Otfr. Müller, Prolegomena S. 388.

nachhomerischer Zeit entstanden, aber als der erste Keim philosophischer Speculation bei den Griechen zu betrachten ist [1]. Aus diesen Kreisen sind die Gedichte hervorgegangen, die viele Jahrhunderte hindurch für Werke des mythischen Heros galten.

Auch einen andern Sänger, der in die Urzeit versetzt ward, den Linus, kann man einen Pierier nennen, in so fern er wie Orpheus ein Sohn des Apollo und einer der Musen genannt wird. Doch ist dies eine spätere Dichtung, ursprünglich steht Linus mit der ältesten Volkspoesie in einer andern Verbindung. Linus hieß nämlich ein Trauerlied, als Klage um einen in seiner Lebensblüthe vom Tode weggerafften Jüngling dieses Namens, der wahrscheinlich das in der höchsten Sommergluth dahinwelkende Naturleben bedeutete. Der Linusgesang wurde auch häufig bei Arbeiten und selbst bei freudigem Anlaß angestimmt, wie man auch bei anderen Nationen findet, daß Melodien von einem schwermüthigen, klagenden Charakter beim Volke sehr beliebt sind, und auch Liedern, deren Inhalt mehr heiter als traurig ist, angepaßt werden [2]. Linus.

Entschiedener als Linus heißen thracisch die mythischen Sänger Musäus, Thamyris und Eumolpus. Die Geschichte des letztern, der zugleich als Priester und als Krieger erscheint, ist gleichfalls von der Sage sehr verschieden berichtet und ausgebildet worden. Es heißt von ihm, er sei nach Attika gekommen, und habe dort zu Eleusis die berühmten Mysterien gestiftet, in welchen der Cult der Demeter, der Göttinn der erzeugenden, fruchttragenden, nährenden Erde, und der des Dionysos, des Gottes der ererzeugenden, in der überströmenden Fülle und Stärke Eumolpus.

---

1) Hierüber s. m. besonders Brandis, Handb. d. Gesch. der griech.-röm. Philos. Th. I. S. 53 fg.

2) Welcker, Ueber den Linos, in den Kleinen Schriften zur griech. Litteraturgesch. Th. I. S. 35.

ihrer Gaben berauschenden Naturkraft, sich vereinigten. Das Hauptgeschäft bei diesem Dienste hatte das Adelsgeschlecht der Eumolpiden (d. i. die Schönsingenden), und es hat sich in jener Ueberlieferung von ihrem mythischen Ahnherrn entweder das Andenken erhalten, daß ihr Geschlecht einst von Pierien nach Attika gekommen ist, oder es ist in ihrem Namen und in ihrer Abkunft nur die Verbindung des aus dem Norden stammenden Gesanges mit dem Dionysosdienste angedeutet [1]). Ueberall also sehen wir in der thracisch-pierischen Cultur eine musische, von der Natur angeregte Begeisterung in steter Anwendung auf die Verherrlichung der Religion und des Götterdienstes.

So weit reichen die Schlüsse, die wir aus den mythischen Ueberlieferungen auf die Art der theils von den Pelasgern, theils von den Pieriern gepflanzten ersten Keime der griechischen Bildung machen können. Sie trat in ein neues Stadium der Entwickelung, nachdem die im engern Sinne hellenisch genannten Stämme sich über das mittlere und südliche Griechenland verbreitet hatten. Die Anfänge dieser Stämme wurden von der am meisten angenommenen und bekanntesten Sage an die fabelhafte Urzeit folgendermaßen geknüpft. Des Titanensprößlings Prometheus, des Bildners der Menschen und ihres Wohlthäters, Sohn war Deukalion, König von Phthia in Thessalien, in dessen Tagen Zeus das frevelnde Menschengeschlecht zu vertilgen beschloß, und deshalb eine große Fluth über Hellas sandte. Aus diesem Untergange retteten sich nur Deukalion und sein Weib Pyrrha; nachdem die Fluth abgelaufen war, warfen sie, um die Erde wieder zu bevölkern, einem erhaltenen Götterrathe zufolge, Steine hinter sich, die zu Menschen wurden. Indeß ließ der Mythus, wie es scheint,

Deukalion.

---

1) Otfr. Müller in den Prolegomenen S. 251. und in der Encyklopädie von Ersch u. Gruber Sect. I. Th. XXXIII. S. 270.

von diesen Steinmenschen nur die Leleger abstammen [1]), die Hellenen aber waren natürliche Abkömmlinge des Deukalion, durch den Hellen, den er mit Pyrrha zeugte. Hellen hatte drei Söhne, Dorus, Xuthus und Aeolus; diese und ihre Nachkommen zogen aus; und nahmen den größten Theil von Griechenland und der dazu gehörigen Inseln ein. Aeolus herrschte in Phthiotis, seine Söhne und Enkel in Aetolien, Phocis, Böotien, Korinth, Messenien, Elis. Tektamus oder Teutamus, ein Sohn des Dorus, ging nach Kreta; Xuthus kam nach Attika, stand dem dortigen Könige Erechtheus in einem Kriege bei, und erhielt zum Ehrenlohn die Hand seiner Tochter Kreüsa, mit der er zwei Söhne zeugte, Jon und Achäus. Der erstere wurde als Enkel des Erechtheus in der Folge Herrscher in Attika. Er erscheint aber auch im Peloponnes, wo er die Landschaft Aegialea einnimmt, die nach ihm nun Jonia genannt wird. Dies peloponnesische und das attische Verhältniß werden nun vom Mythus auf eine doppelte Weise in Verbindung gebracht. Entweder wird erzählt, Xuthus habe sich mit seinen Söhnen von Thessalien aus zuerst nach Aegialea gewandt, dort sei Jon durch Verheirathung mit einer Tochter des Königs selbst König geworden, und dann erst von den Athenern zu Hülfe gerufen auch in Attika zur Herrschaft gelangt; oder, Xuthus sei mit seinen Nachkommen von den Söhnen des Erechtheus aus Attika vertrieben worden, da habe Jon Aegialea eingenommen, und Achäus sich nach Thessalien zurückgewandt. Dessen Söhne wanderten aber dann gleichfalls nach dem Peloponnes und eigneten sich die Landschaften Argolis und Lakonien zu.

Hellen und seine Nachkommen.

So leitete die mythische Erzählung die vier Stämme, in welche die hellenische Nation zerfiel, die Dorier, Jonier,

Die vier Stämme der Hellenen.

1) — — Lokros war der Lelegerstämme Gebieter,
Welche der Donnerer Zeus, voll unabwendbaren Rathes,
Einst als erlesene Steine der Flur dem Deukalion darbot.
Hesiodus bei Strabo VII. p. 322 A.

Achäer und Aeolier, von den Söhnen und Enkeln des Hellen ab, und so theilte sie ihnen den größten Theil von Griechenland als Erbe zu. Diesen Ahnherren fehlt außer der historischen Wahrheit auch die poetische der Charakteristik nnd Individualisirung, vermöge deren Helden, die in der Wirklichkeit nie gelebt haben, in der Dichtkunst ein Leben höchster Anschaulichkeit und unvergänglichen Ruhmes führen. Hellen, seine Söhne und Enkel sind nur ethnische Symbole [1]), buchstäblich und ohne alle Kunst gemachte Personificationen, jener des Gesammtvolkes, diese der einzelnen Stämme. Es bleibt aber dabei noch die Frage: ist der Mythus, der diese Heroen verwandtschaftlich verknüpft, ein sehr alter? gründet er sich auf eine alte Kunde und Ueberlieferung, daß das Volk der Hellenen einst ungetrennt und in engster Verbindung anderen Bewohnern Griechenlands, besonders den Pelasgern, gegenüber gestanden und sich erst, als es seine ältesten Wohnsitze verließ, in vier Stämme gespalten hatte? Oder gehört er vielmehr derjenigen Classe von Mythen an, in welchen sich nicht geschichtliche Erinnerungen aussprechen, sondern die Vorstellungen einer spätern Zeit über frühere Zustände und Verhältnisse? Nach allen Erwägungen muß man sich unbedingt für das Letztere erklären. Wäre die erstere Annahme richtig, so müßte schon der früheste Gebrauch des Namens Hellenen sich auf das Gesammtvolk beziehen. Aber in der ältesten Urkunde griechischer Ueberlieferungen, in der Ilias, ist er vielmehr beschränkt auf die Bewohner eines kleinen Landstrichs in Thessalien, der Hellas genannt ward und einen Theil von Phthia, wohin die Fabel den Deukalion versetzt, ausmachte [2]). Hiernach sollte man das Daseyn eines Mythus von Hellen vermu-

Der Mythus von den Hellensöhnen, spät entstanden.

1) Eine treffende Bezeichnung, die, wenn ich nicht irre, Buttmann, Mythologus Bd. II. S. 170. zuerst gebraucht hat. Aber er macht dort eine zu weite Anwendung von dem Begriffe.

2) Wachsmuth a. a. O. Bd. I. S. 66.

then, in welchem er nicht das Gesammtvolk, sondern diesen kleinen Stamm repräsentirt, und in der That fehlt es an einem solchen nicht. Denn wir finden den Hellen auch bezeichnet als einen Enkel des Achäus und Sohn des Phthius [1]), unter welchem letztern nur die zur Person gewordene Landschaft Phthia zu verstehen seyn kann. Hier entspricht Hellen ganz der homerischen Vorstellung, nach welcher die phthiotischen Hellenen, die er auch Myrmidonen nennt, ein Zweig der Achäer sind; dieser Mythus ist also gewiß älter als jener, und ohne Zweifel sind älter auch andere abweichende Fabeln, welche den Ahnherren der vier Stämme Götter selbst zu Vätern geben, dem Dorus und dem Jon den Apoll, dem Aeolus den Zeus, dem Achäus den Poseidon [2]); und Xuthus war ursprünglich höchst wahrscheinlich Apoll selbst unter einem andern Namen [3]). Diese älteren Mythen geben also den Hellenen keineswegs ein sie verknüpfendes, die Pelasger ausschließendes Band; vielmehr bringen sie sie zum Theil mit dem letztern Volke in genaue Berührung. Poseidon zeugt mit der Larissa außer dem Achäus auch einen Pelasgus, und diese Larissa ist wieder Tochter eines andern Pelasgus. Und fragen wir nun die Geschichtschreiber, so sehen wir daß auch Herodot die Vorstellung, welche alle Hellenen als ein Ganzes den Pelasgern gegenüberstellt, so wenig für

beweis't den verwandtschaftlichen Zusammenhang der vier Stämme nicht.

1) Stephan. Byzant. citirt v. Clinton a. a. O. T. I. p. 44. Daß dieser Hellen und der Sohn des Deukalion eine und dieselbe Person sind, bemerkt Clinton ganz richtig, sonst hat er zuweilen auch über die Identität zweier gleichnamiger Heroen weggesehen. Aber die Unterscheidung ist gewöhnlich nur Deutung der Späteren.

2) M. s. die Stellen bei Schömann a. a. O. S. 44.

3) O. Müller, Dorier Abth. I. S. 239. Daß alle sogenannte Hellenssöhne in anderen Mythen von Göttern abstammen, ist gewiß bedeutend, und man muß sich wundern, daß Müller, der selbst den ursprünglichen Sinn der Xuthusfabel hierauf zurückführt, an einem andern Orte (Prolegomena S. 181) jene Abstammungsmythen dunkle Sagen nennt, die keinen rechten Glauben gefunden haben müssen.

die wahre hält, daß er vielmehr die Dorier ein hellenisches, die Ionier ein pelasgisches Volk nennt, den Gegensatz von Pelasgern und Hellenen also innerhalb des Kreises findet, welchen man sonst als den von den letzteren allein umschriebenen betrachtet. Auch von den Aeoliern sagt er, daß sie vor Alters Pelasger geheißen [1]). Alles dieses berechtigt vollkommen zu der Annahme, daß erst mehrere Jahrhunderte nach dem trojanischen Kriege, als alle griechische Stämme sich als enger zusammengehörend fühlten und betrachteten als je vorher, und nun einen Ausdruck für das Bewußtseyn dieser Nationaleinheit suchten, die unmittelbare Anknüpfung der einzelnen Stammherren an die Götter aufgegeben wurde zu Gunsten ihrer Ableitung von dem Hellen, der nun, indem er aus einem Enkel des Achäus zu dessen Großvater gemacht ward, grade so verallgemeinert wurde wie der Volksname. Ein schlagendes Beispiel von der Elasticität des Mythus, der nicht eine Vorstellung erzeugt, sondern der aus einer herrschend gewordenen abgeleitete, bildliche und symbolische Ausdruck für sie ist. Warum es aber grade die Hellenen waren, denen die Ehre zu Theil ward, der ganzen Nation den Namen zu geben, läßt sich eben so wenig mit Sicherheit ermitteln [2]), als in der Regel der Ursprung anderer veränderter Völkerbenennungen, die vor dem Beginn sicherer Geschichte hervortreten.

Wenn aber diese Entstehungsart des Stammbaums der Hellenen deutlich zeigt, daß wir daraus nicht auf die Existenz eines Volkes schließen dürfen, aus dem die vier Stämme als einzelne Zweige hervorgegangen sind; so ist darum der Mythus, der sie verknüpft, doch nicht ohne alle Wahrheit, wenn man diese nämlich nicht in der Einerleiheit der Wurzel, sondern in einer gewissen

1) I, 56. VII, 95. 96.

2) Vermuthungen hat Wachsmuth a. a. O. Bd. I. S. 68 fg.

Uebereinstimmung der Lebensweise, der kriegerischen Neigung, der Thaten und Schicksale der vier Stämme sucht. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind ihre Vorfahren mehrere Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege aus ihren Ursitzen, den Gebirgsstrichen, die Thessalien und Macedonien scheiden, vielleicht von benachbarten Barbaren gedrängt, ausgezogen, haben sich allmählich über Griechenland verbreitet, und durch das Uebergewicht ihrer Waffen die unkriegerischen, fest angesiedelten Stämme, die sie vorfanden, namentlich die Pelasger, bezwungen. Den angeführten Sagen von den Zügen der Hellenssöhne und Enkel scheint eine schwache, dunkle Kunde von der ersten Völkerwanderung in Griechenland, die sich aus der Erinnerung der Menschen nicht ganz verlor, zu Grunde zu liegen. Nehmen wir das, was sich außer jenen Sagen aus Andeutungen und Berichten schöpfen läßt, zusammen [1], so finden wir in den nächsten Menschenaltern vor Troja's Zerstörung die Aeolier in einem Theile Thessaliens, in derselben Landschaft die zu ihnen gehörigen Böotier und Minyer, die letztern auch am kopaischen See; gleichfalls in Thessalien die achäischen Myrmidonen oder Hellenen, und andere Achäer im östlichen Peloponnes. Beide Stämme, Aeolier und Achäer, sind in der Zeit der Sage die berühmtesten und mächtigsten, in der historischen werden sie von den beiden anderen, den Doriern und Joniern, ganz überflügelt, wogegen diese in der heroischen noch im Hintergrunde stehen. Die Dorier waren nach mehreren Wanderungen in dem Ländchen zwischen dem Oeta und dem Parnaß, welches von ihnen den Namen behielt, geblieben; weiter ausgebreitet waren die Jonier, sie saßen außer in Attika auch auf Euböa und in Aegialea. Das Verhältniß der erobernden Hellenen zu den Pelasgern und anderen Urbewohnern gestaltete sich, wie dies bei solchen Eroberungen fast immer der Fall ist, nicht überall auf die-

Uebereinstimmung derselben in kriegerischen Neigungen und Thaten.

Ihre Verbreitung über Griechenland.

1) M. s. die Nachweisungen bei Demselben S. 73 fg.

selbe Art; an einigen Orten wurden die Besiegten den Siegern dienstbar, an anderen geschah eine völlige Verschmelzung, zuweilen gewiß mit großem Uebermaß der Zahl auf der Seite der Pelasger. Daher kommt es auch gewiß, daß Herodot in den Joniern und Aeoliern Pelasger sieht, der oben angeführte Mythus den Achäern einen starken Bestandtheil pelasgischen Bluts giebt, und reine Hellenen eigentlich nur die Dorier bleiben. Demzufolge wollen auch einige Neuere in den Joniern, die als Bewohner Attika's auftreten, keinen eigentlich hellenischen, d. h. keinen aus dem Norden gekommenen kriegerischen Wanderstamm erkennen, vermuthen vielmehr grade in Attika und in dessen Nähe die Ursitze der Jonier [1]). Indeß ist gegen diese Annahme geltend gemacht worden, daß, da der Cult des Apollo ein den Doriern eigenthümlicher und von ihnen verbreiteter war, auch seine Einführung in Attika mit großer Wahrscheinlichkeit einem Stamme von Fremden, die wie Jene als Eroberer aus dem Norden kamen, zugeschrieben werden kann. Ursprünglich sah der Mythus im Apollo und im Xuthus eine und dieselbe Person, später, da der Letztere zum Hellenssohne gemacht worden war, konnte er in Attika nur als fremder Eindringling erscheinen. Aber der Stolz der Athener sträubte sich dagegen, den Sprößling dieses Fremden, den Jon, als Stammheros zu verehren, so daß zuletzt die beiden Gestalten der Sage so vereinigt wurden, daß Kreusa vor ihrer Verheirathung mit Xuthus dem Apoll jenen Sohn, der nun menschlich nur mit dem Erechthidenstamme zusammenhängt, geboren habe, was besonders vom Euripides in dem berühmten Trauerspiele, welches den Namen des Jon führt, mit großer Kunst durchgeführt ist [2]).

Verschmelzung der Pelasger mit ihnen.

---

1) K. F. Hermann, Lehrbuch d. griechischen Staatsalterthümer 3te Aufl. S. 211. Entschieden hält die Jonier für Pelasger Clinton a. a. O. T. I. p. 56.

2) M. s. O. Müller, Dorier Abth. I. S. 237 fg. Vgl. auch A. Schöll zu seiner Uebersetzung des Herodot S. 897 fg.

Auch hat jene Erzählung von der Vertreibung des Xuthus und seiner Söhne durch die Sprößlinge des alten einheimischen Königsstammes ohne Zweifel in demselben Nationalstolze ihren Grund.

Fast überall in Griechenland — es wird hauptsächlich nur Arkadien auszunehmen seyn — sehen wir demnach ein frisches, vom Norden herkommendes Volkselement an die Spitze treten. Nichts desto weniger werden aber die Pelasger immer für einen Hauptbestandtheil der griechischen Nation gelten müssen, und wenn wir von den Anfängen der griechischen Cultur als einer eigenthümlich hellenischen reden, werden wir sie nicht zu betrachten haben als eine durch jene nördlichen Kriegerstämme nach Beseitigung der pelasgischen neugepflanzten, sondern als eine Entwickelung, die aus der Vermischung des pelasgischen und pierischen Bildungselements mit einem eignen von ihnen hinzugebrachten hervorgegangen ist. Und dieses letztere, das hellenische im engern Sinne, scheint nicht sowol in eigentlichen Culturerzeugnissen bestanden zu haben, auf die gar keine bestimmte Spur deutet, als vielmehr in einem Geiste und Schwunge, mit welchen die von der Natur mit großen Fähigkeiten begabten Hellenen das Vorhandene belebten und weiter führten [1]).

Ihr Geist und Schwung als Bildungselement.

Dies sind die einheimischen Bestandtheile, aus welchen das Volk der Griechen erwuchs. Gewöhnlich nimmt man aber an, daß zu diesen auch noch aus der Fremde, aus Asien und Aegypten, Colonisten kamen, als Bildner der noch rohen griechischen Stämme. Solcher Einwanderungen führt die Ueberlieferung mehrere auf; die berühmtesten sind die, welche unter der Führung des Cekrops, des

Die Einwanderer aus dem Orient.

1) Eine ähnliche Ansicht spricht Thirlwall aus, wenn er History of Greece Vol. I. p. 85. die Hellenen betrachtet wissen will as a branch of the Pelasgian family, which contained its best and purest blood, and was destined to unfold the noblest faculties implanted in its constitution, and to raise the life of the nation to the highest stage which it was capable of reaching.

Kadmus, des Danaus und des Pelops geschahen; die drei ersteren werden in das sechzehnte und funfzehnte Jahrhundert vor Chr., der vierte in das vierzehnte gesetzt. — Cekrops, heißt es, kam aus Saïs in Niederägypten nach Attika, und zog dessen Einwohner aus einem Zustande gänzlicher Wildheit. Sogar die erste Grundlage aller Gesittung, die Ehe, mußte er erst bei ihnen einführen. Er vertheilte sie in zwölf Ortschaften, und baute eine Burg, die er nach seinem Namen Cekropia nannte. Damals stritten Poseidon und Athene um die göttliche Vorherrschaft in Attika; die zwölf oberen Götter, welche Zeus zu Richtern eingesetzt hatte, entschieden, nach der Aussage des Cekrops, welcher bezeugte, daß Athene den Oelbaum habe sprießen lassen, für diese, die nun die Schutzgöttinn des Landes wurde und der Hauptstadt den Namen gab. Nach dem Tode des Cekrops folgten einheimische Könige. Als der fünfte in ihrer Reihe wird Erechtheus aufgeführt, der Vater der Kreüsa, der Mutter Jons.

Cekrops.

Kadmus.

Kadmus war ein Enkel des Poseidon und Sohn des phönicischen Königs Agenor. Als seine Schwester Europa von Zeus entführt wurde, ward er vom Vater ausgesandt, sie zu suchen, mit dem Befehle, ohne sie nicht zurückzukehren. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fragte Kadmus das Orakel zu Delphi, welches ihn hieß, alle weitere Nachforschungen einzustellen, aber einer Kuh, die ihm begegnen würde, zu folgen, und an der Stelle, wo sie sich niederlegen werde, eine Stadt zu gründen. Kadmus that nach dem Befehle, die Kuh erschien und leitete ihn nach Böotien, wo sie auf einer Anhöhe niedersank; hier gründete er eine Burg, Kadmea genannt, die nachmals einen Theil der dabei entstandenen Stadt Theben ausmachte. Vorher hatte Kadmus mit einem Drachen kämpfen müssen, den er erschlug, und dessen Zähne er auf den Rath der Athene aussäete. Hieraus erwuchsen Männer, Sparten d. i. Gesäete, genannt, die ihre Waffen gegeneinander kehrten, so daß nur fünf übrig blieben, von welchen die

ältesten Familien Thebens in der Folge ihre Herkunft ableiteten. Kadmus mußte im Alter mit seiner Gemahlinn Harmonia, einer Tochter des Ares und der Aphrodite, Theben verlassen, dann wurden beide in Drachen verwandelt und von Zeus in die elysischen Gefilde aufgenommen. Einen so entschieden wunderbaren Charakter trägt die Geschichte des Kadmus. Als historische Person und als Führer einer phönicischen Colonie betrachtet, wurde von ihm erzählt, daß er die Buchstabenschrift nach Griechenland gebracht, und die Kunst, die Erze aufzufinden, zu schmelzen und zu gebrauchen gelehrt habe.

Danaus.

Auf dem ersten funfzigrudrigen Schiffe, das je gebaut worden, kam aus Chemmis in Aegypten Danaus, vor seinem Bruder Aegyptus fliehend, mit funfzig Töchtern nach Argos, wo ihm der letzte Inachide, Gelanor, die Herrschaft, die er in Anspruch nahm, überlassen mußte, da ein Wolf, der plötzlich erschien und einen Stier zerriß, dem argivischen Volke als günstige Vorbedeutung für den Fremdling galt. Bald erschienen jedoch die funfzig Söhne des Aegyptus, die der Spur des Oheims gefolgt waren, und begehrten Vermählung mit seinen Töchtern. Danaus gewährte ihr Verlangen, gab aber den Jungfrauen Dolche mit dem Befehle, ihre Männer in der Brautnacht zu ermorden. Das thaten alle bis auf eine, Hypermnestra, die ihren Gemahl, den Lynceus, verschonte, und dieser folgte später dem Danaus in der Herrschaft. Die allbekannte Strafe der Danaïden in der Unterwelt, Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen zu müssen, kommt erst bei späteren Dichtern vor, kein älterer erwähnt ihrer.

Pelops.

Pelops wird gewöhnlich ein Phrygier oder Lydier, nach einer andern vereinzelten Sage auch ein Paphlagonier genannt. Sein Vater war der von den Dichtern viel genannte Tantalus, der, erst Liebling und Tischgenoß des Zeus, wegen eines an den Göttern verübten sehr verschieden angegebenen Frevels, zu ewiger Strafe in den Tartarus gestürzt ward. Vom Poseidon, dessen besondrer Lieb-

ling er war, erhielt Pelops einen goldnen Wagen und ein Roßgespann, die ihn über die Wogen trugen nach Pisa, einem alten mythischen Reiche in Elis, wo König Oenomaus herrschte, um dessen Tochter, die schöne Hippodamia, er warb. Schon viele ihrer Freier hatte der Vater getödtet, weil sie die gestellte Bedingung, ihn im Wettfahren zu besiegen, nicht hatten erfüllen können. Aber Pelops gewann durch große Verheißungen seinen Wagenlenker Myrtilus, der es so einrichtete, daß der Wagen des Königs brach, wobei dieser umkam, entweder in Folge des Sturzes, oder durch die Lanze des herbeieilenden Pelops. Auch den verrätherischen Diener stürzte Pelops in das Meer; sterbend fluchte Myrtilus ihm und seinem Geschlechte. Mit der Hand der Hippodamia erhielt Pelops die Herrschaft in Pisa, und da er sie auch über andere nahe Landschaften verbreitete, er oder seine Nachkommen das argivische Reich gründeten, wurde die ganze Halbinsel nach ihm in aller Folgezeit die Pelopsinsel genannt. Als diese Ueberlieferung historisch gedeutet ward, wurde Pelops, der ritterliche Bewerber um die schöne Königstochter, zum Führer einer aus Lydiern und Phrygiern bestehenden Völkerschaar, der sich in einem großen Theile der Halbinsel die Herrschaft erwarb, besonders durch das Uebergewicht, welches ihm die großen Reichthümer, die er mitgebracht, über die noch dürftigen Einwohner gegeben haben sollte.

Kritik der Einwanderungssagen.

Daß auch die Personen und das Vaterland der übrigen Einwanderer nach Abstreifung aller mythischen Hüllen historisch seien, war die Ueberzeugung des spätern Alterthums sowol als der neueren Geschichtschreiber, bis die deutsche Forschung, die seit zwei Menschenaltern so vieles, Jahrtausende hindurch auf das Ansehen der Ueberlieferung Angenommene vor den Richterstuhl der Kritik zog, nicht nur die Existenz eines Cekrops, Kadmus und Danaus als Personen läugnete, sondern auch, daß die Sagen von ihnen sich auf Colonisationen aus jenen Ländern zurück-

führen ließen [1]). Vollkommen gelungen ist diese Kritik beim Cekrops, welcher allerdings der mythische Gründer des Staats von Athen ist, den aber alle früheren Schriftsteller, die der ächten, altattischen Sage folgen, als Autochthonen kennen, daher auch von ihm gefabelt ward, daß er oben Mensch und unten Schlange gewesen sei, denn die Schlange ist das Sinnbild der Erde. Zu einem Aegypter wurde er erst gemacht, nachdem sich die, nicht früher als im vierten Jahrhundert vor Chr. aufgekommene Meinung verbreitet hatte, Athen sei eine Colonie von Saïs in Niederägypten, weil man in der Athene die ägyptische Göttinn Neith zu erkennen glaubte, die in Saïs besonders verehrt wurde. Wir haben es also hier mit gar keiner mythischen Ueberlieferung zu thun, sondern mit einer historischen Hypothese, die auf einer grundlosen Voraussetzung beruht. Ihren Ursprung hat sie ohne Zweifel der Bemühung der ägyptischen Priester zu verdanken, dem Volke der Hellenen ihre Cultur so viel als möglich als die Mutter der seinigen darzustellen, ein Bestreben, in dem sie immer weiter gingen, nachdem Herodot schon Manches dieser Art gläubig von ihnen angenommen hatte.

Ungewisser steht es mit Danaus und Kadmus, die allerdings schon in den Mythen als Morgenländer erscheinen. Der Letztere muß als die mythische Personification der Kadmeer oder Kadmeionen, welches der älteste Name der Bewohner von Theben ist, betrachtet werden; sonach würde in dem Mythus von seiner Reise die Kunde von der Herkunft der Kadmeer aus Phönicien zu suchen seyn. Da es aber höchst unwahrscheinlich ist, daß die seefahrenden Phönicier grade an einem Orte wie Theben, wo es gar keine Verbindung mit dem Meere giebt, eine Pflanzstadt sollen gegründet haben; da es auch an jeder weitern

---

1) Besonders ist dies von Otfr. Müller geschehen, Orchomenos S. 106 fg. Prolegomena S. 174 fg. Zu vergl. ist J. H. Voß, Antisymbolik Th. II. S. 415 fg.

Spur einer historischen Beziehung zwischen Theben und Phönicien fehlt, wird es natürlicher seyn anzunehmen, daß Mißverständniß oder willkürliche Combination dem Kadmus dieses Vaterland gegeben hat, zu einer Zeit, wo man es in Griechenland liebte, die Völker durch gefabelte Genealogien in Verbindung zu setzen [1]), während er ursprünglich wol ein einheimischer Heros, vielleicht eine pelasgische Gottheit war. Auch in der Sage von Danaus und den Danaïden liegt ihrem Charakter nach nichts auf Aegypten Hinweisendes; wogegen die mythische Beziehung auf die Bewässerung des trocknen Landes von Argos, die man darin gefunden hat [2]), nicht unpassend erscheint. Andererseits ist für eine sehr frühe Verbindung zwischen Aegypten und Argolis geltend gemacht worden, daß sich in der letztern Landschaft noch heut zu Tage uralte Bauwerke in Pyramidenform finden [3]). Mag man nun die eine oder die andere Meinung für wahrscheinlicher halten, immer wird Danaus für das ethnische Symbol eines in Argolis heimischen Stammes der Danaer zu halten seyn, dessen in späteren Zeiten außer Gebrauch gekommener Name einst so berühmt war, daß Homer alle Griechen mit demselben belegte. Eben so gebraucht er auch die Namen der Argiver und der Achäer, drei Benennungen, welche in dem Lande Argolis ihren Vereinigungspunkt finden.

---

1) Welcker, Ueber eine Kretische Colonie in Theben S. 64 fg.

2) „Die Strafe der Danaiden paßt zu ihrer That gar nicht, weis't aber auf die eigentliche Bedeutung der Sage hin. Sie hatten, heißt es, Argos, das trockne Land (Danaos bedeutet trocken), mit Brunnen versehen, deren ihnen auch vier geweiht waren. Diese Bewässerung erscheint hier mährchenhaft. Da der Boden das Wasser stets einsaugt, so ward dieses als ein ewiges Schöpfen, ohne daß das Faß gefüllt wird, dargestellt.“ Schwenck, Mythologie Bd. I. S. 459. Vgl. Otfr. Müller, Prolegomena S. 185. und Welcker, Die Aeschylische Trilogie Prometheus S. 399 fg.

3) Roß, Reisen und Reiserouten durch Griechenland Th. I. S. 109.

Am meisten möchte die lydisch-phrygische Einwanderung unter dem Pelops als historisch erscheinen, da sie erst drei Menschenalter vor dem trojanischen Kriege Statt gefunden haben soll. Und doch steht auch dieser die Erwägung entgegen, daß Homer den Pelops offenbar nur als einen einheimischen König kennt, und daß es neben jenen ihn aus Kleinasien herleitenden Sagen eine andere gab, die ihn einen Achäer nannte. Auch läßt der Mythus, nach welchem er aus der Fremde gekommen, dies bald ganz fallen; er dreht sich hauptsächlich um den Gewinn der Braut durch den Sieg in der Rennbahn, was deutlich an das Vaterland der Sage, Elis, erinnert, wo die olympischen Spiele gefeiert wurden, die Pelops auch nach der Sage glänzender beging, als je Einer vor ihm. Wenn er, oder ein Stamm, den er repräsentirt, uns aber auch nicht als Einwanderer gelten können, scheint doch die Erzählung, die ein kleinasiatisches Element an ihn knüpft, auf die Kunde von einer sehr alten Verbindung zwischen beiden Ländern hinzudeuten [1]).

Es ist nicht die Richtigkeit nackter Thatsachen, auf deren Ermittelung es bei dieser Untersuchung ankommt. Sie hat eine höhere Bedeutung, in so fern sie einen Theil ausmacht einer weit allgemeinern Frage, der nämlich, ob ein Culturzusammenhang Statt gefunden habe zwischen dem Orient und Griechenland, ob dieses von jenem die Anfänge aller Civilisation, Götterdienste und religiöse Vorstellungen, gesellige und politische Einrichtungen empfangen habe. Denn wenn jenen Einwanderungsmythen ein historischer Kern zu Grunde liegt, so sind thatsachliche Anknüpfungspunkte für orientalische Elemente, welche auf Pelasger und Hellenen eingewirkt haben, mit Bestimmtheit nachgewiesen. Ueberhaupt hat die Meinung von jenem Bildungszusammenhange angesehene Vertheidiger gefunden. Ihnen zufolge würde man sich den Zustand der ältesten

Die orientalische Art der ältesten griechischen Cultur

von Einigen behauptet,

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXVIII.

Griechen als einen mit dem asiatischen ziemlich übereinstimmenden vorzustellen haben. Die ganze Lebenseinrichtung der den fröhlichen Hellenen vorangegangenen Pelasger war, behaupten sie, der ägyptischen priesterlichen Weise sehr ähnlich; eine Priesterkaste herrschte, das Aufkommen und der Sieg der Hellenen ist der Sieg der adeligen Kriegerkaste über jene gewesen [1]). Diese Priesterschaft war vom Orient her, von dem sie stammte, oder doch Belehrungen empfangen hatte, im Besitz mannigfacher Ueberlieferungen und Lehren über Gott, Menschheit und Natur im Gewande symbolischer und allegorischer Dichtungen; und diese symbolisch-mystische Götterlehre war die Grundlage der griechischen Mythologie, deren wahrer Schlüssel sie ist. Besonders sind die meisten griechischen Tempelgötter ägyptischen Ursprungs. Dies bezeugt Herodot, wenn er sagt, daß vor Alters die Pelasger zu ihren Göttern gebetet, ohne sie mit Namen zu kennen, die Namen hätten sie erst aus Aegypten erfahren. Aber mit der Vorherrschaft der Hellenen verlieren Sitte und Verfassung, Denken und Dichten immer mehr ihren ursprünglichen Charakter, die Mythologie wird heller und verständlicher, aber auch inhaltsleerer. Der symbolische Tiefsinn wird nicht mehr verstanden; was früher als Beschreibung und Erzählung vom Wesen der Unsterblichen nur die Hülle der Lehre war, wird jetzt zur Hauptsache, indem es die bewegliche und lebendige Phantasie der hellenischen Dichter zu anmuthigen Sagen von den ganz menschenähnlich gestalteten, fühlenden, handelnden Götter ausbildet. Daneben erhielt sich zwar eine Kunde von den alten, bedeutungsvollen Priesterlehren, aber sie war zurückgedrängt in den engern Kreis der Mysterien, deren Absicht und Bedeutung eben diese Erhaltung

1) Fr. v. Schlegel, Gesch. d. Litteratur, Werke Bd. I. S. 21 fg. A. W. v. Schlegel, Recens. v. Niebuhrs römischer Geschichte in den Heidelb. Jahrbüchern 1816. S. 846.

war [1]). Und wie die Götter selbst kamen ihre Abbilder, kamen die Anfänge der Fähigkeit, diese Bilder zu vervielfältigen, d. i. die Anfänge der plastischen Kunst aus der Fremde, namentlich aus Aegypten, nach Griechenland. Vorher hatten die Pelasger keine anderen Sinnbilder ihrer namenlosen Götter gehabt als rohe Steine [2]).

Andere hingegen, eifersüchtig auf die unbedingte Eigenthümlichkeit und völlig unvermischte Beschaffenheit aller Erscheinungen des griechischen Geistes, wollen diesen schon im Kindesalter ganz auf die eigenen Füße stellen, und auch im Fortgange der Entwickelung soll er Alles sich und sich allein zu danken haben. Die Bekämpfung der erstern Ansicht ist ihnen durch das ganz Hypothetische und Unbegründete mancher ihrer Sätze sehr erleichtert worden; auf dem Gebiete der Mythologie besonders durch das unkritische Verfahren, welches weder Zeiten noch Völker gehörig unterscheidet, sondern zu Gunsten jenes Zusammenhangs zwischen Morgen- und Abendland nach den allgemeinsten Aehnlichkeiten oder entfernten Gleichklängen der Namen überall dieselben göttlichen Wesen entdecken will. Daher haben auch die Anhänger sonst sehr verschiedener Ueberzeugungen, Bekenner des Euhemerismus und Gegner desselben, von verschiedenen Standpunkten aus ihre Waffen gegen die Annahme des priesterlichen Orientalismus der ältesten Griechen gekehrt. Dieser Streit ist vor einigen Jahrzehnden in Deutschland sehr heftig geführt, die Angriffe auf jenes System sind von seinem bittersten Gegner sogar mit wahrer Leidenschaftlichkeit gemacht worden, weil er darin seltsamer Weise zugleich die Absicht gesehen hat, einen Bildungszustand, in welchem alle höhere Erkenntniß von einer

von Anderen geläugnet.

1) Diese Ansicht, besonders ausgebildet von Creuzer, und vorgetragen in seiner Symbolik, findet man in gedrängter Darstellung in dem Auszuge aus derselben von Moser S. 383 fg.

2) Thiersch, Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen S. 19.

herrschsüchtigen Priesterkaste, um das Volk in Unwissenheit und Abhängigkeit zu erhalten, in absichtliches Dunkel gehüllt wird, auch unserer Zeit als einen trefflichen und neu zu belebenden zu empfehlen [1]).

In der historischen Frage selbst werden von den Streitern für die gänzliche Ureigenheit der griechischen Cultur die Berichte Herodots und anderer Alten, welche manches Hellenische aus Aegypten ableiten, theils als unbegründete Combination, theils als Trug der dortigen Priester nicht mit Unrecht verworfen. Wie ihre Kritik jene andere Stütze der entgegenstehenden Ansicht, den Glauben an die Colonisation, mindestens mächtig erschüttert hat, haben wir gesehen. Steht und fällt mit diesem Glauben aber auch der an einen Bildungszusammenhang zwischen Griechenland und dem Orient völlig? Dies wird schwerlich behauptet werden können. Man könnte mit unerschütterlicher Altgläubigkeit die Einwanderungen für historisch halten, und doch ihren Einfluß auf die Bildung sehr gering anschlagen, so wie umgekehrt sie als Trugbilder ansehen und von einem anderweitigen vielfachen Verkehr große Einwirkungen des Morgenlandes ableiten. Es kommt also hauptsächlich auf die in den Dingen und Zuständen selbst liegenden Spuren einer solchen Einwirkung an. Wenn nie ein Kadmus existirt hat, noch weniger ein Phönicier war, läugnet doch darum Niemand, daß die Griechen die Buchstabenschrift von diesem Volke erhalten haben. Läßt es sich aber wol denken, daß die Lehrer eines so wichtigen Culturelements ohne allen weitern geistigen Einfluß auf ihre Schüler geblieben seyn sollen? Trennen sich in der Jugendzeit der Völker Geist und Sache so? Die griechische Götterwelt ist der Hauptsache nach gewiß ganz einheimischer Art; aber die Naturreligion der Pelasger hat eine

Unläugbare Spuren eines Zusammenhangs mit dem Morgenlande.

1) Diese Anschuldigung ist in der vorzüglich gegen Creuzer gerichteten Antisymbolik von J. H. Voß an vielen Orten auf das entschiedenste ausgesprochen.

unverkennbare Aehnlichkeit mit den religiösen Anschauungen der Orientalen, und daß einzelne göttliche Wesen von diesen herstammen, kann nicht bezweifelt werden. Sogar mit dem Namen ist dies der Fall beim Adonis, jenem allbekannten Liebling der Venus, der auf der Jagd durch den Zahn eines Ebers umkam, auf das Wehklagen der zärtlichen Göttin aber von Zeus die Erlaubniß erhielt, sein Daseyn künftig zwischen ihr und der Schattenfürstinn Persephone zu theilen, so daß sich jede sechs Monate im Jahre seiner erfreute. Dem Adonis zu Ehren wurde an verschiedenen Orten Vorderasiens wie in Griechenland und Rom jährlich zur Zeit der Sommersonnenwende ein Fest begangen, wo an dem einen Tage sein Tod von den Weibern beklagt, am folgenden sein Wiedererstehen mit ausgelassnem Jubel gefeiert wurde. Er ist ursprünglich ein syrischer Gott, sein Name Adon bedeutet im Semitischen Herr, es wurde in ihm die Sonne verehrt in ihrer Verknüpfung mit der pflanzenerzeugenden Kraft der Erde, welche während der Sommermonate wirksam und mächtig ist, im Winter aber, wenn die Sonne sich entfernt hat, erstirbt. Darum theilen sich im griechischen Mythus die beiden Göttinnen im Besitz des Adonis, der aber, nachdem die Sage von ihrer tiefern Bedeutung entkleidet war, nur als ein schöner Königssohn erschien. Sollte er aber gleich in dieser Gestalt, sein Verhältniß zur Aphrodite zur bloßen Fabel geworden, nach Griechenland gekommen seyn? Das ist schwer zu glauben. Die Annahme dieses Dienstes setzt ein anfänglich wenigstens theilweises Eingehen in seine Bedeutung voraus, die allmählich ganz erblaßte. Die Idee der Vergänglichkeit alles Irdischen, die auch in der Fabel noch deutlich genug ist, bildet den Uebergang. Die Trauer um dieselbe liegt dem Feste zu Grunde.

Daher stammende Göttermythen. Adonis.

Auch das älteste griechische Staatsleben zeigt eine bedeutsame Spur asiatischer Art. Ion, der athenische Stammheros, hatte dem Mythus zufolge vier Söhne, von denen die vier Phylen (Stämme oder Volksabtheilungen) der

30 *

Ueberlieferung von einer dem Kastenwesen ähnlichen Volkseintheilung in Attika.

Bewohner von Attika ihre Herkunft ableiteten, und nach deren Namen sie genannt wurden. Diese Namen sind ganz symbolisch, sie heißen ins Deutsche übersetzt: Kriegsmann, Werkmann, Geißhirt, und Zinsbauer oder Weihepriester, denn bei dem griechischen Worte, welches diesen vierten Sohn oder Stamm bezeichnet, schwanken Lesart und Erklärung. Spätere, in jener Mitte zwischen Mythus und Wahrheit, die Geschichte seyn soll und keine ist, berichten, Ion habe das athenische Volk nach der Verschiedenheit des Lebensberufs in vier Classen getheilt, während wir in jener Ueberlieferung nur den mythischen Ausdruck für das uralte, der ionischen Einwanderung gleichzeitige Vorhandenseyn von vier erblichen Classen in Attika haben, die dort auch wirklich unter dem Namen der ionischen Phylen fortbestanden bis gegen die Zeit der Perserkriege, wenn auch nicht fortwährend nach der Lebensweise getrennt, doch als Volkseintheilung. Ob man nun in diesen Phylen, wie sie in der ältesten Zeit waren, Kasten orientalischer Art sehen soll, über diese Frage haben sich, wie bei der allgemeinen, die Meinungen geschieden [1]). Diejenigen, die es läugnen, berufen sich besonders auf das der griechischen Eigenthümlichkeit Widerstrebende des Kastenwesens und auf das Ungewisse des Vorkommens der Hauptkaste, der Priester nämlich. Aber was das erstere betrifft, so ist ja eben erst zu erweisen, daß der griechische Volksgeist schon in den ältesten Zeiten einen solchen Charakter besaß, und wenn ein erblicher Priesterstand — wie dies allerdings das Wahrscheinlichste ist — unter jenen Stämmen nicht vorkam, so ist dies leicht daher zu erklären, daß die ionische Eroberung den früher dagewesenen beseitigte, wodurch die Auflösung der pelasgischen Lebenselemente nicht wenig gefördert worden seyn muß. Denn von den Pelasgern, nicht von den

1) Bei K. F. Hermann S. 208 fg. und bei Wachsmuth, Bd. I. S. 351 fg. findet man die Hauptpunkte und die vollständige Litteratur dieses Streits.

Joniern, wenn man diese für erobernde Hellenen nimmt, muß diese erblich ständische Eintheilung hergerührt haben. Diese würden ihrer rührigen, beweglichen Natur nach ein unbewegliches Element nicht geschaffen haben, wenn es nicht schon dagewesen wäre. Es scheint, daß sie selbst als herrschender Kriegerstamm aufgetreten sind, und — wenn es erlaubt ist, über so dunkle und entlegne Zeiten Vermuthungen auszusprechen — die Aufhebung der Priesterkaste als solche mag ihnen um so leichter gelungen seyn, weil diese auf dem europäischen Boden nie so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, nie zu einer solchen Bedeutung gelangt war wie in Asien.

Ueberhaupt wird alles asiatischen Lebensverhältnissen im ältesten Griechenland Entsprechende schon ursprünglich als verändert und einigermaßen europäisirt zu denken seyn; und wenn wir uns dies nicht aus Asien zu den Pelasgern herübergebracht, sondern von diesen aus jenem Welttheile mitgebracht denken, so können wir uns diese Anschauungen und Einrichtungen zugleich als morgenländisch und als einheimisch griechisch denken, und hätten eine auf eine allgemeine historische Anschauung zurückzuführende Vermittelung zwischen den streitenden Ansichten gefunden. Wenn die Pelasger nämlich aus Asien nach Europa eingewandert sind, wie es doch, auch abgesehen von der allgemeinen Herkunft des Menschengeschlechts aus jenem Erdtheil, große Wahrscheinlichkeit hat; so hat es nicht mindere, daß dies zu einer Zeit geschah, wo das asiatische Culturleben noch wenig ausgebildet, und nur noch in Keimen vorhanden war, so daß die Formen desselben, welche die Pelasger in das neue Wohnland mitbrachten, mit dem später gestalteten eigentlichen Orientalismus nur in gewissen allgemeinen Grundzügen übereinstimmten, und sich auf dem europäischen Boden bald noch mehr von der Beschaffenheit ihrer Wurzeln entfernten. Diese Vorstellung schließt die Annahme nicht aus, daß auch später vermöge des häufigen Verkehrs zwischen den beiden Welttheilen Manches von Asien nach

Vermittelnde Ansicht.

Griechenland verpflanzt wurde, aber auch dies hat ohne Zweifel gleich seinen eigenthümlichen Charakter verändert, und immer mehr wurde er verwischt, als die Hellenen den Sieg davongetragen, und der griechischen Bildung für alle Folgezeit den Stempel aufgedrückt hatten. Denn daß diese Cultur, im vollsten Gegensatze mit der morgenländischen Weise, durch Losreißung von den Banden priesterlicher Verfassung und eine ganz unabhängige geistige Entwickelung ihre eigenthümliche Beschaffenheit erhalten hat, wird selbst von Denen zugegeben, welche von dem einstigen Daseyn einer priesterlichen Vorherrschaft in Griechenland überzeugt sind.

Dreizehntes Capitel.

Das Heroenalter der Griechen.

Allgemeiner Charakter des Heroenzeitalters.

Wenn wir den Genealogien der Fürstengeschlechter in den Mythen folgen, so sind von den Hellenssöhnen bis zum Falle Troja's sechs Menschenalter verflossen, welche, und besonders die vier letzten derselben, die ganze hellenische Heroensage umfassen. Freilich bindet sich die Sage bei den Geschlechtsfolgen keineswegs streng an die Wahrheit, vollends bedient sich der Mythus der Verwandtschaftsverhältnisse als Ausdruck für seine Vorstellungen; doch wird man im Ganzen nicht irren, wenn man die beiden nächsten Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege, das vierzehnte und dreizehnte vor Chr. etwa, als das Heroenalter Griechenlands betrachtet. Von der Art, wie Mythus und Dichtkunst diese Periode auffassen und darstellen, ist oben die Rede gewesen; dem Inhalte nach, der durch die Hülle derselben hindurchschimmert, ist sie erfüllt von Kämpfen der Helden zum Schutze der Bedrängten und Wehrlosen gegen Wütheriche, Räuber und wilde Thiere, aber auch zur Befriedigung der Abenteuerlust und der Begierde nach köstlichem Besitz, wodurch sie die allgemeine Sicherheit bald herstellten und förderten, bald selbst wieder gefährdeten. Städte zu überfallen und zu plündern, und auf dem Meere

nach Raub umherzustreifen, galt nicht für schimpflich [1]). Aber durch solche Perioden noch ungezähmter Sinnlichkeit und Lüsternheit sind die meisten Völker, die zu großer geschichtlicher Bedeutung gelangten, hindurchgegangen, in den Kämpfen stählt sich der Muth, der ritterliche Sinn schützt vor Ausartung in Barbarei und stumpfe Rohheit, und aus der Mitte eines mannigfach bewegten Lebens entwickeln sich Bildung und alle Tugenden der Humanität entschiedner, als aus dem täglichen Einerlei herkömmlicher Beschäftigungen. Und diese Menschlichkeit, verbunden mit frommer Scheu vor den Göttern als Rächern des Frevels, milderte und dämpfte schon bei den Griechen jener Tage den gewaltthätigen Sinn. Ein Frevel an Zeus, dem Schirmer der Schutzflehenden, wäre es gewesen, Verfolgten Beistand zu versagen, oder das Gastrecht, welches besonders heilig gehalten wurde, dessen einmal geknüpfte Bande sich vom Vater auf den Sohn vererbten, zu verletzen. Dies war ein großer Ersatz der sonst noch ganz mangelnden Sicherheit für Fremde, die kein gültiges, Unbill abwehrendes und strafendes Recht für sich in Anspruch nehmen konnten, da die Gesetze der Staaten damals und noch lange nachher nur ihre eigenen Bürger schützten.

Die Helden aus dem Geschlechte des Danaus.

Keines der Heldengeschlechter, welches der Mythus in jene Zeiten verlegt, war berühmter und gewaltiger als das des Danaus durch seine Tochter Hypermnestra. Ihr Enkel war Akrisius, König von Argos, zu dessen Tochter Danaë (wol wieder nur eine Personification des Danaerstammes) Zeus als goldner Regen kam, und mit ihr den Perseus zeugte, den Medusentödter, dessen Geschichte sich ganz in das Mährchenhafte verliert. Von ihm läßt die

Herakles.

Sage den größten aller Heroen, den Herakles stammen. Perseus nämlich war Großvater sowol der Alkmene als des mit ihr vermählten Amphithryon, der wegen einer Blutschuld aus dem väterlichen Reiche Tiryns in Argolis nach

---

1) Thucydides I, 5.

Theben hatte fliehen müssen. Dort harrte Alkmene des auf einem Kriegszuge abwesenden Gatten, als, von ihren Reizen angezogen, in dessen Gestalt der Donnergott erschien, und ihrer Umarmung genoß. Als Frucht derselben gebar sie den Herakles, der bestimmt war, die Welt mit dem Glanze seiner erstaunlichen Thaten zu erfüllen. Zeus hatte ihm die Herrschaft über Argolis bestimmt, aber die List der eifersüchtigen Hera wußte die Erfüllung seines Götterausspruchs auf einen andern Persiden, den Eurystheus, zu übertragen. Und durch das ganze Leben des Helden blieb die zürnende Göttinn seine Verfolgerinn; auf allen seinen Wegen häufte sie ihm Gefahren und Schwierigkeiten. So feige und unwürdig Eurystheus auch war, er war durch das Geschick der Herr des Herakles geworden, und legte ihm die härtesten Arbeiten und schwersten Kämpfe auf, deren glückliche Beendigung unmöglich schien, die aber der Unüberwindliche und Unermüdliche sämmtlich vollbrachte. Es zeigt sich in diesen Arbeiten meistens jenes doppelte Ziel der Heroenkämpfe, das Verderbliche zu vertilgen und köstliches Besitzthum zu gewinnen. Daher hatte Herakles sowol Ungeheuer zu erlegen oder zu fangen, als seltene Schätze, nach denen Eurystheus lüstern war, herbeizuschaffen. So mußte er der Amazonenköniginn Hippolyta den Gürtel des Ares, den sie trug, entringen, und vom Okeanosstrome am äußersten Westende der Erde die von einem hundertköpfigen Drachen bewachten goldnen Aepfel der Hesperiden holen. Endlich vollzog er auch den letzten und gefährlichsten Befehl, den dreiköpfigen Höllenhund Cerberus aus der Unterwelt an das Tageslicht zu bringen. Im Ganzen werden dieser Proben außerordentlichen Muthes und unerschütterlicher Standhaftigkeit, welche Herakles auf fremdes Geheiß ablegte, zwölf aufgeführt. Diese runde Zahl gehört späteren Dichtern und Sagenschreibern an; früher scheinen die zwölf Arbeiten von unzähligen anderen Thaten, welche die Dichtung ihn verrichten läßt, nicht bestimmt geschieden gewesen zu sein. In ihnen allen erscheint eine gewaltige,

unerschöpfliche und zugleich hülfreiche Heldenkraft, welche ihre Wunder über den Erdkreis verbreitet. Auch außerhalb Griechenlands züchtigt sie wilde Frevler. Den Riesen Antäus in Libyen, der alle Fremde zwang, mit ihm zu ringen, und sie dann tödtete, der unbezwinglich schien, weil er, zur Erde geworfen, von dieser seiner Mutter verdoppelte Kraft empfing, hob Herakles hoch vom Boden empor, und erdrückte ihn in seinen Armen. In Aegypten legte ihn der grausame König Busiris in Fesseln, um ihn, wie alle Fremdlinge, die in das Land kamen, am Altare des Zeus zu schlachten, aber der Gewaltige zerriß die Bande, und erschlug den Tyrannen. Die Dichtung erschöpft sich in Zügen, seine über alles menschliche Maß hinausgehende Stärke zu zeichnen, sie läßt ihn eine Zeit lang statt des Atlas die Last des Himmelsgewölbes auf seine Schultern nehmen, sie läßt ihn sich an Götter wagen, und sie mehr als einmal nach seinem Willen zwingen.

Aber alle diese wunderbare Begabung schützte den Helden nicht vor menschlichen Schwächen und Fehltritten, die er dann auch abbüßen mußte. Da er den Iphitus, den Sohn des Königs Eurytus von Oechalia, im Zorne getödtet hatte, verfiel er in eine schwere Krankheit, deren Heilung ein Orakelspruch an die Bedingung knüpfte, daß er drei Jahre als Sklave um Lohn diene. Daher ließ er sich an die Königinn Omphale von Lydien verkaufen, bei der er weibliche Geschäfte verrichten mußte, und in Weichlichkeit und Wollust versank. Als Folge eines spätern Vergehens fand er zuletzt einen qualvollen Tod, aber auch den Uebergang zur Unsterblichkeit. Es war seine eigene Gemahlinn Deïanira, die, unwissend was sie that, ihm diesen Tod bereitete. Ihr hatte einst der Centaur Nessus, da er sie nach dem Gebote des Herakles über einen Strom trug, Gewalt anthun wollen. Aber Herakles erschoß ihn mit einem Pfeile, der in die giftige Galle der von ihm erlegten lernäischen Hydra getaucht war. Sterbend gab der Centaur der Deïanira von seinem dadurch vergifteten

Blute, als ein angebliches Mittel, jede fremde Liebe aus des Helden Brust zu verscheuchen. Eine solche Neigung faßte Herakles später zu der Jole, der Tochter jenes Eurytus, dessen Sohn er getödtet hatte. Da Eurytus sie ihm verweigerte, eroberte er seine Stadt Oechalia, erschlug ihn und seine Söhne, und führte die Jole mit sich fort. Als Deïanira dies erfuhr, glaubte sie, es sei Zeit, von dem empfangenen Liebeszauber Gebrauch zu machen. Sie schickte dem Herakles, der sich eben zu einem feierlichen Opfer rüstete, ein in das Blut des Nessus getauchtes Gewand. Der Held bekleidete sich damit, aber bald empfand er die Wirkungen des furchtbaren Giftes, folternde Schmerzen durchzuckten alle seine Glieder. Ueberzeugt, daß diese entsetzlichen Qualen nur mit seinem Leben enden würden, befahl er seinem mit der Deïanira erzeugten ältesten Sohne Hyllus, ihn auf den Berg Oeta zu bringen, und dort auf einen Scheiterhaufen zu legen. Hier hatte er die Leiden der Menschheit ausgeduldet, eine Wetterwolke trug ihn zum Olymp empor, wo er unter die unsterblichen Götter aufgenommen wurde, und die versöhnte Hera ihm ihre Tochter Hebe, die Jugendgöttinn, vermählte.

Dies sind einige charakteristische Hauptzüge aus dem überreichen Heraklesmythus, mit dem sich auch die Götterfabeln andrer Völker verflechten. Ihn zu deuten und auf die Grundanschauungen, aus denen er hervorgegangen ist, zurückzuführen, ist schon dieses Reichthums wegen schwer. Weil die mythische Chronologie den Helden ganz nahe an die Zeit des trojanischen Krieges bringt, haben Viele ihn um so eher für einen vergötterten Menschen halten zu dürfen geglaubt. Gesetzt aber, es habe in jenem Jahrhundert einen griechischen Fürsten dieses Namens, der sich etwa durch ungewöhnliche Körperstärke ausgezeichnet, gegeben; wie würde ein so unscheinbarer historischer Kern gegen den colossalen Mythus, der darin wurzeln soll, verschwinden! und wie wenig würde er beitragen können, den letztern zu erklären! Der Herakles der Mythe ist vielmehr ganz ihr

Der Heraklesmythus als Allegorie.

Geschöpf; die Grundzüge dieses Fabelkreises gehören zunächst der hier entschieden allegorisirenden Dichtung an. Herakles ist nämlich das Symbol der höchsten menschlichen Heldenkraft, die durch ein unermüdliches Kämpfen und Ringen den Widerstand, der ihr durch ein göttliches Geschick überall entgegentritt, damit sie sich daran erprobe, überwindet, aller Widersacher und Naturschrecken Meister, und nach Abbüßung der menschlichen Schwächen den Göttern gleich wird. Er stellt die Menschheit dar, die sich vermöge ihrer halbgöttlichen Abstammung trotz aller Ungunst feindlicher Gewalten zum Olymp emporzuschwingen vermag. Erhoben und geadelt erscheint diese Heldenkraft schon auf Erden, indem sie Heil verbreitet, Schaden abwehrt und die Unterdrückten rächt an ihren Bedrängern; daher Herakles besonders als Abwender des Unheils verehrt wurde. So betrachtet stellt sich uns die Heraklesfabel als ein organisches Ganzes dar, die bedeutenderen Züge derselben lassen sich alle auf diesen Grundgedanken zurückführen [1]).

Historische Bestandtheile desselben.

Aber darum ist sie keineswegs als bloße Allegorie entstanden, vielmehr spielen historische Elemente hinein, nicht im euhemeristischen Sinne, so daß Thaten eines Herakles, der einst gelebt, diese Grundlage bilden; sondern Thaten hellenischer Stämme, zum Theil noch deutlich zu erkennen in den Oertlichkeiten, welche der Mythus den einzelnen Begebenheiten des Helden anweis't, werden gefaßt als Thaten dieses Repräsentanten höchster menschlicher Heldenkraft, die zunächst jeder Stamm auf sich bezieht, als eine die seinige bezeichnende betrachtet. Herakles gehört besonders der heroischen Mythologie des dorischen Volkes an, aber auch andere Stämme verehrten denselben Heros, und betrachteten ihn als den ihrigen [2]). Alle einzelne Sagen von

1) Dies ist schön entwickelt von Buttmann, Ueber den Mythos des Herakles, Mythologus Bd. I. S. 246 fg.

2) M. s. hierüber Otfr. Müller, Dorier Abth. I., wo von S. 411. an dieser lichtvolle Gedanke durchgeführt ist.

ihm aber, obschon unabhängig von einander entstanden, konnten, da die ihnen zu Grunde liegende Idee dieselbe war, leicht zusammenschmelzen, ja sie mußten es, als die Stämme sich immer mehr berührten und in Verbindung traten. Herakles wurde vom Stammhelden zum Nationalhelden, als welcher er besonders in seinen auswärtigen Thaten hervortritt. Denn die wol spät entstandenen Fabeln vom Busiris und Antäus, die er besiegt, sind am wahrscheinlichsten auf Kämpfe und Schicksale hellenischer Wanderer und Ansiedler in jenen Südländern zu deuten.

Eingewebte ausländische Elemente.

Herakles in fremden Landen aber bietet noch eine andere Seite der Betrachtung dar, welche das dritte Element zur Erklärung seines Fabelkreises bildet. Es ist dies die Verschmelzung des griechischen Herakles mit ähnlichen Göttergestalten, die sich bei orientalischen Völkern finden. Denn da der Gedanke eines durch Kampf und Sieg verherrlichten, der Verehrung und Anbetung würdigen Helden ein sehr natürlicher ist, entstand er bei Nationen sonst sehr verschiedener Religionsentwickelung, und trat in Gestalten, mit mehr oder weniger ähnlichen Beziehungen und Schicksalen gedacht, hervor, ohne daß diese Verkörperungen darum von einem Volke zum andern gewandert wären. Wie aber im polytheistischen Orient das Menschliche gegen das Göttliche, das Ethische gegen das Physische weit mehr zurücktritt als bei den Hellenen, war dort auch die Heraklesgestalt nicht ein sich zum Himmel emporringender Mensch, sondern vom Anfang an ein kämpfender Naturgott, besonders Sinnbild der Sonne, welche trotz aller Gewalten der Finsterniß ihre Bahn siegreich durchläuft. Nichts desto weniger erkannten die Griechen in dem Herakles der Aegypter, Phönicier, Lydier den ihren wieder; die Sagen vermischten sich, und Manches in den hellenischen Heraklesfabeln läßt sich am natürlichsten aus den orientalischen ableiten. Nicht die zwölf Arbeiten selbst, aber ihre Zahl ist vom Laufe der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises hergenommen; die Züge des Heros nach dem äußersten

Westende der Erde sind die des wandernden und erobernden phönicischen Herakles-Melkarth (oben S. 177); die in Wollust und Weichlichkeit untergegangene Kraft des Helden während seines Aufenthalts bei der Omphale ist hergenommen von seiner Verschmelzung mit dem lydischen Gotte oder Heros Sandon, zu dessen Wesen sie gehörte, mit dem auch wieder Sardanapal zusammenschmolz [1]). Als später der Forschungsgeist, der immer sondern lehrt, erwachte, wurde man wol inne, daß hier ursprünglich getrennte Vorstellungen und Sagen vermengt worden seien; statt dies aber auf die Heroen- und Göttergestalten verschiedener Völker zu beziehen, faßte man es nach euhemeristischer Vorstellungsweise von mehreren menschlichen Helden desselben Namens, unter welchen man den Sohn der Alkmene für den jüngsten erklärte. Je weiter und mit je größerer Kunde des Einzelnen die Forschung in dieser Richtung verfolgt wurde, je weiter mußte man in der Trennung gehen. Varro, einer der gelehrtesten Römer, nahm vier und vierzig verschiedene Herakles an, und glaubte so den großen Reichthum der Sage am genügendsten erklärt zu haben.

Theseus. Die mythische Geschichte liebt es, hervorragende Helden und ihre Großthaten mit einander in Verbindung zu bringen, daher die Zeit, in welche die irdische Laufbahn des Herakles verlegt wurde, zusammenfällt mit dem Leben vieler anderer Heroen. Zu den berühmtesten derselben gehört Theseus, welchen sein Vater, der athenische König Aegeus, ein Urenkel des Erechtheus, auf der Rückreise vom delphischen Orakel, welches er als Kinderloser um Nachkommenschaft befragt hatte, erzeugte mit der Aethra, der Tochter des trözenischen Königs Pittheus. Da er bei seiner Heimkehr nach Athen die Aethra schwanger zurückließ, hieß er sie, ihm den Sohn, wenn sie ihm einen gebären

---

1) M. s. oben S. 151. und die dort angeführte Abhandlung Otfr. Müllers.

sollte, nicht eher nachzusenden, als bis er sein Schwert und seine Schuhe, die er unter einen gewaltigen Felsblock legte, hervorzunehmen im Stande sei. Der zum Jüngling herangewachsene Theseus legte diese Probe großer Stärke ab, und trat nun die Reise über die Landenge von Korinth nach Athen an, ein gefährlicher Weg, da er von Räubern unsicher gemacht wurde, welche die Wanderer, die in ihre Hände fielen, grausam tödteten oder verstümmelten. Theseus überwand sie Alle, und ließ Jeden auf dieselbe Art, wie er zuvor Andere getödtet hatte, sterben. So kam er nach Athen, wo ihn sein Vater am mitgebrachten Schwerte erkannte. Darüber brach eine Empörung der Neffen des Aegeus aus, um den neuangekommnen Thronerben zu beseitigen, aber Theseus dämpfte sie. Als kräftiger Schützer des Landes, das er beherrschen sollte, bewährte er sich, indem er einen wilden Stier, der seine Fluren verwüstete, fing und tödtete, bald auch, indem er es von einem schrecklichen Tribut befreite, den das Orakel den Athenern als Sühne für einen bei ihnen ermordeten Sohn des Königs Minos von Kreta auferlegt hatte. Sieben Jünglinge nämlich und eben so viele Jungfrauen, schön und von edler Geburt, mußten sie alle neun Jahre nach jener Insel liefern, wo sie einen schrecklichen Tod erduldeten. Minos, ein Sohn des Zeus und der Europa, hatte eine Gemahlinn, Pasiphaë, Tochter des Sonnengottes, die, von unnatürlicher Liebe zu einem schönen Stiere entflammt, von diesem den Minotaurus gebar, der auf einem menschlichen Leibe ein Stierhaupt hatte. Die Schande zu verbergen, schloß Minos dies Ungeheuer in das Labyrinth ein, welches ihm Dädalus, der mythische Urheber vieler Kunstfertigkeiten und Kunstwerke, erbaute. In dies Irrgebäude wurden die unglücklichen Opfer gesperrt, und mußten darin, da sie den Ausgang nicht finden konnten, entweder verschmachten, oder dem Minotaurus zur Beute werden, der sie würgte und verzehrte. Als nun zum dritten Mal die zur Todessendung durch das Loos bestimmten Knaben und

Mädchen in Athen eingeschifft wurden, begleitete sie freiwillig Theseus, in der Hoffnung, das Unglück und die Schmach für immer zu enden. Mit seiner Heldenkraft überwand und erlegte er den Minotaurus, aus dem Labyrinth rettete ihn die Liebe, welche des Minos Tochter Ariadne zu ihm gefaßt, und sie bewogen hatte, ihm den sprichwörtlich gewordenen Faden zu geben, der ihn aus den gefährlichen Irrgängen hinausleitete.

Bei der Rückkehr nach Athen hatte der Steuermann die Verabredung vergessen, als Zeichen der glücklich vollbrachten Rettung statt des schwarzen Segels, den das Unglücksschiff sonst führte, ein weißes aufzuziehen. Da Aegeus vom Ufer aus das schwarze erblickte, stürzte er sich verzweifelnd in das Meer, welches von nun an seinen Namen trug. Nachdem Theseus den so erledigten Thron bestiegen hatte, zog er das seit den Zeiten des Cekrops in zwölf Ortschaften zerstreute Volk mit Aufhebung der besondern Obrigkeiten in die Eine, am Fuße der alten cekropischen Burg gelegene Stadt Athen zusammen, und stiftete zur Feier dieser Vereinigung die Feste der Gesammt-Athenäen (Panathenäen) und der Zusammenwohnung (Synoikien). Die Bürger des so vertheilten Volkes theilte er in die drei Classen der Edeln (Eupatriden), der Landbauern und der Gewerbtreibenden. Den ersten übertrug er die obrigkeitlichen Aemter und die Auslegung der göttlichen und menschlichen Gesetze, doch gab er ihnen keinen weitern politischen Vorzug, so daß mit ihm die Gleichheit der Bürgerrechte in Athen beginnt. Ferner dehnte er das attische Gebiet bis an die Grenzen des Peloponnes aus, und weihte die dort mitten auf der Landenge gefeierten isthmischen Spiele dem Poseidon. Nach diesen Anordnungen zog er mit dem Herakles gegen die Amazonen, später auf andere Abenteuer mit seinem Busenfreunde, dem Lapithenkönige Pirithous. Dieser half ihm die Helena rauben, wogegen Theseus ihm Beistand leistete bei einem Unternehmen, dem an Keckheit und Gefahr kaum ein anderes gleichkommen konnte, die

Schattenfürstinn Kore oder Persephone aus der Unterwelt zu entführen. Pluto ließ beide für ihre Vermessenheit an einen Felsen festwachsen, bis Herakles kam, und ihre Befreiung (nach einer andern Erzählung nur die des Theseus) erlangte. Als Theseus von diesen Zügen nach Athen zurückkam, wollte das Volk, durch seine Feinde aufgeregt, ihm nicht mehr gehorchen; Schmerz und Zorn über diese Undankbarkeit ergriffen ihn so, daß er den Fluch über Athen aussprach, und nach der Insel Skyros ging, wo er durch den Verrath des dortigen Königs Lykomedes den Tod fand.

Ob es je einen athenischen Fürsten und Helden Theseus gegeben, dessen Begebenheiten die Dichtung zum Ausgangspunkte genommen hat, oder ob auch er ganz als freies Geschöpf des Mythus zu betrachten ist, läßt sich schwer ausmachen. Als gewiß aber ist anzunehmen, daß in der Idee dieses Mythus nicht die Einheit, die den des Herakles auszeichnet, herrscht, sondern daß Theseus symbolischer Träger verschiedener Verhältnisse ist. Daß er vom Vater und der Mutter her sterblichen Ursprungs war, scheint ihm einen niedern Rang unter den Heroen anzuweisen; es bestand aber außer der oben angeführten gewöhnlichen Sage eine andere, welche den Poseidon zu seinem Vater machte, und diese ist ohne Zweifel die ältere und echtere, ja Aegeus ist wahrscheinlich ursprünglich von diesem Gotte gar nicht verschieden gewesen [1]). Poseidon aber wurde besonders von den Ioniern als Vorsteher des ihnen befreundeten Elements des Meeres verehrt; Theseus scheint also der ursprünglichen Idee nach der die alten Eroberer Attika's in Bezug auf den Meeresgott und seinen Cultus darstellende Heros gewesen zu seyn, wie es Ion in Bezug auf den Apollo war. Aber diese Bedeutung tritt durch die vielen Ausschmückungen, welche seine Sage erfuhr, in den Hintergrund, eine reiche Zuthat, welche einen Hauptgrund hat in der Eitel-

Deutung der Sagen von ihm.

1) Otfr. Müller, Dorier Abth. I. S. 238. Prolegomena S. 271.

keit der Athener, dem böotischen und peloponnesischen Herakles einen Nationalheros von ähnlicher, vielfach erprobter Kraft entgegenzustellen, daher er denn auch als dessen Genosse erscheint, ja wie dieser eine Höllenfahrt unternehmen muß. Daraus ist auch zu erklären, daß ihm viele mit Attika in gar keiner Beziehung stehende Thaten angedichtet werden, wohin indeß der Zug nach Kreta nicht gehört, denn dieser deutet auf eine attische und eine wirkliche Begebenheit, wie sich gleich weiter zeigen wird.

Der politische Bestandtheil derselben.

Indeß werden durch diese Anschwellung der ursprünglich einfachern Sage keine ungleichartigen Bestandtheile zusammengestellt; wogegen die Staatsumbildung ein den Heldenfahrten und Liebesabenteuern ganz fremdes Element ist. Und hier hat die Sage den größten und augenscheinlichsten Anachronismus begangen. Die Vereinigung der ursprünglich politisch getrennten Ortschaften Attika's zu einem Staatsganzen könnte sehr alt seyn, daß aber die Hauptstadt so in den Mittelpunkt tritt, daß alle Bewohner der Landschaft ihre Bürger werden, gehört einer spätern Entwickelung als der des Heroenalters an. Noch entschiedener weis't der Demokratismus, dessen Begründer nach einer sich bei den athenischen Schriftstellern häufig findenden Ansicht [1]) Theseus gewesen seyn soll, auf eine späte Zeit hin. Denn erst als das Volk in Athen zum Bewußtseyn seiner Kraft gelangte, und sich zu einem Widerstreben gegen die Oligarchie rüstete, aus dem es siegreich hervorging — mehr als ein halbes Jahrtausend nach der Zeit, in welche die mythische Chronologie den Theseus setzt —, kann das Bedürfniß entstanden seyn, die erste Begründung der demokratischen Regierungsform schon in der mythischen Periode zu suchen, und auf einen gefeierten Volkshelden zurückzuführen. Aber die Sage ist dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerathen; denn wenn Theseus Urheber der Eintheilung ist, welche

---

1) M. s. die Stellen bei Tittmann, Darstellung der griechischen Staatsverfassungen S. 71.

einen Adel einsetzte, kann er nicht zugleich der Begründer politischer Gleichheit gewesen seyn, auch sprechen die Befugnisse, die er den Eupatriden zuwies, schon selbst gegen eine solche [1]). Jene Eintheilung ist ohne Zweifel das Aelteste, was die Sage in politischer Hinsicht auf ihn übertragen hatte. Sie ist offenbar jünger als die in die vier ionischen Phylen, mit der sie einige Aehnlichkeit hat. Wie sich beide zu einander verhalten haben, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Das Wahrscheinlichste ist, daß, da die ältere Eintheilung allmählich von einer ursprünglich ständischen zu einer bloß örtlichen geworden war, und sich nun in jeder Phyle verschiedene Stände fanden, die jüngere diese zerstreuten Glieder auf einer neuen Grundlage wieder verband, und die Vorrechte der Eupatriden von neuem feststellte [2]). Uebrigens ist dieser dem Theseus aufgedrückte politische Charakter für die Alten ein Anlaß gewesen, ihn vorzugsweise als einen historischen Helden zu betrachten, und die sämmtlichen Sagen von ihm durch euhemeristische Deutungen in den Bereich der Geschichte zu ziehen [3]).

Als Repräsentant geschichtlicher und staatlicher Verhältnisse erscheint wie Theseus auch der in seine Begebenheiten hineinspielende Minos. Auf ihn werden die kretischen Gesetze zurückgeführt, die er als göttliche Gebote von Zeus unmittelbar erhalten habe, und einstimmige Zeugnisse

Minos, der Gesetzgeber, Todtenrichter und Meerbeherrscher.

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXIX.

2) Vgl. K. F. Hermann, Staatsalterthümer S. 214 fg.

3) Daher man auch im Leben des Theseus, welches Plutarch an die Spitze seiner Biographien gestellt hat, eine ganze Reihe von Beispielen solcher Deutungen findet, und zugleich sehen kann, zu welchem Grade von Abgeschmacktheit dies verkehrte Streben führte. Der Beherrscher der Unterwelt, Aïdoneus, dessen Gemahlinn Theseus rauben will, wird hier zu einem Molosserkönige dieses Namens, der wie zum Scherz seine Gemahlinn Persephone, seine Tochter Kore und seinen Hund Cerberus genannt hatte, und alle Freier der Tochter mit dem Hunde zu kämpfen zwang.

der Alten nennen ihn einen Meerbeherrscher, einige den ersten, den es überhaupt gegeben. Er habe sich, heißt es, mit einer zahlreichen Flotte viele Inseln des griechischen Meeres, namentlich die Cykladen, unterworfen, und die Seeräuberei so viel als möglich unterdrückt. Im spätern Alterthume hat man zwei Minos angenommen, den einen, den Sohn des Zeus und der Europa, der nach seinem Tode Richter der Schatten in der Unterwelt wird, zum Großvater eines jüngern Königs desselben Namens, welcher der Meerbeherrscher gewesen seyn soll, gemacht. Könnte man dieser Annahme folgen, so wäre die Schwierigkeit, zu erklären, wie so verschiedene Elemente zu einer Person zusammenflossen, aus dem Wege geräumt. Aber die alte, echte Ueberlieferung kennt nur einen Minos [1]); die Doppelheit ist eine ganz willkürliche, zur Lösung jener Schwierigkeit spät gemachte Erfindung, ein Zeugniß jener unkritischen und unhaltbaren Trennungsmethode. Hiernach wird auch bei der Frage, welcher Gattung von Wesen Minos beizuordnen sei, die Wage weniger schwanken als beim Theseus. Wenn man in dem seegewaltigen König gern eine wirkliche Person sehen möchte, so gehört des in einen Stier verwandelten Zeus, d. i. des Zeus als Stiergottes, Sohn, dessen Gemahlinn wieder ein Stierwesen zur Welt bringt, offenbar einem Fabelkreise an, welcher auf den Orient hinweis't, wie sehr die ursprüngliche Form desselben auch durch die athenische Ueberlieferung verwischt ist. Es hat also überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß Minos ursprünglich ein alter kretisch-orientalischer Gott gewesen ist, welcher zum mythischen Repräsentanten jeder auf der Insel im Heroenalter hervortretenden Herrscherthätigkeit wurde, zu einem König, der Gesetze giebt und auf dem Meere siegreich ist [2]).

fälschlich in zwei Personen gespalten,

und daher als Individuum schwerlich historisch.

Dieses zur See errungene und für einige Zeit behauptete Uebergewicht bleibt in jedem Fall eine geschichtliche

---

1) Hoeck, Kreta Bd. II. S. 46.

2) S. Bemerk. und Erläuter. XXX.

Thatsache. Die Kreter entrissen im Heroenalter, etwa im dreizehnten Jahrhundert vor Chr., anderen Völkern, namentlich den kleinasiatischen Kariern, den Besitz vieler Inseln des ägäischen Meeres und wurden Herren der Schifffahrt und des Handels auf demselben. Damals wußten sie die Trefflichkeit der Lage ihrer Insel, vermöge deren sie, wie Aristoteles sagt, zur Herrschaft über ganz Hellas bestimmt scheint, zu benutzen, und unterdrückten für die Zeit ihres Uebergewichts den Seeraub Anderer; selbst aber haben sie sich desselben schwerlich enthalten, wenigstens einzelne Kreter nicht, da sie Homer noch als kühne Freibeuter kennt, die auch Landungen wagten, um Güter und Menschen fortzuschleppen [1]. Im Großen betrieben werden diese Landungen den Kretern manche Küstengegenden von Hellas, wenn auch nur vorübergehend, zinspflichtig gemacht haben; daß für Attika einmal ein solches Verhältniß Statt fand, wird dadurch sehr glaublich, daß die athenische Sage selbst das Andenken davon aufbehalten hat. Auch daß dieser Zins aus Menschen bestand, ist nicht gegen die Natur der Verhältnisse, und das Schicksal derselben in Kreta scheint im Mythus der Wahrheit näher als in der mildern Deutung Späterer, welche sie dort als Sklaven leben läßt [2]. Der Minotaurus wird ein Götze gewesen seyn, dem blutige Opfer fielen, ein Gräuel, der dem alten Kreta überhaupt nicht fremd war [3]. Man hat mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen, daß er aus Phönicien dahin gebracht, und der Minotaurus einerlei sei mit dem kinderfressenden Saturn-Moloch [4]. Gewiß ist, daß die Insel von den Phöniciern, die auch eine Colonie dort

Uebergewicht der Kreter zur See.

1) Ein sehr anschauliches Bild dieses Piratenlebens gewährt die Erzählung Odyssee XIV, 199—359. M. vgl. Hoeck a. a. O. Bd. II. S. 201 fg., welches Werk über alles Kreta Betreffende vollständige Auskunft giebt.

2) Plutarch, Theseus C. 16.

3) Die Beweise bei Hoeck Bd. I. S. 165. Bd. II. S. 13.

4) Böttiger, Ideen zur Kunstmythologie Bd. I. S. 356 fg.

angelegt hatten, manchen Einfluß erfuhr. Und wenn der Cultus und die Göttergestalten phönicisch waren, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Kreter auch ihre Fortschritte in der Schiffahrt diesem seekundigen Volke verdankten. Uebrigens war die frühere Bevölkerung Kreta's eine sehr gemischte. Neben Stämmen, die ganz ungriechisch gewesen zu seyn scheinen, finden sich Pelasger; daß vor dem trojanischen Kriege auch eigentliche Hellenen dort schon angesiedelt waren, daß namentlich der Sage von der Wanderung des Tektamus historische Wahrheit zu Grunde liegt, ist die gewöhnliche, aber von einem Forscher unserer Tage [1]) mit guten Gründen bestrittene Meinung. Später war das dorische Element vorherrschend auf Kreta, und sehr wahrscheinlich ist die Sage aus dem uns überall begegnenden Streben der Griechen, geschichtliche Zustände in die mythische Vergangenheit zurückzuverlegen, entstanden. Man sieht dies schon aus der höchst gezwungenen Art, wie Minos an den dorischen Stamm geknüpft wird. Es heißt nämlich, Asterius, der Sohn des Tektamus, habe sich mit der Europa vermählt, und den Minos mit seinen Brüdern Sarpedon und Rhadamanthys an Kindes Statt angenommen. So sollten die Zeussöhne zugleich Urenkel des Dorus seyn.

Der Mythus von den Argonauten.

Wenn die kretische Meerherrschaft sich als nackte Thatsache im Andenken der späteren Geschlechter erhalten zu haben scheint, so ist dagegen eine von dem Festlande Griechenlands ausgegangene Seeunternehmung, der Argonautenzug, eine ganz in Mythen gehüllte und mit vielen Wundern geschmückte Sage. Die Hauptrolle in derselben spielen die Aeoliden. Pelias, durch seine Mutter Tyro von dem Aeolussohne Salmoneus stammend, hatte seinem Halb-

---

1) Hoeck Bd. II. S. 15 fg. Was Otfr. Müller dagegen erinnert, s. m. in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. I. Th. XVII. S. 121 fg., eine Erörterung, welche das in den Doriern Abth. I. S. 30 fg. Vorgetragene einigermaßen modificirt, daher in der neuen Ausgabe derselben eine Hindeutung darauf nicht vermißt werden sollte.

bruder Aeson die Herrschaft über das Reich von Jolkos in Thessalien geraubt. Als nun dessen Sohn Jason herangewachsen, und ein herrlicher, kühner Held geworden war, erschien er vor dem Oheim, die Herrschaft zurückzufordern. Aeson stellte die Bedingung, daß er zuvor das goldne Vließ aus weiter Ferne hole, und damit zugleich einen Fluch löse, der von Phrixus, einem Sohne ihres gemeinsamen Großoheims, her auf dem Geschlechte der Aeoliden laste. Es hatten nämlich Phrixus und Helle, Kinder des Aeolussohnes Athamas und der Wolkengöttinn Nephele, von den Ränken ihrer bösen Stiefmutter Ino viel zu dulden. Vermöge eines falschen, von Ino untergeschobenen Orakelspruchs sollte Phrixus, um den Fluch einer Unfruchtbarkeit der Felder abzuwenden, geopfert werden, Nephele aber entrückte ihre Kinder auf einem wunderbaren Widder, der über das Meer und durch die Luft zu wandeln vermochte; Helle fiel auf dem Wege herab, und die Meerenge, in die sie sank, wurde nach ihr Hellespont genannt, Phrixus aber kam über das schwarze Meer nach Aea (d. h. Land), einer Gegend im äußersten Osten der Erde, wo König Aeetes, ein Sohn des Sonnengottes, herrschte. Auf Götterbefehl wurde der Widder hier geopfert, sein goldnes Fell, an einen Baum im Haine des Ares gehängt, blieb unter der Hut eines nie schlummernden Drachen.

Die Argo, ein zu dem Zuge eigens gezimmertes Schiff, welches im Hafen von Jolkos Jason und seine Begleiter aufnahm, gab ihnen den Namen der Argoschiffer. Zu diesen Begleitern und Gefährten gehörten die glänzendsten Heroen; denn „alleinnehmende süße Begierde nach dem Schiffe Argo entzündete Hera in den Halbgöttern, daß Keiner zurückblieb", wie ein Dichter [1]) sagt. Daher denn auch Herakles, Theseus, selbst Orpheus, unter ihnen aufgeführt sind, und besonders die Väter der berühmtesten Helden des trojanischen Krieges, denn der Argonautenzug

1) Pindar, Pyth. IV, 184.

wird etwa ein Menschenalter vor diesem gedacht; doch bleibt Jason, der eigentliche Vollbringer des kühnen Unternehmens, ganz im Mittelpunkte. Nach vielen Gefahren und Abenteuern auf dem Wege gelangte man endlich nach Aea. Hier versprach König Aeetes dem Jason die Auslieferung des goldnen Vließes, wenn er zuvor zwei feuerschnaubende, erzfüßige Stiere in das Joch spanne, mit ihnen ein Stück Land pflüge, in die Furchen den Rest der Drachenzähne des Kadmus, die in des Aeetes Besitz gekommen waren, säe, und die aus der Saat aufgehenden Geharnischten erlege. Wie auf Kreta die für den Theseus in Liebe entbrannte Königstochter dem Helden das Mittel gab, die Gefahr zu besiegen, geschah es hier — so spielt auch in das poetische Ritterthum der Griechen die Liebe hinein. Medea, des Aeetes Tochter, Meisterinn übernatürlicher Künste, versah den Jason mit Zaubermitteln, durch welche er Alles, was ihm auferlegt war, vollbrachte, und als der König sich dennoch weigerte, den Schatz auszuliefern, schläferte sie in der Nacht den Drachen ein, nahm das Vließ, und schiffte sich mit ihrem geliebten Jason und seinen Gefährten auf der Argo ein. Nach langem und vielfachem Umherirren erreichten sie Jolkos, wo sie den Aeson nicht mehr am Leben fanden, er hatte sich auf des Pelias Gebot durch getrunkenes Stierblut selbst den Tod gegeben. Jason und Medea wandten sich nach Korinth. Das tragische Ende ihrer Liebe und Ehe in dieser Stadt, indem Jason, einer neuen Neigung zu der dortigen Königstochter wegen, Medea verstieß, diese sich durch Vergiftung der Braut und Ermordung ihrer eigenen Kinder furchtbar rächte, steht mit dem Argonautenzuge nur noch in entfernter Beziehung.

Die Heldenfahrt selbst haben Sage und Poesie, wie wol keine andere, umgebildet; in allen Perioden der griechischen Litteratur und von Dichtern jeder Gattung ist sie behandelt worden. Schon vor Homer war sie ein vorzüg-

lich anziehender Stoff von Gesängen [1]), denn nichts regte Neugier und Phantasie des Griechen so an, als Erzählungen von Helden, die durch Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Erde geführt waren. Lange Zeit hindurch kannte das Volk der Griechen außerhalb seines fast meerumgebenen Landes nur etwa noch die Küsten der nahe gelegenen mit einiger Genauigkeit, von allen entfernteren hatte es, da weite Meerfahrten sehr gescheut wurden und für ein großes Wagniß galten, nur eine höchst unvollkommne Kunde, so daß die Phantasie allen Spielraum hatte, sie mit Wundern und Schrecknissen zu erfüllen [2]). Als sich dieser enge Gesichtskreis langsam und allmählich erweiterte, gewannen auch die Erzählungen von der Argonautenfahrt eine andere Gestalt. Denn in den Zeiten, wo die Sage noch lebendig ist und gläubige Hörer findet, schildert sie die äußeren Verhältnisse nach den Zuständen der sie umgebenden Gegenwart. Das zuerst ganz unbestimmt gedachte Aea wurde zu dem bestimmten Lande Kolchis, nachdem griechische Schiffer aus Milet bis dahin gedrungen waren, und dort das äußerste Ende des schwarzen Meeres gefunden hatten. Besonders aber hatte die wachsende Länderkenntniß auf die Vorstellung von dem Wege, den die Argofahrer bei der Heimkehr nahmen, den größten Einfluß. Denn die Gestalt der Sage, welche sie denselben Weg, den sie gekommen waren, zurückführte, fand wenig Beifall; man liebte es, sie recht große und ge-

Umbildung desselben durch die Erweiterung der Länderkunde.

---

1) *Πασιμέλουσα*, die bei Allen Theilnahme erweckende, nennt Circe, Odyssee XII, 70., die Argo, d. h. die, von der Jeder gern singen hört, was Voß in die Uebersetzung „Argo die allbesungne" gleich hineinlegt.

2) Gewöhnlich nimmt man an, daß absichtliche Mährchen phönicischer Kaufleute an diesen Phantasiegebilden großen Antheil hatten, was Völcker, Ueber homerische Geographie und Weltkunde S. 92., für die Vorstellungen, die sich im Homer finden, mit guten Gründen bestreitet. Daß sich aber in späteren Zeiten phönicische Nachrichten mit den Schöpfungen der Fabel vermischten, ist offenbar.

fahrvolle Umwege nehmen zu lassen. Griechische Städte an fernen Gestaden wollten mit dem berühmten Zuge in Verbindung seyn, spätere Dichter verknüpften willkürlich die mythischen Vorstellungen der früheren Zeiten mit den gelehrten der ihrigen; so wurde die Rückfahrt fast über den ganzen Umkreis der bekannt gewordenen Erde ausgedehnt.

Verschiedene Gestalten der Rückfahrt.

Da von der Urgestalt der Sage sich keine Darstellung erhalten hat, so haben wir auch keine Ueberlieferung von der Art der Heimkehr in derselben, können aber schließen, daß man die Argonauten in der homerischen Zeit vom Osten erst nach dem fernen unbekannten Westen, und von da wieder nach Griechenland führte[1]). Von den nachhomerischen Gestaltungen der Heimfahrt sind besonders drei verschiedene auf uns gekommen[2]). Die älteste unter diesen läßt die Helden aus dem berühmten Flusse von Kolchis, dem Phasis, da dessen Mündung in das pontische Meer von Kolchiern bewacht war, von der entgegengesetzten Seite in den Ocean gelangen, welchen die Griechen der frühern Zeit als einen die flache Erdscheibe rings umkreisenden Strom dachten. Aus dem Ocean kamen sie nach Libyen, trugen das Schiff bis an den See Triton, und gelangten durch diesen und einen gleichnamigen Fluß in das Mittelmeer. Als man später in Erfahrung gebracht hatte, daß der Phasis nicht in den Ocean münde, das östliche Meer überhaupt bekannter wurde, das westliche aber noch mit Wundern erfüllt erschien, kehrte man zur westlichen Heimfahrt zurück, bildete sie aber anders aus. Man ließ die Argonauten erst nordwärts in den Tanais fahren, von dessen Quellen das Schiff wieder tragen bis an den Ocean, auf diesem von Norden nach Westen bis zu den Herkulessäulen und durch diese in das Mittelmeer gelangen. Die dritte Vorstellung,

---

1) Völcker a. a. O. S. 133 fg.

2) Das Ausführlichere giebt Ukert, Geogr. d. Griechen u. Römer Th. I. Abth. 2. S. 320 fg. und in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. I. Th. V. S. 220 fg.

durch das auf uns gekommene Epos eines alexandrinischen Dichters, des Apollonius von Rhodus, die gangbarste geworden, ist die zusammengesetzteste und an Abenteuern reichste. Sie führt die Argonauten aus dem Pontus in den Ister, dann in den Eridanus und aus diesem in das Mittelmeer; nach vielem Mühsal werden sie nach Libyen verschlagen, wo sich denn aus der ersten Vorstellung das Tragen der Argo bis an den tritonischen See und Fluß und die Fahrt aus diesem in das Meer wiederholt. Der in dieser Gestalt der Sage vorkommende Eridanus kann als Beispiel dienen, wie eine Verknüpfung von Berichten und Mährchen phönicischer Handelsreisenden mit griechischen Mythen seltsame geographische Vorstellungen schuf, die sehr langsam der allmählich enthüllten Wahrheit wichen. Im Nordwesten der Erdscheibe, hieß es, fällt in den Ocean der Strom Eridanus, an seiner Mündung stehen die Schwestern des vom Sonnenwagen gestürzten Phaëthon, vor Gram in Erlen oder Schwarzpappeln verwandelt, ihre Thränen erharten an der Sonne zu Bernstein. Vom Nordwesten brachten diese köstlich geachtete Waare in der That die Phönicier, und der Eridanus, den Herodot, da er nichts Genaueres davon erkunden konnte, für das Geschöpf der Einbildungskraft eines hellenischen Dichters hielt [1]), scheint der Rhein gewesen zu seyn. Als später der Po und die Rhone entdeckt wurden, glaubte man seltsamer Weise in diesen, weil an ihren Mündungen Bernsteinhandel getrieben wurde, die Ausflüsse des Eridanus gefunden zu haben, und noch im dritten Jahrhundert vor Chr. brachten gelehrte Geographen alles dieses durch die Annahme in Verbindung, dieser Fluß strecke einen Arm in den Ocean und zwei in das Mittelmeer [2]). Man konnte sich also die Argonauten

1) III, 115. Auch Strabo V. p. 215 B. sagt, daß der Eridanus in Wahrheit nirgends auf Erden sei.

2) Voß zu Virgils ländlichen Gedichten Bd. II. S. 318. Bd. III. S. 195 fg.

denken, wie sie von der Donau in das adriatische Meer, aus diesem in den Eridanus und auf demselben Flusse wieder in den gallischen Meerbusen kommen.

Die ursprüngliche Beziehung des goldnen Widderfells auf den Cultus

Handelsreisen gaben zur Erweiterung der Erdkunde zu allen Zeiten Anlaß, und für eine in Fabeln gehüllte Handelsreise nach Kolchis ist der Argonautenzug von Alten und Neueren häufig gehalten worden. Das goldne Vließ ist auf die Goldgruben von Kolchis, oder, mit bestimmterer Beziehung, auf das Gold, welches in den dortigen Flüssen von den Einwohnern durch wollige Felle aufgefangen wird [1]), oder auf Pelzhandel gedeutet worden. Wenn man aber den Mythus vom Phrixus, von dem die ganze folgende Entwickelung der Sage abhängt, näher betrachtet, sieht man, daß der Widder vielmehr in Beziehung zum Cultus steht. Die Stiefmutter, welche dem Phrixus Verderben bringen will, ist ein später in die Fabel hineingedichteter Zug, nach ursprünglicher Form derselben soll Phrixus dem Zeus Laphystios (dem Gefräßigen) geopfert werden, vermöge eines alten auf den Athamantiden lastenden Fluches, nach welchem immer der älteste Sprößling dieses Geschlechts entweder sterben oder flüchtig werden mußte. Aber diesmal senden die Götter einen Widder, der statt des Phrixus dargebracht wird, ein Mythus, der die Abschaffung dieser furchtbaren Menschenopfer andeutet [2]). Eine andere Sage ließ den Phrixus dem angedrohten Schicksale durch die Flucht entgehen, und beide verschmolzen nun zur Flucht auf dem (dort in einem ganz andern Sinne rettenden) Widder. Weil nun aber dessen Fell im fremden Lande bleibt, ist der alte Fluch noch nicht gehoben; ihn

1) Das erstere deutet Strabo I. p. 45 D. an, das zweite sagt er XI. p. 499 C. M. vgl. Groskurd zur letztern Stelle.

2) Der allerdings merkwürdige Umstand, daß es in der mosaischen Erzählung von der beabsichtigten Opferung Isaaks auch ein Widder ist, der an die Stelle des Jünglings tritt, hat Buttmann (Mythologus Bd. II. S. 230) vermocht, diesen griechischen Mythus aus dem Orient abzuleiten.

zu lösen, muß das Vließ durch einen Sprößling des Geschlechts, auf welchem er lastet, herbeigeholt werden [1]). Dieser Sprößling ist Jason, ursprünglich eben so gut wie Medea ein symbolisches, göttliches Wesen, aber zum menschlichen Heros umgedeutet.

Indem nun aber die Erwerbung des Vließes zu einer kühnen, ritterlichen Unternehmung wird, verflicht sich mit ihr das Andenken an eine Thatsache, auf die einiges Licht geworfen wird durch den Umstand, daß Jolkos eine Stadt der zu dem Aeolerstamme gehörenden Minyer ist, und die Argofahrer Minyerhelden heißen. Der Hauptort dieses merkwürdigen Volkes [2]) war Orchomenos in Böotien an dem merkwürdigen See Kopaïs (oben S. 425. 455). Unter den Königen dieser Stadt erscheinen im Mythus Chryses (Goldmann), Sohn einer Urenkelinn des Aeolus und des Poseidon, dann Minyas und Orchomenos, die genealogisch auf verschiedene Weise verbunden werden. Es sind nur symbolische Namen für das Volk, die Stadt und den Reichthum derselben. Die Schätze von Orchomenos waren so berühmt, daß sie in der Ilias neben denen von Theben in Aegypten als außerordentliche genannt werden; das dortige Schatzhaus wurde für das älteste in Griechenland gehalten, und seine Erbauung dem Minyas zugeschrieben; neuere Reisende haben in einigen an Ort und Stelle gefundenen gewaltigen Steinblöcken Trümmer desselben vermuthet. Dieser Reichthum stammte theils aus dem Ertrage der frucht-

mit Handelsreisen in Verbindung gebracht.

Die Minyer.

1) Otfr. Müller, Orchomenos und die Minyer S. 161 fg.

2) Doch wurde es in den meisten Darstellungen der griechischen Geschichte kaum genannt, in keiner nach seiner Bedeutung hervorgehoben vor der Erscheinung des eben angeführten Buches (1820), dessen Verfasser erst Licht über diesen Gegenstand verbreitete, indem er auf eine dem Euhemerismus vollkommen entgegengesetzte Weise aus mythischen Ueberlieferungen historische Ergebnisse gewann. Eine lehrreiche Vergleichung gewährt die von Müllers Forschungen unabhängige, um dieselbe Zeit geschriebene Abhandlung Buttmanns, Ueber die Minyae der ältesten Zeit, Mythologus Bd. I. S. 194 fg.

baren, wohlbebauten Umgegend, theils aus dem Handel, den Orchomenos, wie mehrere Spuren zeigen, besonders zur See betrieb. Die Minyer scheinen das einzige hellenische Volk des Heroenalters gewesen zu seyn, welches bestrebt war, auf dem Wege der Phönicier durch kaufmännisches Gewerbe Macht und Reichthum zu erlangen. Hier findet sich denn allerdings eine Bestätigung der Ansicht, welche im Argonautenzuge eine Handelsunternehmung sieht; aber das Widderfell steht in keinem Zusammenhange damit; es ist nur das jene Cultusbeziehung mit einer geschichtlichen, mythisch verhüllten Thatsache verknüpfende Band. Diese Thatsache ist eine Seefahrt der Minyer, wahrscheinlich die erste, die sie bis in den gefürchteten Pontus hinein wagten. Gewiß aber ist sie nicht bis zur Ostküste desselben gegangen, vermuthlich hat sie ihr Ziel an seinem Anfange gefunden, wie schon daraus erhellt, daß die Dichtung die Helden alle Graunwunder, Gefahren, Abenteuer der Hinreise nur in der Propontis und den beiden Meerengen finden läßt, und sie dann wie im Fluge ins Unbekannte, nach Aea, geleitet.

Der Sagenkreis von Oedipus und seinem Geschlecht.

Als Orchomenos so blühte, war unter den Städten Böotiens das nachmals mächtig hervortretende Theben weit weniger bedeutend. Gegen das Ende des Heroenzeitraums hatte diese Stadt Schicksale und Kämpfe zu bestehen, auf die ein eigenthümlicher Sagenkreis deutet. In diesem verflechten sich bewußte und unbewußte Schuld der Menschen, dunkle Götterwarnungen und das unausbleiblich eintretende Verhängniß so merkwürdig und anschaulich, daß er ein Lieblingsstoff der tragischen Dichter Athens wurde. Daher ist die Nachwelt mit ihm auch besonders nach den Darstellungen dieser Dichter, nach ihrer mehr athenischen als thebanischen Auffassung der Fabel bekannt und vertraut geworden [1]).

---

1) Ueber die verschiedene Gestalt, welche die Dichter der Ueberlieferung vom Oedipus gegeben, s. m. F. Ranke in d. Encyklopädie

Der König von Theben Laïus, heißt es, ein Urenkel des Kadmus, erhielt vom Orakel die Warnung, keine Kinder zu zeugen, weil ein Sohn ihn tödten würde, achtete ihrer aber nicht, und als seine Gemahlinn Jokaste ihm den Oedipus geboren hatte, ließ er den Knaben aussetzen, um den Göttерspruch unwirksam zu machen. Diese Hoffnung aber mußte getäuscht werden, wie die gleiche des Astyages in der medischen Sage. Oedipus wurde gerettet und nach Korinth gebracht, wo ihn der König Polybus als seinen Sohn erzog, und von dem Knaben für seinen wahren Vater gehalten wurde. Doch beunruhigten ihn, als er herangewachsen war, Schmähreden korinthischer Jünglinge, die ihn einen Bastard schalten, er befragte das delphische Orakel, erhielt aber nur den Bescheid, er solle nicht in sein Vaterland zurückkehren, weil er sonst seinen Vater tödten, und mit seiner Mutter Blutschande begehen würde. Indem er aber nun Korinth mied, den Weg nach Theben einschlug, und so das angedrohte Schicksal abzuwenden glaubte, ging er der Erfüllung desselben entgegen. Er traf den Laïus auf der Reise, erschlug ihn in Folge eines ausgebrochnen Streits, und kam nach Theben, wo damals die Sphinx [1]), ein geflügelter Löwe mit dem Haupte einer Jungfrau, Alle, welche ein Räthsel, das sie ihnen vorlegte, nicht lösen konnten, von einem Felsen herabstürzte. Man versprach Dem, welcher das Land von dieser Plage befreien würde, die Königinn zur Gemahlinn und mit ihr die Herrschaft; Oedipus löſ'te das Räthsel, die Sphinx gab sich selbst den Tod,

von Ersch u. Gruber Sect. III. Th. II. S. 42 fg. und über die Dichtungen vom thebanischen Kriege Welcker in der Allg. Schulzeitung 1832. Abth. II. S. 105 fg. 201 fg.

1) Nach dem Epiker Pisander von Kamirus war die Sphinx von der Hera gesandt, zur Strafe dafür, daß Laïus einen Sohn des Pelops geraubt und gemißbraucht hatte. Dann wäre dies die Urschuld, für welche die Nachkommenschaft zu büßen hat, während sie Aeschylus (Sieben gegen Theben 740 fg.) in der Verachtung der Götterwarnung sieht, welche dem Oedipus das Leben gab.

und Jokaste reichte in dem Fremdling ihrem eignen Sohne die Hand. Zwei Söhne und zwei Töchter zeugte er mit ihr, bis endlich der verborgene Gräuel den Zorn der Götter erweckte, eine Pest über das Land kam, und das Orakel befahl, den Mörder des Laïus zu vertreiben. Beim Nachforschen wird die gräßliche Wahrheit enthüllt, Oedipus, unwissend in Vatermord und Blutschande verstrickt, kann den Glanz des Tages nicht mehr ertragen und beraubt sich selbst des Augenlichts, Jokaste erhängt sich. Dann wird Oedipus aus der Stadt vertrieben, wobei er über seine Söhne Eteokles und Polynices, weil sie daran Theil genommen, den Fluch ausspricht. Von seiner Tochter Antigone geleitet, irrt er in der Fremde umher, bis er zum Hain der Eumeniden bei Kolonos in Attika gelangt, wo ihm, nach der herrlichen Dichtung des Sophokles, ein verklärtes Ende bestimmt ist. So ausgesöhnt sind die höheren Mächte, nachdem er so Vieles geduldet, mit ihm, daß ein Orakelspruch verkündet, das Land, wo sein Leib ruhe, werde keiner Gefahr von seinen Nachbarn ausgesetzt seyn. Die Thebaner wollen ihn jetzt zurückholen, aber Theseus schützt ihn, schmerzlos wird er der Erde entrückt, und sein Grab wird das Glück Athens.

Die Sieben gegen Theben.

Der Fluch, den der vertriebene Vater über die Söhne ausgesprochen, blieb nicht lange ohne Erfüllung. Es entspann sich unter ihnen ein Streit um die Herrschaft. Polynices mußte weichen, und ging zum Könige Adrastus von Argos, um Beistand gegen den Bruder zu erhalten. Adrastus war willig, sein Schwager Amphiaraus, sein Schwiegersohn Tydeus und noch drei andere Helden schlossen sich an, und die Sieben machten sich auf, Theben anzugreifen, doch mit trüben Ahnungen, da Amphiaraus, der in die Zukunft sah und nur widerwillig Theil nahm, den unglücklichen Ausgang des Unternehmens vorhersagte. Und so geschah es; die Sieben, bis auf den Adrastus, kamen um, Polynices zugleich mit dem Eteokles im Zweikampfe, in welchem beide Brüder sich gegenseitig durchbohrten. Die

Thebaner hatten den argivischen Angriff abgeschlagen, aber nach zehn Jahren erhoben sich die Söhne der Erschlagenen, ihre Väter zu rächen, daher dieser zweite Krieg der der Nachkommen (Epigonen) heißt. Sie waren siegreich. Laodamas, der jetzt in Theben herrschende Sohn des Eteokles, fiel in einer Schlacht, die flüchtigen Thebaner hielten sich auch in der Stadt nicht mehr für sicher, sondern verließen sie, die Epigonen rückten ein, schleiften die Mauern, und setzten den Thersander, einen Sohn des Polynices, auf den Thron, worauf Viele der Flüchtigen zurückkehrten. Als den historischen Grund dieser Ueberlieferungen muß man einen Krieg gegen Theben betrachten, in welchem es unterlag und eingenommen wurde. Die Feinde mögen Argiver gewesen seyn, welche sich mit einem vertriebenen thebanischen Fürsten verbunden hatten. Höchst wahrscheinlich war es dieser Krieg, welcher die Macht der Kadmeer so erschütterte [1]), daß sie, wie wir bald sehen werden, einige Zeit nachher Eroberern, die aus dem Norden kamen, völlig erlagen. Daß die in den Völkerverhältnissen liegenden Gründe solcher Begebenheiten in der poetischen Ueberlieferung von den Charakteren und Schicksalen einzelner Personen verschlungen werden [2]), liegt ganz in der Natur der Sage. Hier ist es ihr nur um den Untergang des in Blutschande erzeugten Geschlechts, welches zur Strafe des Frevels gegen sich selbst wüthen muß, zu thun.

Der Krieg der Epigonen.

Näher als irgend eine andere Begebenheit der Heroenzeit hat die mythische Chronologie den Epigonenkrieg an den trojanischen gerückt, dessen Sagenkreis die Spitze und den Schluß des Heldenalters bildet, dessen Ruhm wie der keines andern Ereignisses aus der mythischen Zeit hineinragt in

Der trojanische Krieg.

1) Nach Strabo IX. p. 412 C. vermochten die Thebaner nach dem Epigonenkriege die Kadmea nicht wieder zu erbauen.

2) Indeß macht Ranke, a. a. O. S. 43, darauf aufmerksam, daß in allen Erwähnungen der thebanischen Kämpfe in der Ilias die Kadmeionen als das den Argivern an Kraft und Tapferkeit weit nachstehende Volk erscheinen.

die geschichtliche. Daß die Dichtersage ihm einen Frauenraub zum Anlaß giebt, ist allbekannt. Dem Paris, heißt es, dem Sohne des Königs Priamus von Troja, hatte Aphrodite als Belohnung für den ihr zuerkannten goldnen Apfel das schönste Weib auf Erden verheißen. Dies war die von Zeus in Schwanengestalt mit der Leda erzeugte Helena, die Gemahlinn des Pelopsenkels Menelaus, der zu Sparta herrschte. Paris entführte sie mit vielen Schätzen des Gemahls, und in Troja verweigerte man die Herausgabe. Es war eine Beschimpfung, die doppelt empfunden wurde, weil Paris, vom Menelaus liebreich aufgenommen, das heilige Gastrecht freventlich verletzt hatte; alle Fürsten Griechenlands sahen sie als die ihre an, und nahmen Theil an dem Rachezuge, den Menelaus und sein Bruder Agamemnon, König von Mycenae, vorbereiteten. Dem Letztern übertrugen sie den Oberbefehl, als dem nächsten Verwandten des Beleidigten und als dem Mächtigsten unter ihnen allen, obschon er an Heldengaben hinter Anderen zurückstand. Mit diesen schmückt die Dichtung vor Allen den Achilles, den schnellfüßigen Sohn der Meergöttinn Thetis, der das Volk seines Vaters Peleus, die achäischen Myrmidonen in Thessalien, anführte; er ist der Erste an Schönheit und gewaltiger Kraft, wie der ihm gegenübergestellte Odysseus, der König von Ithaka und anderer nahe liegender Inseln, es an klugem Rath, Verschlagenheit und Redegabe ist. Mit diesen zwischen ihnen getheilten höchsten Eigenschaften des Kriegers und Heerführers stehen sie im Mittelpunkte des Ganzen; nächst ihnen ragen außer den beiden Atriden (wie Agamemnon und Menelaus von ihrem Vater oder Großvater Atreus heißen) hervor: der vielerfahrne, weise und beredte Greis Nestor, Beherrscher von Pylus an der Westküste des Peloponnes; der kühne Diomedes, König von Argos, des vor Theben erschlagenen Tydeus Sohn, der als einer der Epigonen an der Eroberung Thebens Theil genommen hatte; der an Gestalt und Streitkraft dem Achilles zunächst stehende

Die griechischen Helden vor Ilion.

aber etwas unbeholfene Telamonide Ajax, der in Salamis gebot, und Idomeneus von Kreta, Enkel des Minos.

Diese und andere Helden führten die erlesensten Schaaren Griechenlands auf fast zwölfhundert Schiffen hinüber an die kleinasiatische Küste, wo in der Nähe des Hellesponts Troja, oder eigentlich Ilion, die feste Hauptstadt des trojanischen Reiches lag. Der trefflichste der Verthei- diger Hektor, einer der Söhne des Priamus, wird von der Dichtung als das Muster eines vollkommnen Mannes und Kriegers geschildert, wenn auch dem Achill an Heldenkraft nicht gleich, doch makellos wie keiner der Griechen, im vollsten Gegensatze zu seinem Bruder Paris, dem schönen, üppigen Weichling, der sich zwar dem Kriege, dessen Wehe er über sein Geschlecht und Volk gebracht, nicht ganz entzieht, aber am liebsten nur als Bogenschütze aus sicherm Hinterhalt zielend daran Theil nimmt. Auch sind den Troern aus der Nähe und Ferne Hülfsvölker zugezogen, aus der nächsten Nachbarschaft die Dardanier unter Aeneas, dem Sohne des Anchises und der Aphrodite, der nach Hektor als der Beste im Streite gilt. So viele Massen und Kräfte sind aufgeboten dort zum Angriffe, hier zum Schutze der Stadt, und auch die Götter haben sich getheilt; je nachdem Troer oder Griechen ihre Lieblinge sind, gewähren sie ihnen Beistand, sie erscheinen den Helden, ermuthigen sie, kämpfen an ihrer Seite oder an ihrer Statt, wie überhaupt das Große, das über gewöhnliche Thaten der Menschen Hinausragende nie vollbracht wird ohne einen sinnlich einwirkenden Gott. Auch für die Himmlischen ist diese eifrige Theilnahme nicht ohne alle Gefahr, sie werden sogar von Sterblichen, die der ungestüme Muth fortreißt, verwundet; so menschenähnlich faßt die Sage die Götter auf, und so nahe den Unsterblichen stehend die Heroen. Ja zu Kämpfen unter einander selbst entzündet die Götter die Leidenschaft; stärker konnte die Dichtung die hohe Wichtigkeit und Bedeutung des ganzen Krieges nicht versinnlichen. Müssen nun auch die Beschützer der Troer

Die Vertheidiger Troja's.

Theilnahme der Götter.

endlich weichen, weil Ilion nach dem unabwendbaren Schlusse des Geschicks zuletzt fallen soll, so bleibt ihnen doch die Befriedigung, daß die Griechen den Sieg nur nach unsäglichen Anstrengungen, mannigfachem Drangsal und dem Verluste ihrer Besten errungen haben.

Der Zorn des Achilles.

Neun Jahre des Krieges läßt die Ueberlieferung ohne entscheidende Angriffe verstreichen, im zehnten erliegt Troja seinem Schicksale. Aus den Begebenheiten dieses Jahres hat die Ilias ihren Stoff genommen; der Zorn des Achill und die sich zunächst daran schließenden Begebenheiten, die sie schildert, führen das Verhängniß seiner Erfüllung näher. Eine schwere Kränkung, die Achill von dem auf sein oberstes Heerführerthum zu sehr pochenden Agamemnon erfährt, bringt ihn zu dem Entschlusse, sich des Kampfes ganz zu enthalten; er fleht zu seiner Mutter Thetis, daß sie den Zeus bewege, den Troern Sieg zu verleihen, damit er an Agamemnon und allen von ihm abhängigen Griechen gerächt werde. Zeus gewährt das Verlangen, die besten Helden vermögen dem Hektor nicht mehr zu widerstehen; erst als die Griechen in ihr Lager zurückgedrängt sind, die Troer Graben und Mauer erstürmt haben und schon Feuer in die Schiffe werfen, gestattet Achill seinem Waffengefährten und Busenfreunde Patroklus in seiner Rüstung an der Spitze der Myrmidonen an dem Kampfe Theil zu nehmen. Patroklus stürzt sich in die Mitte der Troer, drängt sie glücklich von den Schiffen zurück und gewinnt durch den Sieg über viele tapfere Helden, die er erlegt, glänzenden Ruhm. Da ihm aber Apollo selbst entgegentritt, fällt er vom Speere Hektors getroffen. Nun verdrängt in Achill die Begierde, den Tod des Freundes, den er werth geachtet „wie sein eigenes Haupt", an Hektor zu rächen, allen Zorn gegen Agamemnon. Obschon er wohl weiß, daß er selbst, nach dem Beschlusse des Geschicks, bald nach Hektor fallen muß, erscheint er in einer neuen köstlichen Waffenrüstung, die Hephästos selbst auf der Thetis Bitte für ihn verfertigt, wieder auf dem Schlachtfelde, und scheucht alle

Troer in die Stadt, bis auf den einen Hektor, der den Kampf wagt, aber erliegt und rühmlichst von der Hand des Göttersohnes fällt. Achill schleift den Leichnam des Erschlagenen in das griechische Lager und dreimal um den Grabhügel des vielbeweinten Patroklus; als aber der Greis Priamus, von Hermes geleitet, Nachts in sein Zelt kommt, seine Knie flehend umfaßt und ihn bei dem Andenken an seinen eigenen greisen Vater beschwört, gegen die reiche Lösung, die er darbietet, ihm den Leichnam zur feierlichen Bestattung auszuliefern, gewährt er die Bitte, zu deren Erfüllung ihn schon Zeus hat ermahnen lassen.

Hektors Fall.

Mit der Bestattung Hektors schließt die Ilias; die spätere Dichtung, die darauf ausgeht, neuen Schmuck hinzuzufügen, Abenteuer und Wunderbares zu häufen, läßt den Achill vor seinem Ende noch zwei fabelhafte, aus der Ferne herbeigekommene Bundesgenossen des Priamus im Kampfe bestehen, die Amazonen und die Aethiopier. Jene dachte die Sage als höchst kriegerische, von einem Weibe beherrschte Weiber, die von Jugend auf in den Waffen sich übten, und, um den Bogen besser zu führen, sich selbst der rechten Brust beraubten, die Männer in Knechtschaft hielten, und nur um Nachkommenschaft zu erzielen unter sich duldeten. Ihren Staat verlegte man an den Fluß Thermodon im östlichen Kleinasien [1]). Als die Amazonen-

Kämpfe mit den Amazonen und den Aethiopiern.

1) Auch andere Kriegszüge in die Ferne läßt die mythische Geschichte die Amazonen unternehmen, sogar einen nach Attika zu den Zeiten des Theseus, auch eine Reihe von Städten anlegen, unter andern Ephesus, wo sie den Dienst der Artemis gegründet haben sollen. Dieser Umstand und einige andere Spuren haben zu der Meinung Anlaß gegeben, daß dem ganzen Amazonenmythus die Thatsache der Verbreitung des Monddienstes von Nordosten her durch Priesterinnen und Tempeldienerinnen zu Grunde liegt, womit dunkle Vorstellungen von den kriegerischen und waffenlustigen Weibern der Scythen sich vermischten. M. s. die Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. I. Th. III. S. 317 fg. O. Müller, Orchomenos S. 357. Dorier Abth. I. S. 389. Anderer Meinung ist Welcker, Aeschyl. Trilogie S. 585 fg. Er hält für den Grund der Amazonensage Zustände eines wirklichen

königinn Penthesilea, eine Tochter des Ares, in Ilion erscheint, werden die um Hektors Fall trauernden Troer zu neuer Hoffnung ermuthigt, sie zieht den Griechen entgegen, und Tapfre fallen durch ihre Hand, aber bald sinkt sie durchbohrt vom unbezwungnen Speer des Peliden, der selbst, als er ihr den Helm vom Haupte nimmt, von ihrem reizenden Anblicke gerührt wird. Schwerer wurde ihm der Kampf mit dem Aethiopierfürsten Memnon, doch erlegte er zuletzt auch ihn. Es ist der, dessen Standbild die Griechen später in dem ägyptischen Theben gefunden zu haben glaubten (oben S. 294). Er heißt bei den Dichtern ein Sohn der Morgenröthe (Eos), weil er vom Morgen her gekommen seyn sollte, denn die mythische Geographie wies den Aethiopiern ihre Wohnsitze an den äußersten Enden der Erde an, nach dem Aufgange wie nach dem Niedergange zu [1]). So vielen herrlichen Helden hatte Achill den Tod gegeben, nun nahte ihm selbst das Verhängniß, aber keinem Sterblichen ward die Ehre zu Theil, ihn im offnen Kampf zu überwinden, ein Pfeil von Paris abgeschossen und von Apoll gelenkt streckte ihn nieder. Um seine herrlichen Waffen entstand ein trauriger Streit zwischen Odysseus und Ajax, auf Athene's Rath sprach sie Agamemnon dem Erstern zu, worüber Ajax wahnsinnig wurde und sich selbst den Tod gab.

Achills Fall.

Odysseus als eigentlicher Eroberer Troja's.

Auf beiden Seiten waren die Tapfersten gefallen, die Waffenkraft hatte die Entscheidung nicht herbeizuführen vermocht, Klugheit und Verschlagenheit mußten es thun; somit tritt Odysseus ganz in den Vordergrund, er wird der eigentliche Eroberer Troja's. Es konnte nach des Schicksals Schluß nicht bezwungen werden ohne des Achilles

---

Weiberübergewichts, wie es bei verschiedenen Völkern der alten und neuen Welt vorkommt, und von denen auch in der griechischen Mythengeschichte Spuren nicht fehlen.

1) Völcker a. a. O. S. 87 fg. zeigt, daß Homer sie nicht im Süden dachte.

Sohn Neoptolemus, ohne den Philoktet, der den Bogen und die Pfeile des Herakles besaß, und ohne daß man sich des Palladiums, d. i. eines vom Himmel gefallenen, in Troja befindlichen Pallasbildes, an dessen Erhaltung der Schutz der Stadt hing, bemächtigte. Odysseus holt den Neoptolemus herbei; in Gemeinschaft mit dem Diomedes bewegt er den auf Lemnos krank verweilenden Philoktet, ihnen ins Lager zu folgen; und mit demselben Gefährten dringt er in den Tempel, wo das Palladium aufbewahrt wird, und bemächtigt sich desselben. Dann wird auf seinen Rath das allbekannte hölzerne Pferd gebaut, in dessen Bauch er sich mit anderen griechischen Führern versteckt, und das die durch Götterzeichen bethörten Troer, wie einen Ersatz für das Palladium, selbst in ihre Stadt ziehen. In der Nacht steigen die Helden heraus, entriegeln die Thore und lassen das griechische Heer, welches zum Scheine abgezogen, aber im Stillen wieder zurückgekehrt war, in die Stadt. So-gleich begannen Schwert und Brandfackel zu wüthen, Ilions Herrlichkeit sank in Schutt und Asche. Unter den vielen Erschlagenen war der Greis Priamus selbst, der am Altare des Zeus durch die Hand des Neoptolemus fiel; Manche, wie Aeneas, der auf dem Rücken seinen Vater Anchises durch die Flammen trug, retteten sich durch die Flucht; den Uebrigen wurde das bittre Loos der Sklaverei zu Theil, diesem entgingen auch die Königinn Hekuba und ihre Töchter nicht.

Einnahme und Zerstörung der Stadt.

Aber theuer mußten auch die das große Trauerspiel überlebenden Sieger die endliche Befriedigung ihrer Rache erkaufen. Viele zurückkehrende Fürsten hatten mit Unglück und Jammer zu kämpfen, auf der Reise oder in der Heimath, wo Einige Thron und Bett von Anderen eingenommen fanden. Agamemnon wurde von seiner ehebrecherischen Gemahlinn Klytemnestra und ihrem Buhlen Aegisthus verrätherisch erschlagen, und durch Muttermord rächte später sein Sohn Orestes die Gräuelthat. Diomedes, der auch Ehebruch in seinem Hause fand, wurde vertrieben. Ueber

Traurige Schicksale zurückkehrender Fürsten.

seine späteren Schicksale weichen die Sagen außerordentlich ab, den meisten Nachrichten zufolge ging er nach Italien und gründete dort Städte und Heiligthümer, in Italien besonders genoß er auch als Heros göttliche Verehrung. Nach demselben Lande hatten sich Idomeneus und Philoktet gewandt.

Die Irrfahrten des Odysseus.

Wenn aber keiner der zurückkehrenden Helden so sehr das Recht hat, unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen, als der eigentliche Eroberer Troja's, Odysseus, so findet sie sich auch bei keinem so befriedigt, wie bei ihm, da die herrliche Gestalt, welche die Poesie den Sagen von seinen Schicksalen gegeben hat, erhalten ist in der Odyssee. Wir finden in diesem Gedichte den von Troja zurückkehrenden Helden vielfach umhergetrieben auf weiten, gefährlichen Meeren, Sturm auf Sturm, Schiffbruch auf Schiffbruch erduldend, an die Küsten bald grausamer Barbaren, bald mächtiger Zauberwesen verschlagen, bis er endlich nach unsäglichem Drangsale, aller Genossen beraubt, in Bettlergestalt zur Heimath gelangt. Die Wunder und Schrecknisse der Westwelt spielen in diesen Irrfahrten die Hauptrolle. Man dachte sich das unheimliche Westmeer zwischen Sicilien, von welchem man eine dunkle Kunde hatte, und den Herculessäulen. Durch Sturm hineingetrieben kommt Odysseus zuerst zum Lande der Cyklopen (auf der Westseite Siciliens), wo der einäugige Polyphem, ein Sohn Poseidons, ihm sechs Gefährten verschlingt, er selbst sich mit sechs anderen aus der Höhle des Riesen nur retten kann, nachdem er ihn seines Auges beraubt hat. Dafür verfolgt ihn nun aber heftiger Zorn des Meergottes. Umsonst will der Beherrscher der Winde, Aeolus, ihn vor weiterer Verstürmung schützen, indem er ihm einen Zauberschlauch mitgiebt, der die ungünstigen Winde verschließt; schon im Angesichte von Ithaka öffnen ihn die neugierigen Gefährten, und die losgelassenen Stürme treiben die Schiffe wieder zurück hinter Sicilien, an dessen Nordwestküste zu den

menschenfressenden Lästrygonen. Von diesen entkommt er nur mit Einem Schiffe, welches ihn nach dem westlichen Aea zur Zauberinn Circe bringt, bei der er ein Jahr weilt und dann auf ihr Gebot ins Reich der Schatten steigt, um den Seher Tiresias über die Bedingungen seiner Heimkehr zu befragen. Alles, verkündete dieser, komme darauf an, der Rinder und Schafe des Gottes Helios auf der Insel Thrinakia zu schonen. Auf die Oberwelt zurückgekehrt schlug Odysseus von Aea aus einen zweiten Weg nach Osten ein, auf welchem er beim Eilande der Sirenen der Gefahr ihres ins Verderben lockenden Zaubergesangs entging, indem er den Genossen die Ohren mit Wachs verkleben, sich selbst am Mastbaume festbinden ließ. Durch die Meerenge, wo auf der einen Seite Scylla, auf der andern Charybdis, von der Sage als zwei gefräßige Ungethüme dargestellt, Gefahren drohen, kam er mit einem Verluste von sechs Genossen, die Uebrigen nöthigten ihn, auf Thrinakia zu landen, wo sie wider sein Verbot Rinder des Helios schlachteten. Dafür schleuderte bei der Weiterfahrt Zeus einen Blitzstrahl auf das Schiff, der es zerschmetterte, daß alle diese Frevler an den Göttern ertranken; Odysseus allein rettete sich, auf dem zusammengebundenen Kiel und Mastbaume schwimmend, wurde aber bei der Charybdis vorbei zum dritten Male in das Westmeer getrieben, und erreichte nach neun Tagen die Insel Ogygia im Nordwesten der Erdscheibe [1]), wo die Nymphe Kalypso hauste, die in Liebe für ihn entbrannt ihr Lager mit ihm theilte, und ihm Unsterblichkeit verhieß, wenn er bei ihr bleiben wollte. Er aber in steten Thränen verlangte nach den Seinen und der Heimath, sehnsuchtsvoll auch nur den Rauch von Ithaka aufsteigen zu sehen. So hatte er sieben Jahre bei der Nymphe verweilt, im achten mußte

---

1) Daß der Dichter die Lage Ogygia's so gedacht haben muß, hat Völcker a. a. O. S. 120 fg. gegen Voß, der es in den Süden setzt, erwiesen.

sie ihn auf Befehl des Zeus entlassen. Auf einem Floß, das er sich gezimmert, wagte er sich auf das Meer und hatte achtzehn Tage geschifft, da erblickte ihn der noch immer zürnende Poseidon, und erregte einen Sturm, der ihn herabwarf. Nackt rettete er sich an die Küste von Scheria, dem Lande der Phäaken [1]), welche bei Schmaus, Saitenspiel und Tanz ein stets heitres, fröhliches Leben führten, aber auf die Schiffahrt sich vor allen Sterblichen verstanden, deren Schiffe schnell waren „wie Fittiche oder Gedanken." Sie nahmen ihn gastlich auf, beschenkten ihn reichlich, und brachten ihn auf einem ihrer wunderschnellen Schiffe nach Ithaka, welches er nach zwanzigjähriger Abwesenheit wiedersah.

Seine Heimkehr und Rache an den Freiern.

Aber das Ende seiner Mühen war noch nicht gekommen. Schon seit mehreren Jahren hatten sich mehr als hundert junge Männer aus den edeln Geschlechtern Ithaka's und der nahen Inseln im Hause des Todtgeglaubten eingefunden, und um die Hand der Penelope geworben, in welcher die Dichtung ein schönes Muster der Weiblichkeit, der treuen, keuschen Gattenliebe aufstellt. Klug wehrte sie die lästigen Freier ab, indem sie ihnen doch, um sie nicht zu reizen, nicht alle Hoffnung benahm. Indeß zehrten diese in steten Festgelagen schamlos vom Besitzthum des Odysseus; seinem Sohne Telemachos trachteten sie nach dem Leben. Aber die rächende Vergeltung nahte. Dem endlich heimkehrenden Helden gab seine stete Beschützerinn Athene Bettlergestalt, daß er unerkannt Alles erkunden und die Treue einiger alten Diener erproben konnte. Penelope,

1) Die meisten alten und neuen Erklärer halten Scheria für Corcyra und die Phäaken für alte geschichtliche Bewohner dieser Insel. Dagegen hat Welcker (Die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen, Kleine Schriften z. griech. Litter. Th. II. S. 1 fg.) mit triftigen Gründen dargethan, daß bei Scheria eben so wenig an ein wirkliches Land, wie bei den rein mythischen Phäaken an ein wirkliches Volk zu denken ist. Ueber den bestimmten Sinn, welchen er diesem Mythus beilegt, muß man ihn selbst nachlesen.

nicht ahnend, wie nahe der Gatte ihr sei, ordnete endlich die Entscheidung über ihre Hand an, wie Athene es ihr in die Seele gelegt: wer in einem Wettschießen mit dem Bogen, den Odysseus zurückgelassen, Sieger seyn würde, dem würde sie als Gemahlinn folgen. Aber keiner der Freier vermochte den Bogen zu spannen. Da ergriff ihn der fremde Bettler, spannte ihn, erreichte das Ziel, und nachdem er sich als der wiedergekehrte Rächer zu erkennen gegeben, begann er, nur von Telemachos und zwei treuen, muthigen Hirten unterstützt, den Kampf gegen die Freier. Sie mußten ihren frevelnden Uebermuth mit dem Leben büßen, und Odysseus herrschte in seinem Reiche wieder als König.

Der trojanische Krieg als Schluß des Heroenalters.

Daß der trojanische Krieg die letzte Begebenheit der eigentlichen Heroenzeit ist und sie abschließt, ist nicht etwa eine aus später Reflexion hervorgegangene Ansicht, sondern in einem wenige Jahrhunderte nachher entstandenen Dichterwerke finden wir es ausdrücklich ausgesprochen, daß das „göttliche Geschlecht der Heroen" im Kampfe um Theben und im Troergefilde ausgetilgt sei [1]). Für diese Nähe einer andern Zeit scheinen auch die Bilder vieler im trojanischen Sagenkreise auftretenden Personen zu sprechen, die von der Gestaltung der Heroen in vorangehenden Mythen merklich abweichen. Achilles ist allerdings der Sohn einer Meergöttinn, Helena erweis't sich durch das Ei, aus dem sie geboren ist, als eine ursprüngliche Göttergestalt, so möchten auch noch Andere mythisch-symbolischer Natur seyn; die meisten aber, zu denen auch die Atriden gehören, haben nichts von symbolischer Art, erscheinen vielmehr, im Homer wenigstens, ganz individuell menschlich, nur daß sie in die mythische Götter- und Halbgötterwelt, die sie umgiebt, hineinreichen und im Wiederschein derselben stehen. Hiernach möchte man bei diesem Sagenkreise am meisten zu glauben geneigt seyn, daß, nach leichter Abstreifung der

1) Hesiodus, Werke u. Tage 161 fg.

Hülle von Wundern und Göttereinwirkungen, Ursache, Verlauf und Ende des Krieges als historische Thatsachen vor uns liegen. Beachten wir aber, wie doch auch wieder sowol die einzelnen Personen als das Ganze des Ereignisses durchaus poetisch gedacht und aufgefaßt sind, wie Alles auf möglichste Ausgleichung von Gaben, Thaten und Schicksalen berechnet, wie dem Untergange des troischen Reiches in dem gehäuften Jammergeschick der Griechen ein Gegengewicht gegeben, wie das Verhältniß von Kraft und Klugheit, die in bestimmten Idealen erscheinen, in den Mittelpunkt gerückt ist, wie der Lauf der Begebenheiten sich in einer stets spannenden Schwebe zwischen Gefahren und Rettungen hält: so überzeugen wir uns, daß auch hier Mythus und Poesie die Wahrheit der Thatsache ihrem Zweck, allgemeine Vorstellungen zur Anschauung zu bringen, völlig unterordneten. Daß einst ein troisches Reich an der kleinasiatischen Küste bestand, daß es von Hellenen aus verschiedenen Gegenden Griechenlands angegriffen und seine Hauptstadt Ilion von ihnen zerstört ward, dürfte Alles seyn, was sich als historische Thatsache mit Sicherheit aussondern läßt; hinzufügen kann man, daß der Streit des Achilles und Agamemnon vermuthlich nicht in die Mitte der Dichtung getreten wäre, wenn das Andenken an einen Zwist zwischen den thessalischen und peloponnesischen Hellenen, welcher den Fortgang des Krieges hemmte, im Andenken der nächsten Geschlechter nicht noch gelebt hätte. Weitere Schritte in dieser Aussonderung führen auf den unsichersten Boden; Spuren eines Anlasses zu einem solchen Vernichtungskampfe, den man für wichtiger und erklärlicher, also auch für historischer halten könnte, als einen bloßen Frauenraub, sucht man vergebens. Daß einige der zurückkehrenden Könige ihre Stelle von Machträubern eingenommen fanden, scheint auf Umwälzungen im Innern der Staaten als Folgen des Krieges zu deuten; ob aber diese Zerrüttungen mit den Wanderungen und Eroberungen, welche einige Menschenalter später den Zustand von Griechenland

Geringe historische Ergebnisse aus den Sagen von ihm.

umgestalteten, in Zusammenhang stehen, bleibt, obschon es nicht unwahrscheinlich ist, zweifelhaft [1]).

Da der trojanische Krieg einen großen Zeitabschnitt schließt, folglich eine Hauptepoche für die griechische Geschichte bildet, hat man sich im spätern Alterthum sehr bemüht, die Zeit desselben auszumitteln. Dies war aber für eine Periode, die noch weit jenseits aller Aufzeichnungen liegt, nur durch Berechnungen nach Geschlechtsregistern möglich, die man vermöge der angenommenen mittlern Dauer eines Menschenalters auf Zahlen brachte. Giebt diese Methode überhaupt nur sehr ungefähre Bestimmungen, so war sie hier, wegen der Unzuverlässigkeit der bis in die mythische Zeit hinaufsteigenden Geschlechtsfolgen, um so unsichrer. Daher die Ergebnisse der Rechnungen auch sehr verschieden ausgefallen sind. Gewöhnlich hält man sich an die Bestimmung des Eratosthenes, weil man diesem berühmten Gelehrten des dritten Jahrhunderts vor Chr. den umsichtigsten Gebrauch jener schwankenden Hülfsmittel zutraut. Er rechnete vom Falle Troja's bis auf das Jahr vor der ersten Olympiade 407 Jahre, wonach wir denselben 1184 vor Chr. zu setzen haben [2]). Von Anderen findet man theils weit frühere, theils auch spätere Bestimmungen; zwischen den äußersten Annahmen auf beiden Seiten ergiebt sich ein Unterschied von nicht weniger als zwei Jahrhunderten.

Zeit der Eroberung Troja's 1184 v. Chr. n. Eratosth.

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXXI.

2) Oder in 1183, wie Clinton, Fast. Hellen. Vol. I. p. 124, und Fischer, Griechische Zeittafeln S. 4, wollen, indem sie nämlich das der ersten Olympiade vorangehende Jahr schon in die 407 Jahre mit eingerechnet glauben, folglich von dem ersten Olympiadenjahre selbst = 776 v. Chr. ausgehen, also 1183 v. Chr. (= 407 + 776) finden. Die beiden genannten Werke geben auch über die übrigen Berechnungen der Alten vollständige Auskunft.

Vierzehntes Capitel.

Wanderungen griechischer Stämme. — Blüthe der epischen Dichtkunst.

Die böotische Wanderung.

Einige Menschenalter nach der Eroberung Troja's zogen die äolischen Böotier, von den Thessaliern aus ihren Stammsitzen im südlichen Theile von Phthiotis verdrängt, nach dem Lande, welches nun von ihnen den Namen erhielt, und unterwarfen sich dort die Minyer und die Kadmeer theils, theils nöthigten sie sie auszuwandern. Viel folgenreicher als diese Besetzung Böotiens durch Aeolier wurde der etwas später unternommene Zug der Dorier von ihren nördlichen Wohnsitzen nach dem Peloponnes. In der genauern Zeitbestimmung weichen die Berechnungen der Chronologen wieder sehr ab; die gewöhnlichste Annahme ist, daß die böotische Wanderung sich sechzig Jahre nach der trojanischen Epoche ereignete, und zwanzig Jahre darauf die dorische. Die letztere heißt auch die Rückkehr der Herakliden. Es nannten sich nämlich die Fürsten der in die Halbinsel eindringenden Dorier Abkömmlinge des Hyllus, jenes Sohnes des Herakles und der Deïanira. Mit dem dorischen Stamme wurde Hyllus mythisch durch die Erzählung in Verbindung gebracht, daß Aegimius, König der Dorier, aus Dankbarkeit gegen den Herakles, der ihn,

Die dorische Wanderung. (Rückkehr der Herakliden.) 1104 v. Chr. n. Eratosth.

da er aus seinem Reiche vertrieben war, wieder eingesetzt, jenen Sohn desselben als Kind angenommen hatte. Hyllus und zwei wirkliche Söhne des Aegimius, Dyman und Pamphylus, wurden als Stammväter der drei Phylen, in welche die Dorier sich theilten, der Hylleer, Dymanen und Pamphylier, angesehen; von der erstern waren die Königsgeschlechter.

Sagen von früheren Angriffen der Dorier.

Als Abkömmlinge des Herakles nun traten die dorischen Fürsten im Peloponnes auf, und forderten die Herrschaft zurück, aus welcher dieser ihr Ahnherr durch den Eurystheus verdrängt sei. Es läßt die mythische Sage, die auch hier wieder in abweichenden Gestalten überliefert ist, schon den Hyllus den Kampf um das argivische Reich mit dem Eurystheus beginnen, in welchem nach manchem Glückswechsel beide umkamen. Eben so fällt des Hyllus Sohn Kleodäus im Streite gegen die Pelopiden, die indeß Herren im Reiche des Eurystheus geworden sind, und bei einem erneuerten Versuche auch Aristomachus, des Kleodäus Sohn. Denn noch war die Einnahme des Peloponnes durch die Herakliden gegen des Schicksals Schluß, nur die falsche Auslegung eines erhaltenen Orakelspruchs hatte sie zu den vergeblichen Versuchen getrieben. Erst das folgende Geschlecht wird über den Irrthum belehrt; nicht über die korinthische Landenge wie bisher unternehmen die Söhne des Aristomachus, Temenus und Kresphontes, den Zug, sondern über das Meer, und nachdem sie den Sohn des Orestes, Tisamenes, in einer Schlacht besiegt haben, sind sie Herren des Landes. Sie theilen die gewonnenen Landschaften nach dem Loose so, daß Temenus Argos erhält, Kresphontes Messene, und Eurysthenes und Prokles, die Söhne eines dritten Bruders, des Aristodemus, welcher während der Vorbereitungen zum Zuge vom Blitze erschlagen war, Lakonien bekommen. Der Aetolier Oxylus, welcher die Herakliden begleitet hatte, eignet sich Elis zu; die von den Doriern aus jenen drei Landschaften verdrängten Achäer vertreiben ihrerseits die Ionier aus Aegialea

Eroberungen im Peloponnes. Vertheilung des Landes.

oder Jonia, welches nun den ihm in der historischen Zeit gebliebenen Namen Achaia erhält. So waren also im ganzen Peloponnes andere Fürstengeschlechter und andere Stämme zur Herrschaft gelangt, mit alleiniger Ausnahme von Arkadien, welches seine alten Bewohner von pelasgischer Abstammung und seine alten Verhältnisse behielt.

Die Abstammung der dorischen Fürsten vom peloponnesischen Herakles, ein wahrscheinlich spät entstandener Mythus.

Es ist schon oben bemerkt, daß mit der Epoche dieser Stammwanderungen die unbedingte Herrschaft des Mythus über die geschichtliche Thatsache, die vollkommene Auflösung derselben durch ihn, zwar endet, daß er aber doch noch lange ein bedeutendes, in die Ueberlieferung verwebtes, sie begleitendes und veränderndes Element bleibt. Daß er an dieser Grenze zweier Perioden der geschichtlichen Auffassung seine Rechte noch besonders stark geltend macht, ist sehr natürlich. In der Abstammung der dorischen Fürsten vom Herakles haben wir einen Mythus, der eine Thatsache, die dorischen Eroberungen im Peloponnes, nicht zu sich herüberziehen und verwandeln, sondern rechtfertigen, den Rechtsanspruch, auf dem sie zu ruhen vorgaben, begründen will. Es entstehen hier zwei Fragen. Liegt diesem Mythus die Thatsache einer frühen Verschmelzung des dorischen Stammes mit einem Zweige des achäischen, aus dem die Könige genommen wurden, die daher an der Spitze der Eroberer stehen mußten, zu Grunde? Und war überhaupt vor der Eroberung das Bewußtseyn eines alten Zusammenhangs mit dem Peloponnes, worauf Rechte gegründet werden konnten, bei den Doriern vorhanden? Der in der Aussonderung historischer Wahrheit aus den Mythen besonders glückliche Forscher, dessen Untersuchungen uns schon öfters geleitet haben, läugnet beides [1]). Die scharfe Scheidung in Sprache, Cultus und Sitten unter den Stämmen — so lauten seine Gründe — verbietet anzunehmen, daß der vornehmste Theil der dorischen Völkerschaft achäisch gewesen wäre, und der Heraklesmythus

1) Otfr. Müller, Dorier Abth. I. S. 48 fg. 441 fg.

hängt mit den ältesten Begebenheiten derselben so eng und ursprünglich zusammen, daß er nicht etwa erst durch die Achäer zu ihnen gekommen seyn kann. Als Abkömmlinge des Herakles vielmehr, welcher Stammheros der Dorier war und Vater des Hyllus, von dem ihre angesehenste Phyle, die der Hylleer, ihren Ursprung ableitete, nannten sich die Könige dieses Stammes Herakliden. Erst nach der Eroberung fand man in den argivischen Fabeln einen gleichnamigen Halbgott, welchen man mit dem im alten Stammlande verehrten bequem zusammenschmelzen konnte. Die dorischen Fürsten wurden nun zu Nachfolgern eines achäischen Heros, der zu einem unrechtmäßig vertriebenen umgebildet wurde, und hatten dadurch das Ansehen gewonnen, sich mit dem Schwerte nur in den Besitz dessen gesetzt zu haben, was ihnen nach gutem Recht gebührte. — Diese mit großem Scharfsinn entwickelte Ansicht hat schon das für sich, daß sie die dorische Wanderung auf die einfache Eroberungslust eines kriegerischen Volkes, das sich in seinen Grenzen zu eng fühlt, zurückführt. Die Sage aber schiebt an deren Stelle die Verwandtschaft von Heroengeschlechtern, weil sie immer das auf früheren Bildungsstufen — und wie lange nachher oft noch! — herrschende Bedürfniß befriedigen will, Volksthaten in persönlichen Verhältnissen und Antrieben begründet zu finden.

Bei jeder Voraussetzung fällt die Heraklidenabstammung der Fürsten für die Geschichte zu Boden, während die Wanderung der Dorier von dem Bergländchen Doris nach der peloponnesischen Halbinsel und die Eroberung eines guten Theils derselben durch sie feste Thatsache bleibt. Nur darf man sich diese Eroberung freilich nicht, wie es in der Sage geschieht, als mit einem Schlage vollendet vorstellen, vielmehr kostete sie sehr lange und harte Kämpfe. Andererseits blieben die Dorier auch bei den genannten drei Reichen nicht stehen, sie gründeten sich auch in Korinth, Sicyon und Epidaurus Herrschaften, bemächtigten sich der Insel Aegina, und zogen über die Landenge gegen die

Weitere Ausbreitung der Dorier.

Athener. In diesem Kriege gab nach der Sage der athenische König Kodrus sein Leben für das Vaterland hin. Denn da er Kunde erhalten hatte von einem den Doriern ertheilten Orakelspruche des pythischen Apoll, daß sie siegen würden, wenn sie den König der Gegner nicht tödteten, vertauschte er sein fürstliches Gewand gegen ein Hirtenkleid, schlich sich unerkannt in das feindliche Lager, fing hier vorsetzlich Händel an und fand so den Tod, den er suchte. Die Athener siegten, und sollen damals die königliche Würde abgeschafft haben, die Dorier mußten umkehren, nahmen aber auf dem Rückwege das bis dahin von den Athenern abhängig gewesene Megara ein, und besetzten es mit korinthischen und anderen peloponnesischen Ansiedlern, so daß es nun auch außerhalb des Peloponnes dicht an der Grenze von Attika einen dorischen Staat gab.

Tod des Kodrus.

Niederlassungen der Hellenen außerhalb des Mutterlandes.

Die Folgen dieser Wanderungen und Eroberungen blieben nicht beim europäischen Griechenland stehen, sondern erstreckten sich weit über die Grenzen desselben hinaus. Wenn der Ausbreitung der Hellenen über das noch großentheils pelasgische Griechenland eine Zeit folgte, die weit mehr mit Kämpfen der Fürstengeschlechter, Ritterzügen und Abenteuern als mit Reibungen der Völker erfüllt war, so waren es jetzt, am Ende der Heroenzeit, die Massen, die sich in Bewegung setzten, und entweder durch Eroberungen die alten Besitzer des Bodens verdrängten, oder als Verdrängte genöthigt waren, sich neue Wohnsitze zu suchen, großentheils jenseit des Meeres, und Viele, die in der Heimath ruhig hätten fortleben können, schlossen sich ihnen an. Es begann jetzt für das Volk der Hellenen eine Zeit, wie wir sie fast jede zu einem mächtigen Einflusse auf die Welt bestimmte Nation in ihrer Geschichte erleben sehen. Von einem rastlosen Wanderungs- und Unternehmungsgeiste ergriffen, suchte es einen immer größern Schauplatz für seinen Entwickelungs- und Thatendrang, besetzte nahe und ferne Küsten mit seinen Niederlassungen. Zunächst waren es besonders die kleinasiatischen und die zwi-

schen ihnen und den vaterländischen Küsten liegenden Inseln, wohin die Richtung ging. Die erste dieser Auswanderungen heißt die äolische, doch nahmen auch Griechen anderer Stämme, besonders Achäer, daran Theil; Abkömmlinge des Agamemnon werden unter den Anführern genannt. Sie ging vom Peloponnes aus zunächst nach Böotien, wo sich viele der eben dort eingewanderten Aeolier, denen die neue Heimath schon wieder zu eng war, anschlossen, dann weiter nach Nordwesten über das Meer, wo in den gestifteten Pflanzorten der Name der Achäer in dem der Aeolier erlosch. Der zweite Zug ist der ionische. Er geschah von Attika aus, wohin sich die von den Achäern aus ihren Sitzen im Peloponnes verdrängten Jonier zuerst gewandt hatten, aber in der engen Landschaft bald nicht hinreichenden Raum fanden. Endlich gingen nach Kleinasien auch Dorier von den eroberten Landschaften im Peloponnes aus; so wenig genügten diese dem damals besonders lebenskräftig gewordenen Stamme. Auch auf Kreta siedelten sich nach der Heraklidenwanderung Dorier an, und machten in dieser Insel die Eigenthümlichkeit ihres Stammes vorherrschend, dem man, wie wir schon bemerkten, gewöhnlich, aber wahrscheinlich mit Unrecht, schon in der Heroenzeit dort Sitze anweis't. — Die äolische Wanderung soll mit der böotischen gleichzeitig gewesen seyn, was nur von dem ersten Anstoß richtig seyn kann; genauer scheint die Bestimmung, welche die ionische 140 Jahre nach dem Falle Troja's setzt. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß alle diese Auswanderungen allmählich geschahen.

Die äolisch-achäische Auswanderung, die ionische, 1044 v. Chr. n. Eratosth. und die dorische.

Die Europa zugewandte Küste Kleinasiens gewährte durch die fast stete Heiterkeit des Himmels, die Milde der Luft, die Trefflichkeit der Bewässerung und die große Fruchtbarkeit den angenehmsten, reizendsten Aufenthalt. Durch jene Ansiedelungen wurde sie so hellenisch, daß man sie wie aus drei hellenischen Landschaften bestehend ansah, welche mit den Namen Aeolis, Jonia, Doris belegt wur-

Die wichtigsten Pflanzorte an der Küste und auf den Inseln Kleinasiens.

den. Aeolis war die nördlichste, die größte Stadt darin Kyme, gegenüber lag die Insel Lesbos, welche für die Hauptniederlassung der Aeolier galt, mit der wichtigen Stadt Mytilene. Im Süden war Doris mit den Städten Halikarnassus und Knidus, auch die nahen Inseln Rhodus und Kos waren von Doriern besetzt. In der Mitte zwischen jenen beiden Landschaften lag Ionia. Es enthielt die wichtigsten Städte von allen; überhaupt war der ionische Stamm unter den asiatischen Hellenen der bedeutendste, sein Charakter herrschte vor, und bildete sich hier überhaupt am entschiedensten aus. Die ansehnlichste, größte, reichste der Städte Ionia's und ganz Kleinasiens war Miletus. Sie trieb, besonders nach allen Küsten des Pontus, einen höchst ausgebreiteten Handel, welcher sie zur Anlegung einer großen Menge von Pflanzorten veranlaßte; man zählte deren siebzig bis achtzig. So viele konnte die einzelne Stadt unmöglich aussenden, sie nahm ohne Zweifel Bewohner anderer griechischer Pflanzorte, auch wol Asiaten aus dem innern Lande zu Hülfe. Ausgezeichnet waren ferner unter den ionischen Städten: Phocäa mit ansehnlichem Handel nach den westlichen Theilen des Mittelmeeres; Kolophon, welches eine starke Flotte und treffliche Reiterei besaß; Smyrna, wo sich anfangs Ionier und Aeolier neben einander niedergelassen, dann die letzteren das Uebergewicht behauptet hatten, bis später Flüchtlinge aus Kolophon es einnahmen, und es durch Austreibung der Aeolier zu einer ganz ionischen Stadt machten [1]); Ephesus, besonders berühmt durch den Tempel der Artemis, welcher zwischen der Stadt und dem Hafen lag. Diese Artemis war nicht die hellenische, die Schwester Apollo's, die schlanke, leichtfüßige, jungfräuliche Jägerinn, sondern eine orientalische Göttinn der Natur, in ihrer Alles erzeu-

---

1) So hat Otfr. Müller, Geschichte der griechischen Litteratur Bd. I. S. 72 fg., die verschiedenen Ueberlieferungen befriedigend in Einklang gebracht.

genden, Alles ernährenden Kraft, in ihrer unerschöpflichen Fruchtbarkeit gedacht. Darauf deutete ihr in jenem Tempel befindliches, in uralterthümlicher Weise geformtes, am Oberleibe mit Brüsten bedecktes, am untern spitz zulaufenden Theile mit vielen symbolischen Thiergestalten geschmücktes Standbild. — Dem festen Lande gegenüber hatten die Ionier die herrlichen Inseln Samos und Chios eingenommen, welche ein Hauptsitz ihrer Seemacht wurden.

Urgriechische Volkselemente dort schon vorhanden.

Diese reiche und bedeutende Entwickelung der kleinasiatischen Küstenstädte und Inseln fand in den Jahrhunderten zwischen jenen großen Völkerbewegungen und den Perserkriegen Statt. Gestiftet wurden sie keineswegs alle erst durch Ansiedler aus der Zeit der Heraklidenwanderung. Von Miletus, Ephesus, Knidus, Kyme und dem ionischen Erythrae haben sich Ueberlieferungen erhalten, nach welchen ihre Gründung jenseits der trojanischen Epoche fällt [1]); sie sind also von jenen Auswanderern nur besetzt und erweitert worden, und bei anderen Anlagen wird derselbe Fall eingetreten seyn. Eben so verhält es sich mit der griechischen Nationalität; diese wurde nicht etwa damals erst nach Kleinasien, als in ein völlig ungriechisches Land gebracht. Daß Pelasger seit undenklichen Zeiten an jenen Küsten wohnten, ist schon oben erwähnt. Wenn die Troer nicht mit den Griechen in Sprache, Sitten, Götterdienst viel Uebereinstimmendes gehabt hätten, würde die Ueberlieferung von dem Kriege mit ihnen ein ganz anderes Bild aufbewahrt haben, als es uns im Homer erscheint. Das Urgriechische also, in jenem Sinne, wo es Pelasger und Hellenen als Zweige eines und desselben Stammes umfaßt, war auf beiden Seiten des Meeres längst heimisch. Ob aber auch auf der asiatischen das im engern Sinne Hellenische? Dies läßt sich mit Fug stark bezweifeln, und eben dieser hellenische, der fruchtbarsten

1) M. s. die Stellen der Alten bei Mannert Th. VI. H. 3. S. 234. 253. 309. 321. 387.

und vielseitigsten Entwickelung fähige Geist dürfte das neue Element gewesen seyn, welches die Einwanderer des elften Jahrhunderts vor Chr. herüberbrachten.

Zweierlei große Culturerscheinungen nach der Wanderungsepoche.

Die Eroberungen der Dorier im Peloponnes und die Niederlassungen aller hellenischen Stämme, vorzugsweise der Jonier, in Kleinasien und auf den nahen Inseln, sind die beiden großen Thatsachen, die uns auf der Schwelle der historischen Zeit Griechenlands begegnen. Sie tragen die Keime seiner ganzen folgenden Entwickelung in sich. Von den Doriern im Mutterlande ist das hellenische freie Bürgerthum vornehmlich ausgegangen, von den Aeoliern und Joniern auf der andern Seite des Meeres eine große Verfeinerung des Lebens und eine Entwickelung der Rede, welche ein Hauptelement der ganzen griechischen Bildung und ihrer ausnehmenden Wirksamkeit geworden ist. In den kleinen asiatischen Pflanzstädten gelangte das Epos zu einer Blüthe und Reife, welche allen späteren Zeiten der Nation, und allen Culturvölkern, die nach ihr kamen und auf sie blickten, als ein hohes Muster vorgeleuchtet hat. Wir behalten die erstere Erscheinung einer spätern Betrachtung vor, und wenden uns zunächst zur zweiten.

Die epische Poesie im Gegensatze zur religiös priesterlichen.

Die epische Poesie ist ihrer Natur und Grundlage nach wesentlich verschieden von der religiös priesterlichen, welche in der engsten Verbindung mit dem Götterdienste steht, und bei den Griechen von den pierischen Thraciern ausgegangen ist. Die rein religiöse Poesie, welche die Götter preis't und sie anruft, strömt aus einer durch Ahnungen einer höhern Welt emporgetragenen Seele hervor, sie gehört vornehmlich dem Gefühle an; die epische dagegen ist gegenständlicher Art, der epische Dichter schildert die Welt der sinnlichen Erscheinung, die sich klar und anschaulich vor seinen Blicken ausbreitet. Den Stoff geben ihm Mythus und Sage, welche in der Vergangenheit liegen, seine Kunst besteht aber darin, das Ferne nahe zu rücken und das Vergangene zu vergegenwärtigen, welches geschieht, indem er die Gestalten, die ihm seine Einbil-

dungskraft zeigt, ihr Leben und Handeln mit der vollkommenen Ruhe eines leidenschaftslosen Beschauers beschreibt, ohne je seine Person, seine Gemüthsbewegungen und Gefühle einzumischen. Der Sänger tritt völlig zurück hinter die Götter und Helden, die er vorführt, weil er durch sie selbst, nicht durch die Schilderung seiner Empfindungen Theilnahme erwecken will.

Das vorhomerische Epos.

Jedes poetisch gestimmte Volk, welches sich der Thaten seiner Heroen freut, und dem die Gabe verliehen ist, die Formen der erscheinenden Welt klar aufzufassen und wieder abzuspiegeln, wird auf früheren Entwickelungsstufen das Epos erzeugen. Das griechische Heldenalter, in so fern es nicht bloß in Mythen und Sagen, sondern in geschichtlicher Wahrheit vorhanden war, kann nicht gedacht werden ohne einen Schwung, der einerseits Thaten, andererseits eine sie feiernde Poesie als ihren Abglanz erzeugte [1]), wie unvollkommen diese Anfänge auch noch gewesen seyn mögen. Reste vorhomerischer Poesie haben sich nicht erhalten, wol aber im Homer reichliche Zeugnisse von ihrem Daseyn und ihrer Bedeutung. Die Helden selbst pflegen der Ton- und Gesangskunst. Als Gesandte von Agamemnon in das Zelt des Achilles kommen, finden sie ihn „wie er das Herz mit den Tönen der klingenden Leier erfreut und Siegesthaten der Männer singt" [2]). Besonders aber wird ein Stand erzählender Sänger (Aoiden) erwähnt, die sich vornehmlich an den Höfen der Fürsten aufhielten, wo sie die Festmahle durch Gesänge aus der Götter- und Heldengeschichte, denen sie einige Accorde auf der Kithara voranschickten, verherrlichten. Sie wurden als Lieblinge der Musen hoch geehrt, der Ruhm der ausgezeichneten unter

---

1) Daher im Homer zuweilen der Ruhm im Gesang als eine unmittelbare Folge der That erscheint. So spricht Telemach, Od. III, 203. von der Rache des Orestes, welche die Achäer preisen, und die auch künftige Geschlechter vernehmen werden.

2) Il. IX, 186.

ihnen war über Griechenland verbreitet. Kein Genuß ging — nach einem Ausspruche des Odysseus im Palaste des Alcinous — den Helden über ein Gastmahl, dessen Freuden durch die Lieder eines Sängers „den Unsterblichen ähnlich an Stimme" erhöht wurden. Es scheint allerdings, daß die epischen Dichter schon in der vorhomerischen Zeit auch bei öffentlichen Festen und Spielen, an welchen das ganze Volk Theil nahm, mit Wettgesängen auftraten [1]); in jedem Falle aber ließen sie sich in den Häusern der Fürsten am häufigsten hören. Feierte doch auch der Inhalt ihrer Gesänge die Thaten der Könige und des denselben nahe stehenden Kriegsadels. Hierin glich also die epische Poesie der Griechen ganz der indischen, welche zunächst für die Kshatriyas bestimmt war (oben S. 122). Wenn aber bei den Indern die epischen Dichter Brahmanen waren, so standen dagegen die Aoiden außer allem Zusammenhange mit dem Priesterthume, gemäß der allgemeinen Richtung und Bildung der Nation, bei welcher erst das Heroenthum, später das Bürgerthum den priesterlichen Geist, als einen besondern, in einer eigenen Genossenschaft lebenden, ganz verdrängt hatte. Von der pierischen Poesie unterschied sich demnach die epische der Griechen nicht nur durch Inhalt und Auffassung, sondern auch durch den Stand und Beruf der Dichter, von denen sie ausging, da in den Mythen von den alten Pieriern das priesterliche Element unverkennbar durchschimmert [2]).

Die Anfänge der epischen Dichtkunst und die Fähigkeit ihrer weitern Ausbildung wurden von den Achäern, Aeoliern und Joniern mit hinübergenommen nach den klein-

1) Otfr. Müller, Geschichte der griechischen Litteratur Bd. I. S. 52.

2) Nur in den Sagen von Thamyris läßt sich eine Spur von einem altthracischen Aoidengeist entdecken, und nur in so fern mag gerechtfertigt erscheinen, was Müller, a. a. O. S. 60., von einem Zusammenhange zwischen den homerischen und den pierischen Gesängen behauptet.

asiatischen Küsten und Inseln, wo sie sich ansiedelten, und hier unter dem herrlichen Himmel, bei einer Wohlhäbigkeit, welche die Fruchtbarkeit des Landes und der einträgliche Handel erzeugten, und die viele Muße gab, den heitern Musenkünsten obzuliegen, entfaltete sich der verpflanzte Keim nach nicht langer Zeit zu einer wunderbaren Blüthe. Sie hat ihren Brennpunkt in dem Namen des Homeros, der alle seine Vorgänger in Dunkelheit zurückschob, und alle seine Nachfolger überstrahlte. Ueber seine Lebensumstände waren nur fabelhafte Sagen in Umlauf, und wenn wir uns auf das geschichtlich Nothwendigste, auf Geburtsort und Lebenszeit, beschränken wollen, so finden wir in der allgemeinen Unsicherheit und Ungewißheit der Ueberlieferungen aus diesen Jahrhunderten auch dafür keinen festen Boden. Man sagt gewöhnlich, daß sich sieben Städte um die Ehre stritten, der Welt diesen poetischen Heros gegeben zu haben, es werden aber von den Alten noch weit mehrere genannt. Die allermeisten dieser Angaben sind entweder aus Ruhmsucht entstanden, oder von einer besonders frühen Kenntniß homerischer Gedichte auf das Leben des Dichters übertragen; nur der Kreis der äolischen und der ionischen Colonien kann in Betracht kommen, und unter diesen haben wieder, theils durch gewichtige Zeugnisse, theils durch innere Gründe, die meisten Ansprüche Chios und Smyrna. Für Chios scheint zu sprechen, daß dort noch in späteren Zeiten eine Genossenschaft der Homeriden bestand, welche, obschon mehr Innung als Geschlecht, doch den Homer wie einen Heros als gemeinschaftlichen Stammvater verehrten, und eine gewisse Kunst, seine Gesänge vorzutragen, unter sich fortpflanzten. Für Smyrna spricht das in demselben zusammengeflossene äolisch-achäische und ionische Element. Das erstere lieferte den von Homer behandelten Sagenstoff. Achäische Fürsten, die von den Helden vor Troja abzustammen sich rühmten, standen an der Spitze eines Theils der Ansiedler, und die Nähe des Bodens, auf dem der

Ungewißheit über Homers Geburtsort.

Gründe, die für Smyrna sprechen.

berühmte Krieg gefochten worden war, gab einen zweiten Antrieb, die mitgebrachten oder auch vorgefundenen Ueberlieferungen von ihm mit Vorliebe weiter auszubilden. Die Sagen aus der Ferne scheinen von den Joniern eingeflochten zu seyn, sie wurden zu ihnen gebracht durch weitgereis'te Männer, welche der Handelsverkehr in ihre reichen Hafenstädte lockte. Besonders aber haben wir alle Ursache, die poetische Behandlung und Durchführung des Sagenstoffs den Joniern zuzuschreiben. Denn wenn auch die Lebensanschauung, die wir in den homerischen Gedichten ausgeprägt finden, und ihre Mundart nicht die späteren, eigentlich ionischen sind, so nähern sich ihnen doch diese unter den verschiedenen griechischen Stammeigenthümlichkeiten am meisten, und die Jonier haben dem daktylischen Hexameter die Ausbildung gegeben, vermöge deren er die wahre epische Versart geworden ist, indem er großartige Gemessenheit und erhabenen Schwung so verbindet, daß er die ganze Natur dieser Dichtung bezeichnet und abspiegelt. Demnach empfiehlt sich als sehr wahrscheinlich die Vermuthung, daß Homer, ionischen Geschlechts, zu Smyrna geboren war, so daß sein ionisch gestimmter Geist von Jugend auf viele achäisch-äolische Eindrücke empfangen konnte. Dort mag auch die Schule der Homeriden entstanden seyn, die später, vielleicht bei wachsendem äolischen Uebergewicht vor der Einnahme durch die Jonier, sich nach Chios übersiedelte [1]).

Verschiedene Angaben über das Zeitalter des Dichters.

Nicht minder abweichende Meinungen herrschten bei den Alten über das Zeitalter Homers, und der Unterschied zwischen den äußersten Bestimmungen ist hier noch weit größer als bei dem trojanischen Kriege. Denn einer Annahme gegenüber, welche des Dichters Leben ganz nahe an diesen Krieg selbst rückt, finden wir eine andere, die es ein volles halbes Jahrtausend später setzt; zwischen bei-

1) Man vgl. Otfr. Müller, Gesch. d. griech. Litter. Bd. I. S. 68 fg.

den steht eine ganze Reihe mittlerer Bestimmungen[1]). Und von keiner dieser Berechnungen wissen wir, auf welche Gründe sie sich stützte. Alles wohl erwogen, hat die Angabe am meisten für sich, welche Homers Geburt oder Blüthe hundert Jahre nach der ionischen Wanderung (also 240 Jahre nach Troja's Fall) setzt, nicht nur weil sie gewichtige Autoritäten für sich hat, sondern auch weil wir in der Entwickelung der kleinasiatischen Colonien keinen Zeitpunkt finden, welcher zu dieser großen Culturerscheinung besser paßte. Denn hundert Jahre nach der Uebersiedelung mußten wol verflossen seyn, ehe diese Städte den entsprechenden Grad äußerer Blüthe erreicht hatten, aber auch nicht viel mehr durften abgelaufen seyn, ohne daß die Gedanken und Lebensansichten, welche in den Gedichten auf das stärkste durchklingen, neuen Vorstellungen und Gewohnheiten gegenüber schon erblaßt gewesen wären. Wenn wir Homers Blüthe sonach in die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts vor Chr. setzen, so steht er etwa in der Mitte zwischen den äußersten Endpunkten der Berechnungen der Alten, und die Blüthe des Epos zugleich in bedeutsamer Mitte zwischen dem Ende des Heldenalters und dem Beginn der Prosa.

Vollkommenheit des homerischen Epos.

Zum Glück sind wir für das Urtheil über die Werke selbst, deren Urheber uns so wenig bekannt ist, nicht auf bloße Vermuthungen hingewiesen. Die Ilias und die Odyssee sind vorhanden für uns und für alle folgende Zeiten, die nicht etwa in tiefe Nacht der Barbarei versinken. Sie bilden die erste zu uns unmittelbar und durch sich selbst redende Thatsache der griechischen Geschichte, und eröffnen zugleich die gesammte europäische Litteratur der orientalischen gegenüber mit der ganzen sie von dieser unterscheidenden Eigenthümlichkeit. Es ist der erste Laut des europäischen Geistes, der erste, in welchem wir uns als Europäer erkennen, und doch zugleich welch ein Laut!

1) M. s. hierüber besonders Fischer, Zeittafeln S. 42 fg.

Diese epische Dichtung steht in einer Vollkommenheit da, die wir eine unerreichte nennen dürfen. Das Verhältniß derselben zu der anderer Nationen drückt ein fein beobachtender Kenner[1]) treffend aus, wenn er sagt: „An heroischer Kraft und tiefem Gefühl mögen leicht die nordischen Heldengedichte, an Farbenglanz, Kühnheit und Pracht die orientalischen, so weit wir beide kennen, den homerischen Gedichten gleich kommen, oder sie noch daran übertreffen. Was diese auszeichnet, ist die Anschaulichkeit und lebendige Wahrheit, das harmonische Ebenmaß in der heitern Lebensansicht, die größte künstlerische Verstandesklarheit, die mit so kindlicher Einfalt und dieser Fülle der Einbildungskraft nur immer verträglich ist. Eine Darstellung findet sich hier, die so ausführlich ist, daß sie oft fast geschwätzig wird, ohne doch je zu ermüden, wegen der eigenen Anmuth der Sprache und der geflügelten Leichtigkeit der Erzählung." — Dem Charakter und der Art der Helden, in denen eine starke, aber von edeln, feinen, zarten Gefühlen gemäßigte und verklärte Sinnlichkeit herrscht, gleicht die Poesie, die sie feiert. Sie ist voll von einer Bildung, welche die ganze Frische der Natur hat, und innigst verschlungen ist mit ihr, die nicht mehr, nicht etwas anderes seyn will als die Natur, die ihre einfache Sprache redet, und die doch zugleich durchdrungen ist von einem geistigen und sittlichen Adel, der über die Gewalt der sinnlichen Triebe erhebt; es ist eine Poesie, welche die Dinge ganz wie sie sind, hinstellt, und doch wie zurückgestrahlt erscheinen läßt von einem Wunderspiegel, der alles Trübe und Quälende von ihnen hinweggenommen, und ein höheres, glänzendes Licht über sie ergossen hat.

Die homerischen Gesänge haben auf die Entwickelung der griechischen Bildung den größten Einfluß geübt; sie waren für Poesie und bildende Kunst ein unerschöpflicher

---

1) Friedrich Schlegel, Gesch. der alten und neuen Litter. Werke Bd. I. S. 31. 33.

Brunnquell; sie dienten als Erziehungsmittel, indem sie den Knaben in die Welt der Mythen und der griechischen Humanität einführten, und sein Ohr mit dem schönsten Wohllaut der Sprache und des Sylbenfalls erfüllten; sie waren die Lust und Ergötzung des Mannes- und Greisenalters. Nicht bloß jener ausnehmende Reiz der homerischen Poesie und der feine Schönheitssinn des begabten Volkes bewirkten diese große und allgemeine Bewunderung; der Grieche sah in diesen Gedichten auch die Anfänge seiner Geschichte in der innigsten Verbindung mit seiner Götterwelt, alle Keime und Wurzeln seiner Eigenthümlichkeit in den lebendigsten Bildern vor sich stehen, besonders die beiden Seiten, in die sich der griechische Volksgeist, wenn es zum thätigen Handeln kam, gleichsam spaltete, die rasche, stürmische Heldenkraft und die redebegabte Verschlagenheit, in den Haupthelden der Gedichte auf das anschaulichste dargestellt.

Seine Bedeutung für die griechische Nationalbildung.

Ueber die Entstehung und die natürlichen Bedingungen solcher Wunderwerke, über das Verhältniß der Urheber zu ihrer Zeit viel zu grübeln, lag nicht in der Art der Alten. Man verhehlte sich das Außerordentliche der Erscheinung nicht, fand sich aber durch den Glauben an eine Art von göttlichem Ursprunge mit dem Räthsel ab. Das griechische Epigramm [1]):

Ansicht des Alterthums über das Verhältniß Homers zu seinen Werken.

Ist Homeros ein Gott, mit Göttern dann werd' er verehret;
Und wenn keiner er ist, so werd' er ein Gott doch erachtet —

ist ein treffender Ausdruck für die im classischen Alterthume herrschende Ansicht über ihn. Ohne in die Tiefe der Betrachtungen einzudringen, welche auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft über solche Fragen angestellt werden, hegte zwar die nach Alexander dem Großen aufkeimende litterarische und grammatische Wissenschaft, die sich besonders der Erklärung Homers mit großem Eifer zuwandte, manche Zweifel über die ursprüngliche Gestalt

1) Analect. Brunck. T. II. p. 255.

seiner Gedichte; die damals erwachende Kritik verwarf viele einzelne Verse, sogar die beide Epopöen beschließenden Gesänge als unecht, auch wurde gestritten, ob die Ilias und Odyssee von einem und demselben Dichter herrührten oder nicht; daran aber, daß Homer seine Werke entworfen, durchgebildet, niedergeschrieben und der Nachwelt überliefert habe, wie es von Dichtern einer völlig litterarischen Zeit geschieht, zweifelte Niemand, und diese Vorstellung blieb auch in der neuern Zeit herrschend. Einzelne ihr widersprechende Aeußerungen thaten ihr als bloß hingeworfene keinen Eintrag.

Die Wolfische Vorstellung von der Entstehung derselben.

Erst kurz vor dem Ende des vorigen Jahrhunderts wurde sie tief erschüttert durch die Forschungen eines mit seltner Feinheit des Sinnes und Schärfe des Geistes in die Natur der griechischen Poesie eindringenden Deutschen, des berühmten Friedrich August Wolf[1]). Dieser stellte der herrschenden Ansicht eine, wenn auch nicht in allen Punkten, doch in den meisten, besonders aber in dem Zusammenhange und der Durchführung neue entgegen. Die homerischen Epopöen, lehrte er, bestanden ursprünglich aus einer Reihe einzelner Gesänge, die, weil ihr Inhalt aus denselben Theilen desselben Sagenkreises genommen war, und sie ganz in derselben Art und demselben Sinne gedichtet waren, einander fortsetzten und ergänzten; sie rühren keineswegs von einem einzigen Dichter her, sondern von einer ionischen Sängerschule, deren Haupt und größter Genius Homer, wie ein mythischer Heros mit seinem Namen die aller übrigen Sänger verschlungen hatte. Diese Lieder, nur bestimmt, gesungen und gehört zu werden,

1) Der erste Theil seiner unvollendet gebliebenen Prolegomena ad Homerum erschien 1795. Eine auf einen größern Lesekreis berechnete, sehr gewandte Darstellung des Wolfischen Systems giebt Wilhelm Müllers homerische Vorschule. Ueber die dasselbe bestreitenden oder beschränkenden Ansichten s. m. Bernhardy, Grundr. d. griech. Litter. Th. II. S. 83 fg. Eine lichtvolle Geschichte des interessanten Streites fehlt noch.

wurden auch nur mündlich den folgenden Geschlechtern überliefert, daher drei bis vier Jahrhunderte nur durch das Gedächtniß fortgepflanzt, und von Sängern, Rhapsoden genannt, vorgetragen; erst im sechsten Jahrhundert vor Chr. wurden sie durch vereinigende Zusätze zu ganzen epischen Körpern gestaltet und niedergeschrieben.

Die später von Anderen vervollständigten Beweise für diese Behauptungen beruhen vornehmlich auf folgenden Punkten. Die Kenntniß der Buchstabenschrift ist allerdings in Griechenland sehr alt; aber sie war sehr lange auf ein mühsames Eingraben weniger Worte in Metall und Stein beschränkt, eine Geläufigkeit im Gebrauche derselben, um längere Stücke niederzuschreiben, kann in den homerischen Zeiten durchaus nicht vorhanden gewesen seyn. Weder ist in den Gedichten selbst der Schreibekunst erwähnt, noch haben wir irgend eine glaubwürdige Nachricht von schriftlichen Aufzeichnungen aus dieser Zeit. Wäre sie vorhanden gewesen, so würden wir uns nicht auf so spärliche Nachrichten über die Begebenheiten jener Jahrhunderte beschränkt sehen. Auch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der homerischen Sprachformen weis't auf eine Zeit hin, wo der Schriftgebrauch diese Schwankungen noch nicht begrenzt hatte. Konnten die Gesänge also nur im Gedächtniß fortleben, so konnten sie auch von keiner großen Länge seyn, und dieses stimmt wieder ganz mit den homerischen Sitten überein, da die Sänger bei den Festmahlen der Fürsten nur kleinere Stücke vortragen konnten, die aber doch keineswegs Fragmente waren, sondern in klaren Umrissen und einfachen Massen abgerundete Stücke, deren Verständniß nur die von Jedem zu erwartende allgemeine Bekanntschaft mit dem Ganzen des Mythen- und Sagenkreises voraussetzte. Es erweis't sich aber die ursprüngliche Getrenntheit der homerischen Lieder auch durch die Beschaffenheit der Gedichte selbst, da manche Stücke an poetischem Werthe hinter den übrigen zurückbleiben, oder zu dem Ganzen nicht recht passen, sich in Einzelheiten sogar

widersprechen [1]). Besonders enthält die Ilias ganze Gesänge von den Heldenthaten griechischer Heroen, die als Lieder zum Preise derselben ihrem Zwecke trefflich entsprechen, als Episoden in den Zorn des Achilles eingeschoben einen viel zu großen Raum einnehmen, und den Fortgang der Haupthandlung ungebührlich lang unterbrechen. Endlich wird durch ausdrückliche Berichte des Alterthums bezeugt, daß die einzelnen Rhapsodien erst durch Pisistratus zu zwei zusammenhängenden Ganzen vereinigt worden sind.

Großer Eindruck und Einfluß dieser Ansicht.

Der glänzende Erfolg, den die Aufstellung dieser Sätze hatte, gehört allerdings der Litterargeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, nicht der ältesten griechischen an; da aber das Bild, welches wir uns von den alten Zeiten machen, durch die Abspiegelung derselben im Geiste und der Darstellung der uns nahe stehenden wesentlich bedingt ist, so wird ein hin und wieder auf diese geworfener Blick der Aufgabe einer Weltgeschichte, welche die verknüpfenden Fäden der Cultur beachten will, nicht fremd erscheinen. — Trotz ihrer Kühnheit fanden die Behauptungen Wolfs ungemeinen Beifall; in Deutschland verhallten in der ersten Zeit die Stimmen der wenigen Gegner fast. Und was das Wichtigste war, die Vorstellungen über die Beschaffenheit der Dichtkunst in früheren Culturperioden erlitten durch diese Ansicht eine Veränderung, gegen welche die bestimmte litterarische Frage fast in den Hintergrund trat. Das Wundergenie Homers, der seltsamen Einsamkeit, in der es bisher gestanden hatte, entrissen, war zum Repräsentanten einer Dichtkunst geworden,

---

1) Lachmann, in den philol. Abhandl. d. Berl. Akademie v. 1837 S. 155 fg. u. v. 1841 S. 1 fg., hat eine höchst scharfsinnige Auflösung der Ilias in einzelne Heldenlieder vorgenommen, die sich nach ihm als von verschiedenen Dichtern herrührend sowol durch die große Ungleichartigkeit des Tons und des poetischen Geistes als durch mangelnde Uebereinstimmung im Inhalt verrathen. M. vgl. mit diesen Abhandlungen die Beurtheilung derselben von der Hand eines Kenners in den Blättern f. litter. Unterhalt. 1844. Nr. 126—29.

die, von Vielen in demselben Geiste, Sinn und Stil geübt, aus den Bedürfnissen, der Stimmung und Richtung der Zeit mit innerer Nothwendigkeit hervorgegangen, zum Volke in einer sehr nahen Beziehung gestanden haben muß. Es wurde durch diese Auffassung das Wesen einer solchen Volksdichtung, in seiner großen Verschiedenheit von der Art einer aus der Litteratur geborenen und für die Litteratur geschaffenen Poesie, erst recht klar, zugleich aber die im Menschenalter vorher üblich gewordene Eintheilung aller Dichtung in die noch rohe Natur- und Volkspoesie und in das eigentliche Kunstgedicht wesentlich berichtigt. Denn die homerische Poesie war nun beides: eine aus der Natur und dem Volke unmittelbar ohne alle Reflexion hervorgegangene, und doch zugleich zu wahrer künstlerischer Vollkommenheit gediehene. Der Blick, den man hier in die Entstehungsart der Geisteswerke in vorlitterarischen Zeiträumen der Cultur gethan hatte, regte zu ähnlichen Untersuchungen über das älteste Schriftenthum anderer Völker an. Und als ob sich dadurch das Aelteste mit dem Neuesten verknüpfen sollte, der größte Dichter unsers Volkes bekannte, durch die von dem einen Homer befreiende Kritik zu einer eigenen epischen Dichtung ermuthigt zu seyn [1]).

Die Einheit der homerischen Epopöen wieder vertheidigt.

In Bezug auf die neue Vorstellung vom Homer selbst blieb indeß eine Gegenwirkung nicht aus. Mehrere wandten ihr Augenmerk wieder auf die Einheit der Gedichte, und fingen an, es schmerzlich zu empfinden, daß man sie in Stücke zerlegt denken sollte [2]). Sie beziehen diese Ein-

1) Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu seyn, auch nur als letzter, ist schön.

Goethe in der Elegie Hermann und Dorothea. Und ganz dasselbe sagt er in Prosa in einem Briefe an den Urheber der Kritik bei Körte, Leben und Studien F. A. Wolfs Th. I. S. 278.

2) Diesen gehört auch wieder Goethe an, welcher der Meinung, die ihn zu Hermann und Dorothea begeistert hatte, keineswegs treu

heit nicht bloß auf Ton und Sprache, sondern besonders auch auf den wohlangelegten und durchgeführten künstlerischen Plan in jedem der beiden Gedichte. Um nun diese Einheit, die man sich nur als aus einem Dichtergeiste hervorgegangen denken könne, gegen Wolfs Einwendungen zu retten, behaupten sie, daß sich alle Ungleichheiten in der Sprache, dem Versbau, dem Grade der künstlerischen Virtuosität durch spätere, längere und kürzere, Einschiebungen in die längst vorhandenen, von dem einen Homer herrührenden abgerundeten Epopöen hinreichend erklären lassen. Und um die Ueberlieferung derselben begreiflich zu machen, läugnen sie entweder, daß Homers Zeitalter, welches sie möglichst spät setzen, einen geläufigen Gebrauch der Schreibekunst noch nicht gekannt habe, oder sie lassen die Fortpflanzung durch das Gedächtniß zwar gelten, aber so, daß die Rhapsoden ursprünglich nur Stücke aus den schon als Ganzes vorhandenen Gedichten, die einen diese, die andern andere, vortrugen, und erst später eigene, nachgedichtete hinzusetzten und einschoben. Auf diese Weise haben mehrere deutsche Alterthumsforscher sich dem Glauben an den einen Homer als den Urheber der Ilias wie der Odyssee wieder zugewandt, oder doch genähert [1]).

---

blieb. Am 2ten Mai 1798 schrieb er noch an Schiller (Briefwechsel Th. IV. S. 185), es scheine ihm „täglich begreiflicher, wie man aus dem ungeheuern Vorrathe der rhapsodischen Genieproducte, mit subordinirtem Talent, ja beinahe bloß mit Verstand, die beiden Kunstwerke, die uns übrig sind, zusammenstellen konnte" — und schon vierzehn Tage nachher (das. S. 207): „Ich bin mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit des Gedichts überzeugt", ohne der Zusammensetzung weiter zu erwähnen. Und so entwickelt sich seine Ansicht über diese Frage, durch welche „die gebildete Menschheit im Tiefsten aufgeregt war", immer weiter nach der andern Seite hin (Werke, Ausg. v. 1840. Bd. XXVII. S. 385. Bd. XXXIII. S. 49), bis er zuletzt in dem Epigramm Homer wieder Homer (Bd. II. S. 270) einen förmlichen „Abfall" von der Wolf'schen Vorstellung ankündigt. M. vgl. auch die Aeußerung bei Eckermann, Gespräche Th. I. S. 339.

1) Zu den erstern ist vor allen W. Nitzsch, der entschiedenste Be-

Demnach ist es die Frage, ob in den homerischen Epopöen ein mit voller Absicht durchgeführter Plan nachgewiesen werden kann, welche in den Mittelpunkt der wichtigen Untersuchung getreten ist. Daß es sich mit einem solchen Plane aber in beiden Gedichten nicht gleich verhält, kann keinem nur einigermaßen aufmerksamen Leser Homers entgehen. In der Odyssee muß die künstlerische Einheit des Ganzen der Seele des ersten Urhebers vorgeschwebt haben, in der Ilias sind die Spuren einer lockern und losen Zusammenfügung einzelner Bestandtheile so zahlreich, daß man sich eben so gut vorstellen kann, der Gedanke einer sie verbindenden Einheit sei überhaupt erst spät entstanden, als daß diese ursprüngliche Einheit zurückgetreten sei gegen die übermäßige Anschwellung durch später eingeflochtene Episoden. Damit würde denn die Lösung der ganzen homerischen Frage dem geschichtlichen Boden entzogen, und auf den mehr oder weniger schwankenden des ästhetischen Urtheils gestellt seyn. Um nun der Wissenschaft das Licht, welches Wolfs Ansicht auf das Verhältniß der epischen Poesie zur Culturbeschaffenheit der homerischen Zeit geworfen hat, zu bewahren, und doch zugleich der Vorstellung einer künstlerischen Einheit der Gedichte Raum zu lassen, hat man vermittelnde Wege eingeschlagen, unter welchen der folgende besondere Beachtung verdient.

Vermittelnde Ansicht.

Den Gang, den Wolf das homerische Epos nehmen läßt, hat es nach dieser Ansicht nicht einmal, sondern zweimal gemacht. Zuerst haben Sänger einzelne Erzählungen aus dem trojanischen Sagenkreise in der Weise einer noch nicht entwickelten Kunst besungen; das Genie Homers hat einer Auswahl derselben hohe Schönheit der Darstellung, der Sprache, des Verses gegeben, und sie durch hineingelegte Einheit

---

kämpfer der Wolfschen Vorstellung, zu rechnen. Die Anlage und den Plan der Odyssee zeichnet er in der Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. III. Th. I. S. 384 fg. Die Einheit der Ilias nimmt Otfr. Müller, Gesch. d. griech. Litter. Bd. I. S. 81 fg., beredt in Schutz.

des Planes zu zwei epischen Körpern vereinigt, denjenigen, die wir heute lesen, ähnlich, aber weit weniger umfangreich. Der Mangel der Schrift und das Bedürfniß, bei festlichen Gelegenheiten kleinere Abschnitte vorzutragen, lös'ten diese Körper wieder auf, zertheilt erlitten sie manche Aenderung, und wurden durch viele Zusätze und Erweiterungen ausgedehnt, bis Pisistratus sie in der Gestalt, die sie in seinen Zeiten angenommen hatten, theils aus dem Munde der Rhapsoden, theils aus schon niedergeschriebenen Stücken so zusammenstellen ließ, daß sie im Wesentlichen der möglichst ermittelten ursprünglichen Einheit und Ordnung entweder wieder eingewebt, oder jetzt erst eingefügt wurden, und sie der Nachwelt als ein dauerndes Besitzthum überlieferte[1]). — Dieser Vorstellung dürfte nur besonders das Verhältniß der Odyssee zur Ilias entgegenstehen, da jene sich nämlich von dieser außer der ungleich deutlichern Einheit des Planes auch durch die entschiedensten Spuren einer fortgeschrittenen Weltanschauung und Entwickelung unterscheidet, die nicht nur auf verschiedene Verfasser, sondern auch auf ein späteres Zeitalter hinweis't.

Hesiodus. Während der epische Gesang unter den kleinasiatischen Griechen zu einer Höhe emporstieg, die er später nicht wieder erreichte, blieb er auch im Mutterlande nicht ohne Anbau, in so fern wir nämlich den Begriff des Epos in einem sehr weiten Sinne nehmen, denn es war hier eine von der homerischen sehr verschiedene Gattung. Als Dichter derselben kennen wir den Hesiodus aus Askra in Böotien, wohin sich sein Vater von dem äolischen Kyme gewandt hatte. Ueber sein Zeitalter fehlt es eben so sehr an festen Bestimmungen wie bei Homer. Die Alten hielten ihn theils für einen Zeitgenossen desselben, theils für älter, theils für jünger. Nach inneren Gründen kann man nur die letztere Meinung für die wahre, den Abstand jedoch für nicht größer als etwa ein Jahrhundert halten. Hesio-

---

1) S. Bemerk. und Erläuter. XXXII.

dus stand eben so wenig einsam da wie Homer, er war so gut wie dieser das Haupt einer Sängerschule, die wir eine böotische nennen können, wie jene eine ionische. Auch ist in den auf uns gekommenen Dichtungen, die seinen Namen tragen, sichtlich nicht Alles von Einer Hand. Die beiden wichtigsten, das eine Werke und Tage, das andere Theogonie überschrieben, so abweichend sie von einander nach Inhalt und Absicht sind, tragen doch der ionischen Schule gegenüber einen und denselben Charakter. Sie haben nichts von der Heiterkeit, Behaglichkeit und Fülle der homerischen Poesie, und stehen tief unter ihrer Phantasie und ihrem Schwunge. Die Betrachtung der Dinge neigt sich zum Trüben und Düstern. In den Werken und Tagen macht sich eine wackre, biedre, tüchtige, aber beschränkte Lebensansicht geltend. Sie enthalten mancherlei Lehren und Regeln für Landbau, Schiffahrt, das häusliche und bürgerliche Leben, vermittelt durch die eigenen Erfahrungen des Dichters, welcher daher auch kein Bedenken trägt, mit seiner Person hervorzutreten, und die reine Gegenständlichkeit Homers vermissen läßt. Die Theogonie ist ein Versuch, das ganze System der griechischen Götterwelt nach ihrem durch die Abstammung bestimmten Zusammenhange zu ordnen, mehr abstract und trocken als anschaulich und lebendig. Im Ganzen zeigen diese Gedichte, daß den äolischen Böotiern, unter welchen sie entstanden, von dem kräftigen Aufblühen, dem Reichthume, den heiteren Genüssen der Stammverwandten in Asien nichts zu Theil geworden war, daß sie vielmehr der Noth des Lebens, mit der sie zu kämpfen hatten, strenge Arbeitsamkeit entgegensetzen mußten, und noch zu keinen befriedigenden politischen Zuständen gelangt waren. Hesiodus spiegelt eine Uebergangsperiode ab, er steht in der Mitte zwischen dem untergegangenen Ritterthum und dem Bürgerthum, das sich bilden wollte. Ja auf gewisse Weise greift er vermöge der einfachen, engen Verhältnisse, die er schildert, in eine Zeit zurück, die jenseits des kriegerischen He-

roenalters liegt. Man glaubt zuweilen einen pelasgischen Ton durchklingen zu hören. Das Ganze aber giebt nur dürftige Umrisse eines Bildes der Zeit.

Die homerischen Gedichte als Abbilder altgriechischer Zustände.

Bei weitem reicher ist die Quelle, die uns im Homer für die Kenntniß altgriechischer Zustände fließt. Sind diese Zustände, die Sitten, das ganze Leben, welche die ionischen Sänger schildern, wirklich die der Helden vor Troja? Diese Frage hat man oft zu entschieden bejahen zu dürfen geglaubt, indem man sich vorstellte, Homer habe seine Schilderungen mit genauer Beachtung der Gebräuche der Heroenzeit entworfen. Aber die Sitten der Vergangenheit und der Gegenwart streng scheiden kann der Dichter nur, wenn ihm die Bildung eines gelehrten Zeitalters zu Gebote steht; auf früheren Entwickelungsstufen kommt ihm dies nicht einmal in den Sinn, da er gar keinen klaren Begriff von einem solchen Unterschiede hat. Seine Quelle ist die Sage, die ihm Begebenheiten und Charaktere, nicht Zustände und Sitten giebt. Diese kann er nur aus der Gegenwart schöpfen. Allerdings ist in dem Volksbewußtseyn die Vorstellung von einer Trefflichkeit und Begabung der Ahnen vorhanden, von deren Höhe das lebende Geschlecht herabgesunken sei, die Mythen sind voll von den Wunderkräften der Göttersöhne, und die Phantasie des Dichters malt diese Gestalten aus, aber sie stehen immer auf dem Boden der ihn umgebenden Wirklichkeit, es sind immer nur die vom Hohlspiegel der Einbildungskraft zurückgeworfenen vergrößerten Bilder dieser Realität, und die ins Einzelne gehenden Schilderungen des häuslichen und geselligen Lebens sind nichts als getreue Abbilder derselben. Aber obschon wir sonach im Homer eigentlich nur seine eigene Zeit sehen, haben wir doch in ihm zugleich einen Abglanz der trojanischen, da die Lebensverhältnisse sich in vielem Betracht noch sehr ähnlich waren[1]), und

---

1) Ganz richtig sagt Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. Bd. I. S. 773: „Das homerische Zeitalter stand im wesentlichen Zusammen-

sich, der Art eines solchen Zeitalters gemäß, nur langsam und allmählich änderten. Immer aber wird es ein genaueres Verfahren seyn, die Schilderung dieser Zustände an die Blüthe des homerischen Epos zu knüpfen, als an die Heroenzeit selbst, wie es häufig geschieht.

Der Staat des Heroenzeitalters.

Wir fassen hier besonders die Staatsformen ins Auge, wie sie aus der heroischen Zeit in die homerische hineinragen, und wie wir sie hier in den letzten Zeiten ihres Daseyns noch belauschen können, denn ein oder zwei Jahrhunderte später haben sich die Verhältnisse schon ganz verändert. In den Tagen Homers waren vermuthlich in den meisten griechischen Staaten noch Könige vorhanden, in anderen hatten sich aber auch schon republicanische Formen gebildet, und wenn im Homer die monarchische noch überall zu finden ist, so hat er sich hier in der That an die Vergangenheit gehalten, und sehr leicht halten können, da das frühere Verhältniß gewiß Allen bekannt war. Dieses heroische Königthum ist kein mit willkürlicher, unumschränkter Macht ausgestattetes; seine Befugnisse, seine ganze Stellung erinnern an patriarchalische Zeiten und Verhältnisse. Der König ist Anführer im Kriege und oberster Richter, und bringt im Namen seines Volkes öffentliche Opfer, wie sie der Hausvater für seine Angehörigen bringt, wogegen die zu bestimmten Tempelculten gehörigen Sache der Priester sind. Doch sind dies nur die gewöhnlichen und die vornehmsten Befugnisse des Königs; er greift auch sonst mit seinem Ansehen in alle öffentliche Verhältnisse ein. Der Ursprung dieser königlichen Art und Macht ist hier so wenig wie sonst irgendwo mit Sicherheit nachzuweisen und aus früher dagewesenen Formen abzuleiten.

---

hang mit dem heroischen, die gesammte politische Welt um Homer wurzelte tief in der Vorzeit, hing vielfach verkettet mit ihr zusammen, und setzte, aus jener entsprossen, auch in mancher Lebensrichtung als eine ihr verwandte sich fort."

Er verliert sich in das Dunkel der frühesten Zeiten, der mythische Ausdruck dafür ist die Abstammung von den Göttern, womit auf eine viel höhere Berechtigung zu herrschen, als gewählte Obrigkeiten haben können, hingedeutet wird. Daß die Könige dabei vom Dichter immer gedacht werden als ausgestattet mit allen Eigenschaften, die ihrem Berufe entsprechen, mit hoher, schöner Gestalt, hervorragender Heldenkraft und Klugheit, steht mit der Erblichkeit des Thrones in keinem Widerspruche, denn es ist eine Begabung, die im Götterblute liegt.

In allen wichtigen Fällen versammeln die Könige einen aus den angesehensten Edeln bestehenden Rath, ohne den sie nichts Bedeutendes beschließen und vornehmen. Ueberhaupt stehen die Adeligen den Königen sehr nahe. Ohne Zweifel stammten Beide von den einst über Pelasger und andere Urbewohner griechischer Landschaften siegreichen Hellenen. Die Adeligen sind nicht nur durch Geburt und Reichthum, sondern auch durch Kriegsmuth und ritterliche Waffenübung ausgezeichnet, sie streiten in den Schlachten von Wagen herab, auf denen sie als Vorkämpfer auf die feindlichen Massen einfahren. Sie bilden also den Kern des Heeres und des Volkes, dessen übrige freie Männer im öffentlichen Ansehen wie im Lebensgenuß sehr hinter ihnen zurückstehen; und wenn Einzelne derselben auch mit einigem Thatenruhm aus der Dunkelheit, welche die Uebrigen verbirgt, hervortreten, sind es doch im Homer eigentlich immer nur Diensteifer und Treue gegen Höhergestellte, die ihnen als Tugend angerechnet werden; Selbstständigkeit fehlt ihnen. Was in jenem Rath der Großen beschlossen war, wurde oft vor der Ausführung einer Gemeindeversammlung vorgelegt, nicht als ob diese ein höheres Entscheidungs- und Verwerfungsrecht gehabt hätte, sondern damit das Volk das, wozu es seine Zustimmung gab, williger vollbrächte, und weil die Fürsten es nicht leicht zu etwas zwingen konnten, dem die Mehrzahl entschieden

abgeneigt war [1]). — Dies sind die Staatsverhältnisse, wie wir sie vornehmlich in der Ilias sehen.

In der Odyssee zeigen sich schon die Anfänge einer andern Entwickelung. Wenn der Phäakenkönig Alcinous spricht:

Walten doch zwölf in dem Volk als hochansehnliche Fürsten
Macht ausübend im Land, und als dreizehnter ich selber [2]);

so scheint das Königthum dem Wesen nach getheilt und Alcinous nur der Erste unter Gleichen. Und bei den phäakischen Zuständen haben dem Dichter sichtlich ionische als Vorbild vorgeschwebt. Dies ist schon der volle Uebergang zu der in Griechenland an die Stelle des Königthums damals entweder schon getretenen oder bald tretenden Adelsherrschaft. Auch auf Ithaka scheint für den Fall, daß Odysseus umgekommen seyn sollte, trotz dem, daß er einen trefflichen Sohn hinterläßt, ein Herrschaftswechsel in Aussicht zu stehen [3]); noch mehr zeigt sich dort durch den Uebermuth und die Willkür der Freier das königliche Ansehen überhaupt erschüttert. Aber Odysseus stellt es durch seine Rückkehr und Heldenrache glänzend wieder her. Obschon dies nun ganz in der Sage lag, und in dieser gewiß nicht ohne geschichtliche Wahrheit, kann der Dichter eine solche Adelsanmaßung gegen die erbliche Fürstengewalt doch nur mit den Farben seiner Zeit gemalt haben, und wenn er sein großes Genie anwandte, einen Sieg der letztern zu feiern und zu schmücken, kann man über die Stelle, auf der in den Bewegungen der Zeit er selbst mit seinem Sinn und seinen Wünschen stand, kaum in Zweifel seyn. Merkwürdig ist überdies der Versuch, welchen Mentor, der vertraute Freund des Odysseus, in der von Telemach zusammengerufenen Volksversammlung macht, eine Bewegung zu Gunsten des Herrscherhauses zu erregen [4]). Die

1) Schoemann, Antiquit. Jur. publ. Graec. p. 69.
2) Odyss. VIII, 390. nach Jakobs.
3) Das. I, 395.
4) Das. II, 229 fg.

Freier, spricht er, mögen das Ende ihrer Frevel selbst bedenken:

Aber dem anderen Volk, dem zürn' ich, wie ihr versammelt
Da sitzt, stumm, und sogar nicht wagt, mit strafenden Worten
Schranken den Freiern zu setzen, den wenigen, Euer so viele!

Hier ist auf eine Verbindung zwischen Thron und Gemeinde gegen frechen Adelsstolz angespielt. Und auch die Fruchtlosigkeit des Versuchs, da auf drohende Worte eines Freiers die Versammlung sich still zerstreut, möchte für die Geschichte der Zeit bedeutend seyn.

Die Sitten und die Civilisationsstufe der homerischen Zeit.

Die Sitten und Formen des Privatlebens sind einfach und haben noch Manches von patriarchalischer Natürlichkeit bewahrt, aber eine edle Humanität durchdringt alle Verhältnisse und zeigt keinen geringen Grad von Geistesverfeinerung. Wo die zärtliche Liebe einer Andromache, die züchtige Treue einer Penelope hochgepriesen wurden, müssen die Tugend edler, großgesinnter Frauen und der hohe Werth, den sie dem Ehebande giebt, bewundernde Anerkennung gefunden haben. Vielweiberei im orientalischen Sinne wird im Homer nicht angetroffen, doch brachte der Umgang mit gefangenen oder gekauften Kebsweibern dem Manne keine Schande. In allen Lebenseinrichtungen zeigt sich eine fortgeschrittene Civilisation. Die Städte waren zahlreich und zum Theil mit Mauern umgeben, die Wohnungen der Könige stattlich, ausgedehnt und geräumig; man verstand sich sehr gut auf die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft und andere Gewerbe, und für mancherlei Bedürfnisse, die man nicht selbst erzeugte, sorgte der ausgebreitete Handel. Aus diesem stammte größtentheils, was die Häuser der Könige an Pracht und Schmuck enthielten. Der Glanz, den Homer dem Palaste des Menelaus giebt, über den selbst der Königssohn von Ithaka in großes Staunen geräth [1]), konnte auch nicht ohne ein gewisses Vorbild in der Wirklichkeit seyn, wie sehr die

1) Odyss. IV, 71.

Phantasie des Dichters ein solches auch verschönerte und erhöhte.

Für den Grad der Geistesbildung, dessen Frucht die bewundernswürdige Höhe der poetischen Darstellungsgabe war, bedürfen wir weiter keiner Beweise in den homerischen Gedichten, sie selbst sind das redendste Zeugniß dafür. Dagegen muß man sich als noch weit entfernt von dieser Höhe den Zustand der bildenden Kunst vorstellen. Zwar fehlt es im Homer nicht an Spuren eines gewissen Anbaues derselben. Die vielen Tempel, die erwähnt werden, können nicht ohne Götterbilder gewesen seyn, Werke der Plastik, die sich in den Königspalästen befanden, werden beschrieben, Helena und Penelope verfertigen Gewebe mit künstlich eingelegten Figuren. Wenn wir aber sehen, daß die Plastik bei den Griechen noch mehr als drei Jahrhunderte nachher auf einer niedrigen Entwickelungsstufe stehen geblieben war, so kann sie zu Homers Zeiten noch nicht über rohe Anfänge hinaus gewesen seyn. Ob aber diese Anfänge ganz auf griechischem Boden gewachsen, mit anderen Worten, ob die Griechen ohne alle Anregung von außen auf die unmittelbare Nachahmung von Naturgegenständen gekommen waren, oder ob schon ihre ersten Versuche Nachbildungen ausländischer, besonders ägyptischer Muster gewesen sind — diese Frage wird, wie schon oben bemerkt ist, verschieden beantwortet, je nachdem man überhaupt einen Einfluß orientalischer Cultur auf die griechische zugiebt, oder nicht [1]). Entscheidende Gründe für die eine oder die andere Ansicht giebt es nicht; wer aber natürlich findet, daß eine jüngere Cultur von einer auf diesem Gebiete unläugbar ältern Kunstentwickelung lernt, wenn sie Gelegenheit dazu hat, vergiebt damit der Eigenthüm-

Die Geistescultur derselben.

1) Gegen Thiersch (s. oben S. 465) erhob sich Otfr. Müller in den Wiener Jahrbüchern d. Litter. Bd. XXXVI. S. 173 fg., worauf Thiersch in der 2ten Aufl. seiner Epochen S. 70 fg. wieder antwortete.

lichkeit der griechischen nichts, da diese sich nicht nur auf ihrem höchsten Gipfel, sondern auch schon auf den näheren Vorstufen desselben von allen Fesseln der Nachahmung des Fremden frei gemacht hatte.

Die Gestalt der Mythologie in den epischen Gedichten.

Eine Fülle von Göttermythen lernen nicht nur wir aus den epischen Gedichten kennen, sie waren auch für die Hellenen eine so ursprüngliche und reiche Quelle derselben, sie hatten die von der Ueberlieferung empfangenen Umrisse so anschaulich ausgeführt und ihnen so lebendige Farben gegeben, daß Herodot [1]) sagen konnte: „Homer und Hesiod sind es, welche den Hellenen ihr Göttergeschlecht gebildet, den Göttern ihre Namen gegeben, Ehren und Künste ausgetheilt, und ihre Gestalten bezeichnet haben." Dies muß von einer zweiten Bildung verstanden werden, zu welcher die griechische Götterwelt seit dem vollständigen Siege der hellenischen Geistesrichtung über die pelasgische allmählich gediehen war. So lange die Mythologie eine lebendige, sich aus dem Innern des Menschen entwickelnde ist, wird sie der treue Spiegel der jedesmaligen Entfaltungsstufe des Volksbewußtseyns und Volkscharakters seyn. Die in der Mitte eines kriegerischen, rastlos thätigen, vielfach schaffenden Lebens stehenden Hellenen versetzten die priesterlichen Naturgötter der Pelasger in die Kreise des menschlichen Geistes, Wollens und Handelns, und da die geistige Individualität ungleich höher steht als die natürliche, wurden die Götter dadurch erst zu Individuen. Befördert und vollzogen wurde diese Umwandlung durch die epische Poesie, welche in doppelter Weise dazu berufen war, als der geistige Ausdruck des Heroenthums, und wegen der in ihrer Art und Natur liegenden Richtung auf die Individualisirung der Gestalten. Sie wirkte auf diesem Gebiete mit wahrhaft schöpferischer Kraft; die Nation, welche ihre Götter jetzt erst lebendig vor sich stehen und wandeln

1) II, 53.

sah, eignete sich die Gestalten, die sie hier angenommen hatten, völlig an.

Die Bedeutung der Götter, als Symbole der in der Natur wirkenden Kräfte, ist jetzt in den Hintergrund getreten gegen ihre Beziehungen zu den Menschen, indem sie nicht nur überall in ihre Thaten eingreifen und ihre Schicksale leiten, sondern ihnen auch die zu ihren verschiedenen Berufsthätigkeiten nöthigen Fähigkeiten verleihen, und selbst alle geistige Eigenschaften der Menschen, als die höchsten Spitzen und Ideale derselben, vertreten. So ist Zeus, der alte pelasgische, in allen Erscheinungen der oberen Luftregionen, besonders im Donner, vernehmbare Naturgott, nun vornehmlich als der Mächtigste der Götter, als Beherrscher der übrigen thätig, und wie er der König der Olympier ist, hat er auch den irdischen Königen das Zepter gegeben, stammen ihre Gewalt und die Satzungen, nach welchen sie die Menschen richten, von ihm [1]). Hephästos, der alte elementarische Feuerdämon, ist nun der Gott, welcher kunsterfahrenen Meistern „mannigfaltige Kunst, anmuthige Werke zu bilden" verliehen hat [2]). Und Aehnliches findet auch bei anderen Gottheiten Statt, so daß an dieser Veränderung des Charakters und der Bedeutung der Götter im Allgemeinen nicht zu zweifeln ist [3]), wenn das Verhältniß des alten und neuen Elements auch nicht bei allen mit voller Gewißheit nachgewiesen werden kann, was bei dem Dunkel, in welches die pelasgische Naturreligion zum Theil schon für die Alten zurückgetreten war, sehr erklärlich ist. Einige Gottheiten, wie die Demeter, behielten ihre Bedeutung als Naturgewalten, und diese waren es, deren Dienst den Charakter von Mysterien annahm.

Bei den Gottheiten der erstern Art aber, welche die ungleich zahlreichere Classe bilden, zeigt sich recht deutlich,

1) Il. I, 238; II, 205; IX, 98.
2) Odyss. VI, 233.
3) Otfr. Müller, Gesch. d. gr. Litt. Bd. I, S. 24 fg.

wie ihre Gestaltung von einer Zeit ausging, in der das heroische Königthum und der Kriegsadel, der es hob und trug, aber auch ein stolzes Bewußtseyn seiner Kraft und Bedeutung hatte, die Seele aller Verhältnisse waren. Die Götter haben ihren Sinn nur auf Krieg und Staatsangelegenheiten gerichtet, Zeus beruft sie zur Rathsversammlung wie ein irdischer König die Vornehmsten seiner Edeln; seinen Befehlen zu gehorchen, zeigen sie sich eben nicht immer willig. Und wie die Götter Menschen geworden sind in ihren Beziehungen zu einander, sind auch in ihr Inneres menschliche Leidenschaften eingezogen. Liebe und Haß, Zorn und Begierde bewegen sie und bestimmen oft ihre Entschlüsse und Handlungen; ja sie verführen sogar die Sterblichen zu Ungerechtigkeiten, wenn es ihren Plänen dient. Andererseits halten sie aber auch Recht und Ordnung aufrecht. Wer die heiligen Satzungen ehrt, durch Opfer und Gebet einen frommen Sinn bewährt, den schützen sie, und bestrafen die Frevler. Bald wirken sie also im Sinne eines höhern Sittengesetzes, bald durchkreuzen sie es mit ihren Leidenschaften, sie thun das erste, indem sie höhere Gewalten, das zweite, in so fern sie Individuen sind. Da tritt nun, um diesen Schwankungen und dieser Willkür ein gesetzmäßiges Walten gegenüberzustellen, die Idee des Schicksals ein. Auch dieses ist personificirt; die unerbittlichen Schwestern, Moiren (bei den Römern Parzen) genannt, spinnen dem Menschen bei der Geburt den Faden seines Verhängnisses. Zwar ist bei den homerischen Sängern das Verhältniß der Götter zum Schicksal nicht folgerecht durchgeführt. Während Athene in Mentors Gestalt zum Telemach sagt [1]), ein Gott könne einen Liebling zwar auch in der Ferne erretten, nicht aber den Allen gemeinsamen Tod von ihm abwehren, wenn das Geschick sich ihm naht — überlegt dagegen Zeus [2]), ob er seinen gelieb-

1) Odyss. III, 231.
2) Il. XVI, 433.

ten Sohn Sarpedon dem Tode von der Hand des gegen ihn anstürmenden Patroklus überliefern, oder das Verhängniß wenden soll, so daß er als oberster Gott die Erfüllung des Schicksalsschlusses in seiner Hand zu haben scheint. Eine Inconsequenz, die sich eben aus jener Doppelnatur der Götter hinreichend erklärt. Immer aber zeigt sich in der Vorstellung vom Schicksal die Idee einer Nothwendigkeit, welche, als Gegensatz zum Individuellen und seiner Freiheit entstanden, sie begrenzt und hemmt [1]); und bei den tragischen Dichtern sind die diese Nothwendigkeit darstellenden Moiren zu einer Macht geworden, in deren Beschlüsse Zeus nicht nur nicht eingreifen kann, sondern der er sogar selbst unterworfen ist, wodurch denn die moralische Weltordnung festgestellt und erhoben ist über jedes unbestimmte und willkürliche Belieben, womit die Götter des Epos vermöge ihrer menschenähnlichen Bildung sie stören und verwirren können.

---

1) Solgers Mytholog. Ansichten in den Nachgelass. Schriften Bd. II. S. 707.

Bemerkungen und Erläuterungen.

I.

(Zu S. 25.)

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich unter Naturkundigen und Philosophen die gewichtigsten Stimmen für die Herkunft aller Menschen von einem gemeinschaftlichen Urstamm erklärt. Blumenbach konnte sich damals auf keine geringere Namen als Haller, Linné und Buffon berufen. Für den Letztern ist die Verbreitung des Menschengeschlechts von Einem Punkte aus ein Beweis für das Uebergewicht der menschlichen Seele. Les végéteaux, sagt er, et presque tous les animaux sont confinés chacun à leur terrain, à leur climat : et cette étendue dans notre nature vient moins des propriétés du corps que de celles de l'ame. (Hist. nat. T. XII. p. 193. Ed. Par. 1770).

Die Anatomen, welche scharfe Unterscheidungen im Körperbau der Racen nachweisen zu können glaubten, entsagten darum dem Glauben an ihre gemeinsame Wurzel nicht. Sömmering, obschon er in seiner Schrift „Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer" behauptet, daß der erstere sich weit mehr als der letztere dem Affen nähere, erklärt sich doch für die Abkunft beider von Einem Adam.

Unter den Philosophen, welche als Vertheidiger der Einheit auftraten, ist oben schon Kant genannt. Eben dahin gehört Steffens, welcher die Frage in der Anthropologie

Bd. II. S. 367 fg. und ausführlicher in einer besondern Abhandlung, Ueber die menschlichen Racen, Schriften Bd. II., S. 218 fg. behandelt hat. Es könnte aber dem trefflichen Manne begegnet seyn, der Meinung, die er bestreitet, mehr Anhänger verschafft zu haben, als der, die er in Schutz nimmt. Denn er läßt am letztern Orte zuerst die Gegner vom Gebiete der Erfahrung aus ihre Gründe mit großer Schärfe und Consequenz entwickeln, und mit größerer Beredtsamkeit als je einer von ihnen selbst es gethan. Dagegen möchten wol wenige geneigt seyn, sich mit Steffens auf den Standpunkt einer speculativen Auffassung der Erbsünde zu stellen, von welcher er die Entartung des einen Menschengeschlechts zu Racen ableitet.

Die von diesem und vielen anderen Schriftstellern bekämpfte Meinung hat in Deutschland wol zuerst Popularität erhalten durch die Zweifel, welche Georg Forster (Noch etwas über die Menschenracen, in den Kleinen Schriften Th. II. S. 288 fg., Sämmtl. Schriften, herausg. von Gervinus. Bd. IV. S. 280 fg.) der Kantischen Ansicht entgegenstellte, obschon er zuletzt versichert, daß er sich keineswegs erlaube, die Frage, ob es mehrere Urpaare gegeben habe, entscheidend zu bejahen, und nur hinzufügt: „Uebrigens sehe ich bei der Voraussetzung, daß es mehrere ursprüngliche Menschenstämme giebt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bei der Hypothese von einem einzigen Paare."

Mit desto größerer Entschiedenheit trat Rudolphi auf (Beiträge zur Anthropologie, und Grundriß der Physiologie S. 37 fg.). „Ganz falsch, sagt er, erscheint die Annahme, daß alle Menschen von einem Paar abstammen, wenn wir auf ihre Unterschiede sehen. Nie ist bei unvermischt gebliebenen Völkern, auch in den verschiedensten Klimaten, eine Ausartung beobachtet." Er will also die Lösung eines Problems, welches sich auf einen jenseits aller Erfahrung liegenden Zustand bezieht, in höchster Instanz der Erfahrung zutheilen. Und er steht nicht an, mehrere Arten des Menschen anzunehmen.

Aber mit dieser letztern Behauptung hat Rudolphi bei den deutschen Naturkundigen, welche die Frage in den Kreis

ihrer Untersuchungen gezogen haben, wenig Beifall gefunden. Ich nenne Goldfuß, Carus, Johannes Müller, Alexander von Humboldt, welche sich sämmtlich für die Einheit des Menschengeschlechts als Art erklären, und die Racen, obschon sie nicht nur in der natürlichen, sondern auch in der geistigen Entwickelung einen großen Abstand zwischen ihnen annehmen, nur für Varietäten.

Goldfuß (Grundriß der Zoologie S. 652) weis't den dem Geschlechte nach hingegebenen Aethiopiern die tiefste Stelle an; dann folgen die Malayen, die sich meist von Feld- und Baumfrüchten ernähren, und also noch wie Kinder am Busen der Mutter leben, und die Americaner, fleischgenießende Jäger, gleichsam im wilden Knabenalter. Die Mongolen, theils Hirten, theils Ackerbauer, sind ein Vereinigungspunkt Beider; endlich wiederholen die Kaukasier die Eigenschaften Aller auf einer höhern Stufe.

Carus (System der Physiologie Th. I. S. 122 fg.) nimmt eine viergliedrige Sonderung der Menschen an, und theilt sie in solche, welche gleichnißartig der Nacht, in solche, welche dem Tage, und in solche, welche den Uebergangszuständen (Dämmerungen) von Nacht zu Tag entsprechen. Die Aethiopier, bei denen die ernährenden Functionen, die Fortbildung der Gattung im Geschlechtlichen und das dunkle Reich der Leidenschaften vorherrschen, stellen die Nachtseite dar; die Kaukasier, welchen die höheren Sinnenfunctionen und das Reich freier intellectueller Bethätigung zukommen, in denen eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit von Individualitäten hervortritt, die Tagseite; die Mongolen die östliche, und die Americaner die westliche Dämmerungsseite.

Wie innerhalb einer und derselben Art sich bestimmte Eigenthümlichkeiten constant forterben können, und so Varietäten oder Abarten entstehen, hat am klarsten Joh. Müller nachgewiesen (Handbuch der Physiologie des Menschen Bd. II. Abth. I. S. 770 fg.): „Je öfter sich das Gleiche mit Gleichem ohne fremde Einmischung paaret, um so länger wird sich der Typus, zu welchem die Zeugenden gehören, erhalten. Auf diese Art wird sich unabhängig von allen äußeren

Einflüssen eine Race bilden und erhalten können, welche zum Variationskreis der Art, d. h. zum Kreise ihrer aus inneren Ursachen möglichen Variationen gehört. Man stelle sich eine Brut von möglichst gleichen Eltern vor, deren Junge sich wieder unter sich begatten, und lasse diese Vermischungen immer innerhalb der Familie bleiben, so wird man eine Zucht, eine Race erhalten, deren Glieder bei allen möglichen individuellen Verschiedenheiten von dem Typus der ursprünglich Zeugenden auf die Dauer beherrscht werden. Zuweilen, wenn der formgebende Typus einmal durch eine Folge der Generationen in den Gliedern einer Familie fixirt ist, wird selbst die Einmischung eines fremdartigen nicht hinreichend seyn, den ältern fixirten Familientypus zu verwischen, und das eindringende Element wird von dem ältern, ahnenreichen absorbirt werden. Dahin gehört ohne Zweifel die Erscheinung, daß in manchen fürstlichen Geschlechtern, trotz aller Verbindungen mit anderen Häusern, auf eine erstaunenswürdige Weise der Typus des fürstlichen Hauses sich erblich wiederholt, wie in dem Hause der Bourbonen und nicht minder in mehreren deutschen Fürstenhäusern.... Die Fortpflanzung innerhalb der Gleichartigen überliefert aber nicht allein eine im Variationskreise einer Art liegende physische Varietät, sie ist auch geeignet, die Fähigkeiten, welche die Individuen durch Erziehung erlangen, zu vererben. ... Die Variation wird ferner bedingt durch äußere Einflüsse; je länger diese wirken, um so constanter und typischer wird die Variation."

Ueber die Blumenbachschen Racen bemerkt Müller treffend, daß es weit zweckmäßiger seyn würde, sie sich als constante und extreme Formen entgegenzustellen, als alle von Blumenbach aufgeführte Völker in sie vertheilen zu wollen.

„So lange man — sagt Alexander von Humboldt (Kosmos Bd. I. S. 379) — nur bei den Extremen in der Variation der Farbe und der Gestaltung verweilte, und sich der Lebhaftigkeit der ersten sinnlichen Eindrücke hingab, konnte man allerdigs geneigt werden, die Racen nicht als bloße Abarten, sondern als ursprünglich verschiedene Menschenstämme zu betrachten. Die Festigkeit gewisser Typen schien eine solche

Annahme zu begünstigen. Kräftiger aber sprechen, auch meiner Ansicht nach, für die Einheit des Menschengeschlechts die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues, die Analogie der Abartung in anderen, wilden und zahmen Thierclassen, die sicheren Erfahrungen, welche über die Grenzen fruchtbarer Bastarderzeugungen haben gesammelt werden können."

Prichard — dessen große Verdienste um die Natur und Geschichte der Racen auch die Gegner seines Systems anerkennen müssen — glaubt nun von der einen Menschenspecies auch auf eine Urrace schließen zu dürfen (Naturg. d. Menschengeschl. deutsche Uebers. Bd. I. S. 102). Nicht so die genannten deutschen Naturforscher. Bei aller ihrer Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechts als Art, lassen sie es dahingestellt seyn, ob die Menschen zuerst an verschiedenen Orten zugleich aufgetreten seien, oder sich von Einem Orte über die Erde verbreitet haben. Alexander von Humboldt führt eine Stelle aus einer noch ungedruckten Arbeit seines Bruders Wilhelm an, in welcher dieser große Sprachforscher es für eine Unmöglichkeit erklärt, durch Geschichte und Sprachkunde zu ermitteln, ob es je einen Zeitpunkt gegeben, in welchem das Menschengeschlecht nicht in Völkerhaufen getrennt gewesen wäre. — Glücklicherweise können die Geschichte und die Naturwissenschaft die Lösung dieses dunkeln Problems fallen lassen, und sich mit dem Gewinn begnügen, den, wie ich oben (S. 25) schon bemerkte, die Ueberzeugung von der Einheit des Menschengeschlechts gewährt.

Doch wollen sich einige neuere Schriftsteller dabei nicht beruhigen. Eberhard (Die Menschenracen, eine Koburger Gymnasialschrift von 1842) findet die fünf Blumenbachschen Racen den fünf Continenten, welche „selbstständige botanische und zoologische Provinzen bilden", analog, und will daher, daß jeder Continent sein Menschenpaar als Schlußstein seiner organischen Welt hervorgebracht habe. — Damit ist nun aber für die Schwierigkeit, die der Verf. besonders hervorhebt, die constanten Eigenthümlichkeiten durch spätere Abartung zu erklären, wenig geholfen, da sich doch innerhalb derselben Continente, besonders Asiens, so manche und zum Theil sehr

scharfe Contraste finden. Glaubt man einmal der Annahme von Autochthonen nicht entgehen zu können, so ist es weit consequenter, sie, statt sie auf Welttheile zu beschränken, vielmehr auf alle Länder zu vertheilen, deren Eigenthümlichkeit mit dem physischen Typus der Bewohner übereinstimmt, wobei man denn so viele Urpaare annehmen kann, als die Hinwegräumung jener Schwierigkeit nöthig zu machen scheint.

Auch Burmeister (Geschichte der Schöpfung, S. 473) glaubt, man sei gradehin „berechtigt, die Möglichkeit, daß alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen, zu bestreiten." Derselbe Schriftsteller läugnet mit anderen Geologen die Existenz von Menschen vor der heutigen Organisationsepoche der Erde; während der ungenannte Verfasser einer Abhandlung über die Menschenracen in der deutschen Vierteljahrsschrift (1838, Heft 2) die Lösung des Räthsels der Verbreitung der Menschheit grade in der Verbindung ihrer Geschichte mit älteren geologischen Erdepochen sucht.

II.

(Zu S. 107.)

Nach Colebrooke (On the philosophy of the Hindoos in den Miscell. Essays Vol. I. p. 401) bedeutet Nirwâna sowol Erlöschung als vollkommene Ruhe. Die Seligkeit der buddhistischen Heiligen soll demnach nicht in völliger Vernichtung, sondern in unaufhörlicher Apathie bestehen. — Burnouf dagegen (in dem oben angeführten Werke p. 589) behauptet, daß das Wort, wie es nach seiner Etymologie nur Erlöschung bedeutet, auch in den älteren buddhistischen Quellenschriften in keinem andern Sinne gebraucht werde. Ob man sich aber (das. p. 18) unter dieser Erlöschung nur das Ende der äußeren Beziehungen des Lebens vorstellen solle, so daß das Bewußtseyn der Persönlichkeit fortdauert, oder die Auflösung des individuellen Lebens in das allgemeine Leben aller Dinge, oder

endlich den Uebergang in ein gänzliches Nichts; das sind Fragen, die von den Secten nach ihren Standpunkten verschieden beantwortet werden. Sakyamuni selbst (das. p. 521) sah das höchste Gut in der vollständigen Vernichtung des denkenden Princips im Menschen. Er stellte sich den Eintritt in das Nirwâna wie das Erlöschen einer Lampe vor, wenn der Brennstoff gänzlich erschöpft ist.

III.

(Zu S. 144.)

Man muß es schlechthin aufgeben, aus den vorhandenen Quellen das Zeitalter des Zoroaster auch nur annähernd bestimmen zu wollen, und kann sich nur abwehrend verhalten gegen die Meinung, welche ihn in die Zeit nach Cyrus rücken will. Es verbietet dies, dünkt mich, der im Texte aus dem Entwickelungsgange des iranischen Volks hergenommene Grund so entschieden, daß der sich auf die Identität des Darius Hystaspis und des Guschtasb stützende Beweis dagegen gar nicht in Betracht kommen kann. Heißt es nicht das Verhältniß der mythisch-poetischen Geschichte zur eigentlichen ganz verkennen, wenn man die Chronologie der erstern auf die letztere anwenden will? Würde es — wenn etwa die Zeit Attila's unbekannt wäre — erlaubt seyn, ihn zu einem Zeitgenossen des ostgothischen Königs Theoderich zu machen, weil unser Epos es thut? Und doch dürfte es schwerlich so gewiß seyn, daß Guschtasb Darius, als daß Dietrich von Bern Theoderich ist.

Eben dahin führt die erstaunliche Unbestimmtheit der griechischen Angaben. Wenn Zoroaster in den Tagen des Darius gelebt hätte, würde dies den Griechen, die nach seinem Zeitalter forschten, nicht verborgen geblieben seyn; Aristoteles würde der Meinung, die ihn 6000 Jahre vor Plato setzt, nicht beigepflichtet haben. Dies bemerkt Movers (Untersuchungen über die Religion der Phönicier S. 351) mit Recht. Uebrigens hat mich dieser verdiente Gelehrte eben so wenig

überzeugt, daß Zoroaster aus einem Gott in den Gesetzgeber des Zendvolks umgedeutet worden, als daß die Lehre, die seinen Namen führt, von Westen nach Osten, von den Assyriern zu den Persern gewandert sei. Dies letztere würde voraussetzen, daß die Zendbücher nicht nur sehr spät verfaßt, sondern auch, daß der ganze in ihnen enthaltene Sagenstoff, der so entschieden auf den Nordosten von Iran hinweis't, nicht aus einer lebendigen Ueberlieferung im Volke genommen, sondern ein rein ersonnener sei.

IV.

(Zu S. 146.)

Die Erzählung Herodots faßt das Wohnen in Städten und die Absonderung des Königs von seinen Unterthanen allerdings als jetzt erst bei den Medern vorkommende, vorher noch nicht dagewesene Verhältnisse auf; man darf aber darum an ihrer sonstigen Wahrheit nicht zweifeln. Die Geschichte, welche noch bei allgemeinen Umrissen stehen bleibt, pflegt Wiederhersteller als erste Gründer darzustellen. An die erste Einrichtung civilisirter Zustände vollends hat Herodot selbst nicht gedacht, wie schon oben (S. 34) erwähnt ist. Es ist daher Deïokes eben so wenig in sehr frühe Zeiten zu setzen, wie Einige wollen, als mit Anderen den völlig mythischen Dschemschid weit hinabzurücken, und in ihm Deïokes zu erblicken. Die letztere Meinung setzt die Entwilderung Mediens in eine Zeit, wo nach Osten hin die Cultur der arischen Stammverwandten in Indien in voller Blüthe stand, nach Westen der jüdische Staat dem Untergange entgegenging, und Griechenland schon eine Reihe von Entwickelungsstufen überschritten hatte, und widerspricht daher aller historischen Analogie. Der erstern Annahme darf bloß entgegengehalten werden, daß Herodot hier einer sehr bestimmten, nichts weniger als mythischen Chronologie folgt. Dies erhellt sowol aus den Angaben der Zahlen für die einzelnen Könige, als aus der Zusammenrechnung in der vielbesprochenen Stelle I, 130., die bei dem Schriftsteller ein

genaues und klares Bild voraussetzt, wenn sie auch für die Erklärung große Schwierigkeiten hat.

V.

(Zu S. 152.)

Bähr (Ctesiae Reliquiae p. 38) und Blum (Herodot und Ktesias S. 208) machen gegen Berosus für Ktesias geltend, daß die Angaben des Letztern in die meisten späteren Geschichtswerke der Griechen und Römer vor denen des Erstern Eingang gefunden haben. Aber was beweis't dieses, als was wir leider auch sonst wissen, daß unkritische Sammler die besseren Nachrichten vernachlässigen und schlechteren folgen? Ktesias hat gewiß nicht erfunden, er schrieb eine orientalische Sage über dreißig üppige Könige, die sich näher besehen gar nicht einmal für wahre Geschichte giebt, ohne Prüfung als Geschichte nieder. Darum mußten auch die vielfachen Versuche der Neueren, seine und des Herodot Chronologie zu vereinen, fruchtlos bleiben. Daß es vor der assyrischen Herrschaft über andere Völker gewiß schon einen assyrischen Staat gegeben haben wird, kann seine Königsreihe und die gewaltige Dauer des Reichs (in der höchst wahrscheinlich ein astronomischer Cyklus steckt) nicht retten.

Eine genaue Vergleichung aller chronologischen Angaben über die assyrische Geschichte mit einer Beurtheilung der Versuche der Neueren, sie zu ordnen und festzustellen, findet man in G. Hupfelds Exercitat. Herodot. Spec. I. sive de rebus Assyriorum, wo denn auch die geringe Glaubwürdigkeit, welche Ktesias besseren Zeugen gegenüber verdient, sehr gut ins Licht gestellt ist. Wenn dieser Gelehrte aber die Uebereinstimmung zwischen den 520 Jahren des Herodot und den 526 des Berosus, welche Niebuhr hervorgehoben hat, bestreitet, weil der Erstere von der assyrischen Herrschaft über Oberasien, der Zweite von der über Babylon spricht, so kann ich ihm nicht beipflichten. Herodot sagt, daß das Beispiel der Meder

die anderen Völker gereizt habe, dasselbe zu thun, und es ist nicht abzusehen, warum er zu diesen nicht auch die Babylonier gerechnet haben soll. Ja es ist, wie auch Niebuhr bemerkt, sehr wahrscheinlich, daß Herodot für seine Rechnung gar keine andere Quelle hatte als eine babylonische, weil es eine so zuverlässige medische gewiß nicht gab. Er konnte kein Bedenken tragen, der Zahl, welche er von den babylonischen Priestern erfuhr, zu folgen, da er wußte, daß die Revolution, welche die assyrische Herrschaft brach, sich auf beide Völker erstreckte. — Dieser sich fast von selbst darbietenden Annahme zu entgehen, behauptet Hupfeld, Herodot habe die Zeit der lydischen Herakliden zu Grunde gelegt, und von dieser die Dauer der assyrischen Herrschaft abgeleitet. Es ist aber ungleich wahrscheinlicher, daß es sich umgekehrt verhalten hat, und daß Herodot auf die 505 Jahre für die Zeit von Agron bis Kandaules (I, 7) vielmehr aus der assyrisch-babylonischen Chronologie nach Abrechnung eines halben Menschenalters für Ninus geschlossen hat. Denn welche Anhaltpunkte für eine sichere Berechnung kann er in der lydischen Geschichte gefunden haben?

Man könnte indeß gegen die Gleichstellung der Zeitdauer für die medische und die babylonische Dienstbarkeit die verschiedenen Epochen des Abfalls beider Völker geltend machen. Denn den Abfall Babylons dürfen wir schwerlich später setzen, als in den Anfang der Nabonassarschen Aere, 747 vor Chr., da dieser eine bedeutende Staatsveränderung zu Grunde gelegen haben muß. Ideler (Handb. d. Chronologie Bd. I. S. 220) läugnet dies zwar, und vermuthet, daß sie sich auf eine Veränderung der Zeitrechnung beziehe. Dann müßten aber sogar schon früher selbstständige Könige in Babylon regiert haben, denn der erste Abschnitt des Ptolemäischen Kanons enthält doch nur babylonische Regenten, obschon die Ueberschrift von assyrischen und medischen spricht.

Dagegen setzt man gewöhnlich den Abfall der Meder um ein starkes Menschenalter später. Aus der in der vorigen Note berührten höchst schwierigen Stelle Herodots hat Conring (m. s. Wesselings Anm.) geschlossen, daß die medische Anarchie sechs

Jahre gedauert habe, wonach man die Befreiung (156 J. vor dem Anfange des Cyrus Ol. LV, 1) in 715 zu setzen haben würde. Damit stimmt allerdings, daß die Erschütterung, welche die assyrische Macht damals durch die schwere Niederlage Sanheribs erfuhr, Unterworfenen eine bequeme Gelegenheit zum Abfall bot, und daß Josephus (Ant. X, 2), nachdem er die Krankheit des Hiskia erzählt hat, ausdrücklich hinzusetzt: *Ἐν τούτῳ τῷ χρόνῳ συνέβη τὴν τῶν Ἀσσυρίων ἀρχὴν ὑπὸ Μήδων καταλυθῆναι.* Darauf berufen sich Hupfeld (l. l. p. 22) und Clinton (Fast. Hellen. Vol. I. p. 259); der Letztere setzt die Empörung sogar erst in 711.

Aber die Auslegung Conrings, wonach die medische Anarchie auf sechs Jahre beschränkt wird, ist nichts weniger als unzweifelhaft, Herodots Erzählung (I, 96) macht vielmehr den Eindruck einer recht langen Dauer derselben, und was die Bemerkung des Josephus betrifft, so ist es sehr denkbar, daß sie sich gar nicht auf den ersten Abfall der Meder beziehen soll, über welchen dieser Schriftsteller vielleicht auch schon keine genaue Bestimmung finden konnte, sondern auf die Erhebung des Deïokes, welche den medischen Staat erst gefährlich für die assyrische Herrschaft machte.

Hiernach dürfte die Auskunft, die Larcher trifft, indem er (Hist. d'Hérodote T. VII. p. 158) die medische Befreiung nach der babylonischen bestimmt, und jene als eine dieser kurz vorhergegangene in 748 setzt, nicht so ungereimt seyn, wie es Hupfeld (Excerc. Herodot. Spec. II. p. 62) scheint.

Wie dem aber auch sei: daß die assyrische Herrschaft vom dreizehnten Jahrhundert bis ins achte gedauert hat, ist als entschiedene Thatsache festzuhalten. Wer sich daneben von den träumerischen Königen des Ktesias nicht trennen kann, hat doch den, freilich täuschenden, Schein einer alten Quelle für sich; aber die Lehre von zwei assyrischen Reichen und einer zweimaligen Zerstörung von Ninive sollte denn doch endlich ein für allemal aus unsern Lehrbüchern verbannt seyn. An dieser Lehre ist Ktesias so wenig Schuld als irgend ein anderer alter Schriftsteller von Autorität. Es ist nichts als eine Fabel, spät in die Geschichte eingeschwärzt, durch die unglücklichste

aller kritischen Methoden, welche den Widerspruch zwischen zwei abweichenden Nachrichten dadurch auszugleichen meint, daß sie beide neben einander stehen läßt. Und doch muß man es noch immer in Zweifel gestellt sehen, ob Meder und Babylonier Ninive ein oder zweimal eingenommen haben! Und doch wird jetzt wieder bei Gelegenheit der entdeckten Denkmale von Ninive ganz ernsthaft die Frage aufgeworfen, welchem Reiche sie wol angehört haben mögen, ob dem ersten oder dem zweiten!

VI.

(Zu S. 152.)

Die Neueren schwanken in der Bestimmung der (wahren) Einnahme von Ninive zwischen 626 und 597 vor Chr., während es doch sehr leicht ist, zu zeigen, daß sie in keinem Falle früher zu setzen ist als 606 und später als 604. Nicht später als 604, denn in diesem Jahre starb nach dem Kanon des Ptolemäus Nabopolassar, von dem wir aus Alexander Polyhistor wissen, daß er der Bundesgenosse der Meder bei dieser Unternehmung war, und nicht früher als 606, weil vor diesem Jahre die Scythen Asien nicht haben verlassen können, und Herodot ausdrücklich sagt, daß Kyaxares erst nach ihrem Abzuge den Kampf gegen Ninive wieder aufnahm. Ich habe daher, weil zur siegreichen Beendung eines solchen Kriegs doch wol ein volles Jahr erforderlich gewesen seyn wird, 605 ansetzen zu dürfen geglaubt. Clinton (a. a. O. Vol. I. p. 218) hat 606, weil er glaubt, daß der Abzug der Scythen schon in 607 fällt.

VII.

(Zu S. 159.)

Nachdem Vitringa (Commentar. in Jesaiam T. I. p. 412) die Meinung von einer Einwanderung der Chaldäer in Ba-

bylonien von Norden her vorgetragen hatte, wurde sie besonders von Michaelis (Spicil. Geogr. Hebraeor. exter. P. II. p. 77 sqq.) ausgebildet. Ihm zufolge kamen die Chaldäer in der Zeit zwischen Jesaia und Jeremia in großen Haufen aus ihrem nördlichen Vaterlande in der Nähe des schwarzen Meeres, bemächtigten sich nach entscheidenden Siegen eines großen Theils von Asien und endlich auch Babylons, in dessen Nachbarschaft eine schon früher von den Assyriern gegründete Colonie ihres Volkes war. Dieser Behauptung schloß sich sofort an Schlözer, der in seinem schneidenden, keck absprechenden, affectirt naiven Ton eine Abhandlung „Von den Chaldäern" (im Repertor. für Bibl. u. Morgenl. Litt. Th. VIII. S. 113) schrieb, in der er den Satz seines Lehrers als eine entschiedene Bereicherung der alten Weltgeschichte preis't. Andere folgten, besonders Heeren (Ideen Th. I. Abth. 2, S. 152), und nun fand die Hypothese als ausgemachte Wahrheit den Weg in fast alle Handbücher, ohne daß der gegründete Widerspruch Mannerts (Geogr. d. Gr. u. R. Th. VI. H. 2. S. 317) berücksichtigt wurde. Gesenius (Comment. zum Jes. S. 746, und Art. Chaldäer in der Encykl. v. Ersch und Gruber Sect. I. Th. XVI. S. 105) geht zwar nicht so weit, wie Jene, eine förmliche Ueberschwemmung des südlichen Asiens durch die Chaldäer, eine durch sie geschehene Revolution, ähnlich der, welche Cyrus bewirkte, anzunehmen, aber auch ihm sind die Chaldäer ein vom Norden hergekommenes, wildes Bergvolk, welchem die Assyrier, die sich seiner in ihren Kriegen bedienten, im achten Jahrhundert in Babylonien Wohnsitze anwiesen, wodurch es ein ackerbauendes und civilisirtes wurde. — Und fortwährend zweifeln so Wenige (unter ihnen Leo, Lehrbuch der Universalgesch. Bd. I. S. 104, und Hupfeld, in den Exc. Herod. Sp. I. p. 16 sqq.) an der Richtigkeit dieser Hypothese, daß es der Mühe lohnt, einen Blick auf ihre Stützen zu werfen, so weit es hier in der Kürze geschehen kann.

Dieser Grundlagen sind drei: Die Erwähnung eines kriegerischen Volks, Chaldäer genannt, nördlich von Armenien, in der Nähe des schwarzen Meeres, bei Xenophon und

Strabo; die Aussprüche der hebräischen Propheten, welche den Norden als die Gegend bezeichnen, woher die furchtbaren Feinde kommen; und die Stelle des Jesaia C. 23, 13, worin von den Chaldäern als von einem neuen Volke innerhalb der Grenzen Assyriens die Rede zu seyn scheint. — Aber was den ersten Grund betrifft, so findet der Schluß von der Namensgleichheit zweier Völker auf ihre Identität nicht Statt, am allerwenigsten, wenn diese Gleichheit uns nur aus einer dritten Sprache bekannt ist. Den zweiten haben schon frühere Ausleger durch die Bemerkung erledigt, daß die Chaldäer auch aus Babylonien nur vom Norden her nach Palästina kommen konnten, wie es auch ausdrücklich Ezech. 26, 71 heißt: „Siehe, ich bringe wider Tyrus Nebukadnezar, den König von Babel, von Norden her den König der Könige". Drittens ist die Stelle des Jesaia zu dunkel, schwierig und unbestimmt, als daß man berechtigt seyn könnte, vermöge des Sinnes, welchen man den Worten gewöhnlich giebt, aus ihr eine Wanderung, Eroberung und Staatsrevolution abzuleiten, von denen sich sonst nirgends die geringste Andeutung findet. Man müßte denn so weit gehen, mit Michaelis (l. l. p. 84) in den nach Herodot zu des Kyaxares Zeiten Asien überschwemmenden Scythen die von Norden her einbrechenden Chaldäer zu sehen. Aber zu geschweigen, daß Herodot mit dem Namen der Scythen ein bestimmtes Volk, keinesweges nördliche Barbaren im Allgemeinen bezeichnet, zerstört diese Annahme sich in sich selbst. Denn wenn Kyaxares in den Scythen, die er schlug, die Chaldäer bezwungen und vertrieben hätte, so hätte er nicht unmittelbar darauf mit ihnen zur Zerstörung von Ninive gemeinschaftliche Sache machen können. Dagegen führte Berosus — wie wir schon aus dem Syncellus und Eusebius wußten, und es jetzt durch die vollständigeren Auszüge in der armenischen Uebersetzung des Letztern bestätigt sehen — chaldäische Könige als über Babylon herrschend vor den assyrischen auf; und da das Ende dieser Dynastie nicht über das funfzehnte Jahrhundert vor Chr. hinaufsteigt, so ist bei dem Alter der babylonischen Aufzeichnungen glaublich, daß er sichere Data vor sich hatte. Will man also eine Eroberung der

Chaldäer annehmen, so muß man sie wenigstens früher und nicht später setzen als die assyrische.

Nach Strabo (XVI. p. 739 B.) kann man kaum zweifeln, daß die babylonischen Chaldäer ein dort von sehr alten Zeiten her angesessener Stamm waren, der zur Herrschaft über die übrigen Babylonier gelangte, wie die Perser durch Cyrus über die anderen Iranier. Sollte es aber auch ein aus der Fremde als Eroberer gekommener gewesen seyn; immer muß er als ein durch Cultur ausgezeichneter, als ein Stamm, in welchem das intellectuelle Element so ausgebildet war, daß seine Priester schon in sehr frühen Zeiten die Priesterkaste des Gesammtvolkes wurden, betrachtet werden. Dann erklärt es sich von selbst, daß der Name dieser Weisen und der des herrschenden Stammes einer und derselbe ist, was bei der Annahme eines spät eingewanderten rohen Volkes völlig unerklärlich bleibt. — Die Stelle des Jesaia bezieht sich wahrscheinlich nur darauf, daß die Chaldäer oder Babylonier das assyrische Joch abschüttelten, was allerdings in die Zeit des Propheten fällt.

VIII.

(Zu S. 172.)

Bei den Fahrten der Phönicier in den atlantischen Ocean muß man die nach den kassiterischen Inseln, und die, welche bis zur Bernsteinküste gegangen seyn sollen, wohl unterscheiden. Jene beruhen auf den bestimmtesten Zeugnissen der Alten, namentlich Strabo's III. p. 175 D., wo es ausdrücklich heißt, daß die Phönicier früher allein im Besitze dieses Handels, den sie von Gades aus trieben, gewesen seien. Nach derselben Stelle wußten die Eingeborenen die Metalle ihres Bodens selbst zu gewinnen, die Phönicier tauschten sie gegen andere Waaren ein, und haben dort gewiß keine Niederlassung gehabt. Daneben kann der andere Weg, auf welchem nach Diodor (V, 22) das Zinn nach dem Süden kam, nämlich durch Gallien bis zum Ausflusse des Rhodanus, gar wohl be-

standen haben, obschon man vermuthen möchte, daß dieser der spätere war.

Von phönicischen Oceanfahrten nach Bernstein aber, und von den Orten, wo er hergeholt wurde, spricht keine Stelle mit Deutlichkeit. Man kann hier viel vermuthen, aber nichts entscheiden. Nur gegen die Ausdehnung dieser Fahrten bis zur Samländischen Küste sprechen die stärksten, besonders von J. H. Voß (Alte Weltkunde S. XXXIII) hervorgehobenen Gründe.

Man findet alles den Bernsteinhandel der Alten Betreffende zusammengestellt und trefflich erläutert von Voigt in seiner Geschichte Preußens Bd. I. S. 14 fg. Wie jedoch dieser umsichtige Forscher zu dem Zweifel gekommen seyn mag, ob überhaupt phönicische Schiffe je den Weg über die Säulen des Hercules hinaus gefunden haben, ist mir nicht klar.

IX.

(Zu S. 173.)

Zu Homers Zeiten scheint Sidon nicht nur allein im Besitz der phönicischen Fabrication gewesen zu seyn, sondern diese auch vorzugsweise betrieben, die Meerfahrt größtentheils den übrigen Städten überlassen zu haben. Denn in den homerischen Gedichten kommen die Sidonier nur als kunstfertige Männer vor (Il. IV, 617; VI, 289); die Seefahrer, zugleich verschlagene, trügerische Handelsleute, sind die Phönicier (Od. XIV, 289; XV, 415 sqq.). Merkwürdig ist hier besonders eine Stelle in der Erzählung von den Wettspielen zur Leichenfeier des Patroklus (Il. XXIII, 740):

Πηλείδης δ' αἶψ' ἄλλα τίθει ταχυτῆτος ἄεθλα,
ἀργύρεον κρητῆρα, τετυγμένον· ἓξ δ' ἄρα μέτρα
χάνδανεν, αὐτὰρ κάλλει ἐνίκα πᾶσαν ἐπ' αἶαν
πολλόν· ἐπεὶ Σιδόνες πολυδαίδαλοι εὖ ἤσκησαν,
Φοίνικες δ' ἄγον ἄνδρες ἐπ' ἠεροειδέα πόντον,
στῆσαν δ' ἐν λιμένεσσι, Θόαντι δὲ δῶρον ἔδωκαν.

So entschieden wird also die Entgegensetzung festgehalten, daß ein von Sidoniern verfertigtes Kunstwerk von Phöniciern über das Meer gebracht werden muß.

Darum darf auch aus Homers gänzlichem Stillschweigen über Tyrus gewiß nicht geschlossen werden, daß dieses damals in Seeunternehmungen nicht schon die anderen Städte überragt habe, was schlecht damit stimmen würde, daß es bei den alten Coloniegründungen vorzugsweise genannt wird. Den Kunstfleiß scheint es sich erst später angeeignet zu haben.

X.

(Zu S. 276.)

Ich muß die Zeitrechnung, wie sie in De Wette's Archäologie gegeben ist, die ich nach S. 200, Anm. 3. zu Grunde gelegt, hier verlassen. Die Abweichung ist wenig bedeutend, doch habe ich die Gründe anzugeben.

Der Angelpunkt für die Chronologie in den letzten Zeiten des jüdischen Reichs kann kein anderer seyn, als der in der Bibel durch die Angabe, daß die Zerstörung Jerusalems in das 19te Jahr Nebukadnezars fällt, gegebene Synchronismus. Nach dem Ptolemäischen Kanon ist dieses Jahr das J. 162 der Aera Nabonassars = 586 vor Chr., in dessen Sommer die Zerstörung zu setzen ist, wie Ideler (Handb. d. Chronol. Bd. I. S. 529) richtig bemerkt.

Es fragt sich nun, wann hiernach die Schlacht bei Megiddo, der Anfang der Verwickelungen, welche die Auflösung des Reiches herbeiführten, fällt. Wir haben zwischen beiden Begebenheiten die Regierungen des Joachas, 3 Monate, des Jojakim, 11 Jahre, des Jojachin, 3 Monate 10 Tage, des Zedekia, 11 Jahre, zusammen 22½ Jahr. Aber die elf Jahre des Zedekia waren bei der Einnahme der Stadt noch nicht vollendet (II. Kön. 25, 2. Jerem. 52, 5); eben so werden wir das 11te Jahr des Jojakim für ein nicht abgelaufenes, aber voll gezähltes halten dürfen. Fehlen aber an den 22

Jahren beider Könige auch nur wenige Monate, so werden wir mit der Schlacht bei Megiddo höchstens bis zum Frühling 608 vor Chr. hinaufkommen, gewiß nicht in 609, wie gewöhnlich angenommen wird. Hiernach erhalten wir folgende Uebersicht:

Jahre der Nabonass. Aere.	Jahre vor Chr.	
140	608	Schlacht bei Megiddo. Tod des Josias. Die 3 Mon. des Joachas. Anfang des Jojakim.
144	604	1tes J. des Nebukadnezar. Etwa in der Mitte dieses J. schließt das 4te des Jojakim.
151	597	Ende des Jojakim. Die 3 Mon. des Jojachin. Anfang des Zedekia.
162	586	19tes J. des Nebukadnezar. 11tes des Zedekia. Zerstörung Jerusalems.

So stimmt auch der Prophet Jeremia, wenn er (25, 2) das vierte Jahr Jojakims mit dem ersten Nebukadnezars zusammenfallen läßt, trefflich mit dem Kanon, und man hat nicht nöthig (nach Hitzig zu dieser Stelle S. 195) zu glauben, daß die Bibel Nebukadnezars Anfang zwei Jahre zu früh, in 606, gesetzt habe, und dann diesen vermeintlichen Irrthum durch die willkürliche Annahme zu erklären, daß mit diesem Anfange die Zeit, wo Nabopolassar seinem Sohne den Heerbefehl übergeben, gemeint sei. — Und nicht weniger stimmt der Prophet (52, 31) mit dem Kanon in der Angabe, daß das sieben und dreißigste Jahr nach der Fortführung des Jojachins zusammenfällt mit dem ersten des Evil-Merodach. Denn dieser, oder Illoarudam, wie er im Kanon heißt, gelangte demselben zufolge zur Herrschaft im J. 187 Nabon. 561 vor Chr., in welchem das 36te jener Gefangenschaft endete. Clinton (Fast. Hellen. Vol. I. p. 319) macht hier eine ganz unnütze Schwierigkeit, nach welcher und der falschen

Voraussetzung, daß die Schlacht bei Megiddo in 609 gehört, er die Zerstörung Jerusalems irrig in 587 setzt.

XI.

(Zu S. 284.)

Ueber die Abnahme des urbaren Bodens in Aegypten und das Fortrücken des Flugsandes (worüber Ritter, Th. I. S. 1020 zu vergl.) lauten die Berichte und Ansichten der Reisenden verschieden. „Kein Land, sagt v. Prokesch (Erinnerungen aus Aegypten Bd. II. S. 130) kann weniger der Civilisation entbehren, als Aegypten, das durch sie zu einem Paradiese werden kann, und ohne sie zur Wüste. Während der Jahrhunderte neugriechischer, arabischer, mameluckischer und türkischer Herrschaft, wo, einige Festzeiten ausgenommen, nichts für das Land geschah, zehrten die Einwohner noch von dem Rücklaß der blühenden Jahrhunderte unter den Pharaonen, Ptolemäern und Römern. Es ist nicht ihr Verdienst, daß Wüste und Sumpf nicht alles urbare Land verschlungen haben. Die Canäle, die Dämme bestanden, und bestanden in solcher Anlage und in solcher Menge, daß ein Jahrtausend Vernachlässigung noch immer nicht genug war, um aus Aegypten zu machen, was heut zu Tage das Land zwischen den Katarakten ist, wo die erstaunlichsten Male großer Blüthe in einer Wüste stehen, die an beiden Ufern bis an den Nil dringt. Der urbare Grund in Aegypten verlor an Ausdehnung, so wie die Werke der Alten nach und nach verfielen, verlor bis zur Hälfte des Landes, aber der Rest der Werke versicherte bis zu unseren Tagen der im Verhältniß geringer gewordenen Bevölkerung die Nahrung.“ Dagegen will Wilkinson die Zunahme des Sandes in einem so großen Maße nicht zugeben, und behauptet, daß das Land durch die Anschwemmungen des Nils einen mehr als hinreichenden Ersatz dafür erhalten habe. Er schließt seine Erörterung über den Gegenstand (Manners and customs, Ser. II. Vol. I. p. 11) mit folgen-

den Worten: I am far from affirming that no encroachment of the sand takes place; my arguments are only intended to show, that, taking into consideration the relative advance of the sand, and of the alluvial deposit, the balance is greatly in favour of the latter; and the result is, that whatever partial injury the sand may have in its power to inflict on certain spots, the extent of the land is constantly increasing, and the number of square miles of inundate arable soil is much greater now, than at any previous period.

XII.

(Zu S. 294.)

Höchst belehrend und erschöpfend nach seiner Weise hat Letronne alle bei der Memnonssäule in Betracht kommende Fragen behandelt in der 1833 erschienenen Schrift: La statue vocale de Memnon considerée dans ses rapports avec l'Égypte et la Grèce.

Letronne hat hier nachgewiesen, daß alle Zeugnisse Derer, welche den vielbesprochenen Ton wirklich vernommen, in die Zeit, wo die Bildsäule in Trümmern lag, d. i. in die Jahrhunderte zwischen Augustus und Septimius Severus fallen. Denn umgestürzt wurde der Koloß ohne Zweifel durch das Erdbeben von 27 vor Chr. und die zuerst von Heeren (Ideen, Th. II. Abth. 2. S. 231) ausgesprochene Vermuthung, daß Septimius Severus es war, der den fehlenden Oberleib ergänzen ließ, unterstützt Letronne mit guten Gründen. Severus, früher den Christen nicht ungünstig, wurde später ihr Verfolger, und da ihm der ägyptische Götterdienst eine große Theilnahme einflößte, ist es sehr wahrscheinlich, daß er, wie Viele seiner Zeitgenossen, der immer siegreichern Ausbreitung des Christenthums durch eine neue Belebung des Glaubens an die Macht der heidnischen Götter Schranken setzen zu können glaubte. Diesem Zwecke schien die Verherrlichung eines täglichen Wunders durch Wiederherstellung des

alten Standbildes, von dem es ausging, trefflich zu dienen; aber gerade diese machte es verstummen, wie aus dem Umstande, daß unter den vielen Inschriften, welche die Bildsäule bedecken, keine einzige über die Zeit jenes Kaisers hinausgeht, genügend erhellt. Ein vollgültiger Beweis mehr gegen die ohnehin sehr unwahrscheinliche Annahme, daß das Wunder ein Priesterbetrug war. Vielmehr war es ein aus natürlichen Gründen, die durch die Restauration aufgehoben wurden, hervorgehendes Phänomen. Die dem alten Untertheile, welches allein stehen geblieben war, aufgebürdeten schweren Massen hinderten fortan das eigenthümliche tönende Vibriren des Steines, das hier Statt fand, und dasselbe war, welches sich in dortigen Gebäuden bis auf den heutigen Tag nach übereinstimmenden Beobachtungen der Reisenden vernehmen läßt. „Wer sich je um Sonnenaufgang in den ägyptischen Tempeln befunden — sagt Parthey, Wanderungen durch das Nilthal S. 461 — der kennt das feine Knistern, das die Wände durchläuft, wenn der obere Theil von der Sonne erwärmt wird. Man ist anfangs geneigt, es dem rieselnden Sande zuzuschreiben, von den Füßen der kleinen Lacerten herabgeworfen, die mit der Sonne ihre Löcher in den Fugen des Steines verlassen; aber bei fortgesetzter Beobachtung zeigt sich dieser natürlichste Grund als unzulänglich, das Knistern geht wirklich von den Steinen aus, die bei schneller Erwärmung ihren Aggregatzustand verändern.“ — Der nach dem Erdbeben von der Memnonssäule übrig gebliebene Rest muß zufällig für diese Temperaturveränderung eine sehr hohe Empfindlichkeit gehabt haben, wodurch sich jenes Knistern zu einem bestimmten klangreichen Tone gestaltete.

Nicht so leicht ist aber die Frage zu beantworten, warum die Griechen in dem ägyptischen Amenophis den Memnon ihrer Mythe sahen. Jakobs (Ueber die Gräber des Memnon, Verm. Schriften Th. IV.) stellt die Ansicht auf, daß Memnon ursprünglich ein äthiopischer Gott gewesen, der von Meroe nach Aegypten gewandert sei, wo zu Theben seine Bildsäule als die des Gottes Amenophis stand, von Aegypten habe

sich sein Cultus weiter nach Asien verbreitet, besonders nach den Orten, wo seine Grabmäler gezeigt wurden.

So hätten denn allerdings die Griechen den von ihnen in einen Heros umgedeuteten äthiopischen Gott in der Statue desselben leicht erkannt. Aber wir wissen jetzt, daß diese keinen Gott Amenophis darstellte, sondern einen König, den zweiten dieses Namens, welcher nach Champollion (Précis du système hiéroglyphique p. 233) der achte in der XVIIIten Dynastie war. Letronne schlägt daher einen andern Weg ein. Er weis't nach, daß Memnon in allen Ueberlieferungen, die älter sind als Alexander, den orientalischen Aethiopiern angehört, folglich asiatischen Ursprungs ist, und erst nach dieser Zeit nach Aegypten und dem eigentlichen Aethiopien versetzt wird. Die Griechen, sagt er dann weiter, glaubten ihn in dem Koloß zu Theben dargestellt, weil sie auf ihn das Wort Memnonium bezogen, womit sie den auf dem linken Ufer gelegenen Theil der Hauptstadt bezeichnen hörten. Aber dies war ganz aus der Luft gegriffen. Memnonium ist, in seiner ursprünglichen Form Mannun oder Mennun, ein ägyptisches Wort, und bedeutet nach Peyron Behausung der Todten. Dagegen meinten die Griechen, Memnonien müßten von Memnon errichtete Gebäude seyn, und deuteten daher auf ihn die Bildsäule eines Königs, von der sie hörten, daß sie den Gründer des großen Bauwerks darstelle.

Wenn man aber auch eine solche, auf zufälligem Gleichklang beruhende Namendeutung der bekannten Sucht der Griechen, ihre Götter und Heroen überall in der Fremde zu erblicken, gemäß finden will; so ist es doch schwer zu glauben, daß eine solche Deutung in einer völlig gelehrten Zeit ihren Ursprung genommen haben soll, und noch schwerer, daß nicht etwa eine namenlose Statue, sondern das Bildniß eines von jedem der Hieroglyphen kundigen Aegypter mit der größten Bestimmtheit anzugebenden Königs erst damals für den griechischen Halbgott erklärt werden konnte. Eben so wenig kann die Annahme Wilkinsons (Topography of Thebes p. 9), daß der dem Amenophis gegebene hieroglyphische Titel Miamun (geliebt von Ammon), die Mißdeutung veranlaßt habe, befriedigen. Es scheint vielmehr, daß die Uebertragung in

einer viel ältern Zeit Statt gefunden hat, und in etwas ganz anderm als in einem flüchtigen Gleichklange ihren Grund hat; und wenn Amenophis auch kein Gott aus Meroe war, aus dem der hellenische Heros entstand, so kann doch leicht in irgend einer untergegangeuen Sage von jenem Könige für die Griechen die Veranlassung gelegen haben, ihn in den Memnon umzudeuten. Das Stillschweigen Herodots über eine solche den Hellenen nahe liegende Sage beweis't hier nichts, da er Thebens nur ein paar Mal ganz im Vorbeigehen, seiner Denkmale gar nicht erwähnt.

XIII.

(Zu S. 307.)

Die Worte des Herodot in der oben angeführten Stelle: *μηδὲ ποιεῦντα ταῦτα, μηδὲ ἀποφαίνοντα δικαίην ζόην* stehen im engsten Zusammenhange. Die schwere Strafe war gewiß nicht auf die bloße Unterlassung der Angabe, wodurch man nur gegen eine Polizeivorschrift verstieß, gesetzt, sondern auf die Verheimlichung des Erwerbs, die nur beabsichtigt werden konnte, wenn er ein unrechtlicher war. Schutz des Eigenthums durch möglichst strenge Aufsicht über die Nahrungsquelle eines Jeden war also die Hauptabsicht dieses Gesetzes. Wenn es Perizonius zum Aelian X, 14 auf die von Aristoteles, Polit. V, 11 erwähnte Tyrannenmaxime bezieht, daß die Unterthanen, mit der Sorge für die täglichen Bedürfnisse beschäftigt, keine Muße haben mögen, an eine Empörung zu denken, so irrt er, obschon Valckenaer zustimmt. Denn weder paßt diese Auslegung zu des Amasis Regierungsweise und Zwecken, noch zu den Worten des Herodot, der sich ganz anders ausgedrückt haben würde, wenn er das unbeschäftigte Leben dem beschäftigten, und nicht den unredlichen Erwerb dem redlichen hätte entgegensetzen wollen.

XIV.

(Zu S. 320.)

Heyne (Opusc. acad. Vol. I. p. 149 sqq.) hält Diodors Erzählungen von den Todtengerichten für ungegründet. Er habe sie aus einem Schriftsteller genommen, dem es, wie Xenophon in der Cyropädie, mehr darauf angekommen sei, preiswürdige Sitten und Einrichtungen zu empfehlen, als sich genau an die Wahrheit zu halten; auch könnten hieroglyphische Andeutungen und bildliche Darstellungen, die sich auf das fabelhafte Todtengericht in der Unterwelt beziehen, leicht zu Mißverständnissen geführt haben. In der That haben diese Volksaussprüche über Tugend und Laster etwas an romanhafte Schilderungen von idealen Zuständen stark Erinnerndes. Dagegen schließt Wilkinson (Ser. II. Vol. II. p. 434 sqq.) aus dem ausgekratzten Namen eines Königs in den Gräbern zu Theben, daß dieser von der Bestattung in denselben ausgeschlossen worden, und bemerkt, daß ein solcher Gebrauch auch nicht auf Aegypten beschränkt gewesen sei, da auch in Juda und Israel mehrere ruchlose Könige nicht in der Gruft ihrer Väter beigesetzt wurden. — Sind aber ein Priesterbeschluß, der einen König der Vergessenheit überliefern will, oder die durch stürmischen Ausbruch des Volksunwillens verweigerte Bestattung, mit einem förmlichen Gerichte zu vergleichen?

XV.

(Zu S. 322.)

Stellen der Alten und Neueren über diesen schwierigen Punkt findet man gesammelt und beurtheilt bei Creuzer, Commentation. Herodot. P. I. p. 307 sqq., und bei Prichard, An Analysis of the Egyptian Mythology. p. 195 sqq. Creuzer nimmt einen Unterschied zwischen einer rohern Vorstel-

lung von der Seelenwanderung, die das Volk hegte, und einem höhern und geistigern Glauben der Priester an eine Palingenesie an; in der Stelle Herodots II, 123 sehe man eine mixtam temperatamque pastoritia superstitione ac sacerdotali eruditione disciplinam. Was wird aber dadurch für die Auflösung des Widerspruchs zwischen dem Glauben an Seelenwanderung überhaupt und dem Mumisiren irgend gewonnen? Könnte das letztere etwa ein roher Volksgebrauch gewesen seyn, den die Priester vielleicht vorfanden und stehen ließen, so wäre die Sache einigermaßen erklärlich; aber eine Veranstaltung, die mit dem Cultus in so genauer Berührung stand, die so viele Kosten verursachte, so manche Kenntniß erforderte und so viele Fertigkeit, kann nur von den Priestern ausgegangen seyn. Und eine solche Einrichtung sollten sie getroffen haben, wenn dadurch ein Glaube gefördert worden wäre, der mit dem ihrigen in keine Art von Uebereinstimmung zu bringen war? Diese Uebereinstimmung wäre nun allerdings gefunden, wenn man mit einem von Prichard citirten englischen Reisenden annehmen dürfte, daß die Aegypter die Körper in einem möglichst unversehrten Zustande erhalten wollten für die Wiedereinkehr der Seelen in sie nach ihrer dreitausendjährigen Wanderung, mit anderen Worten, wenn man den Glauben an Wiederauferstehung des Fleisches bei ihnen voraussetzen könnte. But, fügt Prichard hinzu, if so remarkable a doctrine was really prevalent among the Egyptians, we must suppose, that they took extraordinary care to conceal it, since not the sligthest hint respecting it has reached our times. So gegründet dies auch ist, so könnten die ägyptischen Priester doch leicht gelehrt haben, daß die Seele nach vollendetem Kreislaufe wiederum, nicht wie Herodot sagt, in einen eben geborenen Menschenleib, *ἐς ἀνθρώπου σῶμα γινομένον*, einkehre, sondern in eben den, den sie früher bewohnte, und Herodots Auffassung könnte eine von den Flüchtigkeiten seyn, deren sich die Griechen bei der Darstellung ägyptischer Meinungen und Sitten so manche haben zu Schulden kommen lassen. Aehnlich wie jener Engländer urtheilt über das Mumisiren Fr. Schlegel (Gesch. d. Litteratur, Werke Bd. I. S. 180), in-

dem er eine Ahnung darin sucht von der Auferstehung des Leibes, wie sie das Christenthum lehrt, ein dunkles Gefühl, „daß das geheimnißvolle magnetische Band zwischen der befreiten Seele und dieser Mumie des irdischen Leichnams nicht ganz aufgehoben sei, daß es vielleicht wieder angeknüpft werden solle, daß auch dieser materielle Leib an der Unsterblichkeit seinen Theil haben und einst von neuem belebt und erweckt werden solle" — eine Vorstellung, durch die er sich selbst diese christliche Lehre gedeutet zu haben scheint.

XVI.

(Zu S. 326.)

Ueber die mannigfache Gestaltung der Sagen von der Erfindung der Buchstabenschrift bei Griechen und Römern finden sich reiche Nachweisungen bei Franz, Elementa epigraphices Graecae p. 12 sqq., welchen in Bezug auf die in Aegypten gemachte Erfindung hinzuzufügen ist die Stelle des Augustinus, De civit. Dei XVIII, 40, aus der hervorgeht, daß der vielbelesene Varro sich zu dieser Meinung bekannte. Er hatte geschrieben, daß die Aegypter die Erfindung magistra Iside gemacht non multum ante annorum duo millia (vor der Zeit des Augustinus). Lehrreich ist die in wenige Zeilen gefaßte Geschichte der Schrift, die Tacitus, indem er der neüen Buchstaben des Kaisers Claudius erwähnt, giebt, Annal. XI. 14. Primi per figuras animalium Aegyptii sensus mentis effingebant ... et litterarum semet inventores perhibent; inde Phoenicas, quia mari praepollebant, intulisse Graeciae, gloriamque adeptos, tanquam repererint, quae acceperint. Von wem diese Ansicht auch herrührt, sie geht darauf aus, die beiden Sagen, die von der ägyptischen und die von der phönicischen Erfindung, und keinesweges unkritisch, mit einander zu verbinden.

Wie nun, was Tacitus bloß durch ein et neben einander stellt, in ursachlicher Verbindung steht, mit anderen Worten,

wie aus der symbolischen Schrift die phonetische hervorging, giebt richtig an Champollion, Précis du syst. hiérogl. p. 311: Par la méthode symbolique l'Égyptien avait déjà l'habitude, contractée peut-étre dès-long-temps, de représenter indirectement les idées dont les objets n'ont point de forme, par l'image d'objets physiques ayant certains rapports vraix ou faux avec les objets des idées purement abstraites, dont ces objets physiques devenaient par cela même des signes indirects. On put donc trouver également facile, convenable et même naturel, d'exprimer tel ou tel son par l'image d'un objet physique auquel le son à peindre se rapportait plutôt qu'à tout autre dans la langue parlée; et le but se trouva atteint, lorsque l'Égyptien eut conçu et eprouvé la possibilité de représenter indirectement, ou plutôt de rappeler le souvenir de chaque son de la langue, par l'image d'objets matériels dont le signe vrai ou mot qui les exprimait dans la langue égyptienne, contenait en première ligne le son qu'il s'agissait de peindre. — Schnaase (Gesch. d. bild. Künste Bd. I. S. 316) findet eine solche Zertheilung des Worts in Bilder von Gegenständen mit völligem Absehen von ihrer Natur so schwierig und schwerfällig, daß er annehmen zu müssen glaubt, der Erfinder der phonetischen Hieroglyphe habe die Buchstabenschrift irgend woher schon kennen müssen. Es ist aber leicht, das Argument des scharfsinnigen Mannes gegen ihn selbst zu kehren. Denn grade das Schwierige und Schwerfällige verräth die ersten Stufen der Erfindung, denen es immer anklebt; daß man aber von dem schon gewonnenen Leichten und Flüssigen aus absichtlich auf solche Stufen sich begeben, ist kaum denkbar, gewiß ohne Beispiel.

Den Uebergang von der ägyptischen Lautschrift zur semitischen will indeß Hitzig nicht zugeben. „Das semitische Alphabet, sagt er (Die Erfindung des Alphabets S. 37), erscheint als vollkommen selbständig, unabhängig von jedem andern, und ist, wie die Buchstabennamen beweisen, auf semitischem Sprachboden, wie die Zeichen für echt semitische Laute, z. B. die Kehlhauche, darthun, für semitisch Sprechende er-

funden worden." Dagegen bemerkt Olshausen (Ueber den Ursprung des Alphabets, 1841) mit Recht, daß, da sich bei unmittelbaren Nachbarn ein nach demselben Princip gestaltetes Bilderalphabet findet, die Präsumtion dafür ist, daß dieses Princip nur einmal erfunden sei. Und da ist denn aus den eben angeführten Gründen die Priorität der Aegypter unzweifelhaft. Darin aber kommen beide Forscher überein, daß der Ruhm, das semitische Alphabet gestaltet zu haben, eher den Israeliten als den Phöniciern gebühre, was denn bei Hitzig als eigentliche Erfindung des Alphabets erscheint. Ewald dagegen findet dies weder beweisbar noch an sich wahrscheinlich; doch hält er mit Entschiedenheit die Ansicht fest, daß, welches auch das semitische Urvolk gewesen seyn mag, dem die Hälfte der gebildeten Erde diese unschätzbare Erfindung verdankt, sie recht eigentlich eine Frucht des frühen Zusammenwirkens der ägyptischen und semitischen Bildung ist; da der Gedanke, die ägyptische Bilderschrift zu einer festen Lautschrift auszubilden am nächsten entstehen konnte, wenn ein Volk mit nichtägyptischer Sprache sie nach seinem Bedürfniß anwenden wollte. (Geschichte des Volkes Israel Bd. I. S. 68, 69, 474.) Und dieses darf als das wahrscheinlichste, und so weit es überhaupt möglich, Dinge der fernsten Urwelt ins Licht zu setzen, fast gewisse Ergebniß der bisherigen Forschungen betrachtet werden.

XVII.

(Zu S. 327.)

Was, bis vor einigen Jahren wenigstens, von ägyptischer Poesie und Verskunst aufgefunden ist, beschränkt sich auf ein Lied, welches in einem Grabe in der Nähe der alten Stadt Elethyia neben einem Bilde dreschender Ochsen in phonetischen Hieroglyphen zu lesen ist. Acerbi (citirt von Ideler, Hermapion p. 69) hat es in folgende italienische Verse gebracht:

Trebbiate bene, o buoi,
Non trebbierete invano,
Un quarticel di grano
Anche per voi sarà.
bis { Quel che riman di poi
Il signor nostro avrà.

So einfach und unscheinbar dies Drescherliedchen nun auch klingt, gehört doch sogar noch Alles, was man darin Zierlichkeit des Ausdrucks und Rhythmik nennen kann, dem Italiener. Wörtlich übersetzt lautet es nach Champollion, Lettres écrites d'Égypte p. 196:

Battez pour vous (*bis*) ô boeufs — Battez pour vous (*bis*). Des boisseaux pour vos maîtres.

Und damit stimmt die Uebersetzung, welche Rosellini (Monumenti dell' Egitto. P. II. T. I. p. 312) giebt, ziemlich überein. Wenn dieser hinzusetzt: Abbiamo pertanto nella interpretata iscrizione una prima prova atta a dismostrarci, che gli antichi Egiziani conoscevano l'arte di comporre in modo le parole di un discorso, da potere accommodarsi al canto, che è come dire, non essere stati ignari della poesia; so muß man gestehen, daß die Bescheidenheit der Anforderungen an die poetische Fähigkeit einer Nation nicht weiter gehen kann.

Und doch möchte ich den Aegyptern, wenn man den Begriff der Poesie in weiter Ausdehnung nimmt, alles poetische Talent keineswegs absprechen; sie besaßen es, meine ich, für die Novelle. Novellenartig scheint ihre Göttersage ausgeschmückt gewesen zu seyn, und grade der Bestandtheil ihrer geschichtlichen Ueberlieferungen, von dem wol auch der vollständige Manetho wenig enthielt, aber durch die dem Herodot mitgetheilten Sagen Reste auf uns gekommen sind, zeigt Vorliebe und Talent für diese Gattung. Vor Allem ist hier die durch das Pikante der Erfindung ausgezeichnete Erzählung vom Schatzhause des Rhampsinit zu nennen. Die bei den Aegyptern vermöge des Volkscharakters besonders beliebte Figur eines Meisters der Verschmitztheit steht im Vordergrunde; vermuthlich hat eine solche in den meisten Erzählungen die Hauptrolle gespielt.

Es ist anzunehmen, daß, wenn sich eine ägyptische Volkslitteratur ausgebildet hätte, sie in einer den spanischen Schelmenromanen ähnlichen Gattung reich gewesen wäre.

Gehört denn aber die Erfindung der Rhampsinit-Novelle den Aegyptern an? Wir haben im Pausanias (IX, 37) die Geschichte von den kunstreichen Brüdern aus Orchomenos, Trophonius und Agamedes, welche dem Könige Hyrieus ein Schatzhaus bauen, und einen herauszunehmenden Stein grade so benutzen, wie der ägyptische Baumeister; grade so wird Agamedes gefangen, und ihm von dem Bruder der Kopf abgeschnitten. Aber die Erde öffnet sich und verschlingt den Trophonius, und damit endet die griechische Fabel. Irgend ein Gräculus, meint Valckenaer, habe die Geschichte aus dem Herodot genommen, und auf die griechischen Baumeister übertragen. Dagegen erklärt sich Buttmann (Mythologus Bd. II. S. 227) „Die Sache, sagt er, ist nach aller mythologischen Analogie diese, daß ein altes orientalisches Geschichtchen, das sich in die ägyptische Sage des Rhampsinit einfügte, auch mit viel tausend anderen in die griechische Mythologie gekommen ist.“ Otfried Müller geht weiter. Nach ihm (Orchomenos S. 100) ist die griechische Erzählung die ältere, und von den nach hellenischer Sage und Weisheit haschenden ägyptischen Priestern zu einem Mährchen für ihre Königsgeschichte benutzt worden. Dies hat aber wenig Wahrscheinlichkeit, die Buttmannsche Ansicht von dem gemeinsamen Ursprunge beider Erzählungen hat eine weit größere. Gesetzt aber, Müller hätte Recht; das ägyptische Verdienst der Erfindung wäre kaum ein geringeres. Denn da, wo die griechische Sage schließt, beginnt in der ägyptischen eigentlich erst die Novelle und das Interesse daran. Die Geschichte der orchomenischen Brüder bricht eigentlich schon beim Anfange gewaltsam ab; in der andern Gestalt, in der sie der Priester Charax erzählt hatte, ist der Schluß ausführlicher, aber unklar und unbefriedigend.

XVIII.

(Zu S. 333.)

Die beiden aus Griechen und Römern bekanntesten dieser Darstellungen, die des Anubis mit einem Hundskopfe und die des Ammon mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern, beruhen nach Wilkinson auf Mißverständnissen jener Völker. Auf altägyptischen Denkmalen, sagt er (Manners etc. Ser. II. Vol. I. p. 237. 246. 440), kommen Menschengestalten mit Hundsköpfen gar nicht vor. Anubis wird mit einem Schakalskopfe, oder auch ganz als Schakal, dargestellt; und die Figur mit dem Widderkopfe ist nicht Ammon, sondern der Gott Kneph oder Neph. Doch ist zu bemerken, daß Kneph und Ammon gewissermaßen zusammenschmelzen, und Griechen und Römer Kneph als den ägyptischen Jupiter, folglich als Ammon, betrachteten.

XIX.

(Zu S. 340.)

Zu den entschiedensten Gegnern Manetho's und der Brauchbarkeit seiner Angaben gehört Prof. Hengstenberg, welcher in einer besondern Beilage zu seiner Schrift Die Bücher Mose's und Aegypten mit einer solchen Heftigkeit gegen ihn spricht, daß er ihn „ein elendes Subject, einen Windmacher von Profession" nennt, der nicht unter Ptolemäus Philadelphus, sondern erst in den Anfängen der römischen Kaiserzeit gelebt habe. Seine Beweise scheinen auf den ersten Blick treffend; näher besehen, beruhen sie theils auf Stellen aus notorisch untergeschobenen Schriften, die mit dem echten Werke nichts gemein haben, theils auf den Abweichungen der erhaltenen Auszüge aus dem letztern. Wie sich diese Abweichungen vollkommen genügend daraus erklären, daß das historische Werk schon früh interpolirt und durch Zusätze aus anderen

Ueberlieferungen und chronologischen Systemen entstellt worden ist, woraus abweichende Recensionen und Ausgaben entstanden, ist von Böckh in seinem Buche über Manetho, wo er der Hengstenbergischen Einwendungen nur vorübergehend erwähnt, dargethan. Man kann hinzufügen, daß ein so unverschämtes und erbärmliches Machwerk, wie die Manethonischen Aegyptiaca nach Hengstenberg gewesen seyn sollen, der Interpolationen gar nicht werth geachtet worden wären.

Um aber den etwa noch zweifelnden, unbefangenen Leser vollkommen zu überzeugen, genügt es, ihn auf den Josephus, und auf das große Gewicht, welches dieser in seiner Streitschrift gegen den Apion auf Manetho legt, hinzuweisen. Man kann weit entfernt seyn, von Josephus zu denken, wie der große Scaliger, aber für so gelehrt, für einen so feinen und gewandten Kopf wird man ihn doch halten müssen, daß er sich nicht täuschen lassen konnte durch ein jämmerliches Product, welches nur eben erst aufgetaucht seyn soll. Oder sollte er, selbst klar sehend, die Miene, durch einen plumpen Betrug getäuscht zu seyn, angenommen haben, um seine Leser zu täuschen? Er, der in der kritisch durchgebildeten Zeit Vespasians für ein in der griechischen Litteratur vollkommen bewandertes Publikum schrieb, sollte gewagt haben, es auf ein so nichtiges Machwerk zu verweisen? In einer Schrift gewagt haben, durch die zu überzeugen ihm besonders am Herzen lag? Eben so gut hätte er sich die ganze Mühe seiner Beweisführung ersparen können.

XX.

(Zu S. 344.)

Nach Hengstenberg soll Alles, was Josephus aus Manetho über die Hyksos auszog, nichts gewesen seyn als eine Umbildung des von den Juden erhaltenen historischen Stoffs im Interesse ägyptischer Nationaleitelkeit. Eine seltsame Eitelkeit einer Nation wahrlich, welche die Knechtschaft, in der ein anderes Volk einst bei ihr gelebt, in dessen Herrschaft, in furcht-

baren Druck, den sie während eines halben Jahrtausends erduldet, verwandelt. Wer hat je von anderen Entstellungen aus Eitelkeit als solchen, die im umgekehrten Sinn gemacht wurden, gehört? Herodots und Diodors Stillschweigen über die Hyksos kann gar nichts gegen die historische Existenz derselben beweisen, da die Auszüge dieser Schriftsteller aus der ägyptischen Königsgeschichte der ältern Zeit ganz nach dem subjectiven Maßstabe des Anziehenden und Merkwürdigen, besonders in Bezug auf Bauwerke, gemacht sind. Und eben so wenig das Ungenaue in Manetho's Bericht etwas gegen das Daseyn ägyptischer Quellen über die Hirtenkönige, die er benutzte. Denn in allen einzelnen Umständen zuverlässig kann die Geschichte nicht seyn, welche die Magerkeit der Inschriften durch Traditionen ergänzen muß.

Ueber das Verhältniß der Hyksos zu den Israeliten s. m. besonders Ewald, Geschichte des Volkes Israel Bd. I. S. 445 fg. und Bertheau, Zur Geschichte der Israeliten S. 227 fg. — Böckh a. a. O. S. 236 fg. giebt der Hyksosherrschaft keine geringere Dauer als 953 Jahre, nämlich außer 511 Jahren, wo, in Uebereinstimmung mit der Angabe des Josephus, Hirten allein, noch 442 Jahre, wo sie mit diospolitischen Königen gleichzeitig herrschen. „In diesen 442 Jahren, sagt er, bestand eine Trennung des Reiches in zwei Theile, deren einer, das Hirtenreich, wie ein Raubstaat zu betrachten ist, der vielleicht einen Stützpunkt im Osten hatte; in dem schwer zugänglichen Delta, durch Gewässer und Sümpfe und Befestigungen geschützt, widerstanden die Hirten den Thebäern, und es ist nicht an fortdauernden Krieg, sondern an häufige Befehdungen und Raubzüge zu denken, bis es der thebäischen Dynastie gelang, die Hirten gänzlich zu entfernen."

XXI.

(Zu S. 358.)

Böckh setzt den Anfang Psammitichs 16 Jahre später als Herodot, in 654 vor Chr., indem er auch für diese Saitischen

Könige den Zahlen des Africanus aus Manetho größern Glauben schenkt. Dadurch würde, da Herodot und Manetho in der Regierungsdauer des Psammitich vollkommen übereinstimmen, der Anfang Nechao's in 600 fallen, in das Jahr, in welchem er nach Herodot gestorben ist. Da nun aber die Schlacht bei Megiddo nach gewöhnlicher Annahme 609, oder, wie ich (Bemerk. X) erwiesen zu haben glaube, 608 fällt, so muß Böckh seine Zuflucht zu der Auskunft nehmen, daß Nechao, dem sein Vater im hohen Alter die Herrschaft übertragen haben möge, bei dessen Lebzeiten schon 9 bis 10 Jahre die Regierung geführt, und überdies, daß Herodot falsch berichtet gewesen sei, wenn er erzählt, Nechao habe erst, nachdem er von dem großen Canalbau abgestanden, sich zu Kriegszügen gewandt. Dies scheint mir zu künstlich. Ich habe daher geglaubt, mich einfach an Herodot halten zu dürfen, dessen ganze Erzählung von dem Verlaufe der ägyptischen Begebenheiten seit Psammitichs Alleinherrschaft den Eindruck macht, aus guten einheimischen Nachrichten gezogen zu seyn. In dem Jahre 569 für den Anfang des Amasis kommen beide Rechnungen überein, wenn man die vier Jahre wegläßt, welche Manetho, wie Böckh zeigt, in der 27sten Dynastie zu viel gerechnet hat. Bis in das Zeitalter des Cyrus also muß man hinuntergehen, um die erste Uebereinstimmung zwischen den ägyptischen Angaben, denen Herodot folgte, und denen, welche Manetho zu Grunde legte, zu finden.

Da es mir nicht vergönnt war, bei der Ausarbeitung des Textes das Werk Bunsens, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, zu Rathe zu ziehen, so benutze ich diese Gelegenheit, die allgemeinsten Ergebnisse des darin angenommenen und durchgeführten chronologischen Systems nachzutragen.

Eigenthümlich ist besonders der Weg, den Bunsen eingeschlagen hat, um zu einer Zeitrechnung für das alte Reich (so nennt er den ägyptischen Staat vor der Eroberung der

Hyksos) zu gelangen. Den Manethonischen Dynastien schreibt er urkundliche Gewißheit zu, aber als den wahren chronologischen Kanon für jene Periode betrachtet er die Königsliste des Eratosthenes, welche der Syncellus aus Apollodor mittheilt. Er führt daher die zwölf ersten Dynastien und die drei ersten Könige der 13ten, welche nach ihm das alte Reich ausmachen, auf die 38 Regierungen der Eratosthenischen Tafel, die Dauer ihrer gesammten Regierungszeit auf die 1076 Jahre derselben zurück, während sie nach Manetho's Zahlen mehr als dritthalb tausend Jahre umfaßt.

Dazu gelangt er durch eine doppelte Operation. Die erste ist, daß er die 2te, 5te, 9te und 10te Dynastie als Nebendynastien, die gleichzeitig mit den Hauptlinien (d. h. mit den memphitisch-thebäischen) an anderen Orten geherrscht haben, ausscheidet, und also den von den Aegyptologen aus Champollions Schule aufgestellten, auch von Böckh gebilligten Satz, daß alle Dynastien als entschieden aufeinander folgende zu betrachten sind, wieder umwirft; die zweite, daß er die Regierungsjahre der Manethonischen Könige, welche er in der Eratosthenischen Tafel nicht findet, nicht mitzählt, weil es bloße Mitregenten gewesen seien. Daß Manetho sie in der fortlaufenden Reihe der eigentlichen Könige aufgeführt, sei aus Mißverständniß der alten Ueberlieferung und Methode geschehen.

Folgende Sätze sind besonders bezeichnend für Bunsens Ansicht über das Verhältniß der verschiedenen chronologischen Nachrichten.

Manetho und Eratosthenes stehen auf dem Grund und Boden derselben Ueberlieferung, aber der letztere fand durch seine kritischen Forschungen erst den wahren, eine Zeit lang nicht mehr gekannten und angewandten Schlüssel wieder, vermöge dessen er die Könige herauszuheben wußte, die in fortlaufender Reihe, und nicht als bloße Mitherrscher, regiert hatten (Bd. I. S. 166 fg. Bd. II. S. 2 fg.)

Wenn man Herodots einzelne Erzählungen aus der ältern geschichtlichen Zeit Aegyptens vor den Psammitichen prüft und beleuchtet, so ist das Ergebniß eine gesteigerte Bewunde-

rung der Treue seiner Berichte, die jedoch nicht anders als höchst irrig seyn konnten, besonders in ihrer Verknüpfung und chronologischen Zusammenreihung, weil noch Niemand die allgemeine Uebersicht des Zusammenhangs gegeben hatte. (Bd. I. S. 142.)

Bei Diodor scheinen — mit einigen leicht erklärlichen Umstellungen, deren man auch bei Herodot nicht entbehren kann — die einzelnen Abschnitte ganz richtig zusammenzuhängen. (Bd. I. S. 189.)

Die ägyptischen Königslisten und Jahresreihen sind trockne Gerippe ohne Leben und Lebenszusammenhang, Namen ohne Begebenheiten, Zeitzählung ohne Geschichte, ja selbst ohne strenge und verständliche Zeitrechnung, wie der Geschichtsforscher sie braucht. Erst die griechische Forschung gab beides. Durch Eratosthenes und Apollodor trat an die Stelle dynastischer Anordnung die historische, sie suchten und fanden die streng chronologische Bestimmung der Zeiten nach den Regeln eines Kanons. So gaben sie den Schlüssel zu Manetho und zugleich die Kritik seiner Forschung. (Das. S. 190. 191.)

Den 38 Königen des alten Reichs entsprechen eben so viele Pyramiden als ihre Gräber, welche sämmtlich durchforscht, dargestellt und beschrieben sind. Die drei weltberühmten unter ihnen sind sicher nicht die ältesten. (Bd. II. S. 5. 24.)

Die Könige der vierten Dynastie, welche diese berühmtesten Pyramiden erbauten, bestimmt Bunsen (Bd. II. S. 138) jetzt, abweichend von seiner frühern Annahme (m. s. die oben S. 352 angeführte Abhandlung), folgendermaßen:

1. Cheops = Chufu (Erbauer der 2ten großen Pyramide).
2. Chephrên = Chnephre = *Chnemu-Chufu* (Gründer der größten Pyramide).
3. Mekerinus = *Menkera I.* (Erb. d. 3ten Pyr.).
4. Menkera II.
5. Pammis-Thamphthis = *Schafra* (Vollender der größten Pyramide).

[Die cursiv gedruckten Namen sind die auf den Denkmalen gelesenen.]

Ich setze nun noch aus der von Bunsen (Bd. III. S. 122) gegebenen vorläufigen Tafel einige chronologische

Bestimmungen her, und zur Vergleichung daneben die Zahlen des Africanus nach der Böckhschen Herstellung.

	Jahre vor Chr.	
	nach Bunsen.	nach dem Böckhschen, aus den Zahlen des Africanus gezogenen Kanon.
Erstes Jahr des Menes	3643	5702
Anfang der vierten (Pyramiden-) Dynastie	3229	4933
Ende des alten Reichs, Anfang der Hyksos	2568	2607
Ende der Hyksosdynastien (Anfang der achtzehnten und des neuen Reichs) . .	1639	1655
Anfang der neunzehnten Dynastie	1409	1326
Ende derselben	1298	1183
Ende der ein und zwanzigsten Dynastie .	983	934
Ende der fünf und zwanzigsten Dynastie	688	679

Es würde mich nicht befremden, wenn Jemand, der die Wichtigkeit der ägyptologischen Forschungen vollkommen anerkennt, und die Ergebnisse derselben für die Wissenschaft sehr hoch anschlägt, den chronologischen Sätzen Bunsens gegenüber folgendermaßen argumentirte.

Wenn vor Herodot noch Niemand (d. h. zunächst kein ägyptischer Priester und Schriftgelehrter) den chronologischen Zusammenhang der Landesgeschichte dargelegt hatte, so ist es gewiß nicht aus Mangel an Interesse dafür unterblieben, sondern weil die Aufgabe eine außerordentlich schwierige war. Manetho scheint, von der griechischen Wissenschaft und ihren Forderungen angeregt, der erste gewesen zu seyn, der ihre Lösung in einem umfassenden Sinne versuchte. Er legte dabei vermuthlich solche Berechnungen wie die in dem Königspapyrus (Bunsen Bd. I. S. 82 fg.) enthaltene zu Grunde, die aber wol auch nicht auf unzweifelhaften Ueberlieferungen be-

ruhten, sondern auf Annahmen, vermöge deren man den reichen in den Monumentalinschriften enthaltenen, aber unverbundenen Stoff zu ordnen versucht hatte. Dem tiefer blickenden Eratosthenes genügte Manetho's Lösung nicht. Er stellte eine andere auf. Zugegeben nun, es sei dem Scharfsinne Bunsens gelungen, zu beweisen, daß die Könige beider Verzeichnisse identisch seien, obschon es auffallend bleibt, daß der Grieche die Dynastieeintheilung des Vorgängers, welche die Uebersicht so erleichtert, ganz fallen ließ: wer bürgt dafür, daß der Schlüssel, mit dem er operirte, der echte und ein vollkommen untrüglicher war? Zu Herodots Zeiten scheint bei den Priestern auch das, was sie über die Chronologie mit Sicherheit wissen konnten, vernachlässigt, das früher Ermittelte und Festgestellte in Vergessenheit gerathen gewesen zu seyn. Die Geschichte war zu einem Chaos geworden. Man kannte eine große Zahl von Königsnamen, man wußte Einzelnes von ihren Thaten, aber die Kunde der Zeitfolge war ganz verdunkelt. Manetho brachte von neuem Licht in dies Dunkel; besonders muß man annehmen, daß es ihm gelang, die chronologische Folge bis zur achtzehnten Dynastie, oder dem Anfange des neuen Reichs, zurück im Ganzen und Großen richtig zu ordnen. Von den Hyksos an und weiter hinauf aber nahm er zur Anordnung des zerstreuten, unverbundenen Stoffs zu einer Hypothese seine Zuflucht, ohne Zweifel der von dem Ablaufe der Königsreihen seit Menes nach Hundssternperioden, da man unmöglich annehmen kann, daß ein bloßer Zufall diese Uebereinstimmung herbeigeführt hat. Aber eben darum konnte ein so heller und vorurtheilsfreier Kopf wie Eratosthenes sich bei dieser Annahme nicht beruhigen. Er verfuhr gewiß mit einer weit schärfern Kritik, aber auch seiner Rechnung konnte nur eine Hypothese zu Grunde liegen, die allerdings, weil sie von ihm herrührt, Achtung verdient, die aber schwerlich auf größere Gewißheit Anspruch machen kann, als andere seiner chronologischen auf Muthmaßungen gegründete Berechnungen, z. B. die der trojanischen Aere, wenn gleich die der Gewißheit fehlenden Bestimmungen in der griechischen Sagengeschichte ganz anderer Natur sind, wie in der ägypti-

schen monumentalen. Wenn es also auch mehr seyn sollte als bloße Hypothese, wenn es als ausgemacht angenommen werden kann, daß die Eratosthenische Liste grade das alte Reich, nicht mehr und nicht weniger, umfaßt; immer wird doch der Grad der Zuverlässigkeit, den wir den Manethonischen Tafeln über das neue Reich beizulegen haben, ein ungleich größerer seyn, als der, welcher irgend einer Rechnung über frühere Perioden ihrer Natur nach zukommen kann.

XXII.

(Zu S. 367.)

Wenn irgend eine Thatsache aus der iranischen Geschichte vor dem Darius Hystaspis, mit welchem die gleichzeitigen Aufzeichnungen der Griechen beginnen, sicher ist, so ist es der Umsturz der Dynastie des Deïokes durch die Waffen des Cyrus, der an die Stelle der medischen Herrschaft die persische setzt. Es ist das übereinstimmende Resultat der sonst abweichenden und aus ganz verschiedenen Quellen gezogenen Berichte des Herodot und des Ktesias. Dennoch wollen auch neuere Bibelforscher lieber der Uebereinstimmung zwischen der unhistorischen Darstellung des Xenophon und einem untergeschobenen jüdischen Werke folgen, einer Uebereinstimmung, die sogar nur auf einer willkürlichen Voraussetzung beruht. So Winer, Bibl. Realwörterb. Bd. I. S. 280, der dort citirte Gesenius, und Berthold, der am Ende seines Daniel (S. 841 fg.) in einem besondern Excurs die alte Meinung von der Identität des Darius Medus und Cyaxares II., von denen der eine so wenig existirt hat wie der andere, von neuem durchzuführen gesucht hat. Zur Widerlegung der von ihm vorgebrachten Scheingründe hatte ich mir oben eine Note vorbehalten, ich sehe aber jetzt, daß Lengerke (das Buch Daniel S. 210 fg.) dies schon mit einer so klaren und scharfen Kritik und so erschöpfend gethan hat, daß mir nichts zu thun übrig bleibt, als den Leser darauf zu verweisen.

XXIII.

(Zu S. 396.)

„So fabelhaft Herodots Erzählung lautet, sagt Niebuhr (Kl. histor. Schriften Samml. I. S. 372) möchte doch die Meinung der Späteren (Strabo VII. p. 305 B.), welche diesen Zug auf die Steppe zwischen Ister und Tyras beschränkten, nur einer vermeintlichen Glaublichkeit wegen erdacht seyn. So früh hätte doch wol der König von Asien einen Feldzug nicht aufgegeben, dessen Führung er selbst vorstand." Dagegen muß sich zuerst bemerken, daß Strabo doch gar nicht sagt, Darius sei nur bis an den Tyras gekommen, sondern nur, daß es die Wüste der Geten war, in welcher er Gefahr lief, mit dem Heere umzukommen; dann daß, auch wenn der Schriftsteller in jenem Sinne interpretirt wird, die Noth des in jedem Falle doch sehr zahlreichen Heeres schnell hoch genug steigen konnte, um den König an seine Rettung denken zu lassen. Noch mehr löst sich diese Schwierigkeit, wenn man, was mir höchst wahrscheinlich däucht, als den eigentlichen Zweck der Heerfahrt die Eroberung von Thracien betrachtet. Was konnte Darius Ernstliches im rauhen Scythenlande wollen? Und warum machte er den großen Umweg? Aber den Scythen Schrecken einflößen, unwillkommnen Nachbarn an der beabsichtigten neuen Grenze die Lust benehmen, sie zu beunruhigen, das konnte seine Absicht seyn. Dazu sollte ein Marsch an der Küste hin genügen, aber auch dieser war ungleich gefährlicher als der König ihn geglaubt, und nur mit großer Mühe entging er dringenden Gefahren. Hatte er nun, wie ich meine, prahlerisch den großen Rachekrieg, den Zug bis ans Ende der Erde, schon bei den Vorbereitungen als die Hauptsache angegeben; so war jetzt, nach dem Fehlschlage, um so mehr Grund, das Mißlingen auf eine unermeßliche Ausdehnung des zu durchschreiten gewesenen Landes zu schieben. In diesem Sinne sagt schon Palmerius (citirt von den Auslegern zu Herodot IV, 122): Darius Hypanin, aut forte Borysthenem, Tanain esse

credidit, vel credere se simulavit, ut suae gloriae audaci mendacio velificaretur.

XXIV.

(Zu S. 401.)

Heeren (Ideen Th. I. Abth. 1. S. 490 fg. u. S. 504) behauptet, daß in der persischen Provinzialverwaltung die Civilgewalt von der militärischen getrennt gewesen sei; er nennt das einen Vorzug, den hier die persischen Einrichtungen vor denen anderer ähnlicher Reiche gehabt, und der erst durch spätern Mißbrauch verloren gegangen sei. Aber diese Meinung, die ihm Viele nachgeschrieben, hat schwerlich Grund. Das ausdrückliche Zeugniß Xenophons (Oecon. 4, 11) für das Gegentheil bezieht Heeren auf die spätere Zeit des Verfalls. Es hat zwar nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß Xenophon dies an einem Orte, wo er persische Einrichtungen als Muster aufstellt, zu bemerken unterlassen hätte. Doch es sei, daß hieraus auf frühere Verhältnisse nicht geschlossen werden könne. Was beweis't nun aber, daß in diesem die Trennung beider Gewalten Statt gefunden? Es soll dies besonders eine Stelle desselben Schriftstellers in der Cyropädie (VIII, 6, 1—3) thun. Hier erklärt Cyrus allerdings, daß er den Satrapen den Kriegsbefehl nicht anvertrauen wolle, damit, wenn ein Satrap sich übermüthig und ungehorsam zeige, er *εὐθὺς ἀντιπάλους ἔχοι ἐν τῇ χώρᾳ*. Aber der xenophontische Cyrus sagt weit mehr, was der historische hätte thun sollen und können, als was er wirklich gethan hat. Oroetes zeigte während der Magierherrschaft den größten Uebermuth. Würde er das gekonnt haben, wenn die Widersacher, durch welche der romanhafte Cyrus widerspenstige Satrapen in Zaun halten wollte, wirklich vorhanden gewesen? Und würde Darius dann genöthigt gewesen seyn, einen Schleichweg einzuschlagen, um ihn zu stürzen? — Heeren beruft sich indeß auch auf eine Thatsache, auf die von Herodot V, 31. erzählte Begebenheit. Aber diese beweis't grade gegen ihn. Aristagoras will dort den

Artaphernes zu einem Zuge gegen griechische Inseln bereden. Der Satrap zeigt sich bereit, wenn der König einwillige. Also, meint Heeren, müsse doch dieser seine Zustimmung geben, wenn ein Satrap königliche Truppen gebrauchen will. Freilich, wenn er einen Kriegszug unternehmen will. Aber folgt daraus, daß er den Befehl über die Truppen nicht hatte? Vielmehr muß er ihn gehabt haben, weil sich sonst Aristagoras nicht an ihn, sondern an den Kriegsbefehlshaber gewandt haben würde.

Uebrigens verdienen diese Abschnitte Heerens über die persische Reichsverwaltung die vielfältige Benutzung, die sie erfahren haben. Sie gehören zu den besten seines Werks.

XXV.

(Zu S. 434.)

Daß Historiker und Mythologen, welche der euhemeristischen Meinung folgen, den Meister derselben hoch stellen, ist sehr natürlich; daß aber zwei Männer sich seiner annehmen, welche von einer edlern Ansicht der Bedeutung des religiösen Glaubens erfüllt sind, muß billig befremden. Der eine derselben ist K. L. Blum, welcher (Einleitung in Roms alte Geschichte, 1828, S. 100 fg.) die Weise, auf welcher Euhemerus die alten Götter stürzte, sogar eine geistvolle nennt, und in seiner *ἱερὰ ἀναγραφή* theils eine beißende Verspottung der ganzen Heroen- und Götterwelt sieht, theils die Sehnsucht des Verfassers nach besseren Zuständen, als welche die in sich zerfallene Zeit, in der er lebte, ihm darbot. Aber das letztere kann das sehr gewöhnliche und matte Bild, welches er von dem Glücke der Bewohner seiner ersonnenen Insel Panchäa entwirft, schwerlich beweisen, und die Deutung der Liebesgöttinn, als prima quae artem meretriciam instituit, wie es beim Ennius heißt, dürfte allein hinreichen, das Prädicat „geistvoll" in sein Gegentheil umzukehren.

Der zweite jener Schriftsteller ist G. W. Nitzsch, welcher mit Blum übereinstimmend (Die Heldensage der Griechen

nach ihrer nationalen Geltung, in den Kieler philologischen Studien, 1841. S. 46) dem Euhemerus einen bewundernswürdig scharfen Blick in die Religiosität seiner Zeit beimißt. Ich gestehe, nicht zu sehen, wie es Bewunderung verdienen kann, daß ein Schriftsteller die platt und nüchtern gewordenen religiösen Gedanken seiner Zeit auf die Spitze treibt, und das vermittelst einer so schalen Erdichtung wie die Auffindung der Insel Panchäa ist. Was würde der treffliche Nitzsch sagen, wenn man dem Dr. Bahrdt einen bewunderungswürdig scharfen Blick in die Religiosität des achtzehnten Jahrhunderts zuschreiben wollte?

Zwischen beiden Vertheidigern des Euhemerus hatte L. Krahner in seinen Grundlinien zur Geschichte des Verfalls der römischen Staatsreligion bis auf die Zeit des August (ein Schulprogramm, Halle 1837) den Gegenstand behandelt, gründlich und scharf, und ihn, wie mich dünkt, ganz im rechten Lichte betrachtet. Er zeigt, daß die Meinung, die Götter seien Menschen gewesen, sich allerdings anlehnte an die alte Vorstellung von dem menschlichen Wandel der Gottheiten, welche lebendig erhalten wurde durch den Cultus vieler derselben, in so fern er eine symbolische Hindeutung auf ihren Tod enthielt, daß aber bei steigender Sittenlosigkeit und Irreligiosität dieser Cultus seiner symbolischen, d. i. einzigen Bedeutung entkleidet wurde, und nichts übrig blieb als die platte Ansicht, die Götter seien nach ihrem Tode zum Olymp erhobene Menschen, und die Tempel ihre Grabstätten. Diese Ansicht lag ganz und gar in der Richtung einer Zeit, welche Alexander und Demetrius zu Göttern machte, die auf Erden herrschten, also von Euhemerus nicht erst gebildet und hervorgerufen wurde. Auch bei seinen panchäischen Fabeln folgte dieser nur einer andern herrschenden Richtung seines Zeitalters, unerhörte Dinge in lügenhafter Uebertreibung und romanhafter Darstellung zu erzählen. — Mit Krahner stimmt einerseits überein F. D. Gerlach (Ueber die heilige Geschichte des Euemeros, in den historischen Studien S. 137 fg.), indem er hervorhebt, daß nicht Euhemerus den großen Umschwung in den Ansichten über die göttlichen Dinge erzeugt hat, dieser viel-

mehr in dem mit dem sittlichen Verfalle Griechenlands sich immer mehr entwickelnden religiösen Unglauben gegründet gewesen sei. Andererseits schreibt er dennoch dem Werke des Euhemerus eine tief eingreifende Wirkung zu; er sei es gewesen, der bei dem Volke das geheimnißvolle Band zwischen Glauben, Wissen und sittlichem Gefühl zertrennt habe. Dazu wäre aber ein Lucianisches, ein Voltairesches Maß von Geist, Witz und Spott erforderlich gewesen, welches wir jenem Werke, nach Allem was wir davon wissen, schwerlich zuschreiben können.

Wie wenig sich übrigens Euhemerus die philosophische Aufgabe gestellt hatte, die Entstehung des Glaubens an göttliche Wesen zu erklären, geht schon daraus hervor, daß er den ältesten der vergötterten Menschen, den König Uranus, zuerst die himmlischen Götter mit Opfern ehren läßt, ohne anzugeben, wodurch dieser zu dem Gedanken eines solchen Cultus gekommen sei. Daher auch schon Foucher bemerkt, daß Euhemerus mit vielen anderen alten Schriftstellern zwei Classen von Göttern angenommen habe. (Recherches sur la religion de la Grèce. Mém. I. Syst. d'Euhémère, in den Mém. de l'acad. des Inscr. T. XXXIV. p. 450.) Was Böttiger (Ideen zur Kunstmythologie Bd. I. S. 186 fg.) über Euhemerus beibringt, schließt sich ganz an Foucher an.

XXVI.

(Zu S. 436.)

Mit Recht sagt Buttmann (Die Minyer der ältesten Zeit, Mythologus Bd. II. S. 210): „Ich fürchte, man bedenkt nicht genug, daß die ganze älteste griechische Geschichte bis gegen die Zeiten des Pisistratus nur ein wissenschaftliches Product ist, gezogen aus wenig Monumenten und viel Sagen und Epopöen, mit einer Kritik, die wir nicht mehr revidiren können." Otfried Müller (Proleg. z. einer wissensch. Mythol. S. 330) stellt diesem Ausspruche die εὐήθεια der Logographen entgegen, vermöge deren man ihr Verfahren leicht

durchschaue; und dies findet seine nähere Erläuterung in einer an einer frühern Stelle desselben Buchs (S. 93 fg.) gegebenen Auseinandersetzung, wo er von den Logographen sagt: „Ihnen haben wir es zu verdanken, was sonst in der That unerklärlich wäre, daß die an so verschiedenen Orten entstandenen Genealogien der Heroen in einem leidlichen Zusammenhange und einer gewissen synchronistischen Uebereinstimmung stehen; ja wir haben dieselben wol überhaupt als die Schöpfer des in den Schriften der Späteren herrschenden Mythensystems zu betrachten. Da nun aber dieses Mythensystem keinesweges auf wissenschaftlichen Ansichten und einer eindringenden Kritik, sondern größtentheils noch auf dem Glauben an die Mythen beruht: so können wir es jetzt unmöglich sogleich zu dem unsern machen; wir müssen es im Gegentheil wieder aufzulösen, und, in so fern es Werk jener Bearbeiter war, zu zerstören suchen." Müller bekämpft also eigentlich gar nicht den Kern jener Behauptung Buttmanns, welcher gegen das Vertrauen auftritt, das man dem überlieferten Zusammenhange der ältern griechischen Geschichte zu schenken pflegt; er hält sich an den Ausdruck wissenschaftlich, und bestreitet die Unthunlichkeit einer Revision des angewandten Verfahrens. Das mußte er freilich wol, ein großer Theil der von ihm gegebenen Resultate konnte nur durch die Voraussetzung, daß eine solche Revision möglich sei, gewonnen werden. Dabei bleibt aber die Hauptsache, daß wir es auf diesem Boden überall mit subjectiven Ansichten Derer, welche seit der Entstehung der Prosa die alten, unverbundenen Sagen in Verbindung zu bringen suchten, zu thun haben. Und wenn die Logographen auch die ersten Begründer des Mythensystems sind, ist uns denn nicht Manches so überliefert, daß wir nicht mehr zu unterscheiden vermögen, was auf ihre, und was auf die Rechnung der alexandrinischen Kritiker kommt? Wird nicht dadurch, daß die Verknüpfung der alten Mythen zur Erzielung eines historischen Zusammenhangs durch zwei grundverschiedene Stufen der Anschauung und Behandlung ging, Buttmanns Behauptung eher bestätigt als entkräftet? Man berücksichtige auch, bei welcher Gelegenheit er sie vorbringt.

Es ist ein Zweifel an der Richtigkeit der angenommenen Zeitrechnung der kleinasiatischen Colonisation. „Die Sage, bemerkt er, erhielt die Veränderung der Wohnplätze im Gedächtniß; sie gestaltete sich episch in persönliche Ereignisse; und aus diesen suchte nun die späte historische Wissenschaft ein vernunftgemäßes und durch Epochen dem Verstande faßliches Ganzes zu machen." So wird der Satz auch auf andere historische Verhältnisse angewandt zu keiner übermäßigen Skepsis führen, und das „Schlüpfrige" verlieren, welches Bernhardy (Grundriß der griechischen Litteratur Th. I. S. 153) in ihm findet.

XXVII.

(Zu S. 411.)

Die Untersuchung über die Pelasger hat den Forschern immer viele Noth gemacht. There is hardly an historical question, which has been involved in greater perplexity; and certainly none, on which opinion has been more divided. Mit diesen Worten leitet der Bischof March (Horae Pelasgicae P. I. p. 1) die Mittheilung seiner Ansichten über dies Volk ein. Niebuhr, bei dem sich sonst zerstreute und dunkle Nachrichten schnell zu bestimmten Vorstellungen gestalteten, versicherte dennoch in der ersten Ausgabe seiner Römischen Geschichte (Th. I. S. 35) man müsse sich bei der Unmöglichkeit beruhigen, mit Zuverlässigkeit bestimmen zu können, welches Volk die Pelasger waren; alle Erwähnungen dieser Nation, die aus der lichtesten historischen Zeit wie aus der dunkelsten, seien uns Räthsel; als ausgemacht könne indeß angenommen werden, daß die Pelasger in der Sprache von den Griechen unterschieden waren, viele pelasgische Völker aber sich in griechische verwandelt haben — doch fügte er hinzu, eine Analogie und Verwandtschaft der allerdings verschiedenen Sprachen sei wahrscheinlich, wie sie etwa zwischen dem Slavonischen und dem Litthauischen besteht. — Es ist also unter den verschiedenen Streitfragen über die Pelasger die über ihr Ver-

hältniß zu den Hellenen, die er als eine zu lösende hervorhebt, und hier bekennt er sich zu dem vor ihm schon öfters verfochtenen Satze von der Verschiedenheit beider Nationen.

Sechzehn Jahre später fand er sich bewogen, in der völlig umgearbeiteten zweiten Ausgabe eine ausführliche Untersuchung und ein entschiedneres System über die Pelasger vorzutragen (S. 28—63). Er beschreibt den Kreis, in welchem er die pelasgischen Völker „nicht als irrende Zigeuner, sondern als fest angesessene, mächtige ehrenvolle Nationen" gefunden hat. „Nicht als Hypothese, sondern mit voller historischer Ueberzeugung sage ich, daß eine Zeit war, wo die Pelasger, vielleicht damals das ausgedehnteste aller Völker in Europa, vom Padus und Arnus bis zum Rhyndakus wohnten." An der frühern Ansicht vom Verhältnisse der Abstammung und Sprache hält er fest, Pelasger und Griechen bleiben ihm so gesonderte Völkerarten, daß er eine nahe Sprachverwandtschaft nicht für die Ursache der leichten Umbildung der ersteren in Hellenen halten kann. Als Gründe für diese Erscheinung gelten ihm die zauberische Gewalt der griechischen Sprache und Nationalität über fremde von ihnen berührte Völker, und eine bei den pelasgischen Völkern charakteristische Leichtigkeit der Umbildung zu Hellenen. — Aber jene Gewalt der Sprache war in ihrer Wirksamkeit auf ganze Massen kaum größer, als sie auch bei anderen Nationen vorkommt, die ein großes Uebergewicht einer das ganze Leben durchdringenden Bildung besitzen, und die charakteristische Fähigkeit der Pelasger, umgebildet zu werden, ist doch nur ein Schluß, den Niebuhr aus seiner Voraussetzung zieht. Ueberhaupt hat Niebuhr den Gründen Derer, die schon vor ihm dieselbe Ansicht vertheidigten, neue haltbare nicht hinzugefügt.

Sehen wir nun auf die Zeugnisse der Alten, so hat diese Meinung von der Sprachverschiedenheit keine Stütze als die vielbesprochene Stelle Herodots I. 57, nach welcher die Pelasger eine barbarische Sprache redeten — und diese Stütze ist nur eine scheinbare. Denn es ist dagegen schon öfters mit Recht eingewandt worden, daß Herodot einen im Laufe der Jahrhunderte bis zur Unkenntlichkeit entstellten Dialekt des

Urgriechischen sehr leicht mit einer eigentlich barbarischen Sprache verwechseln konnte. Allerdings werden auch sonst die Pelasger Barbaren genannt. Strabo (VII. p. 321 A) rechnet sie ausdrücklich dahin; er beruft sich auf den Hekatäus, der geschrieben hatte, daß der Peloponnes vor den Hellenen von Barbaren bewohnt gewesen sei. Aber schon Thucydides hat bemerkt (I, 3), daß der Gegensatz von Barbaren und Hellenen den Zeiten Homers noch unbekannt sei, weil diese noch nicht unter einem Gesammtnamen begriffen gewesen. Wenn spätere Schriftsteller ihn dennoch in die mythische Zeit zurückverlegten, so konnten sie nicht anders, als alle mit den Hellenen im engern Sinne damals noch nicht verschmolzenen Stämme, folglich auch die Pelasger, zu den Barbaren rechnen. Wie sehr hier Alles nicht auf Ueberlieferung gegründet ist, sondern von dem Gesichtspunkte abhängt, aus welchem der Schriftsteller den Gegenstand betrachtet, geht mit voller Evidenz daraus hervor, daß derselbe Herodot, der die Pelasger eine barbarische Sprache reden läßt, an einem andern Orte (II, 52) erzählt, daß sie in Dodona angefragt, ob es ihnen vergönnt sei, die Götternamen zu gebrauchen, die ihnen von den Barbaren zugekommen.

So fallen die Beweise, welche man aus jenen Stellen hat hernehmen wollen, und der Annahme einer ursprünglich sehr nahen Verwandtschaft zwischen den Pelasgern und den nördlichen Stämmen, die als eigentliche Hellenen angesehen wurden, steht nichts mehr im Wege. Diese Meinung ist besonders von Otfried Müller (Dorier Abth. I. S. 6 und an anderen Orten seiner Werke) mit großer Entschiedenheit ausgesprochen worden, und in der That fügen sich ihr alle mythischen und historischen Spuren so leicht, daß die besonnensten Forscher unserer Tage, K. F. Hermann (Lehrb. d. gr. Staatsalterth. 3te Aufl. S. 24), Schoemann (Antiquit. Jur. publ. Graec. p. 42), Wachsmuth (Hellen. Alterthumsk. 2te Ausg. Bd. I. S. 53) und Clinton (Fast. Hellen. V. I. p. 92 sqq.) sich zu ihr bekennen. Ich will unter den Gründen, welche sie bestätigen, nur auf einen der schlagendsten hinweisen, auf den, daß Arkadien, dessen Urbewohner entschieden Pelasger

waren, welches nie von Hellenen überzogen wurde, und immer in einer gewissen Abgeschlossenheit blieb, etwas entschieden Ungriechisches durchaus nicht zeigt.

Alles, was von den Nachrichten der Alten über die Pelasger auf uns gekommen, und was die Neueren darüber geforscht, hat am vollständigsten zusammengestellt Krause in der Encykl. v. Ersch u. Gruber Sect. III. Th. XV. S. 110 fg.

XXVIII.

(Zu S. 463.)

Ueber alles den Pelops Betreffende s. m. den gründlichen und scharfsinnigen Artikel von Krahner in d. Encykl. von Ersch und Gruber Sect. III. Th. XV. S. 282 fg. Besonders ist der Mythus sehr lichtvoll behandelt. Als thatsachliche Grundlage der Fabel betrachtet der Verfasser die bemerkte Aehnlichkeit, vielleicht Stammverwandtschaft zwischen einem peloponnesischen und einem kleinasiatischen Stamme, deren Erklärung die Sage gewöhnlich in einer angenommenen Einwanderung sucht. Es ist ganz die Ansicht Niebuhrs, welcher (Kleine histor. u. philol. Schr. Samml. I. S. 370) sagt: „Pelops Wanderung nach der Halbinsel seines Namens ist nur Bezeichnung der Verwandtschaft der Völker an beiden Ufern des ägäischen Meeres.“ Darum aber mit Buttmann (Mythologus Bd. II. S. 170), dem Krahner beistimmt, den Pelops für das Symbol eines Volkes der Pelopen halten, scheint die Nähe, in welche der Mythus den Pelops an den trojanischen Krieg gerückt hat, zu verbieten, da er solche Personificationen sonst immer gern in möglichst frühe Zeiten setzt, wo der Heros und sein Stamm leicht zusammenfallen. Pelops scheint aber überhaupt nicht Repräsentant einer Völkerverwandtschaft, sondern, als ursprünglich achäischer Heros, eines einheimischen Fürstengeschlechts, welches im Peloponnes seine Macht ausbreitet, und mit den kleinasiatischen Küsten in Verkehr und Verbindung tritt. Das erstere ist bezeichnet durch den Sieg

im Wagenkampf, der ihm Elis verschafft; für das letztere lassen Spätere die Herkunft aus Lydien eintreten. Warum sie ihn dort mit einem Königssohne identificirten, der als Knabe zerstückelt und gekocht den Göttern als Speise vorgesetzt ward, wird sich schwerlich ermitteln lassen.

XXIX.

(Zu S. 483.)

Nach Tittmann (Griech. Staatsverf. S. 71 u. 577) würde man alle Nachrichten über die politischen Einrichtungen des Theseus folgendergestalt vereinigen können. Er hat die Einwohner von Attika in die eine Stadt gezogen und dadurch nicht allein die Verbindung Aller zu einem Staate herbeigeführt, sondern auch dem Volke Schutz gegen die Fürsten oder Mächtigen in den einzelnen Districten gegeben. Dadurch eben war seine Verfassung für die Rechte des Volkes günstiger als der vorangegangene Zustand, und weil sie dieses war, weil Theseus überhaupt für den Gründer der Demokratie und der Gleichheit unter den Bürgern galt, können die Vorrechte der Eupatriden, Vorrechte, die nicht etwa auf den ersten Zustand des Staates zurückgeführt werden, sondern auf eine von ihm gemachte Eintheilung, nicht sehr groß gewesen seyn. Hiernach würde denn Theseus ein Servius Tullius Athens gewesen seyn. — Aber der Schluß von der Gründung der Gleichheit auf geringe Adelsrechte kann nicht bestehen gegen die Aufzählung dieser Rechte bei Plutarch, die ziemlich Alles umfassen, was in einem Staate auf einer frühen Entwickelungsstufe Bedeutung hat. Dagegen sind bestimmte Befugnisse der Gemeinde gar nicht genannt, und bei den Worten *τοῖς ἄλλοις πολίταις ὥσπερ εἰς ἴσον κατέστησε* kann man sich nicht viel denken. Sie sind ins Blaue hineingeschrieben, um, so gut es gehen will, zwei einander widersprechende Vorstellungen zu verbinden.

Trüge die Sage von einer demokratischen Gesetzgebung des Theseus Spuren eines höhern Alterthums, so würde man

in Verlegenheit seyn, sie mit den Zuständen und der Denkart des heroischen Zeitalters in eine nur leidliche Beziehung zu setzen. Man müßte eine solche Staatsveränderung für eine unbegreifliche Anomalie erklären, die spurlos wieder verschwunden sei, als eine der ganzen Richtung der Zeit widerstrebende. Es verräth aber die Nachricht ihre sehr späte Entstehung auch schon durch ihre abstracte Trockenheit, sie lautet, als ob von einer Einrichtung des Klisthenes die Rede wäre. Zum Charakter der alten Sage gehört aber, daß Gesetze und Einrichtungen sich in Begebenheiten, die ihre Folgen sind, spiegeln, und die Geschichte des Theseus ist so wenig als die eines volksfreundlichen Königs gebildet, daß, wie der Adel Ränke gegen ihn anspinnt, der Demos sich nicht einmal rührt, seinen Beschützer auf dem Throne zu erhalten.

Darum kann man auch Wachsmuth nicht beipflichten, wenn er (Hellen. Alterthumsk. Bd. I. S. 431) aus jener Sage entnehmen zu können glaubt, daß in einer unter dem Namen des Theseus vorgestellten Zeit etwas zu Gunsten des niedern Volkes geschehen sei. Mit einer solchen Rücksichtslosigkeit wurde in diesen Erfindungen die Geschichte behandelt, daß man sich zu fabeln erlaubte, die Volksherrschaft habe vom Theseus bis auf den Pisistratus gedauert, wie Pausanias (I. 3, 2) berichtet, der hinzusetzt, dergleichen glaubten Leute, die Alles für wahr hielten, was sie von Kindheit an in den Tragödien hörten — mit Anspielung wahrscheinlich auf die Flehenden des Euripides, wo Theseus (V. 406 fg.) von den Vorzügen der Demokratie spricht, wie ein Athener zu des Dichters Zeiten.

XXX.

(Zu S. 484.)

„Wer es über sich vermag, die persönliche Existenz eines Agamemnon und Menelaus zu läugnen, der möge auch Minos in Zweifel stellen; allein er wird dem Peloponnes seine alten Königthümer lassen, er muß einen Herrscher auf Kreta anerken-

nen, unter dem eine Art von Verfassung sich bildete, der eine Flotte besaß." So Hoeck, Kreta Bd. II. S. 45. Mich dünkt, er hat gar nicht wohlgethan, die homerischen Atriden in Erinnerung zu bringen, da dem Minos die bestimmte individuelle Zeichnung, die uns Jene so menschlich nahe rückt, gänzlich fehlt; so wie ihnen, im Dichter wenigstens, die symbolischen Beziehungen fehlen, welche Minos und seinen Stamm eng mit den Hauptgottheiten der Insel verschmelzen, wie Niemand besser dargethan hat, als Hoeck selbst. Wenn der Verfassungs- und Flottenkönig Minos persönliche Existenz hat, so ist er ein anderer als der, welcher nicht nur von Göttern stammt, sondern auch eine Göttinn ehelicht und zum Theil Götter zeugt (das. S. 53), und dann haben wir die Trennung in einen ersten und einen zweiten Minos, gegen die wiederum Hoeck mit glücklichen Waffen kämpft.

Buttmann (Mythologus Bd. II. S. 232) sieht in dem kretischen Minos, wie in seinen nahen Namensverwandten Manu in Indien und Menes in Aegypten, die mythische Personification des ersten Volksstifters, Königs und Gesetzgebers. Ob diese Ansicht richtig sei, kann man bezweifeln, Recht hat er aber gewiß, wenn er sagt, daß, weil die Ueberlieferung von Minos zu den sehr wenigen Notizen gehörte, welche die früheren Griechen über Kreta hatten, sie sich nun fest an den Begriff von Kreta heftete, und dem Sänger immer wieder vor Augen stand, so oft er Kreta erwähnte. „Die Geschichten von Theseus und Kreta dürften wahr seyn, und in Kreta geherrscht haben wer wollte, oder Niemand; so träte Minos in der griechischen Erzählung auf."

XXXI.

(Zu S. 509.)

Den bedeutendsten Versuch, den trojanischen Krieg historisch zu erklären, hat Völcker gemacht in einer Abhandlung: Die Wanderung der äolischen Colonien nach Asien als Veranlas-

sung und Grundlage des trojanischen Krieges, in der Allg. Schulzeitung f. 1839. Abth. II. Nr. 39—42. — Diese (im Titel ausgesprochene) Ansicht, sagt er, setzt den Krieg nur um einige Geschlechter später; sie läßt nur statt des Agamemnon und Menelaus ihre Enkel als Anführer der äolischen Colonien Troja und das trojanische Land erobern. Die Uebereinstimmung der von beiden Untersuchungen überlieferten Thatsachen ist so auffallend groß, daß hier kein bloßer Zufall Statt finden kann. Diese Uebereinstimmung findet Völcker darin, daß beide Male die Anführer Pelopiden, die Hauptvölker thessalische Aeolier und peloponnesische Achäer sind, die Schaaren von demselben Hafen Aulis ausgehen, das Opfer einer Jungfrau bei der Ueberfahrt vorkommt (der Athener Antiklides hatte in den Nosten geschrieben, daß dem Penthiliden Gras, als er mit den anderen Heerführern nach Lesbos abfuhr, das Orakel aufgab, dem Poseidon eine Jungfrau in das Meer zu versenken, und das Loos traf die Schwester des Smintheus, der einer der Führer war); weiter darin, daß auch mit dem Gras, wie mit dem Agamemnon, andere Könige sich vereinigen, daß, wie es zwei Hauptzüge der äolischen Colonien gab, das Alterthum auch zwei trojanische Fahrten kannte, daß beide Mal auf beiden Seiten Weg und Ziel dieselben sind, so wie das Resultat, die Besetzung nämlich derselben Gegenden und derselben Städte, daß endlich der Apollocult eben so sehr in die Geschichte des trojanischen Krieges wie der äolischen Wanderungen verflochten ist. Wie der Verfasser dies alles mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn durchgeführt hat, muß man bei ihm selbst nachlesen. Wenn er sich ferner darauf beruft, daß der trojanische Krieg als solcher nicht habe Statt finden können, weil er keine Spuren seines Daseyns in der griechischen Geschichte hinterlassen habe, und daß ein Unternehmen von einer solchen Ausdehnung und Bedeutung den Verhältnissen der Zeit ganz entgegen sei — so sind dies Behauptungen negativer Art, die man ihm zugeben kann, die aber auf die von ihm gegebene positive Lösung der Frage, worin denn nun die ganze trojanische Sage wurzle, keinen Einfluß haben. —

Daß Otfried Müller diese Lösung nicht ganz verwarf, sieht man aus der Eckermannschen Publication seiner mythologischen Vorlesungen; wie weit er sie billigte, läßt sich aus der etwas verworrenen Darstellung nicht abnehmen. Gewiß muß man beistimmen, wenn es dort (Bd. I. S. 271) heißt: „Die Sage vom trojanischen Kriege hat aus der Wanderung der Aeolier Nahrung gesogen; in der Mythologie werden oft die Urahnen genannt, wo die Nachkommen handeln." — Daß man aber weiter gehen dürfe, als bis zur Annahme der Uebertragung einzelner Begebenheiten aus der Colonisationsgeschichte in die Sagen vom Kampfe um Ilion, bezweifle ich. Wären diese nichts als ein zurückgeschobenes Bild der Kämpfe, welche die Einwanderer an der asiatischen Küste zu bestehen hatten, so müßte ihre Ausbreitung an derselben in dem Gedicht nothwendig ihre Rolle spielen, so müßten die Zerstörer des trojanischen Reiches nicht sämmtlich im europäischen Griechenland und auf den Inseln zu Hause seyn.

XXXII.

(Zu S. 532.)

Es ist dies im Wesentlichen die Ansicht Ritschls, wie er sie den Hauptzügen nach schon in der Schrift: Die Alexandrinischen Bibliotheken und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus S. 70, mitgetheilt, und später weiter ausgebildet und ausgeführt in Vorlesungen an der hiesigen Universität vorgetragen hat. Ich glaube den Dank der Leser zu verdienen, wenn ich hier, mit der Erlaubniß meines Freundes, aus dem vor mir liegenden Hefte eines seiner vorzüglichsten Schüler das Nähere über den bestimmten Stufengang mittheile, welchen nach ihm das homerische Epos durchschritten hat.

„1te Periode. Existenz einiger Heldenlieder von kleinerem Umfange, gleich vom trojanischen Kriege an, den sie besingen, erst unter den Achäern im Mutterlande, dann in den kleinasiatischen Colonien.

IIte Periode, etwa 900—800 vor Chr. Unverfälschter Gesang Homers und der Homeriden ohne Schrift mit der Aussprache des Digamma. Aus einer reichen Fülle epischer Einzellieder wählt der hervorragende Geist Homers eine Anzahl, verschmelzt sie mit eigenen, und verknüpft sie kunstgemäß zu einem Ganzen, in welchem sich Alles auf einen Mittelpunkt, der eine sittliche Idee enthält, bezieht. Es ist ein Verdienst, welches weit über eine bloße Zusammenstellung hinausliegt; es ist die erste Schöpfung eines großen organischen Ganzen. So entsteht der Umkreis der echten Ilias und Odyssee, welche in den geschlossenen Schulen fortgepflanzt wurden, während daneben auch die einzelnen Lieder, aus denen sie entstanden waren, fortgesungen werden.

IIIte Periode, 800—700 vor Chr. Vortrag der homerischen Gedichte noch immer ohne Schrift, aber mit allmählichem Verschwinden des Digamma und Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsodik, indem das Rhapsodiren nicht mehr bloß Eigenthum der Homeriden ist. Zugleich Erweiterung der Gedichte durch Einschaltungen.

IVte Periode, 700—600 vor Chr. in zwei Stufen.

1. Erste Aufzeichnung homerischer Gesänge im ältern Alphabet ohne Digamma (denn die Alexandriner fanden keine Spur mehr davon); daneben weitere Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsoden, aber ohne daß diese ihre eigene dichterische Thätigkeit dabei fortsetzen, welche zur Zeit des Pisistratus nicht mehr Statt gefunden haben kann, da dieser die homerischen Gedichte als etwas Altes vorfindet.

2. Sammlung einzelner Theile zu größeren Einheiten. Daneben noch mündlicher Vortrag, beliebige Vereinzelung und Verknüpfung, aber Sorge (Solons) für Nichtverfälschung durch Fixirung des Ueberlieferten in geschriebenen Exemplaren einzelner Gesänge, die immer häufiger werden.

Vte Periode, 600—200 vor Chr. Der Fälschung, der Vereinzelung, der beliebigen Verknüpfung wird zugleich ein Ziel gesetzt durch des Pisistratus schriftliche fixirte Anordnung des Ursprünglichen, so weit es wieder zu gewinnen war; daneben, durch Hipparchs geordnete Einrichtung, zusammenhängender

mündlicher Vortrag noch lange hin; zugleich aber Vervielfältigung der schriftlichen Exemplare des ganzen Homer; erste gelehrte Behandlung durch Liebhaber (ἐπαινέται), Umsetzung in das neue Alphabet.

VIte Periode. Die Thätigkeit der Alexandrinischen Kritiker."

So weit Ritschl. Ich wiederhole die schon im Texte gemachte Bemerkung: wenn dieser Vermittelung etwas im Wege steht, so ist es die Schwierigkeit, sich jenen im Brennpunkte stehenden größten Dichter zugleich als Urheber der ursprünglichen Ilias und der ursprünglichen Odyssee zu denken. Womit die möglichst genaue Auffassung des Verhältnisses beider Epopöen zu einander in Bezug auf ihre Entstehung der Angelpunkt der Untersuchung würde.

„Der Hauptgrund der Verschiedenheit zwischen der Ilias und der Odyssee — sagt Otfried Müller (Gesch. d. griech. Litter. Bd. I. S. 105) — ist in der Beschaffenheit der Sage und, wir dürfen hinzusetzen, in dem feinen Tacte des Dichters zu suchen, der es verstand, Einheit des Gegenstandes und Harmonie des Tones in diesem Gemälde zu bewahren, und Alles auszuschließen, was seinem Charakter nach nicht damit übereinstimmte."

Aber dies so durchführen zu können, wie es hier geschehen ist, würden wir kaum einem Dichter zutrauen, der mit dem Bewußtseyn einer überall reflectirenden, vergleichenden, trennenden, zerlegenden Zeit die ganze Natürlichkeit und Frische, die aus der unmittelbaren Anschauung stammt, verbände; und eine Zeit sollte es vermocht haben, bei der Begebenheit, Charakter, Sitte, Form der Darstellung mit gleicher Ursprünglichkeit aus der Seele quellen? Ein Dichter dieser Entwickelungsstufe sollte bei der Ilias dieses Colorit angewandt haben, und nach einiger Zeit bei der Odyssee ein anderes? Während doch grade das Feine der Verschiedenheit zwischen beiden die Allmählichkeit des Uebergangs und die reflexionslose Wahrheit der Darstellung bekundet.

„Wenn aber, sagt Müller ferner, die Vollendung der Ilias und Odyssee als ein zu ungeheures Werk für das Leben

eines einzigen Menschen erscheinen sollte, so können wir vielleicht zu der Annahme unsere Zuflucht nehmen, Homer, nachdem er in der Fülle seiner Jugendkraft die Ilias gesungen, habe in seinem Greisenalter irgend einem eingeweihten Schüler den Plan der Odyssee, der lange schon in seiner Seele gelegen, mitgetheilt und ihm denselben zur Ausführung überlassen."

Diese Annahme setzt eine andere Trennung der dichterischen Geisteskräfte voraus, die eben so unstatthaft ist wie die erste. Ein Maler mag einem Schüler eine Zeichnung übergeben, welche dieser mit genauerer Ausführung des Einzelnen auf die Leinwand überträgt, und ihr Farben giebt; aber ein Dichter, und wiederum ein Dichter jenes Zeitalters?

Der scharfsichtige Verfasser der oben schon angeführten höchst lesenswerthen Recension der Lachmannschen Abhandlungen in den Blättern f. litter. Unterh. will die Lösung der Frage von den Ergebnissen weiterer Forschungen abhängig machen. In der Ilias sieht er mit Lachmann den Sitz der Poesie in den einzelnen, relativ in sich abgeschlossenen Liederstücken, und nachdem er weiter (nach einer Andeutung von Lachmann selbst, Ueber die ersten zehn Bücher S. 167) die echten Lieder von einem mit ihnen verquickten, unechten, aller Frische und Kraft entbehrenden Füll- und Flickwerk unterschieden, sucht er in den echten eine Einheit, die von der bisher bestrittenen oder verflochtenen allerdings sehr weit verschieden, aber doch auch eine Einheit ist, die des dichterischen Geistes und der Virtuosität nämlich, ja die sogar wieder, freilich auf einem ganz andern Wege wie dem gewöhnlichen, zur Einheit der dichterischen Persönlichkeit führt. „Könnte denn nicht, fragt er, ein Cyklus geist- und inhaltverwandter solcher Lieder wie die vom Zorn des Achill und von Chriemhilde's Rache, auch wenn sie sich nicht vollständig zu einem künstlerischen Ganzen zusammenfügen wollen, doch gar wol von einem und demselben Dichter herrühren?"

Und er geht noch weiter. Er stellt die Möglichkeit in Aussicht, daß beide Dichtungen, die Ilias und die Odyssee, in ihren echten Bestandtheilen als das Werk eines und desselben Dichters erkannt werden können. Wenn das Geschäft Lachmanns nämlich — das ist seine Bedingung — vollendet,

und die Odyssee eben so wie die Ilias nicht nur in einzelne Lieder zerlegt, sondern auch ihr Zerfallen in eine echte und eine unechte Masse nachgewiesen seyn wird. Sollte dies aber nicht gelingen, sollte die Odyssee vielmehr jedem Zersetzungsversuche Widerstand leisten, so würde folgen, daß sie auf einer weitern und höhern Stufe der Kunstentwickelung steht, auf derjenigen, wo das Epos, das von der kunstgemäßen Um- und Ueberdichtung alter volksthümlicher Heldenlieder ausging, dazu gelangt ist, Werke größern Umfangs zu entwerfen, und in Einem Gusse auszuführen.

Wie im erstern Falle die sich der Voraussetzung eines und desselben Dichters immer noch entgegenstellende Schwierigkeit, die aus der innern Verschiedenheit beider Werke stammt, zu beseitigen seyn würde, hat die Beurtheilung nicht erörtert. Da aber nach einem von ihr gebrauchten Ausdruck die Odyssee „eine bisher von allen Lesern so sehr als in sich homogen empfundene Dichtung“ ist, werden sich Vermuthung und Erwartung diesem erstern Falle auch gar nicht zuwenden, sondern gewiß dem zweiten. Und dann? Wer den Wunsch hegt, ohne den durch Wolf eroberten Boden wieder aufzugeben, der Geschichte und seiner eigenen Vorstellung einen Homer zu erhalten, und nun genöthigt ist, zwischen dem Dichter der echten Ilias und dem der Odyssee zu wählen, sollte er lange anstehen, sich für den letztern zu erklären? Ist es nicht das natürlichste, sich den ionischen Smyrnäer, der in ziemlich weiter Entfernung vom troischen Schauplatz, aber dicht am vielbesuchten Hafen, den Blick auf das Meer gerichtet, lebt, als den Dichter zu denken, der sich den reisenden Helden zum Gegenstande wählt? Und ist es nicht gleichfalls weit natürlicher, sich ihn, den spätern und kunstvollern Dichter, wie den vorzustellen, dessen übermächtig schwellender Ruf den Ruhm früherer Sänger in sich aufnahm und sie namenlos werden ließ, als daß umgekehrt sein Name verschwunden sei in dem eines frühern?

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



